COGNATA AD SIDERA TENDIT

ANNEMARIE SCHNASE
ANTIQUARIN
BERLIN-SPANDAU
SEEBEFELDER STRASSE 203
FERNSPRECHER: 37 28 62

SHELF LIST
0 0301 0004266 9

127
H27
VOL. 1
PT. 1

GESCHICHTE

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ZU BERLIN

IM AUFTRAGE DER AKADEMIE BEARBEITET

VON

ADOLF HARNACK

ERSTER BAND — ERSTE HÄLFTE

BERLIN 1900

GEDRUCKT IN DER REICHSDRUCKEREI

I

VON DER GRÜNDUNG BIS ZUM TODE FRIEDRICH'S DES GROSSEN

Inhalt.

Seite

Einleitung: Leibniz und der Gedanke der Akademieen. Die Vorgeschichte der Brandenburgischen Societät der Wissenschaften (1697–1700) . . 1–69

1. Die Wissenschaft beim Ausgang des 17. Jahrhunderts S. 5 ff. — 2. Leibniz als universaler Denker und Organisator S. 9 ff. — 3. Leibniz und der Gedanke der Akademieen S. 20 f. — 4. Die Akademieen des 17. Jahrhunderts S. 21 ff. — 5. Leibnizens Societätspläne vor 1697 S. 27 ff. — 6. Die Kurfürstin Sophie Charlotte; Brandenburg tritt in Leibnizens Gesichtskreis S. 34 ff. — 7. Sophie Charlotte und Leibniz. Plan der Erbauung eines Observatoriums und der Stiftung einer Societät in Berlin S. 40 ff. — 8. Weitere Verhandlungen über diesen Plan nach Danckelmann's Sturz im Jahre 1698 S. 56 ff. — 9. Verwirklichung des Plans in Folge der nothwendigen Kalenderreform im Winter 1699/1700 S. 64 ff.

Erstes Buch: Geschichte der Brandenburgischen (Königlich Preussischen) Societät der Wissenschaften unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. (1700–1740) 71–244

Erstes Capitel: Die Gründung der Societät im Jahre 1700 (19. März bez. 11. Juli) 73–105

Zweites Capitel: Geschichte der Societät von ihrer Gründung bis zu ihrer wirklichen Einrichtung im Januar 1711 105–175

1. Berlin um das Jahr 1700, die französische Colonie, die Berliner Gelehrten, die beiden Jablonski, Kirch, Frisch und Andere. Die Gewinnung der ersten einheimischen und auswärtigen Mitglieder. Leibnizens Correspondenz S. 105 ff. — 2. Das Jahr 1701, die Königskrönung S. 118 ff. — 3. Die Jahre 1702–1705 S. 131 ff. — 4. Die Jahre 1705–1711; die wirkliche Einrichtung der Societät S. 141 ff.

Drittes Capitel: Geschichte der Societät von ihrer Einrichtung im Januar 1711 bis zum Tode Leibnizens (14. November 1716). Der Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's I. 176–215

1. Die Jahre 1711–1713, Tod des Königs Friedrich's I. S. 176 ff. — 2. Die Jahre 1713–1716, Friedrich Wilhelm's I. Regierungsantritt, Leibnizens letzte Jahre S. 189 ff.

Viertes Capitel: Fortsetzung: Geschichte der Societät unter Friedrich Wilhelm I. 215–241

Einleitung S. 215 ff. — 1. Geschichte der Societät von 1716 bis 1740 S. 219 ff. — 2. Die wissenschaftlichen Leistungen der Societät S. 235 ff.

Anhang: Zum Personalstand der Societät (1700–1740) 242–244

Zweites Buch: Geschichte der Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres Friedrich's des Grossen (1740–1786) 245–492

Erstes Capitel: Die Reorganisation der Societät und ihre Vereinigung mit der »Nouvelle Société Littéraire« (1740–1746): Die Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres 247–316

1. Erste Maassnahmen Friedrich's zur Reorganisation der Societät S. 247 ff. — 2. Die Societät zur Zeit des ersten schlesischen Krieges

50948

Seite

S. 258 ff. — 3. Die »Nouvelle Société Littéraire« S. 262 ff. — 4. Die Vereinigung der beiden Societäten zu einer neuen Akademie 1743/44; das neue Statut S. 269 ff. — 5. Der zweite schlesische Krieg, Maupertuis wird Präsident, das Statut von 1746 S. 293 ff. — 6. Geist und Ziele der Akademie Friedrich's und Maupertuis' S. 304 ff.

Zweites Capitel: Der König und seine Akademie. Die äussere Geschichte der Akademie (1746—1786) . . . . . 317—394

1. Geschichte der Akademie unter dem Präsidenten Maupertuis bis zum Ausbruch des Streites mit König und Voltaire S. 317 ff. — 2. Der Streit mit König und Voltaire, Maupertuis' Abreise von Berlin und Rückkehr 1751—1754 S. 331 ff. — 3. Maupertuis' letzte Jahre, die Akademie unter Euler's Leitung, der siebenjährige Krieg S. 345 ff. — 4. Die Akademie unter der directen Leitung Friedrich's des Grossen, d'Alembert der heimliche Präsident 1763—1770 S. 354 ff. — 5. Fortsetzung: Die Akademie in den letzten sechzehn Jahren des grossen Königs; d'Alembert und Condorcet S. 371 ff.

Drittes Capitel: Die Arbeiten und die wissenschaftliche Bedeutung der Akademie . . . . . 394—465

1. Vorlesungen, Gutachten, die Preisaufgaben S. 394 ff. — 2. Der Geist und die Leistungen der fridericianischen Akademie (der König, Voltaire, Maupertuis, Euler, Lagrange, Lambert, Bode, Marggraf, Achard, Lehmann, Gerhard, Gleditsch, Lieberkühn, Formey, Sulzer, Merian, Süssmilch u. A.) S. 422 ff. — 3. Die Schrift De la littérature allemande S. 462 ff.

Viertes Capitel (Anhang): Der Personalstand, die Publicationen, die äusseren Einrichtungen und der Etat der fridericianischen Akademie (1746—1786) . . . . . 465—492

1. Curatoren S. 465 f. — 2. Präsident S. 466. — 3. Directoren S. 466 f. — 4. Secretar S. 467. — 5. Oekonomische Commission S. 467. — 6a. Ordentliche Mitglieder, nach dem Tage ihrer Aufnahme geordnet S. 467 ff. — 6b. Ordentliche Mitglieder, nach dem Todestage geordnet S. 471 f. — 7. Ehrenmitglieder S. 472 f. — 8. Auswärtige Mitglieder S. 473 ff. — 9. Beamte; der Personalstand von 1786 S. 479 f. — 10. Publicationen der Akademie S. 481 ff. — 11. Gebäude und Institute S. 485 ff. — 12. Etat der Akademie S. 487 ff.

Portraits.

Titelbild zur ersten Hälfte des Bandes: Friedrich I., König von Preussen (nach einem Kupferstich von Johann Hainzelmann).

Zu S. 37: Sophie Charlotte, Königin von Preussen (nach einem Schabkunstblatt von Peter Schenk).

Zu S. 39: Leibniz (nach einem Schabkunstblatt von J. E. Haid).

Zu S. 247: Friedrich der Grosse (nach einem Kupferstich von Johann Georg Wille).

Zu S. 257: Maupertuis (nach einem Kupferstich von J. Daullé).

Titelbild zur zweiten Hälfte des Bandes: Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preussen (nach einer Originalaufnahme von J. C. Schaarwächter, Königl. Hofphotograph in Berlin).

Zu S. 595: Wilhelm von Humboldt (nach einer Lithographie von E. F. Oldermann).

Zu S. 837: Alexander von Humboldt (nach einem Kupferstich von Paul Siegmund Habelmann).

EINLEITUNG.

LEIBNIZ UND DER GEDANKE DER AKADEMIEEN. DIE VORGESCHICHTE DER BRANDENBURGISCHEN SOCIETÄT DER WISSENSCHAFTEN (1697–1700).

Am 11. Juli 1700 stiftete der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg in Berlin die Societät der Wissenschaften. Am folgenden Tage ernannte er Leibniz zu ihrem Präsidenten. Sechs Jahre vorher hatte er die Universität zu Halle begründet, bald darauf das Collegium Medicum in Berlin eröffnet und im Jahre 1696 die Akademie der Künste gestiftet. Diese Schöpfungen bedeuteten den Anbruch einer neuen Epoche der Wissenschaften und Künste für Preussen. Der den Glanz liebende, aber auch für das Grosse empfängliche Monarch, der sich am 18. Januar 1701 die Königskrone auf das Haupt setzte, wollte auch die Musen in seiner Residenz versammeln und Bildung in seinem Lande verbreiten.

Den aufgeschlossenen Sinn für den Fortschritt des Zeitalters, für die Pflege der schönen Wissenschaften und für die Toleranz hatte Friedrich als ein Erbe von seinem Vater, dem grossen Kurfürsten, überkommen. Dieser hatte nach den Verwüstungen des schrecklichen Kriegs die Universitäten Königsberg und Frankfurt wiederhergestellt und die Hochschule zu Duisburg gestiftet. Darüber hinaus hatte er — im Jahre 1667 — den grossartigen Plan einer brandenburgischen Universaluniversität »für die Völker, Wissenschaften und Künste« bestätigt und ihn in erhabenen und schwungvollen Worten verkündigen lassen. Eine Freistatt der Geister sollte sie sein, allen verfolgten Gelehrten Europas ein Asyl, allen bedrückten Confessionen ein Zufluchtsort, den reinen und den angewandten Wissenschaften ein Mittelpunkt werden — ein Band der Geister und eine Burg der erhabensten Beherrscherin der Welt, der Weisheit! Sie wird im Genuss ewigen Friedens sein; denn im Kriege wird sie durch Verträge als unverletzlich geschirmt; auch unter dem Schalle der Waffen werden die Musen dort nicht

schweigen. Jede freie Kunst wird ohne Einschränkung gelehrt; sie wird sich selbst verwalten, nur unter dem Kurfürsten stehen; alle wissenschaftlichen Hülfsmittel werden ihr gewährt. Das, was einst die Schüler Plato's geträumt, was die Poeten der Renaissance im Geiste geschaut hatten — Platonopolis sollte als eine evangelisch-protestantische Schöpfung in Brandenburg entstehen![1]

Ein Ideal war hier gezeichnet — Benedict Skytte, ein phantasievoller Schwede, hatte es erdacht —, seine Undurchführbarkeit musste bald erkannt werden. Streift man ihm aber die bizarre Hülle ab, so spricht es kühn und zutreffend die Bedingungen aus, unter denen die Wissenschaft allein zu gedeihen vermag, und verkündet den Segen der Wahrheitserkenntniss, die ihr Gesetz in sich selber trägt. Es bedeutet etwas in der Geschichte des preussischen Staats und der Wissenschaft, dass ein Monarch wie der grosse Kurfürst sich zu diesen Grundsätzen bekannt hat. Indem er der Wissenschaft volle Freiheit, unbedingten Schutz und alle nöthigen Mittel zugleich zusagte, hat er den unerschütterlichen Glauben an die heilsame Kraft der Wahrheit ausgesprochen. —

Das Project war in Berlin vergessen, als unter Friedrich III. der Plan zur Errichtung einer Brandenburgischen Societät der Wissenschaften auftauchte[2]. Aber ein geistiges Band zwischen jener nie verwirklichten Absicht und der gestifteten Societät besteht doch; denn aus denselben Bedingungen sind beide geboren. Hier wie dort war die Sorge für die geistige und materielle Cultur Preussens und zugleich das Gefühl der Verpflichtung als Vormacht des Protestantismus maassgebend, und hier wie dort legte der neue Besitz — die grossmüthig aufgenommene französische Einwanderung — den Gedanken nahe, diese ausgezeichneten Kräfte auch im Dienste

[1] Siehe die Acten im Geh. Staatsarchiv über diesen Plan (Kleinert, Rectoratsrede, Berlin 15. Oct. 1885). In dem vom Kurfürsten am 12. April 1667 vollzogenen und sodann gedruckten Patent (»Fundatio novae Universitatis Brandenburgicae gentium, scientiarum et artium«) heisst es u. A.: »Si qui sunt impediti Divinitatis cultu et usu sacrorum, si qui sunt asperae dominationis pertaesi, libertatis amantes, si qui sunt per ostracismum patria pulsi vel ob aliam quamcumque modo non inhonestam causam sedibus extorres ... sciant sese in hac Universitate reperturos Parnassum, Maecenatem, scientiarum et artium honorem, conscientiarum et omnium rerum decoram libertatem, solamen afflictis, exulantibus refugium et asylum etc.«

[2] Siehe Urkundenband Nr. 1. Hundertundzwanzig Jahre später hat Erman in der öffentlichen Sitzung vom 29. Januar 1789 (Mém. 1788/9 p. 9) eine Abhandlung gelesen: »Sur l'idée qu'avait eue le grand Electeur de fonder une ville savante, sous le nom d'Université Brandebourgeoise, de tous les peuples, de toutes les sciences et de tous les arts.«

der Wissenschaften zum Nutzen des Vaterlandes zu sammeln und mit den einheimischen Kräften zu verschmelzen.

Aber die neue Form einer »Societät« oder »Akademie« verlangt doch noch eine besondere Aufmerksamkeit. Die europäischen Universitäten sind auf dem Höhepunkte des Mittelalters entstanden, und ihre Einrichtung, die Lehre in festen Formen zu überliefern, entspricht der mittelalterlichen Stufe wissenschaftlicher Erkenntniss. Die Akademieen Europas gehören der Epoche an, die, durch die Renaissance und die Reformation vorbereitet, in der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt, und ihre Institutionen sind ein Ausdruck des neuen Geistes, der die Herrschaft im Reiche des Gedankens und des Lebens gewinnen sollte. Wir suchen die Grundzüge dieses Geistes, dem die alten Universitäten nicht mehr genügten, zu erkennen, bevor wir die Entstehung der Akademieen überhaupt und der Preussischen Akademie insbesondere beleuchten. Dabei wird uns sofort die Gestalt Leibnizens entgegentreten, der der Führer seines Zeitalters und der Schöpfer der meisten Akademieen des Continents, aber der wirkliche Stifter, das Haupt und die Seele unserer Akademie gewesen ist. Friedrich der Grosse hat ihn ihren »Begründer und Chef« genannt, und Diderot von ihm gerühmt: »Dieser Mann hat allein Deutschland so viel Ruhm gebracht, wie Plato, Aristoteles und Archimedes zusammen Griechenland«[1].

1.

Aus dem Zusammenwirken von drei Elementen ist der entscheidende Umschwung im geistigen und gesellschaftlichen Leben Europas entstanden, der das 18. Jahrhundert charakterisirt, aber sich bereits seit der Mitte des 17. deutlich ankündigte. Aus der Verbindung der Renaissance, der Reformation und der neuen mathematischen Naturwissenschaft haben sich jene herrlichen Bildungen entwickelt, welche der Welt ein neues Gepräge geben sollten.

Das Grundelement hat die Renaissance geliefert. Sie hat das Auge geöffnet für den Menschen und für die Dinge: sie hat nach einer auf Anschauung und Speculation sich gründenden Pansophie getrachtet; sie hat Erkennen und geistiges Geniessen als den wahrhaft würdigen Inhalt des Lebens gelehrt und ihre Jünger mit

[1] Mém. de l'Acad. Royale 1748 p. 378. Diderot. Œuvr. T. VII p. 239 ff.

dem stolzen Bewusstsein erfüllt, die Herren ihrer selbst und die Herrscher der Welt zu sein. An die Stelle der »Lehre« setzte sie die »Forschung«, an die Stelle des Himmels die veredelte Weltlichkeit; statt der Unsterblichkeit verhiess sie ewigen Ruhm. Durch die starken Kräfte einer alten Überlieferung immer wieder zurückgedrängt, in den confessionellen Kämpfen eines Jahrhunderts scheinbar geknickt und zertreten, erhob sich der Geist der Renaissance nach Ablauf des dreissigjährigen Krieges mit siegreicher Gewalt und bewies sein unverwüstliches Leben. Die »Antike«, kühn und frei in ein goldenes Zeitalter oder in einen platonischen Staat der Weisen verwandelt und mit ganz modernen Errungenschaften bereichert, blieb das Ideal, dem das ausgehende 17. und das 18. Jahrhundert zustrebten, und alle Lebenskunst, die grosse und die kleine, bewegte sich in ihren Überlieferungen. Wo sie ungebrochen herrschte, gab es keine Kirchen und Confessionen mehr, auch keine zweite Welt über dieser, sondern nur ein, Himmel und Erde umspannendes Reich.

Aber sie herrschte nicht ungebrochen. Zwar aus dem Sondergut der alten Kirche ist nichts in die neue Bildung herübergekommen; aber von der Reformation ist sie durchgreifend beeinflusst worden. Dass dem Menschen auf der Erde eine Aufgabe gesetzt ist, dass er seine Pflicht zu thun hat, dass er eines guten Gewissens bedarf, dass ein unbestechlicher Richter über ihm waltet, sind Erkenntnisse, in denen alle die grossen Führer des Zeitalters einig sind. Das Bewusstsein, zum gemeinen Nutzen wirken zu müssen und in dem Dienst einer heiligen Aufgabe zu stehen, vor der jeder Eigenwille und alle Eigenlust zurückzutreten hat, zeichnet die Träger des fortschreitenden Gedankens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aus. Diese Combination freier Selbstbehauptung und gewissenhaften, thatkräftigen Dienstes zum gemeinen Nutzen als religiöser Pflicht ist ein Erwerb des Reformationszeitalters; er ist zuerst in den protestantischen Gemeinwesen verwirklicht worden und von dort aus in die allgemeine Bildung übergegangen. Er begrenzte und versittlichte die Cultur der Renaissance und hielt zugleich den Zusammenhang mit dem Kerne der religiösen Überlieferungen aufrecht: dieselben Männer, die eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen die confessionellen Lehren zeigen, wissen sich doch aufrichtig als Christen und fühlen sich an Gott gebunden. Die mittelalterliche Weltanschauung und das mittelalterliche Lebenssystem sanken dahin. Sie waren zuletzt noch durch die Religionskriege gründlich discreditirt worden. Jenen Lehren, an denen so viel Blut

klebte, die wie Brandfackeln ganze Länder verwüstet hatten, sagte man innerlich den Gehorsam auf. Aus dieser Art von Religion schien nur Unheil hervorgehen zu können: sie hatte das irdische Leben und die irdische Wohlfahrt nahezu aufgelöst. Also muss man es mit einer neuen, würdigeren Fassung der Religion versuchen. Fromme und Aufklärer sind darin einig, dass am Gewissen und an der »Praxis« alles Religiöse zu messen ist. Obgleich diese Überzeugung sehr verschiedener Ausbildung fähig war, schlang sie doch ein Band um alle Bürger des neuen Zeitalters.

Aber noch ein drittes Element bestimmte den Geist dieser Epoche. Die Renaissance hatte die Natur entdeckt, für zugänglich erklärt und sie entzückt als ein einheitliches Kunstwerk zu beschauen begonnen. Eine methodische Naturerkenntniss bahnte sich indess im 16. Jahrhundert nur langsam an, und gerade die genialsten Naturkundigen compromittirten oftmals ihre Wissenschaft durch Charlatanerie und Dunkelwerk oder wurden doch von den allein zünftigen Aristotelikern gemieden. Noch immer zogen sich der nüchterne Verstand und die Grossmacht der Universitäten von der experimentirenden Naturwissenschaft zurück und überliessen das Feld trotz der grundlegenden Entdeckungen, die schon gemacht worden waren, den Mystikern und Projectenmachern. Noch immer wurde das Weltbild aus der religiösen Überlieferung und aus logischen Begriffen construirt. Aber im Laufe des 17. Jahrhunderts, von Galilei und Kepler über Cartesius zu den Engländern, d. h. zu Newton, vollzog sich siegreich der bedeutendste Umschwung, der in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt je erlebt worden ist. Die mathematische Naturwissenschaft — eigenthümlich vorbereitet durch die der Einheit zustrebende ästhetische Betrachtung der Renaissance — und mit ihr die mechanische Weltanschauung entwickelten sich und wurden am Ende des Jahrhunderts bereits auf eine Höhe gehoben, die in gewissem Sinn einem Abschluss gleichkommt[1]. Welche Revolution in den Köpfen und Gemüthern diese an der Peripherie der Renaissance entstandene, aber bald den Mittelpunkt beherrschende Entwicklung hervorgebracht hat, lässt

[1] Man darf hier auch an die Lehre von der Erhaltung der Kraft denken, der Leibniz (im Jahre 1696) einen richtigeren Ausdruck gegeben hat, die unzutreffende Auffassung des Cartesius corrigirend (Acta Eruditorum Lips.: »Brevis demonstratio erroris memorabilis Cartesii«). Auch in Newton's Principien ist diese Lehre so weit enthalten, als die Unkenntniss in Bezug auf die Natur der Wärme es zuliess (s. du Bois-Reymond, »Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft«, in den »Reden« I. S. 32 ff., cf. 328 f. und sonst).

sich nicht beschreiben: Mathematik wurde ein Evangelium — sie wurde sogar poetisch verklärt und drang in die höfische Bildung; adelige Frauen umgaben sich mit Mathematikern wie früher mit Sängern, und Maupertuis verglich die Thätigkeit des Mathematikers mit der des Dichters oder Redners[1]; selbst Friedrich II. verherrlichte den »Apollon newtonianisé[2]«. Die mathematische Physik wurde das Centrum, ja der Inbegriff der Wissenschaft. »Was in der Renaissance der künstlerische und gelehrte Enthusiasmus der Alterthumsforschung geleistet hatte, nämlich den positiven Ersatz des Heiligen, das begannen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die beobachtenden Wissenschaften zu leisten.« Ferner, dass Wissenschaft nicht »Lehre«, auch nicht »Curiosität«, sondern methodische Forschung sei — denn die gefundenen Principien eröffneten der Anwendung ein unendliches Gebiet —, dass der Verstand, weit entfernt, von der Natur gelähmt oder verwirrt zu werden, erst durch sie zu einem sicheren Inhalt und zur Entdeckung immer neuer fruchtbarer Erkenntnissmethoden komme, diese grundlegenden Einsichten sind damals erworben worden. Aber darüber hinaus wirkte die Mathematik, oder richtiger die Mechanik, so mächtig, dass man in den neu gewonnenen Naturbegriffen auch die einzigen Mittel zu erkennen glaubte, um das Geistesleben zu durchschauen und zu erklären. Oder, wo man so weit nicht vorzuschreiten wagte, da strebte man doch darnach, alle Lebensverhältnisse in derselben Weise zu begreifen und klar zu machen, wie es der exacten Philosophie in Bezug auf die Bewegung der Körper gelungen war. Dass die Steigerung der Erkenntniss den Hauptinhalt des Lebens bilde und aus ihr das Hochgefühl des Lebens entspringe, hatte die Renaissance gepredigt. Das hielt man fest; aber jetzt erst erfuhr man, dass dem menschlichen Geiste wirklich eine einheitliche, unerschütterliche und voll befriedigende Erkenntniss zugänglich ist, die alles Dunkle aufzuklären versprach. Aufklärung — nach den Principien der exacten Philosophie, in denen sich der Verstand selber erkennt, wurde die Losung und das berauschende Zauberwort des neuen Zeitalters. Hatte man die stumme Natur zu reden gezwungen und ihr ihr Geheimniss abgetrotzt, so wird man auch das Geistesleben zu bemeistern vermögen. Hatte sich der Verstand als das zureichende Mittel offenbart, um die

[1] du Bois-Reymond, Maupertuis (Sitzungsber. 1892, S. 411. 413).

[2] Brief an Voltaire vom 5. August 1740 (Œuvr. T. 22, p. 20). Euler hat (noch im Jahre 1768) in den »Lettres à une princesse d'Allemagne« die Grundzüge der neuen Mechanik, Astronomie u. s. w. gemeinfasslich dargelegt.

Mechanik des Himmels zu erforschen, so wird er auch seinen eigenen Hervorbringungen gewachsen sein. Niemals ist die Wissenschaft durch ihre Erfolge zu gründlicher Abkehr von der Vergangenheit, zu ausschweifenden Hoffnungen für die Zukunft und zu kühner Politik so berechtigt gewesen wie im Zeitalter Leibnizens.

2.

Aber eben darin besteht Leibniz' (1646–1716) Grösse, dass er nicht einseitig einem jener Elemente, welche die Kräfte des Zeitalters bildeten, gefolgt ist, sondern dass er sie alle in sich gesammelt und sie in fruchtbare Beziehungen zu einander gesetzt hat. Die leitenden Ideen der Renaissance und der exacten Naturphilosophie hat er auf dem Boden der deutschen protestantischen Überlieferung mit einander in wahrhaft conservativem und doch fortschreitendem Geiste verbunden[1], alle diese Kräfte in ihrer Breite entfaltet und durch eine unbegreifliche Virtuosität der Anwendung seinem Zeitalter bekannt gemacht und eingebürgert. Mag ihn Spinoza als empfindender, Newton als kritischer und exacter Denker übertroffen haben[2] — Niemand hat ihn übertroffen in der Fähigkeit, alle Kräfte des Zeitalters in sich aufzunehmen, jede einzelne bei gegebener Gelegenheit stets gegenwärtig zu haben, nichts zu berühren, ohne es weiter zu entwickeln, und jeden Stand in der menschlichen

[1] Auch mit der Arbeit und den Methoden der mittelalterlichen Scholastik war er vertraut, und wenn manche Schranke seiner wissenschaftlichen Eigenart sich von hier aus erklärt, so hat er doch auch der energischen Speculation des Thomas nicht Weniges zu verdanken.

[2] Was die Erfindung der Differential-Rechnung anlangt, so hat bereits Euler (Vorrede zu seinen »Institutiones calculi differentialis«) in dem berühmten Streit gerecht und klar geurtheilt. Nachdem er zuerst kurz ausgeführt, dass schon lange Zeit vor Newton und Leibniz Spuren dieser Speculation in Anwendung auf Rational-Functionen vorhanden gewesen seien, fährt er fort: »Dem englischen Erfinder haben wir unstreitig die Anwendung dieser Verhältnisse auf Irrational-Functionen zu verdanken, auf welchen glücklichen Schritt er durch seinen vortrefflichen Lehrsatz von der allgemeinen Formel aller binomischen Potenzen ist geleitet worden. Leibnizen sind wir verbunden, dass er der Rechnungsart, die man vorher nur als einen besonderen Kunstgriff angesehen, die Gestalt einer Disciplin gegeben, die Regeln derselben in ein System gebracht und deutlich auseinandergesetzt hat. Er bahnte den Weg zur ferneren Ausbildung dieser Wissenschaft und zeigte die Grundsätze, aus welchen das annoch Fehlende herzuleiten sei. Endlich haben Leibniz und die von ihm aufgemunterten Bernoullis die Grenzen der Differentialrechnung auch bis auf Transscendental-Functionen, welcher Theil vorhin noch unangebauet war, mit vereinigten Kräften ausgedehnt und auch die Grundsätze der Integralrechnung festgesetzt.«

Gesellschaft zu fördern. Inmitten der grössten Umwälzung der Ideen und Institutionen steht Leibniz als ein Heros, weil er, wie Aristoteles und Origenes, die Fähigkeit besessen hat, was die Vergangenheit Werthvolles hinterlassen, zu conserviren, die Errungenschaften der Gegenwart daran anzuknüpfen und diese Errungenschaften nicht nur selbst mächtig zu steigern, sondern sie auch überall in die Praxis einzuführen und zu Principien des Lebens zu erheben.

So ist Leibniz wie der klassische Repräsentant so der Führer seines Zeitalters: die aus der Renaissance, der Reformation und der exacten Philosophie entstammenden Kräfte sind in ihm unter dem Zeichen des Fortschritts vereinigt. Der Neugestaltung des Lebens hat er sie dienstbar gemacht — »So oft ich etwas Neues lerne, so überlege ich sogleich, ob nicht etwas für das Leben daraus geschöpft werden könne«[1] — mit dem sichersten Sinn für das Erreichbare und mit kluger Schonung des Bestehenden. Zwar wenn man die ununterbrochen hervorquellende Menge seiner Hoffnungen, Ideen, Entwürfe und Projecte überschaut, scheint es fast, als müsse ihm der Sinn für das Bestehende und Erreichbare abgesprochen werden, und wirklich bietet er Eigenthümlichkeiten, nach denen er auf die Linie jener wunderlichen und zweifelhaften Naturphilosophen gehört, die mit Paracelsus begonnen hat und selbst in einem Comenius noch zu erkennen ist. Allein wie schon die Zusammenstellung dieser beiden Namen die Reinigung jener productiven geistigen Bewegung im Laufe ihrer Entwicklung beweist, so wäre es keine Schande für Leibniz, am Schlusse derselben zu stehen und gleichsam das gelungene Experiment der Natur nach vielen unvollkommneren Hervorbringungen dieser Gattung darzustellen[2]. Aber

[1] Vergl. auch seine charakteristische Definition des religiösen Glaubens (Klopp, die Werke von Leibniz, 1. Bd. 1864 S. 112): »Der wahre Glaube und die wahre Hoffnung ist nicht nur reden, ja nicht nur denken, sondern practice denken, das ist thun, als wenn's wahr wäre.«

[2] Mit bewunderungswürdiger Einsicht und richtigem Scharfblick hat Leibniz, etwa 24 Jahre alt, über jene wunderlichen Naturphilosophen, die sich mit »curiosen« Sachen abgaben, geurtheilt, die in demselben Sinne die Väter der »Akademiker« sind, wie die Alchemisten die der Chemiker. In dem »Bedenken von Aufrichtung einer Academie oder Societät in Teutschland« (Klopp, Die Werke von Leibniz, 1. Bd. 1864 S. 143) schreibt er: »Die Laboranten, Charlatans, Marktschreier, Alchymisten und andere Ardeliones, Vaganten und Grillenfänger sind gemeiniglich Leute von grossem Ingenio, bisweilen auch Experienz, nur dass die disproportio ingenii et iudicii, oder auch bisweilen die Wollust, die sie haben, sich in ihren eitelen Hoffnungen zu unterhalten, sie ruiniret und in Verderben und Verachtung bringet. Gewisslich, es weiss bisweilen ein solcher Mensch mehr aus der Erfahrung und Natur gewonnene Realitäten, als mancher in der Welt hoch angesehener Gelehrter,

es ist doch unrichtig, den grossen Gelehrten und Denker jenen Männern einfach zuzuordnen, denn sein methodisch gewonnenes, ungeheures Wissen schützte ihn immer sicherer vor jeder Ausschweifung ins Leere: seine nie versagende Bereitschaft zu lernen und umzulernen befreite ihn von allen Capricen, und sein lebendiger, unverwüstlich heitrer Geist, der sich durch keine Enttäuschungen niederbeugen liess, fand stets einen neuen Weg, wenn sich der zuerst entdeckte als ungangbar erwiesen hatte.

Die Kraft seines Lebens war vor allem sein freudiger Fleiss und seine rastlose Thätigkeit. Mit Recht hat man ihn ein wahres Perpetuum mobile in der Wissenschaft genannt und von seinem viel- und allseitigen Studium, von seiner immensen, überall gegenwärtigen, bewunderungswürdigen Polyhistorie gesprochen — »bewunderungswürdig nicht sowohl der Grösse ihres Umfangs nach, als vielmehr ihrer Qualität wegen; denn es war nicht die Vielwisserei des todten Gedächtnisskrämers, sondern eine geniale, productive Polyhistorie[1]. Sein Kopf war kein Herbarium: seine Kenntnisse waren Gedanken, waren fruchtbare Zeugungsstoffe. Alles in ihm war Geist und Leben, seine Consumtionskraft Productionskraft. Er umfasste nicht nur die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Zweige des Wissens, sondern auch die verschiedenen Eigenschaften

der seine aus den Büchern zusammen gelesene Wissenschaft mit Eloquenz, Adresse und anderen politischen Streichen zu schmücken und zu Markt zu bringen weiss, dahingegen der andere mit seiner Extravaganze sich verhasset oder verachtet machte. Daran sich aber verständige Regenten in einer wohlbestellten Republique nicht kehren, sondern sich solcher Menschen brauchen, ihnen gewisse regulirte Employ und Arbeit geben und dadurch sowohl ihr als ihrer Talente Verderben verhüten können.« In welche gefährliche Nähe er selbst zeitweilig den prahlerischen Erfindern und wissenschaftlichen Grosssprechern gekommen ist, zeigt am besten der Brief an Herzog Johann Friedrich von Hannover, den Guhrauer, Leibnitz's Deutsche Schriften, 1. Bd. 1838 S. 277 ff. abgedruckt hat. Es hat übrigens sowohl zu Leibniz' Lebzeiten als nach seinem Tode stets ernsthafte, aber bornirte und neidische Leute gegeben, die, wie z. B. sein Nachfolger in Hannover, ihn als »Speculanten, Projectenmacher und Charlatan voll Prahlerei«, dazu als Schmeichler der Fürsten beurtheilt haben.

[1] In dieser Polyhistorie hat Leibniz unter seinen Zeitgenossen nur einen Rivalen gehabt, Pierre Bayle; aber wie verschieden ist die Anwendung, die beide von ihrem Wissen gemacht haben (über die Beziehungen zwischen ihnen s. Vahlen, Sitzungsberichte 1897, 1. Juli). Leibniz hat noch einmal mit Erfolg versucht, Alles in conservativem Geiste zusammenzudenken und productiv auszugestalten; Bayle weist überall die Probleme und klaffenden Widersprüche auf, ohne sich zu entscheiden. Dieser unbestechliche Mann pflanzte das kritische Streben nach Wahrheit in tausend Köpfe. Und wie viel grösser noch ist die Zahl der Gemüther, die er von den verjährten Ansprüchen der Theologie befreit und vom Fanatismus zur Toleranz geführt hat!

und Anlagen, auf denen sie allein sprossen und Früchte tragen«[1]. Eine Akademie in sich darstellend, so hatte ihn Friedrich der Grosse gefeiert, »vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, ja mehr als eine Seele habend«. In der That, er war exacter und speculativer Philosoph, Theolog, Jurist, Historiker, Politiker, Sprachforscher, Physiker und in allen Zweigen der Naturbetrachtung ein sorgsamer Beobachter, dazu Experimentator und Constructeur. Er selbst hat den Umfang seines Wissens, das durch das treueste Gedächtniss befestigt war[2], darauf zurückgeführt, dass er, weil Autodidakt, niemals Hohles und zu Verlernendes gelernt und dass er in jeder Wissenschaft stets nach Neuem getrachtet, auch wenn er kaum die ersten Schritte in ihr gethan habe. Selbst bei guten Köpfen pflegt das Ergebniss einer solchen Haltung ein sehr trübes zu sein; sie löst also das Räthsel nicht, wie hier in einem Menschenleben geleistet worden ist, was sonst nur die vereinten Anstrengungen einer ganzen Generation zu erringen vermögen.

Sein freudiger Fleiss und seine rastlose Thätigkeit, die wundersame Vereinigung extensiver Empfänglichkeit und intensiver Fruchtbarkeit, kühnster Conception und nüchternster Ausarbeitung, entsprangen der Positivität seiner universalen Begabung. In ihr lag die Quelle seiner umfassenden Wirksamkeit. In dieser Richtung ist keines seiner Worte charakteristischer, als jenes Bekenntniss, das er gegen Ende seines Lebens (in einem Brief an Remond de Montmaur vom Jahre 1714) abgelegt hat: »Ich habe gefunden, dass die meisten Schulen in einem guten Theil dessen, was sie behaupten, Recht haben, aber nicht ebenso in dem, was sie verneinen«. Hiermit sind die öfters wiederholten Worte zu vergleichen, dass auch in Büchern, »so am wenigsten geistreich sind«, sich immer ein oder ander guter Gedanke finde[3]. Überall stiess sein Auge zuerst auf das Gute, Probehaltige, Productive und hielt es fest; bei dem Fal-

[1] Siehe L. Feuerbach, Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie, 2. Ausgabe 1844 S. 12.

[2] Sein Secretär Eckhart schreibt über ihn (Lebenslauf des Herrn von Leibniz, in Murr's Journal z. Kunstgesch. u. Litt. Bd. VII S. 199): »Er las zwar viel und excerpirte alles, machte auch fast über jedes curiose Buch seine Reflexiones auf kleine Zetteln; sobald er sie aber geschrieben, legte er sie weg und sahe sie nicht wieder, weil seine Mémoire unvergleichlich war.«

[3] Siehe Guhrauer, Leibnitz's Deutsche Schriften, 2. Bd. 1840 S. 301. Hierher gehört auch der Ausspruch: »Die Wahrheit ist verbreiteter als man glaubt, aber oft verhüllt: indem man ihre Spuren bemerkbar macht, findet man eine bleibende Philosophie«.

schen hielt er sich nicht auf; es fiel von selber ab[1]. Diese Fähigkeit — Goethe hat sie Wahrheitsliebe genannt — ermöglichte es ihm, einen Reichthum von Gedanken einzusammeln, wie ihn kein Sterblicher vor ihm besessen hat; sie entwickelte zugleich in ihm jene Universalität, die ihn überall heimisch machte. Die alte, auf der kirchlichen Überlieferung beruhende Welt- und Lebensanschauung hatte stets mit dem »Entweder-Oder« gearbeitet und damit vieles Herrliche entwerthet; aber auch die neue schickte sich an — in entgegengesetzter Weise — ein »Entweder-Oder« aufzurichten. Daher ist es von höchstem Werthe gewesen, dass in Leibniz die Zeit einen Führer erhielt, der in der grossen Epoche des Umschwungs die Selbständigkeit des geistigen Lebens anerkannte, der nicht nur die einzelnen, sich trennenden Wissenschaften zusammenfasste, sondern auch in den Wissenschaften selbst die Spannungen zu beseitigen und die Klüfte auszufüllen trachtete. Wie die Natur, seine Lehrmeisterin, konnte er nichts Leeres dulden, und wie sie suchte er allem Lebendigen sein Recht auf Existenz und Fortexistenz zu lassen: denn in der Fülle des Individuellen schaute er das Universum an und seine Harmonie. Im ihm lebte der Totalsinn Spinoza's, aber verbunden mit der Ehrfurcht vor allem Besonderen und Selbständigen und vertieft durch die deutlichste Einsicht, dass die Erkenntniss jedes Objects eine besondere Methode verlange[2].

---

[1] In dieser Fähigkeit des Geistes ist Diderot Leibniz verwandt (»Ich lese die Menschen«, schreibt er einmal, »wie die Bücher; ich beschwere mein Gedächtniss nur mit Dingen, welche gut und nachahmenswerth sind«). Auch in dem freudigen Optimismus, der Duldsamkeit, der Güte und der steten Hülfsbereitschaft sind sie sich ähnlich, so diametral entgegengesetzt ihre Philosophie ist.

[2] »Ich habe gelernt«, sagt er einmal, »dass man sich in der Mathematik auf den Scharfsinn, in der Naturwissenschaft auf Experimente, bei den göttlichen und menschlichen Gesetzen auf Autorität, in der Geschichte aber auf Zeugnisse stützen muss« (vergl. den Brief an Zacagni vom 8. Mai 1704 auf der hannov. Bibliothek: »Ego dudum effeci, ut intelligerent nostri, quod olim minus curabatur, historiam monumentis innixam esse debere«). In der Medicin wollte er von den berühmtesten Theoretikern nichts wissen, weil man auch hier nur aus Beobachtungen und Entdeckungen etwas lernen könne. Er hielt sie neben der Ethik für die wichtigste, zugleich aber für die schwierigste Wissenschaft. »Virtus et sanitas — caetera adjicientur nobis«, war sein Wahlspruch. Gern verglich er die Medicin mit der Kriegswissenschaft, die beide deshalb so schwierig seien, weil sie von so vielen Zufälligkeiten abhingen. — Die Fähigkeit, jede Disciplin nach ihrer Eigenart zu fassen, alles Schematisiren zu vermeiden, da es die Eigenthümlichkeit der Objecte verwische, und die instinctive und geniale Einsicht in Bezug auf das Maass dessen, was die Zeit an Neuem zu ertragen vermochte, sind vielleicht die grössten Eigenthümlichkeiten seiner Begabung gewesen. Obgleich er eine radicale Umwälzung der Weltanschauung einleitete, schien er doch ein conservativer Mann zu sein.

An diesem Punkt lag aber auch eine gewisse Schwäche. Die Kraft der Exclusive hat er nicht gekannt: er hat oft genug zu conserviren und zu vermitteln gesucht, wo nichts zu vermitteln war, und Verbindungslinien gezogen, wo es keine Verbindung mehr gab[1]. Ähnlich verfuhr er den Personen gegenüber. Wie er seine Weltanschauung in Bezug auf die Dinge nach den besonderen Verhältnissen modificirte, unter denen er sie jedesmal studirte, und den letzten Schritt zu einer einheitlichen Betrachtung verzögerte, so wurden auch die zahlreichen Beziehungen zu Personen seiner Philosophie verhängnissvoll, und das Beiwerk seines Lebens wurde immer umfangreicher. So natürlich war es ihm, sich gleichsam zu vervielfältigen, mit Jedem in Verbindung zu treten und sich augenblicklich in den Anderen zu versetzen, um ihm zu helfen und die Wahrheit in der ihm nützlichsten Form darzubieten, dass er darüber sich selbst zersplitterte und die Einheitlichkeit seiner Weltanschauung lockerte. »Wir haben von Leibniz keine unabhängige, beziehungslose, absolute Darstellung seiner Philosophie; denn er dachte mehr relativ, als absolut«, sagt Feuerbach mit Recht[2]; aber er geht zu weit, wenn er hinzufügt, Leibniz habe sich so sehr in das Garn der Beziehungen zu Menschen verwickelt, dass wir von ihm fast nur wissen und haben, was und wie er für Andere war und dachte, nicht was und wie er an und für sich selber dachte. Das können wir wohl ermitteln, nur dass die Aufgabe schwer ist, weil nichts als Fertiges, Dogmatisches, Absolutes bei ihm vorliegt, sondern seine Gedankenwelt einem lebendigen Fluss vergleichbar ist, dessen Lauf von den Schichten bestimmt wird, die er zu durchbrechen hat; weil er sich in steter Bewegung befindet, wie das Universum, die grosse und die kleine Welt, in deren Anschauung er lebte. Und wenn es

[1] du Bois-Reymond (Reden I S. 36) beklagt die widernatürliche Verbindung der speculativen Theologie mit der Mathematik (mathematischen Physik) in Leibniz. Gewiss — er hat diese Verbindung in einer Weise aufrecht erhalten, die selbst im 17. Jahrhundert befremdet. Allein wer kann behaupten, dass Leibniz mehr und Grösseres geschaffen haben würde, wenn er sie aufgehoben hätte? Wieviel wirkliche Probleme, die er aufrecht erhielt, wären vorzeitig zerstört worden, wenn er zu Locke oder Bayle sich bekehrt hätte? Und wie hätte er die Allseitigkeit seines Geistes bewahren können, wenn ihm nicht alle Probleme der Natur, des Geistes und der Geschichte in der Gottesidee Zusammenhang und Einheit besessen hätten? Die scheinbar kindliche Weise, in der er Gott bald als Mathematiker, bald als Physiker, bald als Politiker oder als Richter vorstellt, ist doch häufig nur ein Ausdruck für das energische Bestreben, complicirte Vorgänge auf die einfachste und allgemeinste Formel zu bringen.

[2] A. a. O. S. 16 und vergl. die treffende Charakteristik, die Vahlen gegeben hat (Sitzungsberichte 1897 S. 700f.).

denn wirklich ein Nachtheil ist, dass wir die Gedanken des grossen Philosophen nur aus Beziehungen kennen lernen und uns, um sie richtig zu deuten und zu werthen, in sein rastloses Schaffen versetzen müssen, so wird dieser Nachtheil reichlich aufgewogen durch die Einsicht in die innere Bewegung dieses Geistes, der die personificirte Vernunft selbst zu sein scheint und doch immer frappirt, ohne je zu blenden, der die nächste Aufgabe stets mit aller Energie ergreift und doch ausschliesslich in der Sorge für das »allgemeine Wohl« lebt. Die wirkliche Schranke seiner Eigenart und darum auch seiner nationalen und weltgeschichtlichen Bedeutung lag an einem andern Punkt: dem Umfang seines Wissens und Könnens entsprach weder die Tiefe seines Innenlebens noch die Kraft seiner Empfindung und Aussprache. Alle seine ungeheuren Talente, die er so virtuos wirksam zu machen verstand, sassen, als Seelenkräfte betrachtet, ziemlich flach auf, erschienen fast wie etwas Äusserliches an ihm und entbehrten deshalb der reflexiven Wirkung. Freilich fiel sein Leben in ein Zeitalter, welches von der Fülle neuer objectiver Erkenntnisse so ergriffen und mit der Wegräumung superstitiöser Producte des Innenlebens so beschäftigt war, dass für die Ausbildung des Personenlebens, seine Einheit, Kraft und Zartheit, wenig Raum blieb. Rousseau und Herder fehlten noch, und erst 100 Jahre nach Leibniz ist Goethe geboren, in welchem jede Erfahrung und Erkenntniss ein Stück Seelenleben geworden ist. Eine neue Cultur gab es doch erst, seitdem sich die Fähigkeit entwickelt hatte, die neuen Erkenntnisse als Bildungsmittel für das persönliche Leben zu verwerthen, und geniale Individualitäten entstehen konnten. Aber keine andere Nation Europas hat um das Jahr 1700 und wiederum um das Jahr 1800 solche Männer besessen, wie die deutsche in Leibniz und Goethe. Neben einander dürfen wir sie stellen, obgleich Leibniz jene Genialität, welche wir heute so nennen, gefehlt hat — aber wer besass sie vor Rousseau und Herder? wer verstand die Kunst, das Innere zu bereichern und wiederum aus dem Innern heraus mit Phantasie zu schaffen? wer besass die Fähigkeit, frei schaltende Genialität überhaupt zu verstehen?

An keinem anderen Punkte offenbart sich die moderne Zeit in Leibniz so kräftig wie in der Abzweckung aller Thätigkeit auf das »allgemeine Wohl«. Wo die früheren Generationen vom »Seelenheil« und von der Kirche gesprochen hatten, da tritt nun überall dieser Begriff ein. Aber er entbehrt, trotz seiner Diesseitigkeit, doch nicht der religiösen Färbung. Es ist keineswegs Phrase, wenn

Leibniz in seinen frühesten wie in seinen spätesten Kundgebungen den Willen und den »Ruhm« Gottes mit dem »allgemeinen Wohl«, dem »Besten der Menschheit« einfach identificirt, vielmehr spricht sich darin die neue Form der Frömmigkeit aus[1], die im Gegensatz zur correcten Streittheologie in der Beherrschung der Welt und in der Veredelung und Verbrüderung der Menschheit die gottgesetzte Aufgabe erkennt. Wer hört nicht den wundersamen Accord der Renaissance und Reformation heraus, wenn Leibniz bereits in seinem ersten Project »von Aufrichtung einer Societät in Deutschland« (1669/70) schreibt: »Die Stiftenden setze ich also beschaffen zu sein, dass sie, hohen Standes, Vermögens und Ansehens wegen, nichts bedürfen als gutes Gewissen und unsterblichen Ruhm bei den unbetrüglichen Richtern, Gott und der Posterität .... Schliesse also, dass solche Gesellschaft 1. Gewissens, 2. unsterblichen Ruhms der Stiftenden wegen, und dann 3. um gemeinen Bestens willen aufzurichten. Wiewohl der gemeine Nutz eines so löblichen Gott und Menschen angenehmen Werks den Nutzen der Stiftenden gründet und des guten Gewissens sowohl als unsterblichen Namens wahre unfehlbare Ursache ist«[2]. Nicht anders hat er als Greis gedacht: »Le bien public est préférable à tous les autres soins, puisque

[1] Diese Stimmung war schon seit dem Übergang des 16. zum 17. Jahrhundert bei den hervorragendsten Männern verbreitet, aber durch die confessionellen Kämpfe niedergehalten. So schreibt der treffliche Mathias Bernegger (geb. 1582, gest. 1640): »Durch die Betrachtung und Erforschung der Werke Gottes wird der Ruhm seines göttlichen Namens viel mehr verherrlicht als durch die dornigen und nichtigen Streitfragen, von denen die Katheder der Hochschulen erschallen«. Comenius lebte in dieser Überzeugung, s. Keller, Comenius und die Akademieen der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. Berlin 1895 (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 3. Jahrg. 1. Stück). Freudiger Optimismus und Thatkraft sind von hier aus erwachsen und haben den augustinischen Pessimismus in Bezug auf das empirische Ich und die Welt abgelöst. So schreibt Leibniz im Jahre 1669/70 (Klopp, a. a. O. Bd. I S. 113): »Die Liebe Gottes, des höchsten Guts, besteht in der unglaublichen Freude, so man auch anjetzo bereits, ohne visione beatifica schöpfet aus der Betrachtung dessen Schönheit oder Proportion, das ist Infinität der Allmacht und Allweisheit«. Aus dieser Stimmung ist die Naturwissenschaft in Deutschland geboren; s. a. a. O. S. 117f.: »Als Philosophi verehren Gott diejenigen, so eine neue Harmonie in der Natur und Kunst entdecken und seine Allmacht und Weisheit sichtbarlich zu spüren machen.... Ich bin der Meinung, dass auch den grössten Moralisten und Politicis, die aber ganz keine Naturalisten (Naturforscher), sondern der Wunder der Natur weder erfahren sein noch achten, recht ein grosser Theil der rechten Verwunderung, der wahren Erkenntniss und brünstigen Liebe Gottes und also der Perfection ihrer Seelen abgehe, wo es nicht durch excellente Wissenschaft und guten Gebrauch ihrer Kunst, die Menschen zu erkennen und zu regieren, ersetzet wird«.

[2] Klopp, Die Werke von Leibniz, 1. Bd. 1864 S. 111f.

c'est dans le fond la cause de Dieu, dont la gloire est intéressée dans le bien des hommes«[1]. Und an Peter den Grossen schreibt er im Januar 1712[2]: »Ob ich nun wohl oft in publiquen Affairen auch Justizwesen gebraucht worden und bisweilen von grossen Fürsten darin consultiret werde, so halte ich doch die Künste und Wissenschaften für höher, weil dadurch die Ehre Gottes und das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts beständig befördert wird. . . . Denn ich nicht von denen bin, so auf ihr Vaterland oder sonst auf eine gewisse Nation erpicht sind, sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts; denn ich halte den Himmel für das Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen für dessen Mitbürger, und ist mir lieber bei den Russen viel Gutes auszurichten, als bei den Deutschen oder anderen Europäern wenig, wenn ich gleich bei diesen in noch so grosser Ehre, Reichthum und Ruhe sässe, aber dabei Anderen nicht viel nützen sollte; denn meine Neigung und Lust geht aufs gemeine Beste«.

Den kräftigen kosmopolitischen Zug in seiner Sorge für das gemeine Beste hat Leibniz nie verleugnet; er ist ihm auch nicht eigenthümlich, sondern er theilt ihn mit allen seinen hervorragenden Zeitgenossen. Das universale Institut der Kirche, durch die Reformation eingeschränkt, durch die confessionellen Kämpfe zersplittert, wird durch die neue, auf Wissenschaft gegründete, theistische und universale Weltanschauung abgelöst. Ihr Interesse umspannt nicht nur das christliche Europa, sondern die Erde und die Menschheit. Im Gegensatz zu den kirchlichen Anschauungen, die nur noch als particulare wirksam waren, hat sie sich entwickelt. Den Ungedanken einer »nationalen Wissenschaft« hat erst das 19. Jahrhundert hervorgebracht.

Aber dort, wo das Nationale hingehört, ist es auch von Leibniz mit Kraft und Hingebung verkündigt worden. Seinen edlen und wahrhaft productiven Patriotismus, seine nie rastende Sorge für das Wohl und die Grösse des ganzen deutschen Vaterlandes, sein mannhaftes und weises Eintreten für den Protestantismus, die Toleranz[3]

[1] Brief an den Abbé Bignon, Frühjahr 1708 (Feder, Commerc. epist. Leibnit. 1805 p. 277).

[2] Siehe Bodemann, Leibniz's Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1888 S. 73—244).

[3] Leibniz' Bedeutung für die Wegräumung der Vorurtheile und die Toleranz hat Niemand lebhafter empfunden als Friedrich der Grosse. In seiner akademischen Abhandlung »De la superstition et de la religion« (Mém. de l'Acad. royale 1748

und die deutsche »Libertät« in den trübsten Tagen, seine Verdienste um die deutsche Sprache brauchen heute nicht mehr ans Licht gestellt zu werden[1]. An dieser Stelle mag es genügen, aus dem Entwurf des Dreissigjährigen vom Jahre 1676 zur Gründung einer deutschen Gesellschaft der Wissenschaften die von edlem patriotischen Stolz und von heisser Sorge für das Vaterland zeugenden Worte mitzutheilen[2]:

»Accedit patriae amor, quae praestantissimorum ingeniorum et pulcherrimorum inventorum ferax, nescio quo tamen torpore gloriam suam non satis tuetur, dum exteri, nostra novo habitu producentes, nobis ipsis imponunt et labore alieno saepe callide fruuntur. Nos vero interea non nisi ipsos [istos?] citamus laudamusque,

p. 425 ff.), die mit den berühmten Worten schliesst: »Le faux zèle est un tyran qui dépeuple les provinces. La tolérance est une tendre mère qui les rend florissantes«, rühmt er (p. 439) Leibniz und Thomasius als die beiden verdientesten Gelehrten Deutschlands: »Ils enseignèrent les routes par lesquelles la raison doit se conduire pour parvenir à la vérité. Ils combattirent les préjugés de toute espèce, ils en appelèrent dans tous leurs ouvrages à l'analogie et à l'expérience, qui sont les deux béquilles avec lesquelles nous nous traînons dans la carrière du raisonnement«. Vergl. hierzu Hist. de mon temps (Œuvr. T. II) p. 38: »Il n'y eut que deux hommes qui se distinguèrent à cause de leur génie, et qui firent honneur à la nation: l'un, c'est le grand Leibniz, et l'autre, le docte Thomasius. Je ne fais point mention de Wolff, qui ruminait le système de Leibniz, et rabâchait longuement ce que l'autre avait écrit avec feu«.

[1] Diesen Verdiensten thut der Nachweis nicht den geringsten Eintrag, dass die zuerst von Eckhart nach Leibniz' Tode im Jahre 1717 veröffentlichten, berühmten »Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache« (s. Guhrauer, Leibnitz's deutsche Schriften 1. Bd. 1838 S. 440 ff. und sonst öfters gedruckt) in allen wesentlichen Punkten auf den hochverdienten Germanisten Schottelius zurückzuführen sind (s. Schmarsow, Justus Georgius Schottelius. I: Leibniz und Schottelius. Strassburger Dissert. 1877). Leibniz hat sie, wie so vieles Andere, sich angeeignet und erst wirksam gemacht. Dass die Deutschen sich später als andere Nationen von dem scholastischen Betrieb der Wissenschaften befreit haben, erklärt Leibniz aus ihrem Festhalten an der lateinischen Sprache und aus der mangelnden Sorge für die eigene herrliche Sprache. Jene »Unvorgreiflichen Gedanken« sind in der Geschichte der Preussischen Akademie am Ende des 18. Jahrhunderts epochemachend geworden, als sie sich von der französischen Sprache befreite. Der Curator und Minister v. Hertzberg griff auf die Abhandlung von Leibniz zurück in einer akademischen Vorlesung am 26. Januar 1792 und setzte einen eigenen Ausschuss ein, um die Gedanken des Patrioten auszuführen: »Wir dürfen ihm nur pünktlich folgen und die letzte Hand daran legen, indem wir die Veränderungen hinzufügen, die durch die Fortschritte der Wissenschaften und selbst in der deutschen Sprache während dieses langen Zeitraums von beinahe einem Jahrhundert nothwendig gemacht werden. . . Die Akademie zu Berlin, die unter ihren Mitgliedern mehrere ansehnliche deutsche Gelehrte zählt, glaubt sich zur Ausführung dieses grossen Plans berufen«.

[2] Klopp, a. a. O. 3. Bd. S. 312 ff.: »Consultatio de naturae cognitione ad vitae usus promovenda instituendaque in eam rem Societate Germanica, quae scientias artesque maxime utiles vitae nostra lingua describat patriaeque honorem vindicet«.

domesticae virtutis ignari, et sub nescio quibus rhapsodiis saepe praeclara nostra cogitata obruentes, quae alii speciosis ratiocinationibus ornata venditare didicerunt. Addo quod soli omnium Germani linguam nostram negligimus, cuius tamen in rebus solidis minimeque chimaericis tradendis mirabilis efficacia tot experimentis comprobata est[1].«

Bei seinem grossartigen Wirken für das allgemeine Wohl und das Wohl des Vaterlandes sah sich Leibniz, abgesehen von der Mitwirkung der Gelehrten, allein auf die Einsicht und das Wohlwollen der Fürsten angewiesen. Von den Universitäten hat er, kein Zünftiger, nie viel erwartet, und die Völker schienen noch nicht genügend erzogen. Alles für die Völker, aber alles durch die Fürsten, das war die vorgezeichnete Linie. Indem Leibniz zeitlebens auf diesem Wege wandelte, hat er mit allen grossen und mit den meisten kleinen Fürsten seines Zeitalters anzuknüpfen versucht — häufig mit Glück, aber auch nicht selten mit herben Enttäuschungen, die ihn indess niemals niederbeugten. Das sichere Bewusstsein, die Sache Gottes und der ganzen Menschheit zu vertreten, gab ihm Muth und Ausdauer, und mischten sich auch hie und da persönliche Eitelkeit und eine unberufene und beängstigende Geschäftigkeit ein, so blieben die grossen Gesichtspunkte doch stets die durchschlagenden, und in dem Zeitalter der politischen Kabalen hat er sich — häufig in Staatsaffairen wirksam — niemals zu bedenklichen oder gar niedrigen Diensten brauchen lassen. Die Sprache, die er den Fürsten gegenüber führte, ist nicht mehr die unsrige und berührt uns in einigen Kundgebungen peinlich, aber gemessen an dem höfischen Stile der Zeit, ist sie freimüthig und selbstbewusst. »Stelle auch zu erwägen« — schreibt er dem Könige Friedrich I. von Preussen im Jahre 1711 — »ob ich einigen von Ew. Maj. Ministris (in dem, was ich zu Ew. Maj. Dienst und Glorie gethan) zu weichen Ursach habe, indem dasjenige, was durch meine Direction geschieht, ad gloriam immortalem vermittelst des incrementi scientiarum gehet, welches bei der Posterität allezeit pretios sein wird, wenn alle politische Interessen dermaleins geändert sein dürften«[2]. Seine grossen Ziele hat er, mochte er für Braunschweig, Preussen, Sachsen, Österreich oder Russland wirken, stets unverrückt vor Augen behalten, und auch des deutschen Vaterlandes vergass er nicht, wenn er für die Fremden arbeitete.

[1] Zum Letzteren vergl. die identischen Aussagen, die Guhrauer (a. a. O. I S. 52 ff.) anführt, dass »die deutsche Sprache an sich selbst zum Probirsteine der Gedanken diene«.

[2] Klopp. a. a. O. Bd. 10 S. 449 f.

3.

Unter den Mitteln aber, durch die Leibniz das Wohl des Vaterlandes und das allgemeine Wohl befördern und die Menschheit auf eine höhere Stufe heben wollte, standen ihm zwei zeitlebens im Vordergrund: sie ergaben sich aus der Idee, die Weltharmonie zu befördern und jene Einheit in der menschlichen Gesellschaft zu verwirklichen, die in dem grossen Weltsystem von Gott selbst bewirkt ist[1]. Das Eine war die Reunion der katholischen und evangelischen Kirche oder — als dieses Ziel in immer weitere Ferne rückte[2] — mindestens die Vereinigung der beiden getrennten protestantischen Confessionen. Für dieses Werk schien ihm eine enge Verbindung von Hannover und Brandenburg die nothwendige Vorbedingung, und von hier aus erklären sich seine lebhaften Bestrebungen, in Berlin festen Fuss zu fassen (seit dem Jahre 1697). Allein in Hannover, obgleich der Kurfürst lutherisch und seine Gemahlin, die freisinnige Tochter des Winterkönigs, reformirt waren, hat man es mit den Reunionsversuchen nur so lange ernst genommen, als man besondere Vortheile für die Dynastie von ihnen erhoffte[3]. Sobald die englische Erbschaft in Sicht trat, hörten sie vollends auf. In Berlin dagegen war man unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.

[1] Vergl. Fischer, J. L. Frisch's Briefwechsel mit G. W. Leibniz (Archiv der »Brandenburgia« 2. Bd. 1896) S. IV f.

[2] Aufgegeben hat Leibniz diesen Plan bekanntlich niemals und ihm grosse Opfer an Zeit und Kraft gebracht. In den Annalen (vergl. Bodemann, Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1888 S. 86) stehen die zuversichtlichen Worte: »Ich verzweifle nicht, dass dieses heilsame Ziel einst noch erreicht werden wird. Denn sollte nicht nach Karl und Otto dem Grossen ein dritter grosser Kaiser aus dem zur Aufklärung der Völker berufenen Deutschland erstehen können, der Rom wieder katholisch und apostolisch mache? Wenn zwei oder drei mächtige Könige das Unternehmen desselben unterstützen, so ist, glaube ich, die Sache geschehen. Verscheucht ist die Finsterniss der Welt durch das Licht der Wissenschaften und der Geschichte; und wie nothwendig diese Reform sei, wird von den meisten durch Gelehrsamkeit und Erfahrung hervorragenden Katholiken selbst mehr verschwiegen als geleugnet. Aber sie wird kommen, gewiss sie wird kommen die Zeit, wo die segensreiche Wahrheit überall sich wird äussern dürfen.«

[3] Die Kurfürstin Sophie konnte an Leibniz scherzend schreiben, man müsse in Bezug auf die Reunion auf eine ausserordentliche Offenbarung hoffen, und »da das Christenthum in die Welt durch eine Frau gekommen sei, so würde es glorreich für sie sein, wenn die Union durch sie zu Stande käme«. An ihren Bruder, den pfälzischen Kurfürsten, schrieb sie: »Was mir am meisten bei der Reunion am Herzen liegt, ist, dass für unsere Kinder gute Vortheile daraus erwachsen, was mehr befriedigen wird als alle Speculationen, die Niemand versteht« (s. Bodemann, a. a. O. S. 85 f.).

ernsthaft um das grosse Werk bemüht. Aber die Theologen beider evangelischer Kirchen waren — einzelne hervorragende Männer abgerechnet — noch nicht reif dafür, und so musste es aufgegeben werden, zumal da die Aufklärung bald die Orthodoxie in dieser Angelegenheit unterstützte. Sie hielt es nicht mehr für nöthig, sich um die »absterbenden« Gebilde, die Confessionen, überhaupt noch zu kümmern.

Der Plan der Kirchen-Reunionen, so lebhaft und ausdauernd ihn auch Leibniz betrieben hat, tritt doch zurück hinter dem eigentlichen Plane seines Lebens, auf dem Boden der Wissenschaft das Vaterland und die Völker zu einigen, ja er ist diesem durchaus untergeordnet gewesen. Als das wichtigste Mittel aber für die Beförderung des allgemeinen Fortschritts und einer productiven Aufklärung vermittelst der Wissenschaft erschien ihm die Stiftung von Societäten[1]. »Der Gedanke der Stiftung von Societäten zu wissenschaftlich-praktischen Zwecken in der Gestaltung, wie sie der Seele von Leibniz vorschwebte, ist nicht nur ein ein- oder mehrmaliger, durch zufällige Umstände, durch glückliche Gelegenheiten vielleicht hervorgelockter, sondern er entspringt unmittelbar aus der sittlichen und intellectuellen, ja dass ich sage, aus der religiösen Grundanschauung von Leibniz[2].« Seine ersten Entwürfe zur Errichtung von Societäten oder vielmehr zur Organisirung der gesammten wissenschaftlich-praktischen Arbeit und zur Sammlung aller geistigen Kräfte im Dienste productiven Schaffens stammen aus dem Jahre 1667, als er einundzwanzig Jahre alt war; seine letzten Bemühungen um die grosse Sache sind vom 28. October 1716 datirt, siebzehn Tage vor seinem Tode.

4.

Der Gedanke der »Akademieen« oder »Societäten« ist eine Erbschaft des auf Plato und seine Schule gerichteten Renaissancezeitalters: aber er wurde erst im 17. und anfangenden 18. Jahrhundert fruchtbar gemacht. Die Neugründung von Universitäten in den pro-

[1] Mit »Zeitschriften« und »Dictionnaires« allein, so hoch Leibniz den Journalismus als neues Mittel des Fortschritts schätzte, gab er sich nicht zufrieden (im Jahre 1697 erschien das berühmte Dictionnaire von Bayle); er wusste, um mit Goethe zu reden, dass es auch in der Wissenschaft nicht mit dem Wissen allein gethan ist, dass vielmehr Thaten und Organisationen nöthig sind. Eben deshalb wollte er Akademieen stiften.

[2] Klopp, Leibniz' Plan der Gründung einer Societät der Wissenschaften in Wien (Archiv f. österreich. Gesch. 40. Bd. 1869 S. 160).

testantischen Gebieten entsprach den vom scholastischen Betriebe sich abwendenden Bedürfnissen noch nicht[1], abgesehen davon, dass sie nur einigen Ländern zu gute kam. Diese Bedürfnisse gingen erstlich auf einen festen, freundschaftlichen Zusammenschluss der Collegen zu gemeinsamer Arbeit, sodann auf productive Thätigkeit, sei es auch auf beschränktem Gebiete, im Gegensatz zu der todten Reproduction der aristotelischen Wissenschaft. Damit war der Unterrichtszweck, die »Lehre« ausgeschlossen oder doch an die zweite Stelle gerückt: »Originale Erkenntnisse«, »Beobachten« und »Können« sollten im Mittelpunkte stehen, die Liebe zur Natur regieren. Treten in Italien und Deutschland zunächst die sprachliebenden und -forschenden Gesellschaften in den Vordergrund, die bei aller Beschränktheit doch den Anstoss zur Entwicklung der neueren Litteratur gegeben haben[2], so fehlen doch auch die ihnen geistig verwandten, in der Regel freilich schnell verkümmernden Unternehmungen[3] solcher Naturphilosophen nicht, die mit frischer Erkenntniss

[1] Siehe Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichts, 2. Aufl. 1. Bd. 1896 S. 209 ff.

[2] Die »fruchtbringende Gesellschaft« (der »Palmenorden«) ist 1617 vom Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen gegründet worden nach dem Muster der Accademia della Crusca in Florenz, deren Mitglied der Fürst im Jahre 1600 geworden war. Keller (Comenius und die Akademieen 1895), der sehr dankenswerthe Mittheilungen über den Palmenorden und die anderen Societäten macht, scheint doch ihre Bedeutung zu übertreiben. Nicht erwiesen ist, dass die Förderung der deutschen Sprache für die Eingeweihten nur das Kleid war, das die höchsten und letzten Ziele vor den Augen gefährlicher Gegner verhüllt habe (S. 15). Richtig ist, dass die in den verschiedenen Gesellschaften gepflegten Zweige der Wissenschaft (Naturwissenschaft, Mathematik, Erziehungslehre, Volkssprachen) eben die waren, in denen sich der neue Geist des Zeitalters ausprägte und dass sie mit ihm und deshalb auch mit den irenischen religiösen Bestrebungen in Fühlung standen. Aber dass ein bestimmter religiös-philosophischer Standpunkt von allen vertreten wurde, und dass dieser der böhmisch-reformatorische gewesen ist, ist zuviel behauptet.

[3] Geistig verwandt darf man sie nennen, weil sie in der Abneigung gegen das Zeitalter der Scholastik, in den irenischen Tendenzen, in dem Streben nach Geistesfreiheit und in der Richtung auf die Besserung des Lebens zusammenstehen. — Die Pflege der Volkssprache und die neue Wissenschaft waren Bundesgenossen und sind stets zusammengegangen. Freilich dauerte es in Deutschland lange, bis die Muttersprache in die wissenschaftlichen Untersuchungen eindrang. Schon im Jahre 1663 constatiren Conring und Boineburg (s. Guhrauer, a. a. O. I S. 55 f.) zu ihrem Ärger, dass Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Belgier in ihrer Muttersprache in den Wissenschaften schreiben; von Deutschen ist dabei noch gar nicht die Rede. In der That wird in jener Zeit in Deutschland kaum erst ein Anfang gemacht. Im Jahre 1643 wurde in Hamburg die »Gesellschaft der drei Rosen« (»Deutschgesinnte Genossenschaft«, »Die Kunstliebenden«) gegründet, die auch die deutsche Sprache pflegen und »die allernützlichsten Bücher in allerhand Wissenschaften und Künsten« herausgeben wollte (s. Keller, a. a. O. S. 28 ff.). Über die im Jahre 1633 zu Strassburg gegründete »Aufrichtige Gesellschaft von der Tanne«, den in Nürnberg im

die neue Wissenschaft betreiben wollten und den alten Schulmethoden den Krieg erklärten. So gründete bereits im Jahre 1622 der Lübecker Joachim Jungius (geb. am 22. October 1587) — in mehr als einer Hinsicht ein Leibniz vor Leibniz[1] — zu Rostock eine von der Universität ganz unabhängige gelehrte Gesellschaft, die societas ereunetica oder zetetica, in deren Programm die Widerlegung der scholastischen Philosophie (besonders der der Jesuiten), die Pflege der Mathematik und die Erforschung der Natur als die Hauptaufgaben bezeichnet wurden. »Der Zweck unseres Vereins soll einzig der sein: die Wahrheit aus der Vernunft und der Erfahrung sowohl zu erforschen als sie, nachdem sie gefunden ist, zu erweisen oder alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und die Erfahrung stützen, von der Sophistik zu befreien, zu einer demonstrativen Gewissheit zurückzuführen, durch eine richtige Unterweisung fortzupflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen zu vermehren[2].« Vor allem aber ist Amos Comenius zu nennen als der grosse Führer und Erzieher zu einer Reform der wissenschaftlichen Methode, zugleich unermüdlich thätig, gleichgestimmte Männer zu sammeln und zu vereinigen. Indessen alle diese privaten »Societäten«, innerhalb deren Valentin Andreae eine besonders charakteristische Figur ist, haben für die Gründung der grossen staatlichen gelehrten Körperschaften doch nur indirecte Bedeutung

Jahre 1644 gestifteten »Blumenorden« und den »Schwanenorden an der Elbe« (um 1660) vergl. ebenfalls Keller S. 35 ff., 37 ff., 42 ff.

[1] Es wäre eine schöne Aufgabe, die deutschen Vorläufer von Leibniz in den Jahren 1620—1670 zusammenzustellen, und es ist dafür noch wenig geschehen.

[2] Siehe über den Stifter Hoche in der Allg. Deutschen Biographie, 14. Bd. S. 721 ff., Guhrauer, J. Jungius und sein Zeitalter, 1850, und Keller, a. a. O. S. 57 ff. Die Societät ging bereits im Jahre 1625 in den Schrecken des Krieges unter. Der Grundsatz von Jungius — Goethe hat den Mann aus der Vergessenheit befreit —: »Per inductionem et experimentum omnia« lässt noch nicht erkennen, wie umsichtig er als Erkenntnisstheoretiker verfahren ist. Seine Überzeugung, dass nur ein Zusammenschluss der Gelehrten die Macht der scholastischen Sophistik zu brechen vermöge, spricht er in dem Satze aus (Guhrauer, a. a. O. S. 9): »Wie kannst Du es wagen wollen, allein gegen solche Lehrmeinungen zu kämpfen? Wenn ich hätte allein sein sollen, so hätte ich keine Feder gegen die Schulmeinungen geführt«. — Auch alchymistische Gesellschaften gab es. Einer solchen ist der jugendliche Leibniz zu Nürnberg im Jahre 1667 beigetreten (s. Klopp, Die Werke von Leibniz Bd. I, Einleitung S. XVI, und Kopp, Gesch. d. Alchymie Bd. I S. 233) und führte ein Jahr lang das Secretariat in ihr. Das Interesse für chemische Probleme und die Zurückhaltung gegenüber vorschnellem Absprechen in alchemistischen Dingen hat Leibniz stets bewahrt, obgleich er vom Goldmachen nichts wissen wollte. Keller, a. a. O. S. 50 ff., überschätzt die Bedeutung jener Episode für das Leben und die Entwicklung Leibnizens.

gehabt. Die Behauptung eines neueren Forschers[1]: »Es lässt sich ebensowenig eine Geschichte der Berliner wie der Londoner Akademie schreiben, ohne des wesentlichen Antheils zu gedenken, den die älteren freien Collegien und Gesellschaften an ihrem Entstehen gehabt haben«, ist mindestens missverständlich. Das von Comenius zu London im Jahre 1641 entworfene Project einer höheren und einheitlichen Organisation der in vielen Ländern vorhandenen Gesellschaften unter neuem Namen zur Pflege der Pansophie ist nie verwirklicht worden, und es lässt sich nicht nachweisen, dass es auf die Stiftung der »Royal Society« (1662) irgend welchen Einfluss ausgeübt hat[2]. Diese hat vielmehr ihre Vorstufe an einer Gesellschaft von Naturforschern, die seit dem Jahre 1645 oder schon früher auf Anregung eines in London lebenden Pfälzers, Theodor Haak, wöchentlich zusammenkamen, sich über den Stand der Naturwissenschaften unterhielten und von neuen Experimenten berichteten[3]. Nach der Restauration hat Karl II. diese Gesellschaft in eine »königliche« verwandelt, um hervorragende Männer von der Politik abzuziehen und mit anderen Interessen zu beschäftigen. Dass die neugestiftete »Royal Society« auch Mitglieder zählte, die zu Comenius und dessen Bestrebungen in Beziehung standen, hat für die Zwecke und die Entwicklung dieser Gesellschaft gar keine Bedeutung gehabt. Dasselbe ist von der Preussischen Societät der Wissenschaften zu sagen. Zu ihren ersten Mitgliedern gehörten nicht wenige, die entweder früher Genossen privater Societäten gewesen waren oder in gewissen Beziehungen zu der von Comenius erweckten geistigen Bewegung gestanden hatten. Aber das hat weder für die wirkliche Vorgeschichte noch für die Stiftung der Königlich Preussischen Societät Bedeutung gehabt. Kaum irgendwo begegnet in den einschlagenden Acten und Briefen eine Erwähnung der freien Societäten[4], und somit ist es lediglich der in diesen sich besonders kräftig aussprechende Geist des Zeitalters, an den zu erinnern ist, wenn Verbindungen zwischen ihnen und den staat-

[1] Keller, a. a. O. S. 107, s. auch S. 55.

[2] Gegen Keller, a. a. O. S. 77 ff.

[3] Auf die verschiedenen englischen privaten Gesellschaften (darunter auch litterarische) vor Stiftung der Royal Society einzugehen, ist hier nicht der Ort; eine kurze Übersicht über sie und die naturphilosophischen der Italiener bei Bartholmèss, Hist. philosophique de l'Académie de Prusse T. I 1850 p. XI ff.

[4] Auch die »Kunstrechnungsliebende Societät« zu Hamburg, gestiftet von H. Meissner (s. Bodemann, Briefwechsel von Leibniz 1889 S. 178), wird nicht erwähnt.

lichen gelehrten Körperschaften, in denen die strenge, methodische Pflege der Naturwissenschaft von vorn herein Selbstzweck war[1], aufgewiesen werden sollen[2].

Die wirkliche Vorgeschichte der Königlich Preussischen Societät — abgesehen von den besonderen Anlässen — liegt einerseits in der vorbildlichen Thatsache, dass bereits in Frankreich und England solche staatliche Akademieen bestanden[3], andererseits in den

[1] »Endeavour by solid experiments, either to reform or improve Philosophy« — ist der Zweck der englischen Societät, die das Motto erhielt: »Nullius in verba«. Es ist der Geist Bacon's, der ihr die Wege wies.

[2] Zwei deutsche Gesellschaften verdienen hier noch eine Erwähnung, die eine, weil sie mit der Erforschung der Natur vorangegangen ist (»Quidquid natura suo in sinu servavit reconditum publico mundi theatro exhibere«) und sich bis heute erhalten hat — das Collegium Naturae Curiosorum, später »Academia Leopoldino-Carolina«, »die Naturforschenden Freunde« genannt, gestiftet im Jahre 1652 —, die andere, weil der Anlass, der zu ihrer Begründung geführt hat (sie kam übrigens über die embryonale Stufe nicht hinaus), die Kalenderverbesserung, in der Stiftung der Preussischen Akademie fortwirkte — das von E. Weigel seit etwa 1695 geplante mathematische Collegium artis consultorum (s. über dasselbe unten und Wilhelm Meyer, Die Handschriften in Göttingen. 1893 S. 161). — Über jene Gesellschaft hat sich Leibniz in seinem »Bedenken von Aufrichtung einer Academie oder Societät in Teutschland« (Klopp, a. a. O. I. Bd. S. 141 f.) nicht günstig ausgesprochen: »Dieses Institut, ob es gleich an sich selbst gut und nicht zu verachten, ist doch nicht real genugsam, denn dadurch nur bereits habende Dinge aus andern Büchern gesammelt, nicht aber neue aus eigener Experienz entdecket worden«. Zwar räumt er ein, dass im letzten Jahr ein Fortschritt gemacht sei und die Gesellschaft observationes medicas herausgegeben habe. »Es mangelt aber viel dabei zu einem rechten wohlformirten corpore, davon etwas reales gehoffet werden könnte, so einen gewissen Fundum, Union, Ruf, Adresse und Anstalt hätte.« Als Leibniz im Jahre 1676 eine Kaiserlich Deutsche Gesellschaft plante, hat er sich noch an diese Gesellschaft und die fruchtbringende gewandt und sie zur Mitwirkung aufgerufen, später aber nicht mehr. — In einem Aufsatz »sur l'utilité des Académies« (Mém. 1788/9 p. 460 ff.) hat Garve die Entstehung der Akademieen mit der Entstehung religiöser Gesellschaften, z. B. der böhmischen Brüder, verglichen und demgemäss, nicht ohne Grund, von einer Zeit der ersten Liebe und von einem allmählichen Ermatten des gemeinsamen wissenschaftlichen Eifers gesprochen.

[3] In Frankreich ist natürlich von einem Einfluss der reformatorischen »Gesinnungsgemeinschaften« gar nichts zu spüren. Im Jahre 1635 hatte Richelieu die Académie française gestiftet (ihre Anfänge führen bis auf das Jahr 1629). Im Jahre 1666 gründete Colbert die Académie des Sciences für Mathematik und Naturwissenschaften. Ihn leitete dabei ein praktisches Interesse. Industrie, Handel und Schifffahrt sollten von der Stiftung Nutzen ziehen und die Einkünfte des Staates dadurch vermehrt werden. Aber die Pflege der reinen Wissenschaft im Sinne Descartes' wurde doch die Hauptsache. Vorbildlich wurde die Geschäftsführung der Pariser Akademie durch die ruhmvolle Thätigkeit ihres Secretars Fontenelle (Secretar seit 1699), der, hundert Jahre alt, im Jahre 1757 starb. Der langjährige Secretar der Berliner Akademie, Formey, beginnt seine Abhandlung über ihn (»Souvenirs d'un citoyen« 1789 T. II p. 253) mit den Worten: »J'ai toujours été à son

unermüdlichen Bemühungen Leibnizens, für Deutschland etwas Ähnliches in's Leben zu rufen und eine organische Verbindung aller europäischen Gelehrten und aller wissenschaftlichen Bestrebungen herbeizuführen[1]. Da Leibniz nicht nur der geistige Urheber und der erste Präsident der Preussischen Societät der Wissenschaften gewesen ist, sondern auch in Dresden[2], Russland[3] und Wien[4] Akademieen zu stiften unternommen hat, da ferner die Akademieen in München, Göttingen, Turin, Stockholm und Leipzig theils gleich anfangs, theils später nach dem Muster der Berliner

égard dans les mêmes dispositions où Erasme était à l'égard de Socrate lorsqu'il disait: »Sancte Socrates, ora pro nobis«.

[1] Hand in Hand mit den Bestrebungen, nicht nur die deutschen Gelehrten unter einander zu verbinden, sondern auch die europäischen zu gemeinsamer, planvoller Arbeit zu vereinigen, gehen bei Leibniz die immer wiederholten Anstrengungen, eine Pasigraphie, d. h. eine nova lingua characteristica, zu erfinden. Nicht um die Schöpfung eines Volapüks handelte es sich ihm — der Widersinn dieses Unternehmens, das, wenn es gelänge, zu einem halben Dutzend Cultursprachen noch eine siebente hinzufügen würde, ging ihm bald auf —, sondern um die begrenztere und reizvolle Aufgabe, eine in allen Sprachen lesbare Zeichenschrift zu erfinden nach dem Vorbild der mathematischen Zeichensprache. Dass auch diese Aufgabe selbst für den scharfsinnigsten Geist unlösbar sei, hat Leibniz nach unendlichen Bemühungen gegen Ende seines Lebens einsehen müssen.

[2] Siehe E. Bodemann, Leibniz' Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen (Neues Archiv f. sächs. Gesch. 4. Bd. 1883 S. 177—214). Die Angelegenheit spielte 1703—1705 und war nach vollkommener Vorbereitung der Durchführung nahe; aber der Krieg durchkreuzte sie. Zu einer Akademie der Wissenschaften in Dresden kam es überhaupt nicht, obgleich Alles fertig war und der Reinschrift des Stiftungsbriefes nur die königliche Unterschrift fehlte. Erst im Jahre 1846 wurde die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig am 21. Juni, dem Geburtstag Leibnizens, eröffnet.

[3] Die Beziehungen von Leibniz zu Peter dem Grossen und Russland sind noch nicht erschöpfend dargestellt worden, obgleich ein ziemlich umfangreiches Actenmaterial theils gedruckt vorliegt, theils leicht zugänglich ist. Das Buch von Posselt, Peter der Grosse und Leibnitz (Dorpat 1843), ist nahezu werthlos. Leibniz hat die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften in Russland angeregt und betrieben (vergl. u. a. den Briefwechsel mit Heineccius in der Hannov. Bibliothek: Plan der Errichtung einer Societät der Wissenschaften und Missionsanstalt in Moskau, und zwar ausgehend von der Berliner Societät, Brief vom 19. November 1711). Gestiftet wurde sie nach seinem Tode im Jahre 1724 von Peter I., eingerichtet im folgenden Jahre von Katharina I. zu St. Petersburg. Zur Berliner Akademie hat die Petersburger in dem ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens die lebhaftesten Beziehungen gehabt. Eine heilsame Rivalität bestand, ja man suchte nicht ohne Erfolg die tüchtigsten Mitglieder der Schwesterakademie zu entführen.

[4] Siehe Klopp, Leibniz' Plan der Gründung einer Societät der Wissenschaften in Wien (Archiv f. österreich. Gesch. 40. Bd. 1869 S. 159 ff.). Huber, Gesch. d. Gründung u. d. Wirksamkeit d. K. Akad. d. Wiss. (Wien 1897) S. 5 ff.

eingerichtet worden sind[1], so ist es der Mühe werth, die Entwicklung der Societätspläne, wie sie Leibniz bis zur Stiftung der Berliner Akademie ausgebildet hat, in Kürze darzustellen. Er ist durch die Einsicht und Kraft, mit der er den Gedanken streng wissenschaftlicher und alle Gebiete der menschlichen Erkenntniss umspannender Akademieen geklärt und durchgesetzt hat, ihr eigentlicher Patron geworden. Doch nur in Preussen gelang es ihm, seine Pläne durchzuführen.

5.

Ausgangspunkt des Societätsgedankens ist der Plan des 21jährigen Leibniz gewesen, sich in Mainz oder Frankfurt eine selbständige Stellung zu gründen durch ein kaiserliches Privilegium für eine halbjährlich nach der Messe erscheinende Zeitschrift. In dieser Zeitschrift sollten die neu erschienenen Bücher verzeichnet und das Wichtige in ihnen herausgehoben werden[2]. Bald erweiterte sich der Plan zu dem anderen, die Direction des gesammten deutschen Bücherwesens an Kurmainz zu ziehen und es ganz neu zu gestalten. Der hochgesinnte Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, berathen von dem Baron von Boineburg, schien ganz der Mann dazu, der geistige Führer Deutschlands unter den Fürsten zu werden. Wenn der Kurfürst das Commissariat erlangt habe, solle er eine »Societas eruditorum Germaniae« gründen und ihr als Director vorstehen. Aufgabe dieser Societät soll sein:

1. corresponsum eruditorum universalem sustinere,
2. congregare bibliothecam universalem,
3. indices universales fieri curare,
4. mutuas operas iungere societatibus regiis Gallicae et Anglicae et academiis Italicis.
5. rem medicam ad perfectionem tentare evehere,
6. mathematicis experimentis invigilare,
7. locos communes curare fieri, experimentaque colligi,
8. inspectionem habere manufacturarum et commerciorum.

Die Gesellschaft wäre schicklich in Frankfurt niederzusetzen, solle sich nicht in Religionsangelegenheiten mischen und aus einer bestimmten Anzahl von hervorragenden Gelehrten bestehen. Ihr Gehalt und die Kosten des Unternehmens sollen aus einer Steuer auf

[1] Über den Einfluss der Berliner Akademie, also indirect Leibnizens, auf die Neu- bez. Umbildung der italienischen Akademieen s. Denina, »De l'influence qu'a eue l'Académie de Berlin sur d'autres grands établissements de la même nature« (Mém. 1792/3 p. 562 ff.).

[2] Siehe Klopp, Die Werke von Leibniz 1. Bd. S. 7 ff. u. Einl. S. XXII f.

Papier bestritten werden, wie eine solche schon in Holland und der Pfalz eingeführt sei. Hauptaufgabe aber bleibe das Bücherwesen: »Die Übel im Bücherwesen sind zahlreich und gross und dem Staate äusserst schädlich. Sie bestehen darin, dass gerade das Beste nicht gedruckt wird, dagegen vieles Schädliche[1], noch mehr Überflüssiges und durchweg Planloses«. Daher — um die scribacitas multorum zu hemmen — müsse die Bestimmung getroffen werden, dass Niemand ein Buch veröffentlichen dürfe, in welchem er nicht anzugeben vermöge, was er bisher Unbekanntes und dem Staate Nützliches durch sein Werk zu Tage gefördert habe. Dies solle der Verfasser selbst in der Einleitung zusammenstellen, damit es leicht excerpirt werden könne[2].

Der Kaiser gewährte das Privileg für die Zeitschrift »Semestralia« nicht[3], und noch weniger hatte der grössere Plan einer »Societas eruditorum Germaniae« Aussicht auf Erfolg — der Kaiser war diesmal der Freisinnigere und meinte, »es lasse sich den ingeniis, bevorab den freien Künsten, nicht der Weg versperren, auf welchem sie ihre Talente zu gemeinem Nutzen zu gebrauchen gedächten«. Aber Leibniz, weit entfernt, sich abschrecken zu lassen, steuerte mit seinen Plänen nun erst recht in ein uferloses Meer. Der »Grundriss eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät in Teutschland zu Aufnehmen der Künste und Wissenschaften«, der bald nach dem Jahre 1669 entworfen sein muss, ist ebenso bemerkenswerth durch die Art seiner Begründung, wie durch das Utopische seines Umfangs, aber auch durch einige geniale und sichere Blicke in die Bedürf-

[1] Merkwürdig ist, dass Leibniz unter den schädlichen Büchern ausdrücklich den berühmten »Monzambano«, De statu imperii Germanici, nennt, den Pufendorf unter diesem Pseudonym im Jahre 1667 hatte erscheinen lassen. Der Gegensatz der beiden Männer wurzelte in ihren gänzlich verschiedenen politischen Ansichten (s. Leibniz' Kritik des Monzambano bei Klopp, a. a. O. I S. 161 ff.), in Leibniz' Meinung, die Geschichtsschreibung dürfe nicht eine »proditrix rerum, quas aula sileri maluit« werden (s. den Brief vom 24. October 1709 bei Guhrauer, G. W. Freiherr von Leibnitz, 2. Th., Beilage S. 16) und in einem persönlichen Erlebniss (Leibniz glaubte in einer privaten Angelegenheit, in der er sich an Pufendorf gewandt, von diesem hintergangen worden zu sei, s. Guhrauer, a. a. O. S. 15 f.). Die wissenschaftliche Bedeutung Pufendorf's als politischen Historikers der Zeitgeschichte ist Leibniz verschlossen geblieben; er steckte selbst zu tief in der Politik der Höfe und konnte daher nur als scriptor temporis acti etwas lehren und die historische Wissenschaft fördern.

[2] Siehe den vollständigen Abdruck der beiden Entwürfe in dem Urkundenband Nr. 2 *a* und 2 *b*.

[3] Siehe Leibniz' Eingabe an den Kaiser Leopold I. vom 22. October 1668 (bei Klopp, a. a. O. I. Bd. S. 27 ff.) und die zweite vom 18. November 1669 (a. a. O. S. 81 ff.).

nisse der Gegenwart und Zukunft. Abgeleitet wird die Nothwendigkeit, eine Societät zu begründen, aus der gottgesetzten Aufgabe des Menschengeschlechts, den Schöpfer zu verehren, und zwar erstlich in Anbetung (»oratores et sacerdotes«)[1], zweitens in der Erkenntniss seiner Werke (»philosophi naturales«), drittens in der Nachahmung seines Regiments (»morales seu politici«). In der Erfüllung dieser Aufgabe gelangt die Menschheit zur Glückseligkeit; aber die Menschen müssen sich zusammenthun, um sie durchzuführen. »Dazu wird die Aufrichtung einer wiewohl anfangs kleinen, doch wohl gegründeten Societät oder Academie eines der leichtesten und importantesten sein.« Und nun folgt eine Schilderung der Obliegenheiten einer solchen Societät, die einfach Alles an erspriesslichen Thätigkeiten in Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie, Polizei, Medicin, Archiv-, Schul-, Maschinenwesen u. s. w. umfasst, was nur irgend erdacht werden kann. Zoologische und botanische Gärten sind so wenig vergessen wie Arbeits- und Zuchthäuser. Das Ganze mündet in einen Vorschlag der Religionsvereinigung, die Leibniz stets für eine nothwendige Voraussetzung alles gemeinschaftlichen Wirkens gehalten hat[2]. Dieser »Grundriss« scheint für den Kurfürsten von Mainz bestimmt gewesen zu sein. Nicht viel später hat Leibniz ein zweites »Bedenken von Aufrichtung einer Academie oder Societät in Teutschland« ausgearbeitet, welches jenes erste weit übertrifft. Es enthält zunächst einen geistvollen Überblick über das, was die Deutschen bisher in den mechanischen Wissenschaften und Künsten geleistet, und bittre Klagen darüber, wie wenig sie es verstanden haben, ihre Erfindungen auszunützen. Deutschland wird als das Land der realen Wissenschaften gefeiert; aber die Ausländer bemächtigen sich des unsrigen und wissen es besser in's Licht zu setzen und zu gebrauchen. Unsere Schulen, Academieen, Education, Zünfte, Künste und Wissenschaften sind »verstellet, verdecket und verwirret«. »Nunmehr, nachdem das Licht angezündet und die Künste gemein, auch alle Nationen excitirt worden, sind wir diejenigen, die da schlafen, oder die letzten, die da aufwachen.« Er führt nun an, was in England und Frankreich durch Gründung

[1] »Dabei mir einfället,« — schreibt Leibniz — »dass bei Aufrichtung der französischen zu Aufnehmen und Zierde ihrer Sprache vom Cardinal Richelieu eingerichteten Academie oder Societät ein gottseliger Mann unter andern in die Leges einzurücken begehrt, dass ein jedes Glied etwas jährlich zum Lobe Gottes zu componiren schuldig sein sollte, ist aber, weiss nicht warum, verblieben.«

[2] Siehe den vollständigen Abdruck dieses Entwurfs in dem Urkundenband Nr. 3.

königlicher Societäten zur Erforschung der Natur geschehen ist und in Dänemark, Schweden und Toscana demnächst geschehen wird. Die deutschen privaten Societäten sind ganz unzureichend. Wir müssen uns nunmehr die Englische Königliche Societät zum Muster nehmen. »Bei dieser Societät thut der König, der Herzog von York, Prinz Robert und viel vornehme Herren das ihrige, nicht dass sie an deren Leges, an persönliche Comparition und dergleichen onerosa und solchen hohen Personen unanständige Dinge sich gebunden, sondern dass sie Sumptus beitragen, auf ihre Kosten durch ihre Ministros sowohl Status als Privatos correspondiren lassen, Alles, was sie neues, rares, importantes erfahren, der Societät communiciren, die Directores der Coloniarum, die Schiffs-Capitains, verständige Mariniers . . . befehligen und anmahnen, keine Gelegenheit zu versäumen, dadurch etwas neues, merkwürdiges untersucht und in hoc aerarium eruditionis solidae publicum gebracht werden könnte. Ja sie lassen die Societät Interrogatoria, Instructiones und Directoria vor Reisende, vor Ministros, vor Bergleute, Medicos, Handwerksleute, Künstler formiren, um dadurch immer tiefer in diese unerschöpfliche Mine der Natur zu menschlichem Besten zu kommen.« Was könnte Deutschland leisten! Wieviel Fürsten besitzt es, die sich an die Spitze stellen, wieviel ausserordentliche Talente, die in einer Societät richtig geleitet werden könnten! Mit einer Schilderung, wie in Deutschland die Talente verkümmern, und mit einem Ausfall wider die unvernünftigen Mediciner, die von Naturforschung nichts wissen, bricht das von Leibniz nicht zu Ende geführte Manuscript ab[1].

[1] Siehe den vollständigen Abdruck dieses Entwurfs in dem Urkundenband Nr. 4. Merkwürdig ist, dass Leibniz mit einem Blick auf China schliesst: »Wie närrisch auch und paradox der Chinesen Reglement in re medica scheint, so ist's doch weit besser als das unsrige«. Seitdem hat Leibniz China nie aus den Augen verloren. Alles, was er irgend über dies Land hören konnte, sammelte er ein, setzte sich mit den Jesuiten-Missionaren in dauernde Beziehung, ermunterte zur Erlernung der chinesischen Sprache, war unablässig bemüht, Expeditionen nach China anzuregen, und hat, wie sich zeigen wird, die Preussische Akademie mit zu dem Zweck gestiftet und eine Societät in Moskau angeregt, um China zu erschliessen, die Cultur Chinas und Europas auszutauschen und das ungeheure Land dem Christenthum zuzuführen. — Das abgerissene Blatt am Schluss, welches mit abgedruckt ist, zeigt, dass Leibniz die Errichtung einer Societät auch deshalb wünschte, um »dem Morden der Ärzte« ein Ende zu machen. Er richtete die schärfsten Angriffe auf die Heilkunde, wie sie damals ausgeübt wurde. Zeitlebens ist er auf die Ärzte schlecht zu sprechen gewesen — eine Folge war, dass auch sie weder ihn noch seine Schöpfung, die Berliner Akademie, liebten. Die Akademie hat das bald zu fühlen bekommen.

In die nächsten Jahre fällt der für Leibniz' Entwicklung so bedeutungsvolle vierjährige Aufenthalt in Paris. Er brachte ihn in Verbindung mit den bedeutendsten Gelehrten, er gab ihm die Anschauung eines grossen nationalen Staates und einer nützlichen und hochangesehenen Königlichen Akademie der Wissenschaften[1]. Aber um so wärmer schlug sein Herz für sein Vaterland. Noch in Paris, kurz bevor er sich nach Hannover begab, hat er im Jahre 1676 die »Consultatio de naturae congnitione ad vitae usus promovenda instituendaque in eam rem Societate Germanica, quae scientias artesque maxime utiles vitae nostra lingua describat patriaeque honorem vindicet« und zwei kürzere Entwürfe verfasst. Mit Bewunderung liest man die Consultatio[2], die Leibniz anonym erscheinen lassen wollte, wie so manche seiner politischen Schriften, um den Anschein der Ruhmsucht oder des Eigennutzes zu vermeiden. Seine letzten Absichten sind nicht andere geworden: das Höchste hat er im Auge: eine Sammlung aller Kräfte, um in die Natur einzudringen und alles Entdeckte leicht zugänglich zu machen. Aber viel lebendiger tritt die Liebe zum deutschen Vaterland hervor, und zugleich wird ein Modus der Ausführung vorgeschlagen, der die Möglichkeit der Durchführung näher rückt. Diese »Consultatio« soll nur als Grundlage für Verhandlungen unter den Berufenen dienen. Es handelt sich um die Stiftung einer Genossenschaft solcher deutscher Forscher, »qui relationes operationum naturae non tam ex chartis, quam ex naturae volumine et mentium thesauro excerpunt«. Bücher

[1] In Paris hat Leibniz die Grundzüge der Differentialrechnung erfunden. Sehr beachtenswerth ist, wie er sich in die Aufgaben der französischen Politik versetzt hat. Theils um die Eroberungspolitik Frankreichs von den deutschen Grenzen abzuhalten, theils weil er stets die höchsten Ziele eines Staates mit genialem Blick erkennt, weist er Frankreich auf das östliche Becken des Mittelmeers. Es soll die ganze Nordküste Africas, besonders aber Aegypten erobern, soll diese Länder der christlichen Cultur wiederbringen, die Schätze Aegyptens heben und den Suezcanal bauen! Zu diesem Zweck soll es sich mit Österreich verbinden, welches die Türken im Osten zu fassen hat. Europa wird dann kein Kriegstheater mehr sein, sondern eine Stätte, auf der die christlichen Nationen in der Pflege der Künste und Wissenschaften rivalisiren werden. Die beiden grossen Unternehmungen des 19. Jahrhunderts, der Bau des Suezcanals und einer bequemen Strasse nach China (die sibirische Bahn), sind von Leibniz in ihrer Bedeutung erkannt und in's Auge gefasst worden. — Mitglied der Pariser Akademie ist Leibniz zunächst nicht geworden; er musste noch lange warten und hat sich viel Mühe, um einen Sitz zu erlangen, gegeben. Leider ist der Brief, in welchem er sich um einen solchen bemüht, der in dem Fascikel »Correspondenz mit Malebranche« in der Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, nicht näher zu datiren; auch ist der Adressat bisher nicht sicher ermittelt (s. Bodemann, Briefwechsel von Leibniz S. 164 f.).

[2] Siehe den vollständigen Abdruck derselben in dem Urkundenband Nr. 5.

sind stumm: zutreffende Ideen muss man aus lebendigen Autoren schöpfen, d. h. aus solchen, die selbst beobachten und experimentiren, einerlei ob sie zünftig sind oder nicht. Ihre Beobachtungen muss man zusammenstellen, zuvor aber muss ein Nomenclator zur richtigen, kurzen und geordneten Bezeichnung der Dinge in deutscher Sprache aufgestellt werden. Sodann muss eine Übersicht über die Probleme gegeben werden; eine zweckmässige Anordnung derselben, die Voranstellung der einfachen und gelösten, die Zuordnung der schwierigeren ungelösten wird bereits ein wunderbares Licht verbreiten! Bis in die Details wird mit vollkommenster Sachkenntniss diese Aufgabe entwickelt und die mathematische Methodik den Naturwissenschaften als Muster vorgestellt. Wenn die deutschen Gelehrten sich dazu entschliessen, dieses Werk in Angriff zu nehmen, werden sie bald alle anderen Nationen überflügeln. Augenscheinlich hatte Leibniz erkannt, dass die Pariser Gelehrten ihr Instrument, die Akademie, nicht genügend zu behandeln und auszunutzen verstanden. In erhobener Rede und directer Ansprache wendet er sich an die Deutschen. Und in ihrer Sprache sollen sie schreiben! Die anderen Nationen haben das Latein abgeworfen, und dort haben in Folge dessen Frauen und Jünglinge Zugang zu allen Künsten und Wissenschaften. Wir aber nöthigen unsere Jugend zuerst dazu, »die Herculesarbeiten der Bezwingung verschiedener Sprachen, durch die oft die Schärfe des Geistes abgestumpft wird, zu leisten, und verurtheilen alle die, die durch Ungeduld oder Geschick die Kenntniss des Lateinischen entbehren, zur Unwissenheit«. Nicht zu befürchten ist, dass deshalb die lateinische und griechische Litteratur Schaden leiden wird; denn in Frankreich und England sind die Kenner derselben zahlreich, und niemals werden die Theologen das Hebräische und Griechische, niemals die Juristen das Lateinische — wohl auch das Griechische —, niemals die Mediciner beide Sprachen entbehren können, und die Historiker werden sich nie den Zugang zu den Quellen versperren lassen. Nun redet er die Mitglieder der deutschen privaten Societäten, der fruchtbringenden und der naturforschenden Gesellschaft an: Verbündet euch mit mir und mit allen, die diesen Plan billigen, und schafft, dass wir eine Kaiserliche Societät bekommen; Protector sei der Kaiser, den sich die naturforschende Gesellschaft schon erwählt hat: unter den Flügeln des kaiserlichen Adlers werden auch die Bemühungen um die deutsche Sprache neue Kraft gewinnen! Bereits führt Leibniz die Namen von 48

deutschen Gelehrten auf, an die zu schreiben sei, um sie für die Vorbereitung des grossen Unternehmens zu gewinnen. Wir finden unter ihnen E. Weigel, Swammerdamm, Leewenhoeck, Tschirnhaus, Gericke. Eine genaue tabellarische Übersicht über die Aufgaben, die Methode, die Arbeitstheilung bildet den Beschluss[1].

Dieses Geschenk brachte Leibniz den Deutschen aus Paris. Noch hoffte er auf die Societät als eine allgemeine Reichssache — eine kaiserliche Akademie sollte sie werden. Aber auf deutschem Boden wurde er sofort wieder daran erinnert, dass es ein Deutschland überhaupt nicht gab, während es ein Frankreich gab. Der Plan fiel dahin. Er selbst begab sich noch in demselben Jahre (1676) in hannoversche Dienste und kettete sein Leben an diesen kleinen Staat. Aber die grosse fruchtbare Idee ging nicht unter; Leibniz musste nur lernen, dass sie zuerst in einem deutschen Einzelstaate zu verwirklichen sei.

In Hannover hat Leibniz bei den Fürsten, mit Ausnahme des Herzogs Johann Friedrich, der seit 1669 mit ihm in Verbindung gestanden und ihn in's Land gezogen hatte, aber schon am Ende des Jahres 1679 starb, eine wirkliche Anerkennung niemals gefunden. Aber sie schätzten die positiven Dienste, die sein Name und seine Arbeitskraft den welfischen Interessen leisten konnten, und sie wachten eifersüchtig darüber, dass er nicht die Bahnen welfischer Politik verliess. Mit nicht unbegründetem Misstrauen begleitete nach dem Tode Ernst August's, des ersten hannoverschen Kurfürsten (1679 bis 1698, seit 1692 Kurfürst), sein Nachfolger Georg Ludwig (seit 1714 König Georg I. von England) die Schritte des »allerorten betriebsamen und mit der Regierungspolitik nicht immer conformen Gelehrten«. Niemals hat Leibniz das Vertrauen dieses Fürsten besessen, der seinem geistigen Schaffen theilnahmlos gegenüberstand und ihn nur deshalb

[1] Wahrscheinlich in Frankreich ist Leibniz auch die Analogie der Akademieen mit den kirchlichen Orden und die Bedeutung der letzteren für die Wissenschaft aufgegangen; aber er erkannte, dass sie in ihrer gegenwärtigen Verfassung den neuen Aufgaben nicht mehr gewachsen waren; die wahren Gottesfreunde müssen dort mit den Studien anfangen, wo die Jesuiten aufhören. »Ich liebe die Orden und wünsche sie erhalten zu sehen. Allein es ist sehr zu besorgen, dass sie dem Untergang verfallen, wenn sie sich nicht einer nützlichen wissenschaftlichen Thätigkeit zuwenden.« Er sagt einmal, er würde, wenn er Papst wäre, die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche zur Verherrlichung Gottes dienen, ebenso unter die Orden vertheilen, wie die Liebeswerke, welche zu Nutz des Nächsten geschehen; Benedictiner und Cistercienser sollten Naturwissenschaften treiben, andere Orden die Sprachforschung, Dominikaner und Jesuiten sollten sich dem Unterrichtswesen widmen, die Franciskaner der Seelsorge u. s. w.

nicht frei gab, damit er die Annales imperii occidentis Brunsvicenses vollende. Aber an der Kurfürstinmutter Sophie (geb. 1630, gest. am 8. Juni 1714), der Tochter Friedrich's V. von der Pfalz, der Enkelin Jacob's I. von England, besass Leibniz eine Beschützerin und verständnissvolle Freundin. Solange sie lebte, hatte er an ihr in Hannover einen Rückhalt; niemals entzog sie ihm ihr Vertrauen; niemals hemmte sie seine Schritte, wenn sie auch manche seiner ausländischen Unternehmungen mit Ironie begleitete. Wohl aber zog sie seine Kräfte in ihre Dienste. Der Gedankenaustausch mit Leibniz, persönlich und brieflich, war dieser stets regen, aufgeklärten und skeptischen hohen Frau ein wirkliches Bedürfniss. Die letzten wissenschaftlichen Probleme berührten sie nicht, denn sie hielt sie für unlösbar; aber »jede gehaltvolle Anregung nahm sie mit derselben Schnellkraft in sich auf, mit der sie jeden störenden Affect überwand; es gab kein geistiges Interesse ihres Jahrhunderts, das sie nicht in den Kreis ihres Nachdenkens zog, und stets bewahrte sie sich die unverwüstliche Heiterkeit einer von stolzer Geschlossenheit und weltoffener Klugheit im Gleichgewicht gehaltenen Seele«[1]. Leibniz hat sich dem Zauber dieser Fürstin nie zu entziehen vermocht. Immer war er bereit, ihre Interessen zu vertreten; mit voller Aufrichtigkeit sprach er sich ihr gegenüber aus[2], und den Tod keiner Fürstin und keines Fürsten hat er aufrichtiger betrauert als den ihrigen, der ihm, neben dem persönlichen Verlust, die Stütze seiner öffentlichen Stellung raubte.

Aber so willig sich Leibniz dieser Fürstin zu Diensten stellte und ihre grossen politischen Pläne förderte, seine eigenen vergass er darüber nicht, weder dort, wo sie mit den Absichten der auf die Grösse und den Ruhm ihres Hauses bedachten Kurfürstin convergirten, noch dort, wo sie in eine ganz andere Richtung gingen. Die merkwürdigste Fügung hat es gewollt, dass eben die welfische Fürstin das Mittelglied geworden ist, welches Leibniz mit dem Brandenburgischen Kurhause und dem Preussischen Staate in Verbindung gebracht hat.

6.

Alle Versuche, in den welfischen Landen unter der Führung Hannovers eine Societät der Wissenschaften zu gründen, schlugen fehl.

[1] Köcher in der Allg. Deutschen Biographie. 34. Bd. S. 669.

[2] Die Correspondenz Leibnizens und der Kurfürstin füllt in der Ausgabe von Klopp drei starke Bände (Werke von Leibniz. 7.—9. Bd.).

In den ersten Jahren des Aufenthalts in Hannover standen bei Leibniz noch die naturwissenschaftlichen Interessen im Vordergrund: der Bergbau im Harz soll gehoben und aus den gewonnenen Mitteln eine Societät für Deutschland in Hannover begründet werden. Im Jahre 1681 denkt er an eine magnetisch-mathematische Societät, die ein Netz von Beobachtungen über Deutschland ziehen sollte, um das Geheimniss der Declination der Magnetnadel zu ergründen und auszunutzen. Aber immer mehr fesselten ihn die historischen Studien und ihre politische Verwerthung, theils seines Fürstenhauses wegen, theils um der so gefährdeten Lage Deutschlands zu Hülfe zu kommen. Die sämmtlichen braunschweigischen Linien hatten ihn zu ihrem Historiographen ernannt; er unternahm Reisen, um die Archive zu erforschen. In Frankfurt besprach er mit Hiob Ludolf den Plan einer kaiserlich-deutschen historischen Societät. Noch will er den Gedanken nicht aufgeben, dass der Kaiser, dass Österreich an die Spitze treten müsse. Die Societät soll durch planvolles Zusammenwirken vieler Gelehrter, von denen sich ein jeder einen bestimmten Zeitabschnitt bez. einen Kaiser erwählt, Annalen des deutschen Reiches schaffen, wie Baronius Annalen der Kirchengeschichte geschrieben hat. Wiederum wird der Plan bis in's Genaueste entworfen: ein Oberdirector soll das Ganze leiten: in jedem deutschen Kreise soll ein Unterdirector die Geschäfte führen. Alle historischen Arbeiten sollen der Controle und Leitung der Societät unterstehen. Die »Monumenta Germaniae« sind hier in Sicht; aber nur Leibniz selbst hat seinen Beitrag zu ihnen geliefert, und mehr als einen Beitrag! Seine »Annales« sind ein grundlegendes deutsches Geschichtswerk[1] — der glänzende Ertrag der Arbeit eines Menschenlebens würde man sagen, wüsste man nicht, dass sie Leibniz fast wie ein Parergon neben unzähligen anderen Unternehmungen ausgearbeitet hat.

Auch dieser grosse Plan einer historischen deutschen Societät fiel dahin[2], und immer sicherer musste sich Leibniz davon überzeugen, dass weder in Hannover noch in Wien zur Zeit ein Boden für seine universalen Bestrebungen vorhanden war. Aber die Sache selbst gab er nicht auf. So hat er wenige Jahre vor Gründung der Berliner Akademie an Placcius geschrieben[3]: »Zu wünschen wäre es,

[1] Erst Pertz hat sie in drei starken Bänden (1838 ff.) herausgegeben.

[2] Siehe über ihn und die vorher in Hannover gehegten Pläne Klopp im Archiv f. österreich. Gesch. 40. Bd. 1869 S. 159 ff.

[3] Siehe Guhrauer, G. W. Frh. v. Leibnitz. 2. Th. S. 181.

dass es eine universale Gesellschaft unter den Gelehrten gäbe, welche aber gleichsam in verschiedene Collegien getheilt wäre. Denn der Zusammenhang der verschiedenen Theile der Gelehrsamkeit ist so gross, dass sie nicht besser als durch wechselseitige Harmonie und ein gewisses Einverständniss gefördert werden können. Doch da wir für die Gegenwart ohne höhere Autorität dahin zu gelangen nicht hoffen können, so müssen wir uns mit verschiedenen Gesellschaften begnügen, welche zuletzt, vermöge der inneren Beschaffenheit der Sache selbst, sich mit einander verknüpft sehen werden«. Diese Hoffnung — Leibniz hat sie im Jahre 1696 ausgesprochen — ist nach 200 Jahren der Erfüllung nahe gekommen. So langsam und so sicher schreitet die Geschichte vorwärts, und ein so weitschauender und zuverlässiger Prophet war der deutsche Philosoph!

Am 28. September 1684 wurde die Ehe zwischen der Tochter der Herzogin (Kurfürstin) Sophie, Sophie Charlotte (geb. 20. October a. St. 1668), mit dem brandenburgischen Kurprinzen Friedrich geschlossen. Unter Leibnizens Augen und gewiss auch unter seinem Einfluss hatte sich die Prinzessin entwickelt, von der Friedrich der Grosse gesagt hat, sie habe den Geist der Gesellschaft, die wahre Bildung und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preussen gebracht. Hervorragende Eigenschaften, die sie auszeichneten, hat sie von der Mutter geerbt, die ihr in der Politik freilich stets überlegen blieb — die Lebendigkeit des Geistes, die rasche Auffassungskraft, den klugen Sinn, die entzückende Frische der Aussprache, die königliche Haltung, die ein Ausdruck ihres wahrhaft vornehmen Sinns und ihres geschlossenen Charakters war. Aber nicht nur durch das, was eine höchst sorgfältige und glückliche Erziehung ihr dann gegeben — sie beherrschte die modernen Sprachen vollkommen und las auch etwas Latein —, übertraf sie die Mutter, sondern vor allem durch die ernste, in die Tiefe dringende Richtung ihres Geistes. Eingeführt in die neuen Probleme der Wissenschaft, begnügte sie sich nicht damit, sie, wie das am französischen Hofe üblich war, als geistreiche Conversationsthemata zu benutzen, sondern sie erfasste sie mit dem Verstande und mit dem Herzen und wollte, wie Leibniz bewundernd von ihr gesagt hat, das »Warum des Warums« ergründen. Das bedeutete um so mehr, als sie für die ästhetischen Seiten des Lebens, für die feinen, reizenden Formen der Geselligkeit und den leuchtenden Schimmer

aller Künste, von der Predigtkunst bis zum Kunsthandwerk, den ausgeprägtesten Sinn besass. Sie liebte das Französische; sie sprach am liebsten französisch und legte es ihrer Umgebung auf; sie war davon durchdrungen, dass das vielfach noch plumpe und widerlich rohe Leben an deutschen Fürstenhöfen nur durch die Einbürgerung französischen Geistes und französischer Sitten verbessert werden könne. Ihr Aufenthalt in Frankreich hatte sie, die Frühreife, mit unvergesslichen Erinnerungen erfüllt — aber hinter dem Witz und Geist ruhte eine rastlos strebende und alles Bedeutende in sich aufnehmende Seele, und der heitre Zeitvertreib, die Feste, die ihr Lützenburg (Charlottenburg) so anziehend machten[1], verdrängten nicht das ernste Streben nach Wahrheit und den innerlichen Antheil an den grossen Geisteskämpfen des Zeitalters. Confessionell indifferent, religiös fest im Sinne des aufgeklärten Protestantismus, suchte sie von allen Parteien zu lernen. Ihren beiden reformirten Seelsorgern, Beausobre und Jacques Lenfant, vertraute sie in den confessionellen Kämpfen: denn es gab für sie in der Religion eine Grenze, von der ab sie, verzichtend, sich auf Autorität verliess; aber diese Grenze zu finden, war selbst eine Aufgabe. Überall kannte sie die Probleme, »die noch nicht gelöst waren«. Sie hörte Leibniz — den Gesprächen mit ihr verdanken wir die Abfassung der Theodicee[2] —; sie hörte Toland, den verwegenen Aufklärer — wahrhaft enthusiastisch hat er den Scharfsinn der Fürstin gepriesen —: sie hörte selbst den Jesuitenpater Vota — damals suchten die Jesuiten noch die Verbindung mit dem fortschreitenden Geiste des Zeitalters aufrecht zu erhalten, freilich zugleich rastlos thätig im Fang fürstlicher Proselyten — und war unermüdlich in Fragen und Einwürfen. Aber die Geselligkeit und jeder wissenschaftliche Austausch, der selbst mathematische Probleme nicht vermied, war durch ihre Gegenwart in das Element der Freiheit und des Maasses erhoben. Ihre zwanglose Hoheit schloss alles Pedantische aus und bändigte alles Gemeine. »Die Gelehrten, die sie in ihre Nähe zog, haben der Verbindung von Schönheit und Geist, Adel und Höflichkeit, die in ihr war, nie vergessen. So erschien sie auch in der Gesellschaft, die den Hof bildete. Sie kannte ihre Leute durch und durch und

[1] »Wie in einem irdischen Paradies« lebt man in Lützenburg, schrieb ihre Mutter, die Kurfürstin Sophie, »sans façon«. »Die dames und cavaliers spillen comedi, und die musicanten machen operas; die beste pfarrer von der weldt predigen.« »Allhir sauffen und schweren die dames nicht, aber spillen wol à l'ombre und verqueren« (citirt nach Krauske, Allg. Deutsche Biographie, 34. Bd. S. 680).

[2] Siehe Guhrauer, G. W. v. Leibnitz, 2. Th. S. 244 ff.

MARINE BIOLOGICAL LABORATORY LIBRARY

schonte ihrer Eigenschaften im vertrauten Gespräche mit nichten Anmaassung, namentlich ungeschickte, wies sie mit Kälte von sich, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor. Sie war stolz und voll Anmuth[1].« Wie sie am Hofe und in den höheren Kreisen die feinere Bildung und den Sinn für Wissenschaft und Kunst eingebürgert hat — der Hof theilt seine Zeit zwischen Studien und Ergötzungen, schreibt Toland — und deshalb der dauernden Verehrung würdig ist, so verehrt sie vor allem die Preussische Akademie der Wissenschaften als ihre Stifterin und Patronin, ohne die sie nicht in's Leben getreten wäre[2].

Diese Fürstin zog im Jahre 1684 in Berlin ein. Die Ehe, von Friedrich's Seite aus Neigung geschlossen, war doch auch ein Werk der welfischen Politik. Hannover trachtete damals nach dem Kurhut und musste das Wohlwollen des mächtigeren Nachbarstaats wünschen. Die welfische Politik Brandenburg gegenüber, die nun begann, lenkte auch Leibniz', des Staatsmanns, Aufmerksamkeit auf dieses Land. Bisher war er nicht nur achtlos, sondern misstrauisch an Brandenburg mit seinen Plänen vorübergegangen. An den Kaiser, den Kurfürsten von Mainz, das Haus Hannover hatte er gedacht; Brandenburg-Preussen schien ihm nur ein halbdeutscher Staat, seine Politik nicht vertrauenerweckend, der Bildungsstand des Landes gering. Dieses Urtheil scheint sich in den ersten zehn Jahren nach der Übersiedelung der Prinzessin nur langsam geändert zu haben.

---

[1] Ranke, Zwölf Bücher Preussischer Geschichte (Sämmtliche Werke, 26. Bd. 1874 S. 459 f.).

[2] Friedrich II. hat in dem Mémoire über Friedrich I., das er in der Akademie hat vortragen lassen, seine Grossmutter also charakterisirt (Mém. de l'Acad. 1748 S. 382): »C'était une Princesse d'un mérite distingué, qui joignait tous les appas de son sexe aux grâces de l'esprit et aux lumières de la raison. Elle avait voyagé dans sa jeunesse en Italie et en France, sous la conduite de ses parents. On la destinait pour le trône de France; Louis XIV fut touché de sa beauté, mais des raisons de politique firent échouer ce mariage. Cette Princesse amena en Prusse l'esprit de la société, la vraie politesse, et l'amour des arts et des sciences. Elle fonda l'Académie Royale. Elle appela Leibnitz et beaucoup d'autres savants à sa cour: sa curiosité voulait saisir les premiers principes des choses. Leibnitz qu'elle pressait un jour sur ce sujet, lui dit: »Madame, il n'y a pas moyen de vous contenter; vous voulez savoir le pourquoi du pourquoi«. Charlottenburg était le rendez-vous des gens de goût; toutes sortes de divertissements et de fêtes variées à l'infini rendaient ce séjour délicieux et cette cour brillante. Sophie Charlotte avait l'âme forte, sa religion était épurée, son humeur douce, son esprit orné de la lecture de tous les bons livres français et italiens.« — Am Ende des 18. Jahrhunderts hat Erman in der Akademie eine Reihe von Abhandlungen über diese Fürstin gelesen (die erste am 30. September 1790), die dann (1801) als »Mém. pour servir à l'hist. de Sophie Charlotte« erschienen sind.

Die spärlichen Quellen, die wir in Bezug auf das Verhältniss Leibnizens zu Brandenburg aus den Jahren 1684–1694 besitzen, gestatten leider keinen sicheren Schluss. Sicher aber ist, dass er um das Jahr 1694 zu einer ganz anderen Einsicht in Bezug auf das Land gelangt war. Es ist richtig, dass die Kurfürstin Sophie Charlotte einen Gelehrten wie Leibniz mindestens zeitweilig in ihrer Nähe haben wollte; es ist ferner gewiss, dass die Kurfürstin-Mutter zur Verfolgung ihrer Pläne einen klugen und politisch unverdächtigen Vertrauensmann in Berlin zu sehen wünschte; es ist endlich nicht zu bezweifeln, dass sowohl die Bewerbung um das Amt eines brandenburgischen Historiographen, als auch die Unionspläne und der Gedanke der Societätsstiftung in Berlin auch im Dienste der welfischen Politik gestanden haben — allein weder hat es sich, soweit Leibniz betheiligt war, um Pläne gehandelt, die für Brandenburg verhängnissvoll oder gar verderblich waren, noch ist Leibniz je der diplomatische Vertrauensmann des hannoverschen Kurfürsten gewesen, noch hat er seine grossen Unternehmungen nur als Mittel zum Zweck betrachtet. Sie lebten mit selbständiger Kraft in seiner Seele; er ordnete sie in seinem Geiste allen politischen Affairen über und betrieb sie ehrlich und mit Nachdruck. Dazu hatte sich sein Urtheil über den Beruf Preussens wirklich geändert. Nicht nur hatte das Lebenswerk des Grossen Kurfürsten, den auch die Herzogin Sophie »un héros de notre religion« nennt[1], den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, sondern er erkannte auch mit steigender Klarheit, dass nur ein festes Zusammenhalten der protestantischen Fürsten unter Preussens Führung den in seiner Existenz von Frankreich her bedrohten Protestantismus und die deutsche Libertät retten könne. Er sah in Deutschland keinen anderen grösseren Staat, der so wie Brandenburg-Preussen auf die Hebung der geistigen und materiellen Cultur seiner Unterthanen bedacht war und der jene religiöse Toleranz so zielbewusst übte, die ihm als die Voraussetzung alles Fortschritts erschien. Vollends seit dem Übertritt des Kurfürsten von Sachsen sah er im brandenburgischen Kurfürsten »das Haupt der Protestanten im Reiche«[2]. Darum hat er Verbindungen mit dem Lande gesucht[3], und die ausgedehnteste Forschung hat bisher nichts

[1] Im Briefe Leibnizens vom 22. Mai 1688 (Klopp. Werke von Leibniz. 7. Bd. S. 14).

[2] Siehe den Brief an Cuneau vom 4. Juli 1697. (Abgedruckt in der »Berlinischen Bibliothek«. 1. Bd. 1747 S. 133.)

[3] Ausserdem war ihm Preussen durch seine guten Beziehungen zu Peter I. die Pforte für Russland, Russland die Pforte für China.

gefunden, was ihm bei seinem Wirken in und für diesen Staat zur Unehre gereichte. Aber mehrere Fäden nahm er, wie so häufig, auch diesmal in die Hand, wissenschaftliche, politische und kirchliche, schlang sie in einander und suchte sie zu verspinnen. Das ist ihm nicht geglückt. Jahre hindurch hielt er sie fest zusammen; aber die Interessen der beiden Rivalen, die er zum Heile Deutschlands, des Protestantismus und der Wissenschaft zu verbinden strebte, gingen zu weit aus einander; schliesslich misstraute man ihm in Hannover und in Berlin; hier schüttelte man ihn ab, dort schob man ihn bei Seite, und sein Leben endete in tiefer Vereinsamung.

7.

Der Briefwechsel mit Sophie Charlotte stellt die ersten Beziehungen von Leibniz zu Berlin dar. Aus der Zeit bis zum 9. Mai 1697 besitzen wir freilich nur zwei Briefe von Leibniz an die Kurfürstin und einen der Kurfürstin an ihn[1]. Wir wissen auch bestimmt, dass bis zum Jahre 1692 die Correspondenz nicht lebhafter war[2], und wenn wir darauf achten, dass sie überhaupt erst kurz vor Danckelmann's Sturz wieder nachweisbar ist und auch dann zunächst unter Vorsichtsmaassregeln geführt wird (s. unten), so können wir uns der Annahme kaum verschliessen, dass politische Umstände einen Briefwechsel bis 1697 unrathsam gemacht haben[3].

[1] Abgedruckt bei Klopp, 7. Bd. S. 48, S. 165 ff., 10. Bd. S. 6 f. Der erste ist ein Gratulationsschreiben zur Geburt des Kurprinzen (1688), in dem zweiten (16. Januar 1692) erinnert sich — nach drei Jahren! — die Kurfürstin noch jener Wünsche; in dem dritten (10. Februar 1692) spricht Leibniz mit Freimuth und Witz über die Pietisten, besonders über den Superintendenten Petersen in Lüneburg, bezeugt aber seinen tiefen Respect vor Spener. Er sprach gewiss der Fürstin aus der Seele, wenn er schrieb: »Il semble que nous sommes à présent dans un temps où l'extérieur de la dévotion est à la mode, et la cour de France, la source des modes, y donne bon exemple. Car tout s'y mêle d'écrire dévotement, jusqu'au célèbre Satirique Boileau«. Wie sicher musste er des Wohlwollens der jugendlichen Fürstin sein, wenn er seinen Brief mit der Wendung schliessen durfte: »Je crois même que la solide vertu qui brille dans une grande princesse, environnée des attraits du monde, vaut mieux que la vertu farouche et retirée d'une Antoinette de Bourignon, qui en fait des livres, sans peut-être la pratiquer comme il faut. Il est aisé de faire la prude, quand on est sur l'âge, et quatre-vingt et dix ans sont d'un grand secours contre les plaisirs du monde. Je prie Dieu de conserver V. A. E. jusqu'à cet âge qui fait naturellement les saintes«. Auch der Brief vom 9. Mai 1697 ist noch unpolitisch; er handelt von Boetius (Klopp, 8. Bd. S. 28 ff.).

[2] Nur ein Brief von Leibniz ist verloren gegangen, s. den Brief vom 16. Januar 1692.

[3] Auch Klopp nimmt an (a. a. O. Bd. 10 S. XXIII f.), dass zwischen Februar 1692 und Mai 1697 keine Briefe ausgetauscht worden sind. Bratuscheck (Erziehung

Allein schon bevor die regelmässige Correspondenz mit der Kurfürstin ihren Anfang genommen (1697), hat Leibniz mit Berliner Staatsmännern und Gelehrten Anknüpfung gesucht und gefunden, nämlich mit Ezechiel von Spanheim, Cuneau[1], Is. Beausobre, Chauvin und Dan. Ludolf von Danckelmann, aber auch dem regierenden Staatsminister von Danckelmann hat er sich zu nähern gewusst[2]. In Spanheim's Hause fanden in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts regelmässige wissenschaftliche Zusammenkünfte statt, an denen auch der Hofprediger Jablonski Theil nahm. Die Annahme wird nicht irrig sein, dass in ihnen eine Vorstufe der späteren Akademie zu erkennen ist[3]. Die Correspondenz mit Spanheim, dem gelehrten und staunens-

---

Friedrich's des Grossen 1885 S. 3. 106) widerspricht ihm unter Berufung auf die Thatsache, dass Friedrich I. bald nach dem Tode seiner Gemahlin den grössten Theil ihrer Briefe habe verbrennen lassen (s. Klopp Bd. 10 S. 15 f.; Leibniz' Brief an Fabricius in Hamburg vom Jahre 1707: »Literas reginae Christinae a Colomesio collectas neque videre neque audire memini. Oportet ab Js. Vossio cum eo communicatas fuisse, qui cum regina fuit. Utinam plerasque a regina Borussorum, et ad eam scriptas non combussissent male circumspecti homines! Haberemus quae facile opponi reginae Suecorum possent. Non paucae tamen passim servatae sunt, et inter eas nonnullae ad me ipsum mihi superant, unde vim ingenii in principe femina animumque mire ad doctrinas erectum intelligas«). Allein es müssten sich doch in Leibniz' Nachlass Briefe aus dieser Zeit, ebenso wie aus der folgenden, gefunden haben, wenn solche vorhanden gewesen wären. Indirecte Beziehungen hat er gewiss auch damals mit der Kurfürstin gehabt — sie folgen schon aus der Correspondenz der Mutter mit der Tochter —, bei dem Aufenthalt der Kurfürstin in Hannover 1695 hat er persönlich mit ihr verkehrt, und Bratuscheck hat es auch wahrscheinlich gemacht, dass Sophie Charlotte's Instruction für die Erziehung Friedrich Wilhelm's vom Jahre 1695 (abgedruckt bei Förster, Friedrich Wilhelm I. 1834 1. Bd. S. 77 ff.) in Zusammenhang steht mit den Ideen in Leibniz' Projet de l'éducation d'un prince (zuerst erschienen in Böhmer's Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrtengesch., 1. Bd. 1787 S. 177 ff. und zuerst gewürdigt von Guhrauer, G. W. Freiherr v. Leibnitz, 2. Th. S. 205 ff., vergl. dazu den Brief an Cuneau vom 28. August 1696 in der »Berlinischen Bibliothek« S. 846 f.); aber mehr lässt sich nicht sagen, vergl. Koser, Friedrich der Grosse als Kronprinz 1886 S. 222. Entscheidend aber dafür, dass ein wirklicher brieflicher Verkehr früher nicht stattgefunden hat, sind die Worte in dem Schreiben vom 29. December 1697 (Klopp, Werke, 10. Bd. S. 43): »Je suis demeuré dans le silence la plupart des autres années, de peur d'être importun, lorsque je n'avais rien de particulier à dire«.

[1] Er schreibt sich selber so, aber auch »Couneau« und »Chuno«. Auch die Form »Cuno« findet man.

[2] Die Correspondenz mit Phil. Jak. Spener, wie sie in Hannover aufbewahrt wird, hat zwischen 1692–1700 eine Lücke; vielleicht ruhte der Briefwechsel in diesen Jahren wirklich. Der Briefwechsel mit Vignoles (Hannov. Bibl.) gehört nicht direct hierher; er fällt zwar in diese Zeit, aber Vignoles befand sich damals nicht in Berlin, sondern in Brandenburg.

[3] An diese Zusammenkünfte in Spanheim's Hause wird von Leibniz in einem Briefe an J. Th. Jablonski vom 24. März 1701 (publicirt in den Abhandl. d. Königl.

werth vielseitigen pfälzischen, dann preussischen Diplomaten, von 1689–97 Curator der französischen Colonieen in Brandenburg, begann, soviel wir feststellen können, im Jahre 1692 und bezog sich zunächst auf wissenschaftliche und diplomatische Fragen[1]. Aber in dem Brief vom 20. November 1694 giebt Leibniz den Wunsch zu erkennen, nun nach Pufendorf's Tode brandenburgischer Historiograph zu werden. Spanheim erwidert (27. November 1694), er habe Danckelmann günstig für die Sache gestimmt. In seiner Antwort vom 6. December 1694, die so eingerichtet ist, dass sie Danckelmann vorgelegt werden konnte, spricht Leibniz die Hoffnung aus, dass er auf hannoverscher Seite keine erheblichen Schwierigkeiten zu überwinden haben werde; er wünscht, dass offen gehandelt werde, doch sei die Sache zur Zeit noch sehr zu menagiren. Am 26. December 1694 bittet er um Nachrichten über den Stand der Angelegenheit, da das brandenburgische Fürstenpaar demnächst nach Hannover kommen werde und er seine Maassregeln darnach ergreifen müsse. Die Verhandlungen führten aber damals nicht zum Ziele und wurden erst anderthalb Jahre nach Danckelmann's Sturz wieder aufgenommen[2]. Im Zusammenhang mit seinen Bemühungen um die Stelle eines Historiographen in Berlin entwirft er auch bereits Pläne zur Einrichtung einer »Societas Electoralis Brandenburgica exemplo

Preuss. Akad. d. Wiss. 1897 »Briefwechsel J. Th. Jablonski's mit Leibniz« Nr. 10) erinnert: »M. Ancillon le Juge sagt mir, dass in den Zusammenkünften bei dem Herrn von Spanheim man Materien distribuiret und hernach tractiret; dergleichen etwas könnte auf gewisse Maasse resuscitiret werden«.

[1] In der Bibliothek zu Hannover befinden sich 29 Briefe von Spanheim an Leibniz und 35 von diesem an jenen aus den Jahren 1692–1700 (Bodemann, Briefwechsel S. 286 ff.).

[2] Die wissenschaftliche Correspondenz mit Spanheim ging auch in den Jahren nach 1694 weiter. Dass Leibniz stets mit einer gewissen Scheu zu Danckelmann aufgesehen hat, solange dieser in Preussen am Ruder war, lässt sich nicht verkennen. Andererseits ist es wichtig zu constatiren, dass Danckelmann im Jahre 1694 den ernsten Willen gehabt hat, Leibniz als Historiograph nach Berlin zu ziehen, und dass die Sache lediglich an der Gehaltsfrage gescheitert ist. Es geht das aus einem Schreiben Steinberg's aus Paris hervor, das in Spanheim's Namen im Mai 1699 an Jablonski für Leibniz gerichtet ist. Damals hatte Leibniz den Plan, Historiograph zu werden, wieder aufgenommen. Steinberg schreibt (Kappens Sammlung einiger vertrauten Briefe zwischen G. W. von Leibniz, u. s. w. 1745 S. 44): »Spanhemius tibi salutem dicit plurimam etc. Aperuit mihi vir ill., verum esse, quod ipsemet ill. domini Leibnitzii apud supremum praesidem de Danckelmann habuerit mentionem in locum defuncti domini Puffendorffii substituendi, eundem quoque huic propositioni manum dedisse, hac una exceptione, quod ill. Leibnitzius pro praesentis temporis statu non ultra 1600 Imperial. salarii nomine posset frui, cum Puffendorffius p. m. habuerit 2000. An vero Serenissimus Elector aliquid hac de re resciverit, se ignorare«.

Regiarum Londinensis et Parisiensis«. Nicht weniger als fünf undatirte Actenstücke sind vorhanden, die höchst wahrscheinlich dem Jahre 1694 zuzuweisen und als Vorlagen zu betrachten sind, die durch Spanheim an Danckelmann, bez. an den Kurfürsten, gelangen sollten. Dieser wird als Salomo gefeiert, der den Bau des Hauses Gottes, den David (= der Grosse Kurfürst) nur entworfen hat, vollenden wird. Der furchtbare Krieg, der noch dauere, solle ein Ansporn für Preussen und Deutschland sein, auf dem Gebiete der praktischen Künste Kraft zu gewinnen; denn die civilisirteste und gewerbfleissigste Nation wird zuletzt den Sieg gewinnen. Der Gedanke der Societät steht hier ganz unter dem Zweck, das protestantische Deutschland unter der Führung Preussens durch die praktischen Wissenschaften, Industrie und Agricultur zu heben, nach dem Vorbild Hollands. Der Kurfürst von Brandenburg hat den hohen Beruf dazu; denn er allein hat zur Zeit freie Hand; alle übrigen Fürsten sind durch Kriege in Anspruch genommen. Und er hat um so mehr den Beruf dazu, als er den besten Minister erwählt hat (»qu'il a choisi un Ministre qui a tout ensemble le crédit entier, le zèle et les lumières; ce qui ne se voit presque point ailleurs aujourdhui«). Aber auch diese Vorlagen Leibnizens sammt dem Anerbieten, zur Einrichtung einer Societät »selbst etwas beizutragen«, liess Danckelmann unberücksichtigt[1]. Die Fürsorge des

[1] Die fünf Actenstücke sind im Urkundenband Nr. 6—10 abgedruckt (nach Klopp, Werke 10. Bd. S. 19 ff.), jedoch das erste nicht vollständig. Sie sind nicht datirt, und Klopp hat sie unmittelbar vor das Jahr 1697 bez. in dieses Jahr gestellt. Eine genaue Prüfung ergiebt aber, dass sie — abgesehen von dem ersten, das überhaupt nicht näher zu datiren ist und gleichsam eine Einleitung zu den wieder aufgenommenen Societätsplänen bildet — aus dem Jahre 1694 stammen, d. h. aus der Zeit, in der Leibniz mit Spanheim über die Stelle eines brandenburgischen Historiographen verhandelte. Vom Gesichtspunkte des Historiographen einerseits und der Hebung der Industrie andererseits ist hier der Societätsplan behandelt; von der Kurfürstin ist überhaupt noch nicht die Rede, ebensowenig vom Observatorium. In der Correspondenz aber, die im Herbst 1697 begann und wirklich zum Ziele führte, steht das Observatorium im Vordergrund und die Kurfürstin ist die Seele des Planes. Somit unterscheidet sich das erste Unternehmen Leibnizens in Bezug auf Brandenburg scharf von dem zweiten. Das erste fällt in das Jahr 1694 und endigte resultatlos; denn Danckelmann war nicht zu gewinnen. Fast drei Jahre vergehen nun, in denen Leibniz nichts unternommen hat; dann wird der in Berlin und von der Kurfürstin selbst gefasste Plan, ein Observatorium zu gründen, der entscheidende. An ihn hat Leibniz seine Ideen — und diesmal mit Glück — angeknüpft; er hatte inzwischen auch den Berliner Hof scharf beobachtet und im Jahre 1696 oder 1697 jenes merkwürdige Promemoria abgefasst (»Sur la cour de Berlin«), dessen Zwecke ziemlich durchsichtig sind (es scheint, es sollte die brandenburgische Kurfürstin von Hannover aus aufrütteln und zum Eingreifen

welfischen Gelehrten für Brandenburg mochte dem vorsichtigen Staatsmann bedenklich erscheinen. An Beausobre, den Prediger an der französischen Colonie in Berlin, schrieb Leibniz lobend über dessen Plan, eine Geschichte der Reformation zu verfassen, und schickte ihm ein Empfehlungsschreiben an den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel[1]. Mit Chauvin, dem Professor der Philosophie am Collège français zu Berlin, correspondirte er in den Jahren 1696 und 1697 über dessen Zeitschrift »Nouveau Journal des Savants dressé à Berlin« und sandte Beiträge für dasselbe[2]. Mit dem Geh. Staats- und Kriegsrath Dan. Ludolf von Danckelmann correspondirte er im Jahre 1693 über Schulbücher[3]. Aber diese immerhin spärlichen Correspondenzen treten zurück gegenüber dem gehaltvollen und für Leibniz' Pläne sehr wichtigen Briefwechsel, der im Jahre 1695 mit dem Staatssecretär und Hofrath Cuneau begann[4]. Leibniz hatte diesen tüchtigen und wohlkundigen Mann im Winter 1694/95 kennen gelernt, als derselbe im Gefolge des brandenburgischen kurfürstlichen Paares in Hannover weilte. Gleich nach der Rückkehr

in die Politik auffordern) — obgleich der Adressat zweifelhaft ist —, und in welchem ein Übelwollen gegen Danckelmann deutlich hervortritt (abgedruckt bei Klopp, Werke, Bd. 10 S. 36 ff.). Von der Kurfürstin heisst es: »L'électrice ne se mêle de rien« — das sollte bald anders werden — »et passe sa vie en entendant la musique. On n'a pas le moindre égard à ses recommandations, et il semble même qu'on prend le contrepied. Comme elle est honnête et généreuse, elle ne saurait souffrir certains badinages et puerilités, et ne saurait se contraindre ni déguiser ses sentimens« (vergl. den Abdruck im Urkundenband Nr. 11).

[1] Der Brief befindet sich in Hannover, s. Bodemann, a. a. O. S. 11.

[2] Der Briefwechsel befindet sich in der Bibliothek zu Hannover, s. Bodemann, a. a. O., vergl. auch den Brief an Spanheim vom 6. April 1696, und Barthol-mèss, Hist. philosoph. de l'Acad. de Prusse, 1. Bd. 1850 p. 46 ff.

[3] Siehe Bodemann, a. a. O. S. 42, 41.

[4] Ein Theil des Briefwechsels (50 Briefe von Ch., 14 von L.), der bis zum Tode Cuneau's dauerte (1712), liegt in Hannover (s. Bodemann, a. a. O. S. 41). Dreizehn sehr wichtige Briefe Cuneau's aus den Jahren 1695—1697, die sich nur zum Theil mit den in Hannover befindlichen decken, veröffentlichte Oelrichs in der »Berlinischen Bibliothek« 1. Bd. 1747 nach Mittheilungen der Wittwe Cuneau's. Zwei von diesen sind, wie Guhrauer, G. W. Freiherr v. Leibnitz, 2. Th. Beilage S. 11 mittheilt, jetzt auf der Univ.-Bibliothek zu Breslau. Da die von Oelrichs abgedruckten Briefe nur bis zum Jahre 1697 (incl.) reichen und auch in der hannoverschen Sammlung die Correspondenz in den Jahren 1698—1701 aufhört, um dann im Jahre 1702 wieder aufgenommen zu werden, so darf man annehmen, dass der Briefwechsel in jenen Jahren wirklich ruhte. Das ist auch wohl verständlich; denn in dem Jahre 1698 begann der Briefwechsel mit dem Hofprediger Jablonski und löste, ganz von der Unionsfrage beherrscht, den mit Cuneau ab. In den Jahren 1702—1706 gehen beide Correspondenzen neben einander her. Im Jahre 1706 aber hört der Briefwechsel mit Jablonski auf (denn die Unionsfrage war zu Boden gefallen), während die Correspondenz mit Cuneau weitergeführt wird.

Cuneau's nach Berlin beginnt der Briefwechsel. Cuneau's Stellung am Archiv bildete die Brücke; denn Leibniz arbeitete am Codex diplomaticus. Aber die Correspondenz erstreckte sich in den Jahren 1695, 1696 sofort auch auf viele wichtige wissenschaftliche Fragen und gelehrte Persönlichkeiten[1]. Die Politik wird indess ganz vermieden, höchstens die Unionsfrage bedeutsam gestreift. Von Leibniz' Absichten auf Berlin ist zunächst nicht die Rede. Aber seit dem Juli 1697 ändert sich das Bild. Der Übertritt des Kurfürsten von Sachsen zum Katholicismus und die freundlichen Beziehungen Preussens zu dem grossen russischen Herrscher hatten auf Leibniz den tiefsten Eindruck gemacht; er hofft jetzt, wo der Protestantismus in Gefahr steht, auch bei Danckelmann mit seinen Unionsplänen Eindruck zu machen. »Votre Grand Electeur« — schreibt er am 4. Juli 1697 an Cuneau in einem Briefe, der offenbar vor Danckelmann's Augen kommen sollte — »est maintenant le chef des Protestants dans l'Empire. Je ne doute point qu'on ne songe sérieusement chez vous à tout ce qui importe à la conservation des Protestants. Il faut travailler entre autres à dissiper de plus en plus ce vain fantôme de séparation entre les deux partis Protestants[2].« Gleichzeitig feuert er die preussischen Staatsmänner an, die ausgezeichneten Beziehungen zu Russland zu benutzen, um durch eine wissenschaftliche Mission dieses Reich zu erschliessen[3]. In dem zehn Seiten langen Schreiben vom 7. October 1697 — in Wahrheit ein wissenschaftlich-politisches Exposé für den Minister — steigern sich diese Vorschläge[4]. Die Mission soll nun auch eine protestantische sein und zwar nach China gehen. Auf die Union wird gedrungen; die Gegenbemerkungen Danckelmann's, die Cuneau vermittelt hatte, werden widerlegt:

»La chose est plus nécessaire que jamais, et peut-être aussi plus faisable que jamais. Mais: est aliquid [sic] prodire tenus, si non datur ultra.« Car cette bonne intelligence a des degrés. Le premier est purement civil et consiste dans un bon concert et une assistance sincère, et c'est à quoi l'agrandissement du parti de Rome les doit porter de part et d'autre. Après la brèche faite dans la maison de Saxe, votre puissant maître est le premier des protestants de l'Empire en commun sans distinguer les deux partis et par conséquent directeur

[1] In dem Brief vom 23. Februar 1696 steht das Urtheil über Pufendorf: »Si quelque chose m'a déplu en lui, c'est qu'il prenait lui-même trop de liberté à satiriser contre les autres«. In den Briefen vom Jahre 1695 bildet der Plan einer wissenschaftlichen Expedition nach Russland und China das Hauptthema.

[2] »Berlinische Bibliothek« 1747 S. 133.

[3] Über die glänzende Grossgesandtschaft des Czaren in Berlin im Jahre 1697, der er sich selbst angeschlossen hatte, s. Varnhagen v. Ense, Sophie Charlotte S. 72 ff.

[4] A. a. O. S. 138 ff.

de leurs affaires. Ce n'est pas le lieu ici de m'étendre sur cette matière. Cependant mon zèle me fait prendre ce point pour incontestable et pour fondamental à l'égard d'un concert sincère entre les protestants, qui pourrait avoir de si grands fruits d'autant que je ne doute point que l'Angleterre et la Hollande ne soient prêtes à l'appuyer.

Leibniz führt nun aus, dass die beiden anderen Grade der Union in der kirchlichen und in der Einheit des Glaubens bestünden. Danckelmann hatte die Möglichkeit, über die Verschiedenheiten der Abendmahls- und Prädestinationslehre hinwegzukommen, bestritten. Leibniz antwortet, eine vollkommene Einheit der Glaubensvorstellungen halte er nicht für nothwendig. »On fait bien d'obtenir en cela ce qui se peut; mais on ne s'y attachera pas, puisque ces diversités n'empêchent point l'union qui suffit.« »Maintenant la question est, si Son Excellence désire qu'on aille jusqu'au second degré, ou si elle veut seulement s'arrêter au premier, où les théologiens n'ont rien a faire; il semble que le second serait bien désirable et rendrait le premier plus ferme.«

Diese treffliche und besonnene Darlegung, die die Aufrichtung der Union den Theologen möglichst entziehen sollte, weil sie in erster Linie als eine politische gedacht war, fand nicht die rechte Würdigung in Preussen. Danckelmann ging sie wahrscheinlich schon zu weit, wenn er die Sache überhaupt für durchführbar hielt; der Kurfürst aber, berathen von einigen Theologen, wollte bald viel weiter gehen und versprach sich nur von einer Union, die mit den Namen auch die Verschiedenheiten der Reformirten und Lutheraner aufhöbe, etwas. Doch die Verfolgung dieser Angelegenheit ist von unserer Aufgabe ausgeschlossen. Aber dieses für Danckelmann bestimmte Schreiben vom 7. October 1697 enthält auch die erste Andeutung des Planes eines Observatoriums in Berlin.

Cuneau hatte Leibniz mitgetheilt, dass die Kurfürstin an die Errichtung einer Sternwarte in Berlin denke[1]. Dieser griff die

[1] In den Brief an die brandenburgische Kurfürstin vom November 1697 (Klopp, Werke Bd. 8 S. 47 ff.) hat Leibniz die ihm von Cuneau gemachte Mittheilung wörtlich eingerückt:

»Son A. E., Madame, étant venue à parler à un des prédicateurs de la cour au sujet de l'Académie des peintres et sculpteurs et de ce que cela commençait à aller si bien, a ajouté qu'il serait bon qu'on établît aussi un observatoire comme il y en a un à Paris. Sur cela on pense à y travailler, et comme on n'aura qu'à élever un peu un certain pavillon des nouvelles écuries, et l'accomoder pour les observations, les instruments se trouveront, et des observateurs aussi, de sorte qu'on espère que cela réussira.«

Hiernach hat man also sofort an den Bau des Observatoriums auf dem neuen königlichen Marstall gedacht.

Nachricht begierig auf und führte sie — seine alten Pläne von 1694 hervorholend — weiter[1]: man müsse sofort auch andere curiöse Wissenschaften herbeiziehen; er selbst sei bereit, mit seinem Rathe die Sache zu unterstützen. Seine Worte lauten:

»Je suis encore ravi de ce que vous me dites, Monsieur, des bons desseins qu'on forme chez vous pour l'avancement des sciences, et ce que vous me dites de l'occasion que Mad. l'Electrice y a donnée, me fera naitre un sujet propre à lui faire ma cour puisque je dois prendre la liberté de lui écrire un de ces jours[2]. Car elle m'a fait la grâce de me faire envoyer des airs Italiens chantés à Coppenbruck à l'entrevué avec le Czar. C'est pour les envoyer au second Ambassadeur, qui témoignait alors qu'ils lui plaisaient. Car je voudrais avoir par-là l'occasion de la faire souvenir des recherches que je demande. L'Astronomie contribue à la gloire des grands Princes. Cela vous pourra engager cependant à aller plus loin et penser encore à d'autres sciences curieuses. Tant mieux. Si je puis contribuer quelque chose en tout cela de mes petits avis, je le ferai de tout mon cœur. Car toutes mes vues ne tendent depuis longtemps qu'au bien public. Et je me fais tout mon plaisir de ce devoir. La France (entre nous) a maintenant des gens pour la plupart assez médiocres dans les sciences. Ainsi si nous pouvons mettre les Allemands en train ils tiendront peut-être tête en cela à toute l'Europe.«

Näheres erfahren wir über diesen für die Entstehungsgeschichte der Preussischen Akademie grundlegenden Vorgang aus dem vom 5. März 1698 geschriebenen Brief des Hofpredigers D. E. Jablonski an Leibniz[3]:

» . . . Da im verwichenen Jahr S. Churf. Durchl. in Preussen abwesend waren, Ihre Churf. Durchl. Unsere Gnädigste Frau aber sich gefallen liessen, die angenehme Frühlingszeit auf einem nahgelegenen Lusthaus beständig zu geniessen, da dann auch ich Gelegenheit hatte, des Gottesdienstes halber öfters zu sein, und Ihro Churf.

[1] Gerade damals betrieb Leibniz neben seinen historischen Studien wieder die physikalisch-mechanischen sehr lebhaft. Im Jahre 1696 erschien in den Acta Eruditorum seine epochemachende Abhandlung gegen Cartesius: »Brevis demonstratio erroris memorabilis Cartesii«, in der dessen falsche Ansicht von der Erhaltung der Kraft widerlegt und die Lehre, soweit es damals möglich war, auf den richtigen Ausdruck gebracht ist.

[2] Dieser Brief ist im November wirklich geschrieben und von Klopp (Werke, Bd. 8 S. 47 ff.) mitgetheilt worden (s. unten).

[3] K. Bibliothek zu Hannover; zum ersten Mal abgedruckt von Kvacsala, D. E. Jablonsky's Briefwechsel mit Leibniz nebst anderem Urkundlichen [Acta et comment. Imp. Univ. Jurievensis 1897]. Ich selbst habe in Hannover den Briefwechsel excerpirt. Kvacsala's Publication bildet die Ergänzung — aus dem in Hannover aufbewahrten Briefwechsel — zu der Ausgabe der Briefe von Leibniz und Jablonski, die Kapp (1745) veranstaltet hat. Dieser empfing im Jahre 1733 — also noch bei Lebzeiten Jablonski's — einen Theil der Briefe von dem Geheimrath Jordan, dem Freunde Friedrich's des Grossen. Jordan, der auch die Briefe La Croze's gesammelt hat, hatte sie von Christfried Kirch, dem Astronomen († 1740), erhalten (s. Kapp, Sammlung, Vorrede, Bogen c 2). Die Originale — denn diese selbst benutzte Kapp — sind meines Wissens nicht wieder aufgefunden worden; der in Hannover liegende Theil des Briefwechsels ist mit diesem nicht identisch.

Durchl. über Tafel sich Plaisir machten, von allerhand natürlichen Dingen, sonderlich die Ober-Welt betreffend, Gespräche zu führen, ward einsmals erwähnt, wie es wohl zu verwundern, dass da diese Residenz-Stadt sonst mit allerhand Künsten und Wissenschaften reichlich versehen wäre, nur kein Liebhaber der Astronomie, auch kein Observatorium darin befindlich, dass auch Berlin nicht einen eigenen Kalender hätte, sondern mit fremden sich behelfen müsse. Solches apprehendirten Ihro Churf. Durchl. und sagten, Sie wollten selbst gnädigst sorgen helfen, dass eine Specula angeleget werde, befahlen auch mir solches weiter zu erinnern. S. Churf. Durchl. kamen allererst im Herbst aus Preussen allhier an, da inzwischen der Hr. Hofrath Rabener ein wohlgefasstes Project verfertiget hatte, wie ein Observatorium mit weniger Mühe und Unkosten zu stiften und zu erhalten wäre. Solches trug der Herr Oberhof M. Dobrzenski Ihro Churf. Durchl. unterthänigst vor, erhielt aber die Erklärung, dass I. Ch. D. zwar der Sache guten Erfolg wünscheten, bei itziger Zeit aber für Dero hohe Person gut finden, derselben sich nicht anzunehmen. Drauf machte ich die Sache bei dem Reichshofrath Hrn. v. Danckelmann als damaligem Directore der neuangelegten Academie, und durch selbten bei dessen Hrn. Vater, dem Hrn. Oberpräsidenten anhängig, da selbige guten Ingress funden und vermuthlich zum erwünschten Zweck hätte kommen mögen, wenn nicht die unverhoffte Revolution hiesiges Hofes dazwischen kommen wäre, welche alle gute Hoffnung desfalls völlig niederschlug, in Betrachtung die neuen Directores der Finanzen fürnehmlich auf die Menage, und wie die churf. Einkünfte etwa zu vermehren und zu besparen, schienen bedacht zu sein[1].«

Aus dieser Erzählung des hervorragend an der Sache betheiligten Hofpredigers — ist er nicht selbst die ungenannte Persönlichkeit, die die Angelegenheit aufgebracht hat? — folgt, dass die Kurfürstin Sophie Charlotte den Plan, ein Observatorium in Berlin zu errichten, im Frühjahr 1697 zu dem ihrigen gemacht hat, und dass sie dadurch die Urheberin der Preussischen Akademie geworden ist. Ihr Vertrauensmann in der Sache war Jablonski, und er hat bereits im Sommer 1697 seinen Freund, den vielseitig gebildeten Justizrath Rabener, zur Abfassung eines ausführlichen Projectes vermocht[2]. Bedeutungsvoll ist es auch, dass der umsichtige und erleuchtete Oberpräsident von Danckelmann von dem Plane Kenntniss genommen und ihn — wenige Wochen vor seinem Sturz — noch gebilligt hat. Endlich ist darauf hinzuweisen, dass Leibniz' Mitwirkung ursprünglich nicht in's Auge gefasst war — wenigstens lässt sich das Gegentheil nicht erweisen —, dass er es aber gewesen, der, sobald er (im October desselben Jahres) Kunde erhalten, sowohl die Ausdehnung desselben auf andere Wissenschaften ange-

[1] Die Fortsetzung dieses wichtigen Schreibens s. unten.

[2] Dasselbe findet sich leider in den Acten nicht mehr. Aus dem oben angeführten Schreiben Cuneau's geht hervor, dass der Vorschlag Rabener's darin bestanden hat, den Bau des Observatoriums mit dem Neubau des Marstalls zu verbinden.

rathen als sich selbst zur Mitwirkung angetragen hat. Ein Hoffnungsstern für seine Societätspläne ging auf, und er beschloss, die gegebene Gelegenheit mit allen Kräften zu benutzen. In dem Schreiben an die brandenburgische Kurfürstin vom November 1697, welches die regelmässige, bis zum Tode der Fürstin fortgesetzte Correspondenz beginnt, führt er den Gedanken, den er schon Cuneau gegenüber angedeutet hat, näher aus — in Berlin solle eine kurfürstliche Societät gegründet werden, die die Akademieen von London und Paris übertreffen müsse; die Kurfürstin solle die Seele derselben werden: »En effet, j'ai souvent pensé que les dames dont l'esprit est élevé, sont plus propres que les hommes à avancer les belles connaissances«. Sobald sie auf seine Gedanken eingehen werde, werde er seine Pläne genauer vortragen[1].

Gleich nach Absendung dieses Briefs trat das Ereigniss ein, welches für den Staat Preussen so verhängnissvoll war, aber den kirchenpolitischen und wissenschaftlichen Plänen von Leibniz freie Bahn schuf — »die unverhoffte Revolution hiesigen Hofes«[2]. Ende November und im December gelang es der Kurfürstin, berathen von ihrer Mutter, den besten Staatsmann, den Preussen damals besass, Danckelmann, zu stürzen und in's Gefängniss zu bringen[3].

[1] Siehe den Abdruck des wesentlichen Inhalts des Briefs in dem Urkundenband Nr. 12. Der Brief zeigt übrigens deutlich, dass der Plan der Kurfürstin, ein Observatorium in Berlin zu bauen, nicht etwa eine mit Leibniz abgekartete Sache war, ebenso wenig, wie der daran sich schliessende, näher noch nicht skizzirte Vorschlag von Leibniz, an das Observatorium eine Societät anzuschliessen. Lediglich die Freude an der Sache spricht aus Leibniz' Worten, mit denen er die Abschrift der ihm so kostbaren Nachricht Cuneau's begleitet: »Comme je n'affectionne presque rien davantage au monde que l'avancement de ces sortes de connaissances et de toutes les autres qui servent à porter plus loin les perfections et lumières du genre humain, et à nous donner plus d'entrée dans les secrets de la nature ou de Dieu qui en est l'auteur, pour admirer sa grandeur et sa sagesse, je ne saurais exprimer à V. A. E. la joie que j'ai ressentie de la part qu'Elle y prend. Je savais que Monseigneur l'Electeur a mis ordre depuis longtemps, tant à Berlin qu'ailleurs, à des embellissements qui font aller sa Cour du pair avec celle des plus grands monarques. Mais il ne me manquait encore que de savoir que V. A. E. y prend un plaisir particulier«. Der letzte Satz benimmt jeden Verdacht eines diplomatischen Spiels.

[2] Dass sie ihren Schatten bereits vorausgeworfen hatte, erkennt man, wenn man den Brief Jablonski's genau liest (s. oben). Sophie Charlotte hatte sich im Herbst von allen Affairen zurückgezogen, um den Hauptschlag vorzubereiten, oder sie war von Danckelmann zurückgewiesen worden und sammelte sich nun zum entscheidenden Gegenzug. Eine Mitwirkung von Leibniz bei dem Sturz Danckelmann's lässt sich schlechterdings nicht erweisen und ist auch nicht wahrscheinlich.

[3] Siehe Koser, Sophie Charlotte, die erste preussische Königin (Deutsche Rundschau, 52. Bd. 1887 S. 353 ff.). Schon Ranke (Werke, 25. und 26. Bd. 1874 S. 434 ff.) hat die Verhältnisse durchschaut.

Sie war seine furchtbare Gegnerin geworden, weil der Minister, wie sie der Mutter schreibt, ihr vorgeworfen, dass sie mehr für das Haus, aus dem sie stammte, eingenommen sei, als für das, dem sie selbst angehöre. »Ich galt als beeinflusst durch Vorurtheile.« Die Mutter feierte den Sturz Danckelmann's als einen Triumph der Frauen: »Gefalle es Gott, dass Alle, welche den Frauen etwas in den Weg legen, also gestraft werden mögen«.

Während Sophie Charlotte an dem Sturz Danckelmann's ihren gekränkten Stolz befriedigte, ihre Mutter ausserdem in dem Ereigniss einen Sieg der welfischen Politik feierte, begrüsste es auch Leibniz, aber aus anderen Gründen. Der eben abgeschlossene Friede von Ryswijk hatte in ihm mit Recht die schwersten Sorgen und Befürchtungen in Bezug auf die stets wachsende Macht Frankreichs Deutschland gegenüber und für die Zukunft des deutschen Protestantismus erweckt[1]. Er sah keine andere Rettung für diesen als in einem sofort zu schliessenden, engsten Bündnisse zwischen Brandenburg und Hannover; gemeinsam müssten diese beiden Staaten alle Kräfte anspannen, um militärisch, wirthschaftlich und intellectuell dem Katholicismus zu begegnen; Voraussetzung dafür sei die Union in der Kirchenfrage. Danckelmann, dessen specifisch brandenburgische Politik Leibniz nicht verstand, schien ihm ein Gegner einer universalen protestantischen Staatskunst; in diesem Sinn erfüllte ihn sein Sturz mit Genugthuung[2], und er war bereit, sich der Politik der Kurfürstinnen im Hinblick auf das hohe Ziel — Schutz des Protestantismus und Union der Lutheraner und Reformirten — zu Dienst zu stellen. Sein dritter idealer Zweck, die Aufrichtung einer

[1] Ausserhalb Deutschlands erlitt der Protestantismus auf dem Continent in dem Menschenalter zwischen 1680 und 1710 überall die schwersten Einbussen, aber auch für Deutschland bedeutete der Friede von Ryswijk eine Schwächung und brachte einen empfindlichen Verlust (die Pfalz).

[2] Damals, als Leibniz sich zuerst über Danckelmann's Sturz geäussert hat, war noch nichts anderes erfolgt als eine sehr ehrenvolle Entlassung. Die schmähliche Behandlung, die der Minister wenige Wochen später erfahren hat, hat Leibniz als ein schweres Unrecht beurtheilt (s. seinen Brief an die Kurfürstin Sophie nach Friedrich Wilhelm's I. Thronbesteigung bei Klopp, Werke, 9. Bd. S. 392). Aber dieses Urtheil stellte sich nicht sofort ein. Als beim Ausbruch des Krieges der Kurfürst sich seines kundigen Staatsmannes beraubt sah und daher dem im Gefängniss Schmachtenden aufgab, das schriftlich aufzuzeichnen, was ihm von den Affairen bekannt sei, schrieb Leibniz aus Lützenburg (8. August 1700) an die Kurfürstin Sophie (Klopp, Werke, 8. Bd. S. 204): »Je ne crois pas pourtant que ce soit pour cela la marque de quelque retour favorable. Cependant cela lui servira d'amusement dans sa prison, et le fera employer son temps utilement, et lui peut donner occasion d'obliger l'Electeur son maître et disciple«.

Societät der Wissenschaften, von ihm selbst stets als Selbstzweck festgehalten, musste jenen grossen patriotischen, vom Augenblick gebieterisch geforderten Zielen gegenüber zeitweilig fast auf die Stufe eines Mittels zum Zweck rücken, aber seine persönlichen Wünsche, in Brandenburg festen Fuss zu fassen, schienen jetzt eine längst erhoffte Erfüllung zu finden.

Bedenkliche Verflechtungen und peinliche Verwicklungen! Ihnen verdankt die Preussische Akademie ihre Entstehung in einer Zeit, da der Staat eines zielbewussten Führers entbehrte! Indessen man darf die Dinge nicht übertreiben: um staatsgefährliche Umtriebe hat es sich auch in der Politik, wie die Fürstinnen sie betreiben wollten, nicht gehandelt, sondern um ein enges politisches Einvernehmen Brandenburgs mit dem Hause, »daraus wir entsprossen«[1] — ein Einvernehmen, das, soviel wir wissen, niemals von ihnen substanziirt worden ist —, und Leibniz vollends hat niemals specifisch welfische, sondern stets universal-protestantische Ziele in Berlin verfolgt, denen sich die wissenschaftlichen und privaten, wie er glaubte, auf's glücklichste anschmiegten.

Beweis dafür ist seine Correspondenz. Bereits am 4. December 1697 schreibt er an Sophie Charlotte jenen Brief, der die Action eröffnet. Da die Kurfürstin jetzt nach der so erfreulichen Beseitigung Danckelmann's mit dem Kurfürsten d'accord sei — der Kurfürst »a fait voir à toute la terre non seulement combien il aime V. A. E., car cela ne s'ignorait pas, mais aussi avec combien de confiance il entre dans Ses sentimens et La fait entrer dans les siens —, so gelte es die Häuser Brandenburg und Braunschweig auf's engste zu verbinden; keine andere Nöthigung hierfür wird geltend gemacht als der durch den Ryswijker Frieden bedrohte Protestantismus. Mit Freimuth fährt Leibniz fort — er ist augenscheinlich von dem politischen Ernst der Fürstin nicht völlig überzeugt: »La musique, la peinture, les belles curiosités et inventions de la nature et de l'art sont capables de charmer un esprit sublime tel que celui de V. A. E. . . ., mais il n'y a point de musique plus touchante que l'harmonie des peuples satisfaits, ni de tableau plus beau que le paysage d'un grand état fleurissant«. Mit der Aufforderung in diesem Sinn, im Verein mit dem Gemahl, Vater und Bruder thätig zu sein, schliesst der merkwürdige Brief, der bei

[1] Beide Fürstinnen hatten zeitweilig freiere Hand: denn in Hannover war Ernst August Anfangs des Winters schwer erkrankt und starb am 28. Januar 1698.

allem Schmeichelhaften im Tone eines berathenden Nestors geschrieben ist und der Kurfürstin deutlich zu verstehen giebt, dass ihr der Sturz Danckelmann's ernste politische Verpflichtungen auferlege[1].

Leibniz wagte es nicht, den Brief selbständig abzuschicken; er legte ihn der Kurfürstin Sophie vor, und sie hat ihn abgesandt[2]. Bestimmte Vorschläge waren der brandenburgischen Kurfürstin in diesem Schreiben noch nicht gemacht, weder in Bezug auf die nächsten Ziele der ihr empfohlenen Politik, noch in Bezug auf das Mittel zur Durchführung. Solche fehlen auch noch in den beiden folgenden Schreiben vom 14. und 29. December 1697[3]. In jenem versichert Leibniz der Kurfürstin, dass auch Spanheim, der eben auf seiner Reise nach Berlin in Hannover eingetroffen sei, die Entschliessung des Kurfürsten in Bezug auf Danckelmann »segne«. Hauptzweck des Briefs aber ist, sich dafür zu bedanken, dass ihn die Kurfürstin in Berlin empfangen will[4]. Damit hat er endlich erreicht, was er lange gewünscht: »Je sais que cette capitale est maintenant le siège des sciences et des beaux arts, et on peut dire que Salomon et la Reine de Saba s'y trouvent à la fois«. Er lenkt dann sofort die Aufmerksamkeit der Kurfürstin auf Russland und auf die civilisatorischen Dienste, die Brandenburg dem russischen Hofe und Staate zu leisten vermag. »En récompense nous irons à la Chine à travers de la Tartarie.« Für China bin ich das Auskunftsbureau, fügt er scherzend hinzu, und wenn die Kurfürstin etwas über Confucius oder über die alten chinesischen Könige erfahren wolle, die die ersten Nachkommen Noah's sind, so möge sie sich nur an ihn wenden. Man sieht — die Beziehungen zu Berlin reizen ihn der neuen Bahnen wegen, die sich der Wissenschaft eröffnen. In dem 14 Tage

[1] Siehe den Abdruck des Briefs im Urkundenband Nr. 13.

[2] Siehe den Brief an die Kurfürstin Sophie, der an demselben Tage geschrieben ist, wie der an Sophie Charlotte (Klopp, Werke, 8. Bd. S. 46 f.): »Je ne sais si V. A. E. trouvera à propos de joindre à la Sienne la lettre ci-jointe que j'ai pris la liberté d'écrire à Mad. l'Electrice de Brandebourg. J'y ai voulu marquer non seulement ma joie (über Danckelmann's Entlassung), mais encore les raisons que nous en devons avoir, et comment il semble que nous devrions profiter d'une si favorable conjoncture pour le bien commun (nur dieses hat Leibniz im Auge gehabt). Et je crois en effet que S. A. E. se fera adorer généralement et s'assurera de tous les cœurs (im protestantischen Deutschland; Leibniz denkt nicht an Hannover besonders), si Elle prend cette route qui est des plus plausibles et des plus convenables«.

[3] Siehe den vollständigen Abdruck des ersten, den theilweisen des letzteren in dem Urkundenband Nr. 14 und 15.

[4] Die Zusage bez. Einladung erging wohl durch die Mutter; ein Brief darüber fehlt.

später geschriebenen Briefe spricht er von der grossen Aufgabe, die der Kurfürst jetzt übernommen habe, der Union der Lutheraner und Reformirten, und versichert, dass er mit allen Kräften den brandenburgischen Theologen, die dies Werk betreiben, von Hannover entgegenkommen werde.

In diesem Briefe, der auf's deutlichste zeigt, welche Aufgabe Leibniz der Verbindung von Braunschweig und Brandenburg vor Allem stellte, ist auch die schwere Krankheit des Kurfürsten von Hannover erwähnt. Der Brief vom 2. Februar 1698[1] ist das Condolenzschreiben an die Kurfürstin beim Tode des Vaters. Es enthält die bedeutsamen Worte in Hinblick auf den Kurfürsten-Nachfolger, den Bruder Sophie Charlotte's: »L'union qui est entre le mari et le frère de V. S. E., nous en est le meilleur garant et le fondement le plus solide à mon avis de nos intérêts. Aussi suis-je tellement pénétré de la nécessité qu'il y a de cultiver cette union pour le bien commun des deux cours, et même pour celui de l'Empire et surtout de l'Eglise, que je ne me saurais lasser d'y penser«.

Die sehr freundliche und verheissungsvolle Antwort der Kurfürstin vom 19. Februar[2] veranlasste Leibniz, ein Pro-Memoria auszuarbeiten und den Kurfürstinnen zu übersenden, welches, seitdem es an's Licht gezogen ist[3], berechtigtes Aufsehen erregt hat. Es ist das »Mémoire pour les deux Electrices de Bronsvic et de Brandebourg«. Sein Hauptinhalt ist folgender[4]:

[1] Siehe Klopp, Werke, 10. Bd. S. 45 ff.

[2] Siehe Klopp, Werke, 10. Bd. S. 48 f.: »Je ne saurais vous dire comme je vous suis obligée, Monsieur, que vous prenez la peine à me consoler, et vous assure, si quelqu'un y peut réussir, personne ne le fera par de meilleures raisons que vous. Le temps me les fera goûter toutes entières et ne me changera pas cependant à votre égard; car je serai toujours toute affectionnée etc.«

[3] Meines Wissens zuerst von Feder (Sophie, Churfürstin von Hannover S. 233 ff.), dann von Varnhagen von Ense (Sophie Charlotte 1837 S. 94 ff.).

[4] Siehe den vollständigen Abdruck in dem Urkundenband Nr. 16. Klopp hat im 8. Bande der Werke von Leibniz S. XIII das Actenstück richtig nach dem 28. Januar 1698 gestellt, weil ganz deutlich der Tod Ernst August's und der Regierungsantritt seines Nachfolgers in ihm vorausgesetzt ist (s. den Schluss des 2. Absatzes). Im 10. Bande aber S. XXVI f. stellt Klopp es bereits zum Brief vom 4. December 1697 und glaubt, dass es mit diesem übersandt sei, ohne jenes unwiderlegliche Argument überhaupt zu würdigen. Die chronologische Frage ist nicht gleichgültig; denn das Pro-Memoria erscheint in viel günstigerem Lichte, wenn es den Briefen nachfolgt, die seit Anfang December 1697 gewechselt worden sind, ja es wird überhaupt erst dann verständlich. Was Klopp bewögen hat, das Actenstück früher zu setzen, scheint in der Bitte von Leibniz zu liegen, die Kurfürstin möge ihm ein Billet zusenden, dass seine Ankunft in Berlin genehm sei, während sie doch schon im Anfang December 1697 (s. den Brief von Leibniz vom 14. De-

Da die brandenburgische Kurfürstin jetzt das ganze Vertrauen ihres Gemahls besitzt und als gute Tochter mit ihrer Mutter verbunden ist und auf ihre Rathschläge hört, so ist endlich die Gelegenheit gegeben, die Fehler zu corrigiren, die früher gemacht worden sind, und zwar durch eine enge Verbindung beider Häuser. Doch hat das mit grösster Vorsicht zu geschehen »pour éviter une trop grande apparence et affectation qui puisse donner ombrage à l'Electeur, jaloux avec raison de son autorité qu'il a voulu reprendre en main«. Da Correspondenzen bösen Zufälligkeiten ausgesetzt sind, wird es sich empfehlen, dass »une personne de confiance et d'intelligence« erwählt werde, »qui ait sujet d'aller de temps en temps d'une cour à l'autre«, um geräuschlos, ohne Verdacht zu erwecken und umsichtig die nöthigen Informationen zu überbringen. Für diesen Zweck weiss ich keinen anderen zu nennen als mich selbst. Ich besitze das Vertrauen der hannoverschen Kurfürstin und habe Grund zu hoffen, auch das der brandenburgischen zu erwerben. Ich rühme mich zwar keiner vollkommenen Kenntniss der schwebenden politischen Affairen; doch traut man mir einige Einsicht zu, wie man mich schon zu wiederholten Malen mit Abfassung von Staatsschriften betraut hat. Was aber den (für die Aussenwelt geltenden) Zweck für solche wiederholte Reisen an den Berliner Hof anlangt, so weiss man, dass ich in den profundesten Wissenschaften eine einzigartige Stellung einnehme, Mitglied der Königl. Societät in London seit mehr als 20 Jahren bin, Mitglied der Pariser Akademie sein sollte und die ausgebreitetste Correspondenz mit europäischen Gelehrten habe. Wie mir nun die Inspection der Wolfenbüttler Bibliothek Anlass giebt, von Zeit zu Zeit dorthin zu reisen, »de même quelque intendance sur les sciences et les arts, qu'on veut faire fleurir de plus en plus à Berlin d'une manière fort glorieuse à l'Electeur, me pourrait fournir une raison encore plus plausible d'aller de temps en temps à Berlin, d'une manière qui ne serait point inutile«[1]. Wohl am einfachsten lässt sich das erreichen, wenn die branden-

cember) Leibniz zu einem Besuch nach Berlin eingeladen hat. Allein jetzt handelt es sich um ein schriftliches Zeugniss, gleichsam um einen Pass, den er, Leibniz, in Hannover vorlegen und durch den er die Erlaubniss zur Reise und zu längerem Aufenthalt vom hannoverschen Kurfürsten bewirken kann.

[1] An den Observatoriums-Plan knüpft hier Leibniz nicht an und ebensowenig an eine zu gründende Societät der Wissenschaften; denn er wollte möglichst umgehend nach Berlin kommen, jene Pläne aber waren noch gestaltlos, und der Bau eines Observatoriums hatte für ihn so lange kein Interesse, als sich nicht weitergehende Unternehmungen daran anschlossen, in denen er thätig sein konnte.

burgische Kurfürstin durch ein an ihre Mutter geschicktes Billet mir bezeugen wollte, dass es ihr genehm ist, dass ich nach Berlin komme, und wenn sie es dann beim Kurfürsten durchsetzte, dass man mich mit einer Aufgabe betraute, wie ich sie angedeutet habe. Ich könnte dann Alles betreiben, was zum Ruhme der Fürsten und Fürstinnen und zu ihrem gemeinsamen Wohl dient, vor Allem aber das, was den Interessen der Kurfürstin von Braunschweig zuträglich ist, deren edle und treffliche Absichten mir bekannt sind. Mit den Worten: »Je parlerai une autre fois du plan des desseins qu'on pourrait former pour contribuer le plus au bien et à la gloire des deux maisons dans ces conjonctures, où le pouvoir de la France et les succès du parti attaché au pape nous menace d'une fâcheuse révolution, si l'on ne s'y oppose avec beaucoup d'adresse et de vigueur«, schliesst das Actenstück.

Diese Urkunde, an deren Veröffentlichung Leibniz gewiss nicht gedacht hat, scheint auf den ersten Blick sehr gravirend zu sein, aber bei näherer Erwägung stellt sie sich in einem günstigern Lichte dar und gehört jedenfalls zu den harmloseren Schriftstücken in dieser Zeit der Geheimpolitik und der politischen Kabalen. Man muss die Briefe hinzunehmen, die vorangegangen sind — die in ihnen ausgesprochenen Absichten sind unzweideutig und rein —, man muss vor Allem den Schlusssatz unsres Actenstücks beachten; denn in ihm enthüllt sich die uns bereits bekannte letzte Absicht Leibnizens. Eine echt deutsche und grosse protestantische Politik zu treiben, darin sieht er den Ruhm und die Aufgabe der beiden Häuser — eine Aufgabe, die sie nach seiner Überzeugung nur gemeinsam durchzuführen vermögen. Diesem Ziele sollte die Verbindung gelten, und ihm stellte er sich, Gemeinnützliches und persönlich Erwünschtes verbindend, zur Disposition[1]. Ihm ordnete er auch den Plan einer wissenschaftlichen Mission in Berlin unter, der doch um der Erschliessung Russlands und Chinas willen seine ganze Seele erfüllte. Die Kurfürstin Sophie verstand die Union freilich anders — »dass für unsre Kinder gute Vortheile erwachsen«, war ihr die Hauptsache —, und Leibniz ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen, dass er in diesem, übrigens als ein Vorläufer bezeichneten Actenstück ihr in Worten allzusehr entgegenkommt und sich so ausdrückt, wie sie es am liebsten hörte. Die Verantwortung

[1] Man beachte auch, dass er bereits im Anfang December die Aufforderung der Kurfürstin, nach Berlin zu kommen, erhalten hatte.

gegenüber Brandenburg, neben der öffentlichen Diplomatie eine geheime der beiden Fürstinnen einzurichten, hätte nicht er, sondern die brandenburgische Kurfürstin getragen, wenn es zu solcher Einrichtung damals wirklich gekommen wäre.

Die Entwicklung der Beziehungen Leibnizens zu Brandenburg bietet ein fast dramatisches Interesse: ob sie sich finden werden, Leibniz und Berlin, ob eine Akademie der Wissenschaften in Brandenburg die Frucht dieser Verbindung sein wird? Das vorstehende Actenstück hat den grossen Plan Leibnizens, der hier nur wie eine Hülfslinie erscheint, der Verwirklichung jedenfalls um einen bedeutenden Schritt näher gebracht.

8.

Die brandenburgische Kurfürstin entschloss sich damals nicht, auf den von Leibniz vorgelegten gefährlichen Plan einzugehen[1]. Wohl wollte sie ihn in Berlin sehen, aber sie erblickte zunächst keine Möglichkeit, dies zu bewirken, ohne sich in ein bedenkliches politisches Abenteuer zu stürzen. Wie sollte sie den Wunsch des sanguinischen Gelehrten, Oberstudien-Director in Brandenburg zu werden, im Handumdrehen erfüllen? Und wie gefährlich war das Ansinnen, eine Art von Vollmacht für den welfischen Staatsmann auszustellen? Leibniz hatte ihren Einfluss beim Kurfürsten überschätzt und die Reserve, die sie sich auferlegen musste, verkannt. So begnügte sie sich, die Angelegenheit langsam zu fördern, indem sie einerseits den Plan des Observatoriums wieder aufnahm, an den sich, wie Leibniz früher ausgeführt hatte, Weiteres anschliessen konnte, andererseits ihre Geneigtheit erklärte, mit Leibniz in eine Geheimcorrespondenz zu treten, aber nicht direct, sondern durch eine vertraute Mittelsperson, den Hofprediger Jablonski. Merkwürdig — es war derselbe Mann, der im Auftrage des Kurfürsten die ebenfalls geheim betriebenen confessionellen Unionsverhandlungen zwischen Brandenburg und Hannover zu führen hatte, an denen Leibniz den regsten Antheil nahm. Am 5. März 1698 schrieb Jablonski an Leibniz auf Befehl der Kurfürstin jenen ausführlichen Brief, der die gehaltvolle Correspondenz zwischen beiden Männern eröffnet[2]. Der Brief beginnt mit den Worten:

[1] Später hat sie es gethan, s. die für Leibniz ausgestellte Vollmacht vom 2. December 1701 (Klopp, Werke, 10. Bd. S. 91 f.).

[2] Der Brief befindet sich auf der Bibliothek zu Hannover und ist von Kvacsala (a. a. O. S. 11 ff.) abgedruckt. Vollständig mitgetheilt im Urkundenband Nr. 17.

»Der besondern Estime, welche Ihro Churf. Durchl., meine gnädigste Frau, für meinen hochgeehrten Herren haben, bin ich für die Ehre verbunden, gegenwärtige Zeilen an meinen hochgeehrten Herren in schuldigster Ehrerbietigkeit abgehen zu lassen, und bitte mir die Freiheit aus, die Gelegenheit hiezu etwas weitläufig anführen zu dürfen.«

Jablonski erzählt nun sehr ausführlich, wie im vorigen Jahr der Gedanke, ein Observatorium zu bauen, bei und von der Kurfürstin angeregt, wie er aber »durch die unverhoffte Revolution hiesigen Hofes« zunächst hinfällig geworden sei[1], und fährt dann fort:

»Doch wuchs mir hinwieder der Muth, da I. Churf. Durchl., als die Ehre hatte, Dero das neue Jahr zu wünschen, von selbsten nach dem Observatorio fragten und vermeldeten, mein hochgeehrter Herr habe bereits sein Vergnügen über das anzulegende Observatorium bezeuget, auch versprochen anhero zu kommen und es in Augenschein zu nehmen[2], wiewohl Ihro Ch. D. darauf geantwortet, es sei damit noch so weit nicht kommen, mir auch mithin gnädigst befahlen, in besagter Sorge fortzufahren. Weil nun der Ober-Kammerherr Freiherr von Kolbe eben zum Protectore der neuen Akademie [der Künste] ernennet worden, trug selbtem die Sache vor, überlieferte das ehemahlige Project[3], dergleichen auch bei dem neu berufenen Leib-Medico Hrn. Albino, als einem besonderen Mathematico, und der oft Gelegenheit hat, S. Chr. D. und des Ober-Kammerherrn Exc. zu sprechen, gethan; es ist aber hierauf weiter kein Bescheid erfolget. Weil nun billiges Bedenken tragen musste, in einer Sache, welche so gar ausser meiner theologischen Sphäre zu sein schiene, mich weiter zu meliren, beschloss selbige hinfort gänzlich bei Seite zu legen, bis neulichst die Ehre hatte, Ihro Chr. D. unterthänigst aufzuwarten, da selbte wiederum auf das Observatorium fielen, dabei mich fragten, ob meinem hochgeehrten Herrn bekannt sei, und auf Verneinen gnädigst befahlen, mit selbtem in Correspondence mich einzulassen[4], Ihro Ch. D. wollten selbst für der Briefe Bestellung Sorge tragen, nur es müsste in einer Sprache sein, welche selbte nicht hinderte, an diesem Briefwechsel Theil zu haben. Dieser gnädigste Befehl und höchstverbindendes Anerbieten der gütigsten und klügsten Fürstin unserer Zeit giebt mir gegenwärtige Kühnheit und wird auch, wie ich hoffe, selbige entschuldigen. Und weil in der französischen Sprache mir nicht genugsam trauen kann, habe die deutsche erwählet, meinem hochgeehrten Herren zu beliebigem Gefallen anheimstellend, ob — wenn ich das Glück haben sollte, mit einer gütigen Antwort beehrt zu werden — selbiger eben derselben oder der französischen, deren I. Chr. D. sich gemeinsamer zu gebrauchen pflegen, sich bedienen wolle. Wann mein hochgeehrter Herr so viel Complaisance gegen Ihro Chr. D. zu bezeugen beliebet, als selbte Hochachtung gegen meinen hochgeehrten Herren haben, zweifle nicht, selbter werde denen andern wichtigen Affairen einige Minuten abbrechen, diese Wissens-gierige Fürstin mit einem Paar Zeilen zu vergnügen. Vielleicht wird noch eben demselben das Publicum die Vortheile eines Observatorii zu danken haben (denn ein Clericus kann diese Sache nicht durchtreiben, hohe Politicos aber finde gegenwärtig nicht, die derselben nachdrücklich favorisireten, wo nicht der Churfürstin Durchl. selbst derselben sich an-

[1] Dieses Stück des Briefes ist oben S. 47 f. bereits mitgetheilt worden.

[2] Eine solche directe Zusage von Leibniz an die Kurfürstin fehlt in den uns erhaltenen Briefen aus dem December 1697; aber sie schliesst sich, wenn sie wirklich erfolgt ist, an den Inhalt jener Schreiben trefflich an.

[3] Das Project von Rabener, s. oben S. 48.

[4] Die Kurfürstin hatte das Pro-Memoria Leibnizens empfangen, und der hier gegebene Befehl ist die Frucht desselben.

nehmen); ich allewege werde glücklich sein, Gelegenheit gewonnen zu haben, meine schuldigste Observanz gegen meinen hochgeehrten Herrn zu bezeugen und demselben unwürdig mich bekannt zu machen, um von denen grossen Talenten, welche Gott selbtem anvertrauet hat, nach meiner kleinen Mass auch in etwas zu profitiren.«

Nun kommt Jablonski von sich aus auf die confessionellen Unionsverhandlungen zu sprechen. Leibniz zeigte der Kurfürstin am 24. März 1698 den Empfang dieses Schreibens an[1]: »Ce que Mr. Jablonski m'a écrit par son ordre, m'a encore ravi, et j'en attends de grandes choses sans grand embarras«. In Wahrheit war er enttäuscht, dass, statt ihn kommen zu lassen, nur eine Correspondenz eintreten solle[2]. Dennoch ging er in seinem ersten Briefe an Jablonski vom 26. März[3], der auch für die Kurfürstin bestimmt war, mit Eifer auf den Bau eines Observatoriums ein:

»Dass die durchlauchtigste Churfürstin, unsere gnädigste Frau, sich dessen was einsmals von einem Observatorio und Anstalt zu Beförderung gründlicher Wissenschaften [Letzteres ist sein Zusatz] vorkommen, annoch erinnert, erfreuet mich sehr, und schöpfe daraus eine grosse Hoffnung zur Erreichung solcher Dinge, die hochnützlich sein und dieser vortrefflichen Fürstin unsterblichen Ruhm vermehren werden. Denn was dem menschlichen Geschlecht ein neues beständiges Licht bringet und dessen Macht über die Natur und gleichsam sein Gebiete vermehret, halte ich höher als Eroberung Land und Leute, dadurch nichts gebessert wird, sondern nur aus einer Hand in die andere, und zwar nicht ohne Schaden gehet. Und scheinet, dass denen Damen vom höchsten Stand, deren Geist so wohl als ihr Stand erhöhet, diess Lob eigentlich bescheeret und vorbehalten sei, dieweil sie nicht mit dem gemeinen Lauf der mühsamen Arbeit beladen, sondern ihr Gemüth anstatt blosser menschlicher Zierlichkeiten, die sonst vor ihr Appanage gehalten werden, auf die Schönheiten Gottes und der Natur zu wenden und daher den Nutzen zu schaffen Gelegenheit haben, welcher meines Ermessens nächst der wahren Religion der grösste. Zwar haben hohe Damen sich noch bisher dessen wenig angenommen. Ich hoffe aber der Churfürstin Durchl., die nicht nur ihres Geschlechts, sondern auch der menschlichen Natur Vollkommenheiten in so hohem Grad besitzet, soll ihrem Geschlecht den Weg zu einem neuen Triumphe öffnen, dass [sic] das unsrige durch etwas Wichtiges und zugleich Angenehmes übertreffe. Schätze es derowegen für eine hohe Gnade und grosses Glück für mich, dass Sie meine wenige Gedanken dabei zu vernehmen geruhen wollen.«

Leibniz giebt nun genaue Anweisungen, wie ein Observatorium zu bauen und einzurichten sei, und dass man dann in Correspondenz mit den Akademikern von Paris und London treten müsse. Übrigens — »wenn man nur thun wollte, was schon gethan, hätte

[1] Klopp, Werke, 10. Bd. S. 49.

[2] Postscript zum ersten Schreiben an Jablonski vom 26. März 1698 (Kvacsala, a. a. O. S. 19).

[3] Kvacsala hat den Brief (S. 14ff.) als undatirten gedruckt; aber das Datum ergiebt sich aus dem datirten Postscript (S. 18), welches — was Kvacsala entgangen ist — zu diesem Briefe gehört. Ich habe den Brief im Urkundenband Nr. 18 gegeben. Das Postscript stand auf einem anderen Zettel und war nicht für die Kurfürstin bestimmt.

man keinen Ruhm davon«. Hierauf geht er auf das religiöse Friedenswerk und auf wissenschaftliche, zwischen Newton und ihm schwebende Fragen ein[1]. Jenes Werk bildete fortab den Hauptgegenstand in dem Briefwechsel mit Jablonski und brachte Leibniz wiederum mit Spanheim, aber auch mit dem brandenburgischen Minister von Fuchs in Verbindung. In dem Briefe vom April 1698[2] suchte Leibniz die Kurfürstin durch die Mittheilung dessen, was in Frankreich für die Wissenschaften und Künste geschehe, auf's Neue anzufeuern. »(Es ist) mir gewisslich leid, da andere benachbarte Völker auch das ihrige thun, dass wir Teutschen allein so sehr zurück bleiben, da doch gemeiniglich der Grund der schönsten Erfindungen von uns herrühret. Es fehlet bloss daran, dass man sich der Dinge an hohen Orten wenig annimmt und weder die Ehre der teutschen Nation hierin, noch das gemeine Beste und den an dessen Beförderung hangenden unsterblichen Ruhm genugsam zu Herzen ziehet. Es stehn auch die Sachen in Teutschland leider so verwirret, und die meisten Herrn finden sich dermassen in Schwierigkeiten verwickelt, dass ich nicht sehe, wer ausser Chur-Brandenburg etwas ansehnliches dabei thun könne. Nun thun Chr. Durchl. bereits kein geringes, und blühen alle schöne Wissenschaften und Künste an ihrem Hof, doch zweifle ich nicht, es werde darin zu dieses grossen Potentaten Glorie noch immer weiter gegangen werden.«

Im Sommer 1698 reiste die Kurfürstin nach Hannover und hielt sich längere Zeit dort auf. Wir wissen, dass ihr Leibniz auf's Neue daselbst seinen Plan, ein wissenschaftliches Institut in Berlin zu begründen, vorgetragen hat[3]: wir wissen aber auch, dass sie, zurückgekehrt, Grund hatte, im brieflichen Austausch mit ihm noch vorsichtiger zu werden. Sie giebt Jablonski den Befehl, fortab die für Leibniz bestimmten Briefe nicht mehr ihrem Secretär zu übergeben, sondern in

[1] Die sonst unmotivirte, ausführliche Behandlung dieser Fragen erklärt sich nur aus Leibnizens Absicht, in der Kurfürstin die Sehnsucht nach geistigem Austausch mit ihm, dem Gelehrten, zu verstärken.

[2] Kvacsala, a. a. O. S. 19 ff. Das Schreiben ist undatirt, aber das Datum ergiebt sich aus dem Brief Jablonski's vom 6. August 1698 (Kvacsala S. 23 ff.).

[3] Siehe Leibnizens Brief an die Kurfürstin vom 11. August 1698 bei Klopp, Werke, 10. Bd. S. 50 ff. (»Or comme j'avais encore beaucoup à dire à V. S. E. sur le personnage qu'elle ferait admirablement bien de protrectrice des belles sciences, personnage que peut-être personne de son sexe n'a encore fait, je me flattais que j'en trouverais le temps alors.«) Die Kurfürstin musste schneller von Hannover abreisen, als zuerst geplant war; sie sollte nicht, wie Leibniz es gewünscht hatte, bei der Zusammenkunft des Königs Wilhelm III. von England mit dem hannoverschen Hof in Celle zugegen sein.

MARINE BIOLOGICAL LABORATORY WOODS HOLE LIBRARY MASS.

ihre eigenen Hände zu legen[1]. Jablonski musste Leibniz leider auch mittheilen (6. August 1698), dass »die gegenwärtigen Aspecten unseres Hofes der projectirten Himmelsbeschauung durchaus nicht favorisiren, sondern andere Conjunctiones erwartet werden müssen, die einen benigniorem influxum unsern Bemühungen zuwenden mögen«. »So bleibt demnach das Observatorium nebst denen übrigen subtilen philosophischen Materien für jetzo an die Seite gesetzet, bis etwa eine Gelegenheit sich ereigne, wegen des ersteren etwas fruchtbarliches auszurichten und mit dem zweiteren unsere gnädigste Churfürstin zu unterhalten und zu vergnügen[2]: dahin auch Communicationen des Projects, so betreffend die Speculam unterthänigst überreichet worden, verschoben haben will, und bleibet übrig die zweite Haupt-Materie, das durch desselben gottselige Bemühung glücklich incaminirte Negotium Irenicum.«

Der Kurfürst hatte also das Project des Observatoriums überhaupt noch nicht zur Kenntniss genommen, und man verzichtete darauf, zur Zeit die Sache zu betreiben. Damit schien Leibnizens Hoffnung, nach Berlin zu kommen, vereitelt zu sein. Auch hatte die unerwartete Rückkehr der Kurfürstin ihn darum gebracht, seine wissenschaftlichen Berliner Pläne so zu insinuiren, wie er es gewünscht hatte[3]. Aber der Vielgewandte hatte zwei Eisen im Feuer. Jetzt eben waren die Verhandlungen über das Negotium Irenicum zwischen Brandenburg und Hannover, nicht zum mindesten durch seine Bemühungen, so weit gediehen, dass er es wagen konnte, dem brandenburgischen Staatsminister von Fuchs vorzuschlagen, ihn, Leibniz, zu persönlichen Unterredungen nach Berlin kommen zu lassen[4]. Allein man hatte Misstrauen gegen ihn und beschloss vielmehr, den Hofprediger Jablonski nach Hannover zu senden. Das war ein harter Schlag für Leibniz. Ende September trat Jablonski diese Reise an. Sie wurde so geheim gehalten, dass ausser dem Kurfürsten, dem Hrn. von Fuchs und dem Grafen Dohna Niemand etwas von ihr erfuhr[5]. Jablonski verhandelte in Hannover mit Leibniz, den er zum

[1] Siehe den Brief Jablonski's an Leibniz vom 6. August 1698 (Kvacsala, a. a. O. S. 23 ff.).

[2] Jablonski hatte also sehr wohl verstanden, dass nicht er mit Newton, dem Vacuum und der Polhöhe unterhalten werden sollte.

[3] Siehe den Brief vom 11. August 1698 (Klopp, 10. Bd. S. 50) im Urkundenband Nr. 19.

[4] So meine ich den Schluss des eben erwähnten Briefes verstehen zu müssen.

[5] Siehe die Briefe Jablonski's vom 17. September u. ff. bei Kvacsala, a. a. O. S. 27 ff.

ersten Male sah, dem Abt Molanus u. A. und kehrte, erfüllt von Dank gegen Leibniz und voll Hoffnungen, nach Berlin zurück. Er unterliess nicht, Leibniz' besondere Verdienste dem Kurfürsten zu rühmen, und erreichte es, dass dieser ihn beauftragte, den Gelehrten seiner Gnade und seines Wohlwollens zu versichern[1].

Hiermit hatte dieser sehr viel erreicht; denn bisher hatte der Kurfürst augenscheinlich wenig von ihm wissen wollen. Jetzt aber trug die von der Wendung unterrichtete Kurfürstin ihrem Gemahl die Bitte vor, dass sie Leibniz in Berlin empfangen dürfe. Der Kurfürst gewährte die Bitte, und die Kurfürstin lud den Gelehrten durch Jablonski zu sich ein[2]. Endlich schien er sein Ziel erreicht zu haben[3].

Aber eine neue Schwierigkeit erhob sich. Der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover, sein Landesherr, verweigerte ihm die Erlaubniss zur Reise. Er war misstrauisch, sei es dass er fürchtete, Leibniz zu verlieren, sei es dass er argwöhnte, dieser werde sich in Berlin für brandenburgische Interessen gewinnen lassen. Hier ist bereits das Vorspiel gegeben zu dem tragischen Ausgang der Affaire, dass Leibniz das Vertrauen in Hannover verlor und in Brandenburg nicht dauernd gewann. Es blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen; er that das in einem freimüthigen Schreiben an den Kur-

[1] Siehe den Brief Jablonski's an Leibniz vom 15. October 1698 (Kvacsala S. 30 ff.): »S. Churfr. Durchl. befahlen mir, meinen hochgeehrtesten Herrn, wie auch des Hrn. Abtes Hochw. — dessen sie sich gar familiär und gnädigst erinnerten — dero besonderen Gnade bestens zu versichern, und wie dass S. Churf. Durchl. an demjenigen, so meine hochgeehrteste Herren zum gemeinen Besten der evangelischen Kirche bishero gethan, ein vollkommentliches Gefallen hätten, auch ihres Ortes dazu kräftiglich concurriren wollten: es möchten nur meine hochgeehrteste Herren in ihrem gottseeligen Eifer fortfahren, und von Sr. Churf. Durchl. sich alles dessen versichert halten, was in diesem wichtigen Fall von Dero könne erwartet werden«. Leibniz' erfreute Antwort darauf vom 20. October 1698 (Kvacsala S. 33). Der Verkehr mit dem brandenburgischen Minister von Fuchs wird nun augenscheinlich ein vertrauterer, s. Jablonski's Brief vom 5. November 1698 an Leibniz (Kvacsala S. 38 ff.).

[2] Siehe das Antwortschreiben Leibnizens an Jablonski vom 8. Januar 1699 (Kappens Sammlung einiger vertrauten Briefe zwischen G. W. v. Leibniz u. s. w. 1745 S. 32 f.). Schon am 10. December 1698 war Jablonski der Reiseplan bekannt, s. Kvacsala S. 41 ff. Am 15. December kann Leibniz schreiben, er hoffe in der nächsten Woche in Berlin zu sein (Kvacsala S. 43 ff.). Der Zweck der Reise solle geheim bleiben; Vorwand sei, dass er längst gewünscht habe, dem Kurfürsten aufzuwarten.

[3] Im Postscript zum Brief vom 8. Juni (S. 42) schreibt er, er werde im eigenen Wagen sofort abreisen und keine Kosten scheuen, obgleich ihm nichts ersetzt werde.

fürsten[1] und erklärte, sein Ausbleiben in Berlin mit der schlechten Jahreszeit entschuldigen zu wollen[2].

Bis zum Sommer hören wir dann nichts Näheres; gewiss ist nur, dass der wissenschaftliche Briefwechsel mit der Kurfürstin fortging[3]. Gewiss ist auch, dass Leibniz — da das religiöse Friedenswerk momentan stecken zu bleiben drohte und das Observatorium nicht gebaut wurde — jetzt wieder auf den alten Plan zurückgegriffen hat, brandenburgischer Historiograph zu werden[4], und sich deshalb auf's Neue an Spanheim wandte und auch Jablonski in's Vertrauen zog. Dieser schrieb ihm am 3. Juni 1699[5], Steinberg habe ihm aus Paris in Spanheim's Namen mitgetheilt, dass im Jahre 1694 die Angelegenheit lediglich an der Gehaltsfrage gescheitert sei, und dass er, Spanheim, vor seiner Abreise nach Paris die Sache dem Minister von Fuchs an's Herz gelegt habe; er sei aber bereit, an von Fuchs zu schreiben, »dignum enim virum incomparabilem arctiore cum aula nostra coniunctione judicat«; er, Jablonski, habe dann sofort an Steinberg zurückgeschrieben, dieser möge ein Schreiben an von Fuchs bei Spanheim erwirken.

Im August 1699 boten die Unionsverhandlungen noch weniger Aussichten[6]. »Wenn keine grosse Apparenz zum Success«, schreibt Leibniz an Jablonski am 25. August, »wie denn solcher sich in meinen Gedanken sehr vermindert, so ist am rathsamsten pro ipso negotio, man halte anjetzo zurück, bringe nichts in eine vergebene oder doch

[1] Abgedruckt im Urkundenband Nr. 20. Das Schreiben ist vom 19. Januar 1699

[2] Der Verzicht war ihm um so schmerzlicher, als ihm Jablonski (am 3. Januar) Folgendes geschrieben hatte: »Kann nicht umhin, meinem hochgeehrtesten Herrn part zu geben von dem sehr werthen Neujahrspräsent, damit I. Churf. Durchl., unsere gnädigste Frau, da ehegestern die Gnade hatte, selbter das neue Jahr unterthänigst zu wünschen, meine Wenigkeit gnädigst regalirt haben. Sie sagten, sie erwarteten einen lieben Gast und hätten gut gefunden, selbten bei mir einzulogiren. Ich gebe meinem hochgeehrtesten Herrn zu bedenken, welche grosse Freude dieser gnädigste Vortrag, welcher mit meinem ehemaligen Wunsch so vollkommentlich übereintraf, in mir erwecket. Ich nahm dieses gnädigste Erbieten als eine der grössesten Gnaden, welche Churf. Durchl. mir erzeigen konnten, mit unterthänigstem Dank an, und gleich wie nicht hoffen will, dass mein hochg. Herr dasjenige Geschenk, so Churf. Durchl. mir zugedacht, mir ungütig vorenthalten werde, also habe ein geringes Zimmer und Bette bereitet, einen so vornehmen, werthen und recht erwünschten Gast, wo nicht nach Würden, doch nach Vermögen entreteniren« (Kvacsala S. 47).

[3] Siehe den Brief der Kurfürstin vom 22. August 1699 an Leibniz (Klopp, 10. Bd., S. 54): »je vous dirai que vos lettres sont d'un grand agrément pour moi«.

[4] Siehe oben S. 42.

[5] Siehe Kappens Sammlung u. s. w. S. 43 ff.

[6] Doch wurden sie im Winter 1699/1700 günstiger und dehnten sich viel weiter aus.

missliche ungewisse Deliberation, und erwarte eine Zeit, da mehr Eifer. Sonst wird das jetzige nur alt und verlieret gratiam[1].« Zwar erklärte der Minister von Fuchs dem Hofprediger, der Kurfürst wäre noch »im ersten Eifer«, und er selbst »wolle nichts, so zu Fortsetzung eines heiligen Werkes gereichen könnte, ermangeln lassen«: aber er fügte doch hinzu, er habe einige Sorge dabei »und sehe besondere Hinderungen, als die Kaltsinnigkeit, welche zwischen hiesigem und hannoverischen Hofe schiene sich blicken zu lassen, den genium des hannoverischen Hofes selbst, und sonderlich die Härtigkeit des Evangelischen Klerus [der Lutheraner], welche fast inexpugnable schiene«. In dem Briefe, in welchem Jablonski dieses an Leibniz berichtet (vom 19. September 1699)[2], kann er aber hinzufügen, dass er durch Steinberg neue Nachrichten von Spanheim habe: dieser werde an von Fuchs schreiben und zweifle nicht, dass, wenn nur Leibniz erst die Stelle habe, die Gehaltsfrage sich zur Befriedigung lösen lassen werde. Der Minister sei Leibniz wohlgesinnt, und sein Ansehen steige täglich, wenn er auch »in Sachen, die Geld-Unkosten involviren, etwas sonderliches zu thun bisher nicht im Stande gewesen sei«[3].

Aber noch eine andere wichtige Nachricht hatte Jablonski mitzutheilen: »Da ich ehegestern das Glück hatte, der Churf. Durchl. in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, sprachen sie bei der Tafel nach der Gewohnheit von meinem hochgeehrten Herrn gar gnädig und bezeugten, wie sehr sie gewünscht hätten, selbten einmal hie zu sehen. Ihro Churf. Durchl. beliebten auch mir die Sorge für das Observatorium ernstlich anzubefehlen: dabei ich doch bei jetzigen Conjuncturen wenig zu thun vermag; jedoch hat der Ober-Hofmarschall Dobrzynski versprochen, mit mir zusammen zu spannen«.

Das war eine zwiefache Freudenbotschaft für Leibniz: die Kurfürstin denkt noch immer darauf, ihn zu sehen, und nimmt auch wieder den Plan auf, ein Observatorium zu bauen. »Wenn man auf ein Observatorium einsmahls mit Ernst bedacht sein sollte,« erwidert er, freilich etwas zweifelnd, »könnte solche Anstalt gemacht werden, dass Entdeckungen von Wichtigkeit dadurch geschehen möchten, zu welchem Ende ein oder anders dienlich fürzuschlagen wäre[4].«

---

[1] Kappens Sammlung S. 53.

[2] Siehe Kappens Sammlung S. 55 ff.

[3] Von der Sache ist weiter nicht mehr die Rede. Ob sie nur an dem Geldpunkt gescheitert ist? Historiograph wurde ein obscurer Gelehrter.

[4] A. a. O. S. 67 (Brief vom 19./29. October 1699 an Jablonski).

Unterdessen boten die Unionsverhandlungen wieder neue Aussichten, und Leibniz' umsichtige und besonnene Mitwirkung wurde vom Kurfürsten und vom Minister von Fuchs anerkannt[1]. Das Misstrauen gegen ihn verschwand mehr und mehr; mit Jablonski wurde das Verhältniss immer herzlicher; aber seine persönlichen und wissenschaftlichen Hoffnungen in Bezug auf Berlin blieben bei alledem unerfüllt. Da kam von ganz unerwarteter Seite eine überraschende Hülfe, und sie führte zum Ziele.

9.

Seit dem Jahre 1694 war der Professor Erhard Weigel in Jena[2] unermüdlich thätig, die Abschaffung des julianischen Kalenders und die Reinigung des Kalenderwesens beim Corpus Evangelicorum in Regensburg zu bewirken[3]. Im Zusammenhang damit plante er ein Collegium Artis Consultorum im heiligen römischen Reich und legte diesen seinen Plan auch Leibniz vor. Eine allgemeine Societät der Wissenschaften in Deutschland gehörte längst auch zu Weigel's Wünschen; aber wie sie in dem zersplitterten Reiche verwirklichen? Jetzt glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, zwei grosse Zwecke mit einem Schlage zu erreichen: einer Reichsanstalt, die aus etwa zwanzig Mitgliedern bestehen könne, solle das Kalenderwerk als Monopol für Deutschland übertragen werden: aus den reichen Einkünften, die dieses Monopol gewähren würde, solle sich jenes Collegium Artis Consultorum allmählich zu einer Akademie entwickeln, die ausser der Astronomie auch die anderen mathematischen Wissenschaften pflegen und für die Hebung der Künste und Handwerke thätig sein

[1] Siehe Jablonski's Brief vom 17. Dec. 1699 (Kappens Sammlung S. 94f.) und das Schreiben der Kurfürstin Sophie Charlotte an Leibniz vom 9. December 1699 (Klopp, Werke, 10. Bd. S. 56), dessen Schluss zeigt, dass die Kurfürstin die Hoffnung, ihn in Berlin zu sehen, nicht aufgegeben hat.

[2] Geb. 1625, seit 1652 Professor in Jena, wo Pufendorf und Leibniz bei ihm gehört haben, gest. am 31. März 1699; vergl. über ihn E. Spiess, Erhard Weigel, 1881, und den Art. i. d. Allg. Deutschen Biogr. (41. Bd. S. 465ff.) von R. Knott. Ein geistvoller Mann, in seiner Vielseitigkeit und in dem Gegensatz zum herrschenden Schulbetrieb Leibniz verwandt, führte er seine Schüler in die Werke von Cartesius, Hugo Grotius und Hobbes ein.

[3] Dass diese Pläne mindestens bis in's Jahr 1694 hinaufreichen, zeigt der Brief an Leibniz vom 16. April 1694: »Zu dem vor diesem schon unmassgeblich vorgeschlagenen Collegio Artis Consultorum hab ich unlängst zu Regensburg einige gute Vertröstung erhalten, werde es diesen Sommer aber nach Möglichkeit weiter urgiren« (Bibliothek zu Hannover).

werde[1]. Viele Gelehrte waren für diesen Plan gewonnen, auch die Höfe wurden bereits angegangen. Sehr merkwürdig ist das Gutachten Leibnizens vom Jahre 1697[2]. Die Verbesserung des Kalenders will er mit der Aufrichtung der Societät, deren Namen er übrigens beanstandet, nicht vermengen: auch der Societät etwas andere Aufgaben stecken; vor allem aber erkannte sein politisch geschultes Auge, dass ein allgemeines Reichs-Collegium, mit jenem Monopol ausgestattet, bei der Zersplitterung Deutschlands undurchführbar sei; denn jeder einzelne Reichsstand hätte ja dann »über Privilegia Imperatoria nachdrücklich zu halten«, dazu aber waren sie alle viel zu selbstsüchtig und kurzsichtig. Er schlägt daher — merkwürdig genug — eine Art wissenschaftlichen Bundesraths für Deutschland vor: »neben einer gewissen Universal-Anstalt im Reich, einem unter Kais. Majestät allerhöchsten Direction stehenden Collegio, solle die Sache zugleich particulariter besorgt werden, also dass Kais. Majestät in ihren Erblanden, einige der Kur- und Fürstlichen Häuser und andere mächtige Stände oder auch ganze Kreise, jeder für sich und dero Lande, bei der Hofstadt oder an einem andern vornehmen Ort ein solches Collegium aufrichteten«.

Welche Einsicht! Hier war ein durchführbarer Plan geboten! Diesen Plan hat Leibniz verfolgt. Wenn er zuerst in Berlin, dann in Dresden und anderswo Societäten aufzurichten versuchte, so lag stets die Absicht zu Grunde, alle diese Stiftungen allmählich mit einander und dann auch mit den ausserdeutschen zu verbinden. Von unten muss man bauen, dann wird man zum Ziele kommen; die Errichtung eines Collegium universale ist undurchführbar. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben! Ein Netz von Societäten entstand im 18. Jahrhundert auf Grund seiner Bemühungen, und wenn wir heute sehen, dass die Akademieen Einrichtungen treffen, um in engste Verbindung mit einander zu treten, so verwirklicht sich die »Universal-Anstalt«.

Aber Erhard Weigel bleibt der Ruhm, nicht nur Leibniz auf's Neue angespornt und den Gedanken der Kalenderverbesserung bei

[1] Wie weit dieser Plan schon gediehen war, ersieht man aus den acht Briefen von Weigel an den Prof. math. Johann Meyer in Regensburg (der letzte vom 13. März 1699), die sich in der hannoverschen Bibliothek in dem Fascikel »Leibniz-Weigel's Briefwechsel« befinden, vergl. auch Wilhelm Meyer, Die Handschriften in Göttingen (1893) S. 161; in Göttingen befindet sich eine Sammlung von einschlagenden Abhandlungen und Briefen, von dem oben genannten Johann Meyer († 1719) veranstaltet.

[2] Abgedruckt im Urkundenband Nr. 21.

den protestantischen Ständen durchgesetzt[1], sondern auch den Plan des Kalendermonopols aufgebracht zu haben. Ohne diesen genialen Einfall wäre es in Berlin nie zu einer Societät der Wissenschaften gekommen, denn es fehlten die Mittel. Die Idee übernahm Leibniz als Erbschaft von Weigel — denn dieser starb, bevor er die Früchte seines Wirkens sehen konnte — und hat sie sehr bald nach der Durchführung in Brandenburg als seinen Einfall bezeichnet. Aber treue Schüler Weigel's haben nicht vergessen, dass diesem die Ehre gebührt. »Unseres sel. Herrn Vaters (Weigel) Vorschlag gemäss dotirt der Kurfürst die Mathesin mit ihrer eigenen Arbeit«, schreibt Hamberger (am 3. Juni 1700)[2]. — Am 23. Sept. 1699 erfolgte das für die Verbesserung der Kalender grundlegende Conclusum des Corpus Evangelicorum zu Regensburg[3]. Es schrieb vor, die dem 18. Februar 1700 folgenden elf Tage in den Kalendern auszulassen und »den Mathematicis ebenmässig aufzugeben, dass selbige darauf gedenken sollen, wie künftighin und mit der Zeit der bisherige abusus der astrologiae iudiciariae aus denen Kalendern bleiben könne«. Es schloss mit der Bestimmung, dass in allen evangelischen Landen am letzten Sonntag vor dem Advent 1699 die Neuordnung zu publiciren sei.

Dem entsprechend ist in Brandenburg verfahren worden. Am 14. November 1699 erging eine Verfügung an die Consistorien und an die vier Landes-Universitäten, den Beschluss am letzten Sonntag des Kirchenjahrs zu verlesen.

Aber die Durchführung der Kalenderverbesserung verlangte umsichtige Männer und einheitliche Arbeit von der Regierung, sollte nicht Alles im Lande in die grösste Verwirrung gestürzt werden. Die Einsetzung einer kurfürstlichen Kalender-Commission war nothwendig. Sie mit den eben wieder von der Kurfürstin befohlenen Bemühungen um den Bau eines Observatoriums[4] in Verbindung zu setzen, ergab sich von selbst, und Stahl und Stein kamen zusammen, als Leibniz gegen Ende Februar 1700, mitten aus den Unionsverhandlungen heraus, an Jablonski schrieb, man solle doch ein Monopol aus den Kalendern machen und auf ihm das Obser-

[1] Es ist also nicht ganz richtig, wenn Ideler (Chronologie 2. Bd. 1826 S. 323) schreibt, dass die protestantischen Stände, besonders auf Leibnizens Betrieb und mit Zuziehung von Weigel, den Beschluss, den neuen Kalender einzuführen, gefasst hätten.

[2] Siehe Wilhelm Meyer, a. a. O. Über die Spannung, die zwischen W. und Leibniz bestanden hatte, s. Guhrauer, G. W. v. L. 2. Thl. S. 211.

[3] Siehe den Abdruck im Urkundenband Nr. 22.

[4] Siehe oben S. 63.

vatorium und eine an dasselbe sich anschliessende Societät, die sich des Kalenders annähme, fundiren[1]. Der Stein der Weisen, das Gold, war gefunden! In diesem Schreiben muss Leibniz dem Freunde auch mitgetheilt haben, dass er bereit sei, eine solche Societät der Wissenschaften in Berlin selbst einzurichten, und dass seine soeben vollzogene Ernennung zum Mitglied der französischen Akademie ihn dazu besonders qualificire. Umgehend antwortete Jablonski, dass er und seine Freunde — Rabener und Cuneau — sofort zusammengetreten seien, um den alten Plan der Errichtung eines Observatoriums und, an ihn angeschlossen, die Gründung einer Societät zu berathen und dem Kurfürsten eine Denkschrift vorzulegen: als Präsidenten würden sie ihn, Leibniz, vorschlagen[2].

---

[1] Dieser Brief ist leider nicht mehr vorhanden, aber er folgt aus dem Schreiben Leibnizens an Jablonski vom 12. März 1700 (Kappens Sammlung S. 145 ff.), und aus diesem ergiebt sich auch das Datum. Die Durchführung der Kalenderverbesserung beschäftigte Leibniz im Winter 1699—1700, s. seinen im Leibniz-Fascikel des Akademischen Archivs befindlichen Briefwechsel mit dem Abt Schmidt in Helmstädt vom December bis März. Dieser erwähnt auch den Astronomen Kirch; Leibniz klagt über die Unzuverlässigkeit der Rudolfinischen Tafeln und bemerkt, dass das negotium rei calendariae nicht in solo calculo bestehe (Januar 1700). Auch mit den grossen Astronomen Reiher, Bianchini und Olaus Römer correspondirte er und sorgte dafür, dass der hannoversche Hof in Regensburg die richtigen Instructionen gab.

[2] Da leider auch dieser wichtige Brief fehlt, so lässt sich nicht genau bestimmen, ob Leibniz sich selbst geradezu als Präsident vorgeschlagen hat. Wahrscheinlich ist, dass er den Vorschlag nahe gelegt hat (seine Worte in dem auf beide Briefe zurückblickenden Schreiben vom 12. März an Jablonski lauten: »Höre auch gern, dass mein Einfall wegen des Kalenders Ingress gefunden und Gelegenheit gegeben, die ehemaligen Gedanken von einer Churfürstl. Societät, dadurch gründliche Wissenschaften und gemein nützliche Künste zu verbessern, wieder vorzunehmen. Und will ich meines wenigen Ortes gern alles beitragen, werde auch dabei meiner Gewohnheit nach mehr auf Ehre und Ruhm als meine Privat-Angelegenheiten sehen, doch ein und anders dabei in Betrachtung zu ziehen haben [er meint die Gehaltsfrage und sein Verhältniss zu Hannover], welches aber keine Hinderung bringen wird«). Dass bereits in dem verlorenen Schreiben Jablonski's von der Präsidentschaft die Rede gewesen ist, geht aus der grossen Denkschrift der Berliner Gelehrten vom Anfang März 1700 (die bereits auf die Remuneration für Leibniz eingeht) und auch daraus hervor, dass sich Leibniz nach Empfang der Denkschrift gar nicht wundert, sich als Präsidenten vorgeschlagen zu finden (s. den Brief vom 26. März an Jablonski, in Kappens Sammlung S. 160). Eine besondere Beachtung verdient noch die Ernennung zum Mitglied der Pariser Akademie. Obgleich das Diplom erst vom 13. März 1700 datirt, verweisen die Berliner in der oben genannten Denkschrift, die am 19. dem Kurfürsten übergeben wurde, bereits darauf, dass Leibniz Mitglied der Pariser Akademie sei, und rücken diese seine Stellung in den Vordergrund. Das lässt sich nur bei der Annahme erklären, dass Leibniz eine Mittheilung über die Ernennung nach Berlin hat gelangen lassen, bevor sie vollzogen war. That er das, so muss ihm eben in Hinsicht

Diese, in Berlin abgefasste Denkschrift wurde am 19. März 1700 dem Kurfürsten in Oranienburg in doppelter Gestalt — einer längeren und kürzeren — vorgelegt. Weil die Zeit drängte, konnte sie Leibniz nicht erst zur Begutachtung übersandt werden. Noch an demselben Tage befahl der Kurfürst, »eine Académie des Sciences und ein Observatorium in Berlin zu etabliren«[1]. Acht Tage vorher muss er der Kurfürstin zugesagt haben, ein Schreiben an seinen

auf seine Berliner Pläne viel an dieser Ernennung gelegen haben, wie schon Klopp, Werke, 8. Bd. S. XXI, XXIII f., 109 ff., 132 ff., 10. Bd. S. XXX f., wenn auch mit einigen Übertreibungen, vermuthet hat (ganz besonders stark spricht für diese Combination das Schreiben Leibnizens an den Kurfürsten Georg Ludwig vom 28. März 1700; s. den Urkundenband Nr. 31). Im Sommer 1699 hatte Leibniz seine Ernennung durch die Kurfürstin Sophie und die Herzogin von Orleans in Paris energisch betrieben; denn er war gekränkt, dass ihm die Ehre, die man ihm schon im Jahre 1677 versprochen hatte, noch immer nicht erwiesen war (s. auch den Brief an Malebranche vom Jahre 1679 bei Bodemann, Briefwechsel S. 165). Das Diplom selbst s. bei Klopp, Werke, 8. Bd. S. 149 f. Auch das akademische Archiv besitzt in seinem Fascikel »Ernennungen« eine Abschrift. Sehr unzutreffend bemerkt Klopp (Werke, 10. Bd. S. XXI) im Zusammenhang eines Rückblicks auf die Vorgeschichte der Preussischen Societät und ihren Abschluss: »Die beiden Kurfürstinnen, Mutter und Tochter, haben das von Leibniz in der Denkschrift (vom Februar 1698, s. oben S. 53 f.) aufgestellte Programm angenommen und handeln in aller Beziehung demselben entsprechend. Dieses Verhältniss ist entscheidend für die Stiftung der Societät in Berlin«. Das Gegentheil davon ist richtig (auch Fischer, Frisch's Briefwechsel mit Leibniz 1896 S. VII, erklärt sich mit Recht gegen Klopp). Die brandenburgische Kurfürstin hat jenes Programm weder anfangs noch später angenommen, sondern abgelehnt nach ihm zu handeln, und die braunschweigische Kurfürstin ist, abgesehen von ihrer Verwendung für Leibniz in Paris, an dem Gange der Dinge überhaupt nicht betheiligt gewesen. Die Brandenburgische Societät der Wissenschaften ist nicht aus einem welfischen Complott, um politische Zwecke zu erreichen, entstanden, sondern sie entstand, weil das Kalenderwesen und das Observatorium sie nahe legten, und weil Leibniz durch die Art, wie er das Unionswerk betrieb, zeitweilig das Vertrauen des brandenburgischen Kurfürsten und seines Ministers erworben hatte. Dass das Ergebniss den Wünschen Sophie Charlotte's und Leibnizens Plane, Hannover und Brandenburg enger zu verbinden und selbst hier festen Fuss zu fassen, entsprach, giebt kein Recht, es als einen Vorwand für geheime politische Zwecke zu fassen, die sich schlechterdings nicht nachweisen lassen. Vor allem aber zeigt die Geschichte der Societät unter Leibnizens Leitung, dass er nicht im entferntesten daran gedacht hat, sie zu politischen Absichten zu gebrauchen oder auch nur welfische Gelehrte zu bevorzugen.

[1] Die Promptheit, mit der der Kurfürst seine Genehmigung ertheilte, erklärt sich daraus, dass es höchste Zeit war, die Kalender für 1701 vorzubereiten. Ferner hatte die Denkschrift auf die noch bestehende Möglichkeit hingewiesen, in Regensburg werde nach Weigel's Vorschlag eine astronomische Reichsanstalt gegründet und die Kalendersache den Einzelstaaten entzogen werden. Demgegenüber wollte der Kurfürst, wie es ihm nahe gelegt war, ein fait accompli im Lande schaffen, und dies um so mehr, als Sachsen mit einem solchen bereits vorangegangen war und ein Kalendermonopol in seinen Grenzen geschaffen hatte.

Schwager, den Kurfürsten von Hannover, zu richten und ihn um Urlaub für Leibniz zu ersuchen[1]. Damit endigt die Vorgeschichte der Akademie. Auch jene Denkschrift gehört bereits der Geschichte selbst an; denn auf ihrer Grundlage hat der Kurfürst die »Societät« genehmigt.

Die Kurfürstin, die Patronin der Wissenschaften, und Leibniz, der Unermüdliche, hatten ihr Ziel erreicht: Brandenburg öffnete seine Pforten, um den europäischen Gelehrten aufzunehmen und durch ihn der neuen exacten Wissenschaft eine Stätte zu bereiten. Aber die Denkschrift, die der Kurfürst genehmigte, war von seinen eigenen Gelehrten in Berlin selbständig entworfen und ausgearbeitet worden. Wohl ruhte sie auf Leibnizens Ideen, aber diese Ideen wären nicht verwirklicht worden, hätte nicht die Kurfürstin den Bau des Observatoriums in's Auge gefasst und festgehalten, und wären Leibnizens Freunde in Berlin, allen voran Jablonski, nicht so einsichtsvoll und eifrig seinen Absichten entgegengekommen. Sie haben den Kurfürsten, dem Preussen die Stiftung seiner Akademie verdankt, überzeugt. Das Entscheidende ist die That: darum verehren wir die Kurfürstin und ihren Gemahl sowie die muthigen Männer, die sie in Berlin berathen haben, als unsere Stifter.

Es lässt sich nicht nachweisen, dass Friedrich die Akademie bereits in Hinblick auf die Königskrone gegründet hat: aber dass er sich schon damals mit hohen Plänen trug, ist bekannt. Gewiss ist auch (s. unten), dass er aus eigenster Einsicht und Entschliessung der Akademie die nationale Aufgabe gestellt hat, und Niemand wird es für zufällig halten, dass die erste deutsche Akademie der Wissenschaften in der nordischen Hauptstadt gegründet worden ist, dass das preussische Königthum und die preussische Akademie in einem Jahre geboren sind.

[1] So wird der kurze, freudige Brief der Kurfürstin an Leibniz vom 11. März (das Jahr muss ergänzt werden) mit Klopp zu deuten sein (Werke, 10. Bd. S. XXIX. S. 57): »Sitôt que j'ai pu avoir le billet, je vous l'envoie, Monsieur, souhaitant qu'il vous fasse avancer vite, pour avoir le plaisir de vous dire que je suis toute affectionnée à vous servir. Sophie«.

ERSTES BUCH.

GESCHICHTE DER BRANDENBURGISCHEN (K. PREUSSISCHEN) SOCIETÄT DER WISSENSCHAFTEN UNTER FRIEDRICH I. UND FRIEDRICH WILHELM I. (1700–1740).

Erstes Capitel.

Die Gründung der Societät im Jahre 1700.

Selten ist in der Geschichte eine grosse wissenschaftliche Schöpfung auf Grund eines so umfassenden und gereiften Plans in das Leben getreten wie die Preussische Societät der Wissenschaften. Selten aber auch entsprachen die vorhandenen Bedingungen und die zunächst gewährten Mittel so wenig der Grösse des Plans. Ihn zu entwerfen, war eine Kühnheit, ihn anzunehmen, eine grössere. Aber die Verantwortung, welche der Urheber und der Stifter auf sich nahmen, ist von der Zukunft — freilich nicht der nächsten — glänzend gerechtfertigt worden. Viele Schöpfungen in der Geschichte der Wissenschaft haben dem Augenblick entsprochen und sind mit ihm dahingegangen. Diese Schöpfung, die Gegenwart weit überragend, hat ihr unverwüstliches Leben darin bewährt, dass die folgenden Generationen sie als Gabe und Aufgabe zugleich empfinden mussten. Sie stärkten sich an ihr, und sie erhielten von ihr den Antrieb, vorwärts zu streben. So empfinden wir es noch heute. —

Der von Jablonski in zwei Fassungen, einer längeren und kürzeren, niedergeschriebene und Namens »einiger getreuer Churfürstl. Bedienter«[1] dem Monarchen überreichte Plan zeigt, wie sehr sich die Berliner Freunde mit Leibnizens Gedanken vertraut gemacht hatten. Die Grundzüge sind folgende[2]:

---

[1] In dem Actenstück selbst werden der Rath Albinus, der Hr. Chauvin, der Dr. Jaegewitz, der Mathematiker Naudé, der Oberingenieur Bär, der Hofrath Rabener und der Hofrath Cuneau genannt; Jablonski selbst ist der achte. Diese Gelehrten hat man als die Urheber der Eingabe zu betrachten.

[2] Siehe den vollständigen, bisher meines Wissens niemals publicirten Abdruck im Urkundenband Nr. 23 und 24. Die umfangreichere Fassung trägt die Aufschrift: »Unterthänigster Vorschlag wegen Anrichtung eines Observatorii und Academiae Scientiarum in der Chur-Brandenburgischen Residenz«; die kürzere: »Unterthänigster Vorschlag, welcher Gestalt allhier in Berlin ein Observatorium und Academia Scientiarum ohne Abgang der Churfürstl. Intraden etablirt und erhalten werden könne«.

Nach dem Muster von Frankreich, England und China soll ein Observatorium eingerichtet und dazu eine »Academia Scientiarum in Physik, Chemie, Astronomie, Geographie, Mechanik, Optik, Algebra, Geometrie und dergleichen nützlichen Wissenschaften nach und nach etablirt werden«. Die Zeit ist günstig, weil sich Gelegenheit bietet, ohne Kosten das Unternehmen in's Werk zu setzen, wenn der Kurfürst nur passende Räumlichkeiten gewährt. Für die Statuten können die der französischen und englischen Akademie zum Vorbild dienen; als Protector erbittet man sich den Kurfürsten selbst, als Präses den Hrn. Geh. Rath Leibniz, »welcher ein Membrum honorarium der französischen Akademie ist und dessen grosse Erudition in omni scibili, auch stupenda inventa promotae matheseos nicht weniger als seine herausgegebene scripta bekannt seind«. Er wird das Amt von Hannover aus als Ehrenamt führen können, doch wird ihm für seine Reisen und Anderes eine Entschädigung, »ohne Consequenz pro successoribus«, zu gewähren sein. Auch die Mitglieder sollen zunächst keine Besoldung empfangen ausser dem Astronomen — Hr. Kirch in Guben, der bedeutendste unter den deutschen Astronomen, sei zu gewinnen — und den jüngeren Leuten, die er sich heranziehen wird. Für Mathematik und Chemie ist der Rath Albinus, für Physik Chauvin und Dr. Jaegewitz, für Mathematik Naudé und der Oberingenieur Bär, für beobachtende Astronomie Hofrath Rabener und Cuneau in's Auge zu fassen. Auch auswärtige Mitglieder sind sofort zu erwählen, z. B. von Tschirnhausen in Sachsen, einige Mathematiker und Mediciner auf kurfürstlichen Universitäten, der Prof. Sturm in Altdorf (Mathematik), Reiher in Kiel u. s. w. Für die Correspondenz, die Protokolle und die Administration ist ein besoldeter Secretär zu ernennen, ein Fiscal muss über die Erhaltung des Fundus wachen.

Nöthig wären ein Observatorium, ein Versammlungszimmer, ein Bibliotheks- und Instrumenten-Raum, eine Dienstwohnung für den Astronomen, sodann Instrumente, Holz und Licht. Das Observatorium könnte auf dem mittelsten Pavillon des neuen Stalls errichtet werden; unterhalb desselben sind durch Einschiebung einer Etage die nöthigen Zimmer zu gewinnen. »Die Instrumente werden sich schon finden«; einige astronomische sind vorhanden, andere wird Kirch mitbringen, Einiges kann die kurf. Bibliothek liefern. Was aber den Fundus anlangt, so wird es zunächst genügen, wenn der Kurfürst der Societät das Kalender-Monopol ertheilt. Dafür wird der Astronom die Kalenderberechnung leisten. Gute Kalender werden

fortab herausgegeben werden statt der bisherigen lüderlichen mit ihrem »abgeschmackten, salbaderischen Judiciren und Prognosticiren«. Schwere Geldstrafen, von denen ein Viertel der Akademie zu gute kommen wird, sollen auf den Druck anderer Kalender und die Einführung fremder gelegt werden. Die Einrichtung dieses Kalender-Monopols im Zusammenhang mit einer Societät kundiger Männer wird »ein Mittel sein, die in dem Reichs-Concluso anbefohlene Correspondenz im Kalenderwerk mit den darin correspondirenden Mathematicis mit desto besserer Autorität zu führen, und sie wird verhindern, dass, wenn ein commune collegium in Deutschland zum Observiren sollte aufgerichtet werden, man Sr. Churf. Durchl. Mathematicos und Astronomum observatorem davon nicht ausschliessen dürfe«; ja, das drohende Reichsmonopol der Kalenderherstellung, welches wahrscheinlich einigen wenig kundigen Leuten überlassen werden würde, ist damit unmöglich gemacht. Das Geld, welches der Kurfürst zum Unterhalt eines Observatorii communis in Deutschland pro rata geben müsste, kann weit besser den eigenen capablen Leuten gegeben werden, als es für eine ungewisse und leicht hinfällige Reichs-Administration zu opfern.

Man hofft, durch die Kalender jährlich eine Summe von 2500 Thlr. zu gewinnen (von 40000 grossen Kalendern $1666\frac{2}{3}$ Thlr., von 40000 kleinen $833\frac{1}{3}$ Thlr. Reingewinn).

Diese Summe wäre also anzuwenden:

1.	dem Präses — ohne Consequenz in futuro	500 Thlr.
2.	dem Astronomen	500 »
3.	dessen Zöglingen	200 »
4.	dem Secretär	300 »
5.	dem Diener	60 »
6.	zu Instrumenten	200 »
7.	zu Büchern	200 »
8.	auf Experimente	200 »
9.	Drucklohn für Tractate der Akademie . .	100 »
10.	Correspondenz (hierbei wird ausserdem auf ein kurfürstl. Douceur gerechnet). . . .	100 »
11.	Kleinigkeiten	50 »
12.	Prämien an Medaillen (bez. anfangs Inspection des Baus des Observatoriums) . . .	100 »
	Summe	2510 Thlr.

Sollten nun die Kalender mehr abwerfen (auch durch die Strafgelder) und der Kurfürst ausserdem geneigt sein, das, was er pro rata für eine allgemeine Reichsanstalt geben müsste, der Societät zuzuwenden, »so könnte man künftig dahin bedacht sein, gleich

Frankreich gute observatores et mathematicos in entfernte Lande, etwa zu Lande durch Moskau und zur See über Batavia nach China zu senden, welche daselbst zugleich die Ehre Gottes durch Fortpflanzung des reinen christlichen Glaubens befördern könnten. Zu welchem Ende diese Leute gute Theologi sein und mit eben den subsidiis wie die dort befindlichen Jesuiten vollkommen instruirt und ausgerüstet sein müssen«[1]. »Was für eine Glorie würden S. Churf. Durchl. von einer solchen gottseeligen Entreprise vor der ganzen evangelischen Welt haben!«

Endlich werden berühmte Leute als Bibliothekare, Prediger u. s. w. nach Berlin zu ziehen sein, die daneben als Mitglieder der Akademie thätig sein können.

Damit Andere nicht zuvorkommen, und damit der Kalender für 1701 hergestellt werden kann, ist eine baldige Resolution 1. wegen der Berufung des Hrn. Kirch aus Guben, 2. wegen Publicirung eines Kalender-Edicts nothwendig.

»Es sind diese Vorschläge so glorieuse vor S. Churf. Durchl., so wohl gemeint zu der Ehre Gottes, so nützlich zum Aufnehmen der Scienzen und daneben wegen des ausgefundenen Fonds zum Unterhalt so facile, dass man nicht zweifelt, es werde S. Churf. Durchl. dieselben gnädigst aggreiren und ein oder andern Ministrum in hohen Gnaden benennen, welchem diese Sache mit mehreren Umständen vorgestellt und mit selbigem Alles ohne Zeitverlust zur Perfection gebracht werden könne.«

Dieses Project wurde dem Kurfürsten eingereicht. Der Requetenmeister Moriz von Wedel nahm es nach Oranienburg mit, wohin der Kurfürst plötzlich aufgebrochen war. Bereits am 19. März konnte er dem Hofprediger schreiben[2]:

»Sr. Churfürstl. Durchl. haben gnädigst resolviret, eine Académie des Sciences und ein Observatorium, wie vorgeschlagen, zu établiren, welches in Eil hiermit melde und particularia reservire, bis ich die Ehre habe, meinen hochgeehrten Herrn Hofprediger zu sprechen, der ich bin u. s. w.«

Damit war die Akademie vom Kurfürsten nach den Vorschlägen Jablonski's im Princip genehmigt.

---

[1] Die Art, wie hier der Missionsgedanke im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Expeditionen auftritt, macht es gewiss, dass Jablonski lediglich den Intentionen Leibnizens folgt.

[2] Kappens Sammlung S. 150, s. Urkundenband Nr. 25. Hr. von Wedel war bereits früher für den Plan gewonnen (s. Leibnizens Brief vom 12. März 1700); er hat dem Kurfürsten in Oranienburg, »der favorablen solitude«, Vortrag gehalten und ihn überzeugt.

Unmittelbar nachdem Jablonski die Eingabe dem Hrn. von Wedel übergeben hatte, erhielt er von Leibniz einen eingehenden Brief (geschrieben am 12. März) über die Societätssache[1]. Leibniz warnt, sich auf das Observatorium und auf die proventus calendarios zu beschränken, »weil solches nicht anständig genug scheint«[2]. »Ich hätte gern etwas mit der Zeit, davon ein realer Nutz und nicht blosse Curiositäten zu erwarten.« Es muss eine vollständige, alle naturwissenschaftlichen Disciplinen unter dem Gesichtspunkt der Anwendung umfassende Anstalt werden, einschliesslich der Botanik und Anatomie, und ausgestattet mit einem Laboratorium. Kann man auch nicht Alles gleich anfangs erreichen, so muss doch der Plan sofort umfassend entworfen werden. Andere Geldquellen über das Kalender-Monopol hinaus habe er im Sinne[3], zunächst sei aber allerdings mit diesem und dem Observatorium anzufangen, weil periculum in mora. Doch müssten, wenn irgend möglich, sofort ein Director, Secretar, ein Physicus und ein Mathematicus in re architectonica et mechanica probe versatus angestellt werden.

Im Allgemeinen und in vielen Einzelheiten stimmt Leibnizens Skizze mit den eingereichten Vorschlägen Jablonski's überein. Seine »Verwegenheit, unerwartet meines hochgeehrten H. Geh. Raths hochweisen Judicio und Erinnerung, ein Project eingereicht zu haben« konnte der Hofprediger mit dem »periculum in mora« entschuldigen und freudig darauf hinweisen, dass die Vorschläge, die er anbei übersende, sich mit Leibnizens Gedanken deckten[4]. Nur die Botanik und Anatomie hätten sie ausgelassen, »weil allhier seit einiger Zeit ein Collegium Medicum etabliret worden, so zwar noch nichts publice prästiret, jedoch hat man, um anfänglich Collision zu vermeiden, solche Dinge, darauf sie ein besonders Recht sich zuschreiben möchten, vorbeigehen wollen. Mit der Zeit wird es sich doch von selbsten geben, weil nicht nur die scientiae connexae sein, sondern auch wir die besten Leute aus solchem Collegio an uns

[1] Siehe Urkundenband Nr. 26.

[2] Er hatte noch einen anderen Grund; er erwartete nicht, dass man in der Astronomie so bald etwas Neues entdecken werde, womit man sich neben Paris und London sehen lassen könnte. »Es sind aber andere Sachen zu thun, dadurch man versichert, in kurzer Zeit etwas Wichtiges zu leisten« (s. den Brief an Jablonski vom 26. März 1700).

[3] Da er in diesem Zusammenhang Moskau und China erwähnt, so meint er wohl eine Steuer auf milde Stiftungen und Beiträge seitens der Kirche (s. u.).

[4] Siehe Urkundenband Nr. 27: Brief vom 20. März 1700.

ziehen können[1]. Ich hoffe, es werde meinem hochgeehrten Herrn Geh. Rath nicht zuwider sein, dass wir desselben solcher massen darinnen gedacht, zum wenigsten hat unsere schuldige Hochachtung gegen desselben vornehme und geehrte Person sich nicht anders gewusst auszudrücken«. Auch eine Abschrift der bedeutungsvollen Zeilen Moriz von Wedel's fügt Jablonski seinem Briefe bei. »Mag dieses kleine Billet mir eben das sein, was dem einen Weg nach Indien suchenden di Gama dasjenige Vorgebirge war, dem er den Namen von der guten Hoffnung beigeleget.«

Drei Tage später richtete Jablonski ein zweites Schreiben an Leibniz[2]. Er hat nun von Wedel selbst gesprochen und nähere Nachrichten erhalten. Sie waren so erfreulich, wie man es sich nicht geträumt hätte. Erstlich: der Kurfürst hat das Project in allen Stücken bestätigt und will die Societät gnädigst fundiren und protegiren, »nur noch gnädigst hinzufügend, dass man auch auf die Cultur der teutschen Sprache bei dieser Fundation gedenken möchte, gleichwie in Frankreich eine eigene Akademie hiezu gestiftet«, sodann: der Kurfürst befiehlt, den Astronomen zu berufen, und er genehmigt Leibnizens Wahl zum Präsidenten und hat Jablonski den Auftrag gegeben, ihn nach Berlin zu laden, um an die wirkliche Ausführung des geschehenen Projects Hand anzulegen.

Die Aufnahme der Pflege der deutschen Sprache in den Kreis der Aufgaben der zu stiftenden Akademie ist des Kurfürsten eigenster Gedanke; weder Leibniz noch Jablonski haben ihn gehegt. Sie hatten eine ausschliesslich naturwissenschaftliche Akademie geplant. Indem der Kurfürst der Akademie jene Aufgabe vorschrieb, die gleichartige andere (deutsche Geschichte, deutsches Recht u. s. w.) nothwendig machte, ist er nicht nur der Stifter, sondern auch der geistige Urheber der philologisch-historischen Klasse der Preussischen Akademie geworden. Sophie Charlotte verdankt man das Observatorium, Friedrich die Grundlegung der philologisch-historischen Klasse — und zwar auf dem Boden der deutschen Sprache —, Leibniz die universalen naturwissenschaftlich-praktischen Tendenzen. So verehrt die Akademie in dem Fürsten, der Fürstin und dem Gelehrten ihre

[1] Damit war der Grund zu einer gefährlichen Rivalität und Eifersucht gelegt, die sehr bald wirksam wurden und unter Friedrich Wilhelm I. die Akademie an den Rand des Untergangs gebracht haben.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 28: Brief vom 23. März 1700.

wirklichen Urheber. Erst der Kurfürst hat ihr die vaterländische Aufgabe gestellt und sie damit zugleich auf die Pflege der Geisteswissenschaften überhaupt gewiesen[1].

Mit hoher Freude begrüsste Jablonski diese Bereicherung des Planes: »ich bewundere die Generosität Sr. Churf. Durchlaucht, inmassen einem teutschen Fürsten nichts mehr anstehen will, als der edlen, aber sehr verwilderten Muttersprache sich anzunehmen, welche fürstliche Sorge so viel mehr zu preisen ist, je weniger es Fürsten giebt, die selbige zu Herzen nehmen«. Bis zu seinem Tode hat Friedrich immer wieder die Akademie an diese Aufgabe erinnert.

Aber auch die ihm übertragene Einladung Leibnizens nach Berlin gereichte Jablonski zu besonderer Freude. »Ich danke dem barmherzigen Gott, dass er mich so unverhofft das Glück erleben lässt, dass im Namen Sr. Churf. Durchl. meinen hochgeehrten Herrn Geh. Rath anhero invitiren darf« — mit diesen tief empfundenen Worten ist Leibnizens Berufung nach Berlin begrüsst worden. In der That, es war ein grosses, fortwirkendes Ereigniss in der Geschichte Preussens und Deutschlands!

Aber noch mehr durfte Jablonski schreiben: »S. Churf. Durchl. sind in der Sache ganz eifrig und haben dem Herrn von Wedel Ordre ertheilet, mit dem Baumeister Grünberg wegen Erbauung des Observatorii und Aptirung des dazu gewidmeten Pavillons u. s. w. zu sprechen; so auch geschehen. Herr Grünberg forderte zu den Unkosten 6—700 Thlr., der Herr von Wedel aber verstund sich zu 1000. Man hat gestern Abend das Gebäud in Augenschein genommen und genau Alles überleget. Es finden sich auf allen Seiten Schwierigkeiten, und daher, wenn wir Hoffnung haben können, dass mein h. Herr die Ehre dero Anwesenheit ehestens uns zu gönnen gemeinet, wollten wir bis dahin Alles anstehen lassen. Sonst hat H. Grünberg Ordre, nächste Woche mit dem Bau den Anfang zu machen«.

Noch vor Empfang dieses Schreibens — gleich nachdem er den Brief vom 20. März sammt dem Entwurf Jablonski's erhalten hatte, schickte Leibniz (am 26.) eine sehr ausführliche Antwort an diesen[2]. Er spricht zunächst seine volle Zustimmung zu dem eingereichten Project aus: dann folgen einzelne Bemerkungen: das Ob-

[1] »Es wird nur zu denken sein, wie die teutsche Sprachkunst mit den übrigen Wissenschaften zu verbinden sein wird«, schreibt Leibniz, als er von der neuen Aufgabe zum ersten Male hörte.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 29.

servatorium darf nicht die Hauptsache sein — das ist sein ceterum censeo —, sofort ist auch auf ein Laboratorium zu denken; ebenso wenig darf das Kalender-Monopol den einzigen Fundus bilden. Der Name »Akademie« ist besser in »Societät« zu verändern, da jene Bezeichnung auch von Universitäten gebraucht wird[1]; Kirch ist ihm auch von Anderen als guter Calculator und Observator gerühmt worden: beim Secretar ist nicht in erster Linie auf Sprachkenntnisse zu sehen — es genügt, wenn er Französisch und Englisch zu lesen versteht —, sondern auf tüchtige reale Kenntnisse; es muss ein junger Mediciner sein, »der dabei in Mathesis, Mechanik und Chemie Kundschaft hat«. Es folgen noch eine Reihe von Bemerkungen über Jetons (Medaillen), über den Bau des Observatoriums, über Instrumente und Bücher, über das geplante Kalenderwerk des Corpus Evangelicum, ferner über Ausdehnung des brandenburgischen Kalender-Monopols d. h. Übertragung einer Büchercensur an die Societät und Verdoppelung des Fundus aus dieser Einrichtung[2]. Er schlägt auch vor, dass jeder in's Land kommende Bücherballen mit einer Steuer belegt werde; er denkt zugleich an eine Papiersteuer. »Es ist in dieser meist unnützen Waare eine solche luxuria, wie mit andern Dingen, und sehe ich oft mit Verwunderung, wie die gewinnsüchtigen Buchhändler die Bücher vertheuern und doch emptores finden.« Aber er fürchtet, dass man »das vulgus sive eruditorum sive aliorum hominum gegen sich sprechen mache«, und räth daher, den Plan noch zurückzustellen. Auch seine eigene Mitwirkung an der ganzen Sache soll noch geheim bleiben, »um unterschiedener Ursachen willen« — er musste zuerst die Erlaubniss seines Landesherrn einholen. Endlich legt er dem Briefe einen ausgearbeiteten Entwurf bei in zwei Fassungen, die eine (vielleicht beide) für den Kurfürsten bestimmt. »Ich habe darinnen des Werks künftigen grossen Nutzen, wenn man es damit recht anfängt, gleichsam in einer Perspectiv von fern in etwas zeigen wollen. Weil mich bedünket, einem hohen Potentaten, der etwas Grosses zu Gottes Ehre und der Menschen

[1] Für den Namen »Societät« war Leibniz auch deshalb, weil die englische Gesellschaft so hiess; man folgte seinem Rathe wirklich; »Societas Scientiarum« hat der Kurfürst seine neue Schöpfung nunmehr genannt. Doch wurde die Bezeichnung Akademie in den ersten Jahren sogar in officiellen Schreiben ab und zu gebraucht, s. das Schreiben von Wartenberg's vom 27. November 1701 im Geheimen Staatsarchiv, Fasc. »Kalendersachen«.

[2] Die Beschränkung der Bücherproduction durch eine vom Staate eingesetzte Commission ist ein alter Gedanke Leibnizens. Hier ist er ganz der Bildungsabsolutist, der sich vor tyrannischen Maassregeln nicht scheut.

Besten thun könnte, sei man einigermassen schuldig solches anzuzeigen, und werden grosse und herrische Gemüther auch am besten durch solche Gedanken gerühret, die ihrer Macht und hohen Muth proportionirt ... Es sind von mir einige Argumenta, so ziemlich ad hominem scheinen, suppeditirt worden. Es ist aber dies mein Beifügen vielleicht nicht so bequem, noch zur Zeit von Vielen gesehen zu werden.«

Dieses »Beifügen« existirt noch in zwei Fassungen, deren inneres Verhältniss nicht ganz deutlich ist[1]. In beiden — und das giebt ihnen die hohe Bedeutung — will Leibniz nachdrücklich zeigen, in welchem Sinne die neue Societät sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen habe (davon ist im Jablonski'schen Project überhaupt nicht die Rede):

»Solche Churf. Societät müsste nicht auf blosse Curiosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimenta gerichtet sein oder bei der blossen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London und Florenz geschehen, und ist dort dasjenige, so von realen Scienzien zu gemeinem Nutz zu erwarten, nicht erreichet worden«, sondern man muss gleich anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten. Sonst wird die Regierung ihre Hand zurückziehen; denn »reale Ministri werden unnützer Curiositäten bald überdrüssig und rathen keinem grossen Fürsten viel Staat davon zu machen«. »Wäre demnach der Zweck, theoriam cum praxi zu vereinigen, und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien, und mit einem Wort, die Nahrungsmittel zu verbessern, überdiess auch solche Entdeckungen zu thun, dadurch die überschwengliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet, und dessen Wunder besser als bisher erkannt, mithin die christliche Religion, auch gute Polizei, Ordnung und Sitten theils bei heidnischen, theils noch rohen auch wohl gar barbarischen Völkern gepflanzet oder mehr ausgebreitet würden.«

Im Folgenden wird der grossartige Gedanke einer evangelischen Mission, für die sich Wissenschaft und Religion die Hand reichen

[1] Siehe Urkundenband Nr. 30 *a*, *b*. Beide Fassungen stammen aus den Tagen, da Leibniz schon das Project von Jablonski, aber noch nicht dessen Mittheilung über die kurfürstliche Hinzufügung der deutschen Sprache (als Aufgabe der Societät) erhalten hatte, d. h. sie sind zwischen dem 24. und 26. März niedergeschrieben. Die Fassung *b* trägt in der That das Datum »25. März 1700«.

sollen[1], weiter ausgeführt, und aus der geographischen Lage Preussens und seinen guten Beziehungen zu Russland wird insbesondere der Beruf jenes Staats zu einer Mission nach China, Indien und Persien abgeleitet. Mit besonderer Wärme hat Leibniz dies dem Kurfürsten an's Herz gelegt und hierin einen Hauptzweck der zu begründenden Societät erkennen wollen[2]:

»Was Churf. Durchl. hierunter fürnehmen würden, das würde, über alles Vorerwähnte, noch zu der Ausbreitung der Ehre des grossen Gottes und Fortpflanzung des reinen Evangelii gereichen, indem dadurch den Völkern, so noch im Finstern sitzen, das wahre Licht mit anzuzünden, dieweil die Wissenschaften und der irdische Himmel bequem befunden worden, die verirreten Menschen, gleich wie der Stern die morgenländischen Weisen, zu dem so recht himmlisch und göttlich zu führen. Ich habe mehrmalen auch in öffentlichen Schriften mit Anderen beklagt, dass man die römischen Missionarios allein die unvergleichliche Neigung und Wissensbegierde des chinesischen Monarchen und seiner Unterthanen sich zu Nutz machen lasse. Davon ich viel besonders mit nachdenklichen Umständen sagen könnte. Es scheinet, als Gott sich Churf. Durchl. zu einem grossen Instrument auch hierin erwählet und vorher ausgerüstet habe. Massen ja bei Protestirenden nirgends ein solcher Grund als zu Berlin zu der chinesischen Literatura et propaganda fide geleget worden[3]. Wozu nunmehr vermittelst sonderbarer Schickung der Providenz das so ungemein gute persönliche Vernehmen mit dem Czaar in die grosse Tartarei und das herrliche China ein weites Thor öffnet. Dadurch ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und Weisheit mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Anti-Europa einen Eingang finden dürfte[4].«

[1] Siehe oben S. 76 das Jablonski'sche Project und vergl. die gründliche Studie von Plath, Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibnitz. 1869. Die Frage, ob Leibniz oder Jablonski die Priorität des Missionsgedankens gebührt (s. Kvacsala, Fünfzig Jahre im preussischen Hofpredigerdienste. D. E. Jablonsky. Jurjew 1896 S. 21), wird so zu entscheiden sein, dass zwar Jablonski sein Interesse für die Mission nicht erst von Leibniz erhalten hat, dass aber der Missionsgedanke als ein Hauptzweck der zu stiftenden Societät und die besondere Beziehung auf China und den Osten von diesem stammt. Die grösste Bedeutung haben Leibnizens Missionsgedanken durch ihren Einfluss auf H. A. Franke erhalten (s. Guhrauer, G. W. Freiherr von Leibnitz, 2. Theil Anhang S. 19 f.).

[2] In der Art der Begründung hat er freilich, wie er selbst Jablonski gegenüber gestanden hat (s. o. S. 81), »ad hominem« gesprochen. Ihm selber war unzweifelhaft nicht die Christianisirung der fernen Länder die Hauptsache, sondern die Bereicherung des Wissens, die man von dort zurückbringen würde. Aber er kannte des Kurfürsten kirchlichen Sinn, und gleichgültig war ihm selbst der Missionsgedanke keineswegs. Wissenschaft und echte evangelische Religion sah er als Zwillingsschwestern an, die stets einander dienen müssen: wissenschaftliche Aufklärung wird auch die Heiden zur reinen christlichen Religion führen.

[3] Diese Bemerkung bezieht sich darauf, dass die Kurfürstliche Bibliothek eine Sammlung chinesischer Bücher besass. Schon 1683 waren solche vorhanden (s. Wilken, Geschichte der Königlichen Bibliothek 1828 S. 29 und 161) und wurden bald darauf vermehrt.

[4] Leibniz macht hier noch folgenden kühnen, auf den Kurfürsten berechneten Zusatz: »Wer weiss, ob Gott nicht eben deswegen die pietistischen, sonst fast ärgerliche Streitigkeiten unter den Evangelischen zugelassen, auf dass recht fromme und

Des Weiteren führt Leibniz aus, wie Befehl zu erlassen sei, dass alle kurfürstlichen Ingenieurs, Künstler, Residenten, Agenten und Factoren überall mit der neuen Societät correspondiren und ihr alles Wichtige zutragen sollen. Würde man erst merken, dass Churf. Durchl. daran ein besonderes Vergnügen haben, so werden auch vornehme und begüterte Privatpersonen — wie etwa in England und anderswo — aufgemuntert werden, ihre Lust in Untersuchung der Natur und Wunder Gottes, auch mathematicis und daher fliessenden schönen Künsten zu suchen. Ebenso müssen die tauglichsten Gelehrten an Universitäten und Gymnasien in kurfürstlichen Landen mit der Societät in Verbindung treten; man muss ihnen »die objecta, occasiones und allerhand dienliche Nachrichtungen suppeditiren«; das würde »von grosser Extension und Wirkung sein, und doch Churf. Durchl. nichts als nur die Bezeigung ihres dazu geneigten Willens kosten«.

Am Schluss des Entwurfs (1. Fassung) geht Leibniz noch ausführlich auf Erweiterung des Fundus ein. Er schlägt vor 1. eine Expeditionssteuer bei allen beneficia pure gratiosa, die der Kurfürst ertheilt, 2. — nach Errichtung einer guten Anstalt gegen Feuerschäden, die mit der Societät zu verbinden sei und zu der ein jeder Bürger jährlich etwas beizutragen hätte — die Überweisung des Überschusses an die Kasse der Societät. Ferner soll die Societät auf Abhülfe gegen die Wasserschäden sinnen und dazu die Geometrie in rechten Gebrauch setzen. Auch hier wird sich, wenn auch nicht sofort, ein gewisser Fundus ergeben, wenn einmal die Einrichtung (Landesnivellement, Austrocknen der Moräste u. s. w.) in Kraft gesetzt ist.

Die zweite Fassung des Entwurfs deckt sich zwar zum Theil mit der ersten, giebt aber ein genaues Schema der realen Wissenschaften als Unterlage für die Organisation der Societät. Die realen Wissenschaften sind Mathematik und Physik. Jene wie diese begreift vier Hauptstücke, nämlich I. die Mathematik: 1. Geometrie [Mathesis generalis und Analysis, so den andern allen das Licht anzündet], 2. Astronomie [Geographie, Chronologie, Optik (diese nur zum Theil)], 3. Architektonik [civilis, militaris, nautica; dazu Pic-

wohlgesinnte Geistliche, die unter Churf. Durchl. Schutz gefunden, Dero bei Handen sein möchten, dieses capitale Werk fidei purioris propagandae besser zu befördern und die Aufnahme des wahren Christenthums bei uns und ausserhalb mit dem Wachsthum realer Wissenschaften und gemeinen Nutzens als funiculo triplici indissolubili zu verknüpfen«.

tura und Statuaria], 4. Mechanik [dazu alle Handwerke, so Bewegung erfordern, sammt den Manufacturen]; II. die Physik: 1. Chemie [ist die rechte physica generalis practica, so allen drei Reichen gemein, dadurch das Innerste der Körper zu erforschen], 2. Regnum Minerale [Berg- und Hüttenwerke, Salz-, Salpeter- und andere Siedereien, Stein- und Kohlenbrüche, Glasarbeit aller Art, das vortreffliche Regal des Agtsteins, so Churf. Durchl. vor andern Potentaten haben], 3. Regnum Vegetabile [Botanik, Agricultur, Gärtnerei, Forstwesen], 4. Regnum Animale [dessen rechte Erkenntniss von der Anatomie dargegeben wird, Thierzucht, Waidwerk, die hohe Scienz der Medicin].

Also müssen Leute für die Societas Scientiarum gewonnen werden, die diese Fächer vertreten können. Ausser den in kurfürstlichen Landen befindlichen, aus denen das Collegium der inneren Membra zu formiren, hat man Associati (theils im Lande, theils ausserhalb) zu gewinnen. —

Kaum hatte Leibniz dieses Schreiben abgesandt, als er jenen Brief Jablonski's empfing, der ihm mittheilte, der Kurfürst wünsche eine Ausdehnung der Aufgabe der Societät auf die Pflege der deutschen Sprache und lade ihn ein, sich zur Durchführung des ganzen Unternehmens nach Berlin zu begeben. Umgehend liess er nun seinem Briefe vom 26. einen zweiten am 28. März folgen und gab ihm ein Pro Memoria über den kurfürstlichen Plan bei: »die Zusammenfassung der Teutsch- und Wissenschaftsliebenden Gesellschaft ist die vernünftigste und schicklichste Sache von der Welt, dafern es auf die von mir ausgeführte Weise genommen wird[1]«. Drei Tage später schrieb er noch einmal an Jablonski[2], um ihm zu sagen, dass er zu Ostern in Wolfenbüttel sein werde. Den kurfürstlichen Plan will er so gefasst wissen, dass man dadurch noch mehr kurfürstliche Beamte heranziehe, um sowohl zu gründlicheren Nachrichten von den Sachen, als auch zur rechten Benennung derselben im Deutschen zu gelangen. Er hofft auch, der Kurfürst werde, da er den Umfang der Societätsaufgaben vergrössert habe, auch den Fundus vergrössern. Bereits aber beschäftigte sich sein rastloser Geist mit dem Plan einer Wiederaufnahme des protestantischen kirchenhistorischen Hauptwerks, der Magdeburger Centurien.

[1] Weder dieser Brief noch das beigegebene Pro Memoria sind mehr vorhanden, folgen aber aus Leibnizens Schreiben vom 31. März 1700.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 32.

Nun galt es, Urlaub vom hannoverschen Kurfürsten zu erhalten. Das erste Mal hatte dieser die Bitte abschlägig beschieden[1]. Leibniz richtete sein Gesuch jetzt so ein, dass es kaum abgeschlagen werden konnte[2]. Er verweist zuerst darauf, dass die Ehre, die ihm die französische Akademie soeben erwiesen habe, ihm eine neue einzubringen scheine. Der brandenburgische Kurfürst will eine ähnliche Akademie und ein Observatorium begründen und verlangt meinen Rath, ja will mir die Direction übertragen, »mais de loin et sans que je m'y arrête, ce qu'on suppose ne pouvoir pas déplaire à V. A. E., car il semble qu'une telle demande qui m'est avantageuse, ne déshonore pas la cour de V. A. E.« Bedeutungsvoll fügt er hinzu, die Kurfürstin von Brandenburg habe den Grund zu dem Plan des Observatoriums gelegt, er müsse ihn nun weiterführen, und befürchtend, dass dies Alles noch nicht ausreiche, wendet er die Sache persönlich: »Ich lebe still für mich und arbeite Tag für Tag im Dienst Ew. Durchlaucht und für das Ansehen des hannoverschen Hofes; ich muss von Zeit zu Zeit kleine Reisen machen, die meine einzige Erholung und Zerstreuung sind; dazu zwingt mich in diesem Frühjahr ein Leiden, warme Bäder aufzusuchen — er denkt an Teplitz. »Mais j'ai mis ordre que tout cela n'empêchera guère les travaux historiques où il s'agit de ranger les matériaux déjà préparés, en quoi je me fais assister, et cela continue encore en mon absence.«

Alle möglichen Motive hat Leibniz hier spielen lassen; der Kurfürst mochte sich aussuchen, welches ihm vollgültig schien. Er hat das Gesuch, gewiss um seiner Schwester willen, diesmal genehmigt.

In den Briefen vom 6. und 21. April[3] billigte Jablonski alle Leibnizischen Vorschläge[4] und berichtete, dass dem Kurfürsten

[1] Siehe oben S. 61.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 31: Brief vom 28. März 1700, also wohl an demselben Tage geschrieben, an welchem er die Aufforderung des brandenburgischen Kurfürsten empfing, denn am 26. März hatte er sie noch nicht.

[3] Siehe Urkundenband Nr. 33. 34.

[4] Wie gewissenhaft es Leibniz mit seiner Sorge sogar für eine ihm ferner liegende Sache, den Bau des Observatoriums, genommen hat, zeigen die beiden bisher ungedruckten Actenstücke Nr. 35 und 36 des Akademischen Archivs. Das erste enthält eine Anfrage an einen nicht genannten Astronomen wegen Einrichtung des Observatoriums; das andere ist besonders lehrreich. Auf seiner Durchreise durch Brandenburg (auf dem Wege nach Berlin) sah Leibniz die auf dem Marienberg stehende alte, verlassene hohe Kirche. Sofort steigt ihm der Gedanke auf, sie zu astronomischen Zwecken zu benutzen; er besichtigt sie und setzt eine Eingabe an den Kurfürsten auf.

Leibnizens beide Entwürfe vom 26. und 28. März von Hrn. von Wedel vorgelegt worden seien, »welches er mit gutem Effect gethan, so dass S. Churf. Durchlaucht daher höchlich vergnüget worden, auch Dero gnädigste Ordre, mit Vollstreckung des Entwurfs zu eilen, erneuert. Die Abrede ist mit dem Baumeister bereits genommen, und wird nach den Feiertagen der Anfang gemacht, da zu dem Observatorium ein eigener Pavillon 4 Stock hoch von Grund aus soll aufgemauret[1], dabei auch eine gute Anzahl bequemer Zimmer angeleget werden. S. Churf. Durchl. wollen in hoher Person selbsten Protector der Academie sein«. Ferner berichtet er, dass die Edicta die Berufung Kirch's und das Kalenderprivileg betreffend von Cuneau abgefasst und Hrn. von Wedel übergeben worden seien[2]. Dieser aber hat sie zurückgegeben, damit die lateinischen und französischen Termini ausgemerzt und »der Stilus gemäss der Teutsch-liebenden Intention des gnädigsten Fundatoris eingerichtet werde«. So ernst nahm es der Kurfürst mit seiner Sorge für die deutsche Sprache; er beschämte seine Gelehrten! Am 19. April wurden die Edicte auf's Neue vorgelegt.

Leibnizens Reise verzögerte sich, da der »Fuhrzettel« nicht beschafft werden konnte; endlich wurde ihm geschrieben, er möge die Kosten der Reise auslegen; sie würden ihm zurückerstattet werden. Etwa um den 8. Mai traf er nach einer Fahrt von mindestens acht Tagen in Berlin ein[3]. Am 10. Mai erliess der Kurfürst das

[1] Also war der Plan, wie er wirklich ausgeführt worden, schon damals wesentlich entworfen; vergl. den Fascikel »Baulichkeiten« des Akademischen Archivs unter dem 6. Mai 1700 und die daselbst aufbewahrten Pläne und Zeichnungen.

[2] Mithin vor dem 6. April.

[3] Das genaue Datum ist nicht zu ermitteln; Klopp's Annahme, er sei am 21. Mai eingetroffen, ist sicher falsch. Besässen wir nur den Brief vom 22. Mai, den ersten, den er von Berlin an die Kurfürstin Sophie geschrieben (Klopp, Werke, 8. Bd. S. 151 ff.), so müssten wir annehmen, dass er bereits etwa um den 10. Mai angelangt ist. Er erzählt dort, dass er seine Reise ebenso langsam wie die grossen Herren ausgeführt und sich in Celle, Braunschweig, Magdeburg und Brandenburg aufgehalten habe, nicht »pour la commodité et pour la grandeur«, sondern »pour ne perdre point d'occasion de faire des recherches«. Hierauf habe er in Berlin Wohnung gesucht (er fand sie in der Brüderstrasse, s. den 18. Brief des J. Th. Jablonski-Leibniz'schen Briefwechsels), dann sich in Lietzenburg bei der Kurfürstin vorgestellt, wohne nun auf ihre Einladung hin daselbst, habe aber bei dem geräuschvollen Leben dort vier oder fünf Nächte nicht mehr als vier Stunden geschlafen; nun habe er eine Audienz beim Kurfürsten gehabt. Er wohnt also in Lietzenburg bereits geraume Zeit und schreibt der Kurfürstin erst so spät, weil seine Audienz beim Kurfürsten, dem er einen Brief seiner Schwiegermutter übergeben sollte, sich verzögert hatte. Wird man hiernach für den Tag seiner Ankunft in Berlin etwa auf den 10. Mai geführt, so führt eine andere Urkunde noch weiter hinauf. Die

Kalender-Patent und -Privileg[1] und am 18. die Bestallungsurkunde für den Astronomen Kirch[2]. In dem Kalenderpatent wurde dem Lande der Entschluss des Kurfürsten mitgetheilt, ein Observatorium zu erbauen und eine Societas Scientiarum für die nützlichen (Natur-) Wissenschaften und Künste einzurichten[3].

Zu ungünstiger Zeit traf Leibniz in Berlin ein. Bereits hatten die Vorbereitungen zur Vermählungsfeier der Tochter des Kurfürsten aus erster Ehe, Luise Dorothea Sophie, mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel begonnen, und die Hochzeit selbst wurde durch rauschende Feste von Ende Mai bis Mitte Juni gefeiert[4]. Allein für die Verzögerung der Societätspläne entschädigte ihn bald reichlich

---

Denkschrift nämlich, die wir oben berührt und im Urkundenband Nr. 36 abgedruckt haben, trägt in der Überschrift (die aber, wenn sie von Leibnizens Hand stammt, jedenfalls nicht gleichzeitig ist) die Aufschrift »April 1700«, doch hat dieselbe Hand erst »Mai« zu schreiben angefangen und es dann ausgestrichen. Hiernach ist Leibniz bereits im April, wenn auch vielleicht am letzten — denn er hat selbst später augenscheinlich geschwankt, ob es noch April oder schon Mai war —, in Brandenburg gewesen. Er ist also gleich nach Empfang des Jablonski'schen Briefes (vom 21. April) etwa am 25. April von Hannover aufgebrochen. Ein Schreiben Cuneau's an von Wedel bestätigt das (s. über dasselbe unten bei den Nachweisungen über Leibnizens Gehalt); denn Cuneau sagt, Leibniz sei am 11. August mehr als drei Monate in Berlin, und sein Gehalt wurde vom 1. Mai 1700 an berechnet. Andererseits zeigt ein Actenstück im Akademischen Archiv, dass er am 6. Mai noch nicht in Berlin gewesen ist (s. Fasc. »Baulichkeiten«); er war also mindestens eine Woche in Brandenburg und kam gleich nach dem 6. Mai nach Berlin.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 37.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 38.

[3] Das Kalender-Privileg wurde der Societät in dem Umfange ertheilt, wie es in dem Jablonski'schen ersten Entwurf vorgesehen war. Es galt für alle kurfürstlichen Provinzen und Gebiete. Alle Kalender ausser den von der Societät herauszugebenden werden verboten. Wer mit fremden Kalendern handelt, soll von jedem fremden Stück ohne Unterschied 100 Thlr., wenn er aber den fremden Kalender zu eigenem Gebrauch gekauft hat, 6 Thlr. bezahlen. Die Strafgelder sollen in fünf Theile getheilt werden, nämlich für den Denuncianten, den Fiscal, den Richter, die Armen und die Societät, bez. in drei Theile, wenn kein Denunciant noch Richter betheiligt gewesen ist. Mit Erlaubniss und mit dem Stempel der Societät dürfen fremde gute Kalender — aber nur für den doppelten Preis — von Liebhabern bezogen werden; aber, um Unterschleife zu vermeiden, soll die Societät privative das Verkaufsrecht haben. — Da in dem Kalender-Privileg nur von den naturwissenschaftlichen Aufgaben der Societät die Rede ist, so wird sie in einer Eingabe der Regierung in Königsberg vom 29. Juli 1700 »die neu gestiftete mathematische Societät« genannt (s. den Fascikel »Kalendersache« im Geh. Staatsarchiv).

[4] Festliche Veranstaltungen dauerten auch dann noch fort, besonders am Geburtstage des Kurfürsten. Die Kurfürstin Sophie nannte daher Lietzenburg »Lustenburg«, und Leibniz datirte einen Brief aus »Lustenburg« (s. die Briefe vom 4. und 10. August 1700 bei Klopp, 8. Band, S. 204, und 10. Band, S. 337).

der Verkehr mit der Kurfürstin Sophie Charlotte: sie hatte ihm ein Zimmer in ihrem Lustschloss Lietzenburg eingeräumt[1] und fand trotz aller Feste Zeit, gehaltvolle wissenschaftliche Gespräche mit ihm zu führen, die Leibniz sogar veranlassten, ihr schriftliche Exposés zu übergeben[2]. Ausserdem benutzte er seine freie Zeit zu einer umfangreichen Correspondenz mit der hannoverschen Kurfürstin[3]. Alles berichtet er ihr treulich, das Bedeutende und das Kleinste, vor allem Politisches, dann auch Wissenschaftliches und Höfisches, und spielt in der That die Rolle eines ausserordentlichen Agenten der Kurfürstin am brandenburgischen Hofe. Vom Kurfürsten ist er entzückt; derselbe habe versprochen, das Observatorium oft zu besuchen, wenn es hergestellt sein wird. Ironisch scherzend bemerkt die Kurfürstin Sophie: »Cela manqua encore à la grandeur de Mr. l'Electeur de Brandebourg d'avoir toujours un astrologue à ses côtés, comme les Rois des Indes«[4].

Am 19. Juni hatte Leibniz eine Audienz beim Kurfürsten in Schönhausen[5] und wurde von ihm mit der Abfassung der Stiftungsurkunde betraut und zum Präsidenten der Societät ernannt[6]. Aber

[1] Er gab es aber im Juni wieder auf und zog nach Berlin, weil ihn die geräuschvollen Feste angriffen und er Brunnen trinken wollte, s. die Briefe an die Kurfürstin Sophie (Klopp, Werke, 8. Band, S. 167 f. 181). »J'ai fait ici une vie que Mad. l'Electrice appelle après moi ein liederlich Leben.«

[2] Siehe Klopp, Werke, 10. Band, S. 62 ff. Es handelte sich um psychologische Fragen, die durch eine Schrift des Abts Molanus angeregt waren. So werthvoll und entzückend waren der Kurfürstin diese Gespräche, dass sie nach der Krönung an Leibniz einmal schrieb: »Ne croyez pas que je préfère ces grandeurs et ces couronnes, dont on fait ici tant de cas, aux charmes des entretiens philosophiques que nous avons eus à Charlottenbourg«. So erzählt Friedrich der Grosse in seiner Abhandlung über Friedrich I. (Mém. de l'Acad. Royale des Sciences 1748 p. 378), und die Wahrheit dieser Erzählung wird dadurch nicht beeinträchtigt, dass dieser Brief nicht erhalten ist und dass der König den späteren Namen »Charlottenburg« für »Lietzenburg« eingesetzt hat.

[3] Wir besitzen aus den drei Monaten, die sich Leibniz in Berlin aufhielt, 13 zum Theil sehr ausführliche Briefe von ihm an die Kurfürstin Sophie und 14 von ihr an Leibniz, dazu vier Schreiben des Letzteren an den hannoverschen Kurfürsten (s. Klopp, Werke, 8. Band, S. 151—208).

[4] A. a. O. S. 154. 156.

[5] Ein interessantes Concept für eine etwas spätere Unterredung mit dem Kurfürsten von Leibnizens Hand findet sich im akademischen Archiv; mitgetheilt im Urkundenband Nr. 39.

[6] Siehe den Brief an Sophie vom 19. Juni (Klopp, Werke, 8. Band, S. 182). In ihrem Gratulationsschreiben vom 23. Juni (a. a. O. S. 184) spielt die Kurfürstin auf die preussische Königskrone an: »On ne craint point les héros de Brandebourg, d'autant qu'il n'y a point de royaume à conquérir pour M. l'Electeur de Brandebourg de ce côté ici [sic]«. Den hannoverschen Kurfürsten bat Leibniz um Bestätigung

zugleich musste er sich überzeugen, dass der Kurfürst nicht gewillt war, baare Mittel für die Societät anzuweisen. Seine Kassen waren erschöpft. Mit schwerer Sorge erfüllte es Leibniz, die Zukunft der Societät im Unsicheren sehen zu müssen[1]; denn dass das Kalender-Monopol nicht ausreiche, darüber hat er sich nie einer Täuschung hingegeben. Um so energischer strengte er sich an, neue Monopole für die Societät zu erdenken, die dem Kurfürsten nichts als »Worte«, d. h. Concessionen, kosten sollten. Augenscheinlich war er nach Berlin gegangen in der Hoffnung, bei dem liberalen Monarchen, trotz der Ankündigung, dass es der Societät nichts kosten solle, eine ausreichende regelmässige Dotation zu erwirken[2] und selbst einen befriedigenden Gehalt zu bekommen. Er war es gewesen, der das Unternehmen — welches in Berlin zuerst als ein schlichtes Observatorium geplant war, umgeben von einer ziemlich nebelhaften Societät — in eine sofort zu begründende umfassende Akademie verwandelt hatte. Auf ihm lag jetzt die Verantwortung, die Sache

seiner Wahl am Schluss eines langen Schreibens politischen Inhalts (26. Juni, s. Klopp, a. a. O. S. 186 ff.), stellte das Amt wieder so harmlos wie möglich dar, verwies darauf, welchen Nutzen seine historischen Arbeiten für Braunschweig aus seinem Berliner Aufenthalt ziehen würden, und schloss mit dem Hinweis auf seine angegriffene Gesundheit. Wirklich machte er am 8. Juli 1700 (s. Urkundenband Nr. 40) eine Eingabe an den Kurfürsten Friedrich, dass ihm die brandenburgischen Archive geöffnet werden mögen, motivirte sie aber nicht mit einem Hinweis auf welfische, sondern auf brandenburgische Interessen.

[1] Mit runden Worten muss ihm der Kurfürst wiederholt haben, was er selbst allzu rasch am Anfang der Verhandlungen zugestanden hatte — dass die Societät nichts kosten dürfe, und auch davon musste er sich überzeugen, dass er selbst nichts Erhebliches erhalten werde (über seine persönliche Angelegenheit s. unten). »Jussus sum diploma fundationis concipere«, schreibt er am 22. Juni 1700 (Klopp, a. a. O. S. 172) an den Abt Molanus; »si scribere tantum opus est, omnia in potestate habemus«, und an die Kurfürstin Sophie eine Woche später (a. a. O. S. 190 f.): »Jusqu'ici ma direction de la Société des Sciences n'est qu'un honneur; car la Société ne doit rien coûter à l'Electeur. Elle se doit faire son propre fonds, qui ne consistera qu'en certaines concessions que l'Electeur veut accorder, sans qu'il lui en coûte que des paroles, et par conséquent ces revenus seront un peu casuels. Pour moi, je serais assez content, si je suis dédommagé des frais que je fais quelquefois pour le bien public et pour l'avancement des sciences. Si quelqu'un nous pouvait fournir quelques propositions utiles, qui ne demanderaient que le consentement de S. A. E., sans intéresser ses finances, nous le recevrions volontiers«. Die Kurfürstin Sophie antwortet darauf (3. Juli 1700, a. a. O. S. 192 f.) ebenso zutreffend wie weltkundig: »On dirait que vous allez faire des miracles d'ériger une académie, que cela ne coûte rien à l'Electeur, quoique dans le siècle où nous sommes, les choses ne sont point estimées qui sont à bon marché«.

[2] Noch in dem oben erwähnten Concept für eine Unterredung mit dem Kurfürsten steht als 18. Punkt: »Ob dem Fundo Societatis mit einigen Salariis zu Hülf zu kommen«.

durchzuführen. Konnte man baares Geld und regelmässige Zuschüsse nicht erhalten, so musste man auf Privilegia und Monopole bedacht sein, obschon »ces revenus seront un peu casuels« — nicht nur unregelmässig, sondern auch odiös[1]. Im Laufe der Monate Juni und Juli hat Leibniz seine Vorschläge — theils schon früher gehegte, theils neue — zu Papier gebracht und mit dem Requetenmeister von Wedel besprochen[2]. Fünf Privilegien für die Societät hat er erdacht, von denen die vier ersten mit den Aufgaben der Societät in eine sinnvolle Beziehung gebracht sind. 1. Die Societät soll eine teutsch-liebende und -pflegende Gesellschaft sein, also ist es gestattet, eine Steuer auf Reisen in's Ausland zu legen und sie pro re Germanica zu Gunsten der Societät zu verwenden; 2. die Societät soll die mechanischen Wissenschaften praktisch fruchtbar machen, also ist es angemessen, dass sie das Feuerlöschwesen, die Beschaffung vorzüglicher Feuerspritzen u. s. w. für das ganze Land besorgt und pro re mechanica den Überschuss einer obligatorischen Feuerkasse, die sie leitet, empfängt; 3. die Societät soll Missionen in heidnische Länder ausrüsten, also ist es billig, dass der Klerus und die milden Stiftungen pro missionibus et propaganda per scientias fide zu Gunsten der Societät etwas beitragen; 4. die Societät soll das Bücherwesen überwachen, daher soll sie pro re literaria sowohl die Censur (auch an Präventiv-Censur, »soweit es thunlich«, ist gedacht), die sie

[1] Bereits das Kalender-Privileg machte sehr viel böses Blut im Lande; waren doch noch am 27. November 1699 Andere in ihrem Privileg geschützt worden (s. den Fascikel »Kalendersachen« im Geh. Staatsarchiv). Nicht nur die nächstbetheiligten Buchdrucker und Buchführer protestirten, sondern auch der landschaftliche Particularismus erhob sich. Aus den Provinzen, namentlich aus Preussen, Minden, Stendal, kamen Gegenvorstellungen, die zum Theil von den Provinzialregierungen unterstützt wurden. Am lebhaftesten war man natürlich in Königsberg; man wollte es nicht ertragen, aus Berlin den Kalender zu erhalten und den eigenen zu opfern. Der Prof. math. David Bläsing in Königsberg machte eine Eingabe: ex officio habe er den Kalender für Preussen herzustellen; im Jahre 1693 sei ihm das vom Kurfürsten selbst bestätigt worden; er lebe davon neben seinem knappen Gehalt; auch passten die brandenburgischen Kalender nicht für Preussen; man möge ihn zum Mitglied der Societät machen und ihm die Kalender-Abfassung für Preussen wie bisher überlassen. Eben der Petitionssturm zeigte, dass der Kalender sowohl als auch die Societät gute Mittel zur Verschmelzung der getrennten Theile der Monarchie darboten, und in diesem Sinne wird sie auch der Kurfürst, dem diese Verschmelzung am Herzen lag (vergl. seine militärischen Maassnahmen), begrüsst haben. Freilich musste manches Privatinteresse leiden, und mancher Buchdrucker und Buchführer kam in Noth. Die Regierung suchte durch Übertragung des Kalenderverschleisses an die Geschädigten die Härten zu mildern.

[2] Siehe die Übersicht in dem Schreiben an von Wedel vom 15. Juni 1700, Urkundenband Nr. 41 und die ausführlichere Darstellung in dem Entwurf Nr. 42.

ausübt, bezahlt bekommen, als auch von den eingeführten Bücherballen etwas erhalten; ferner soll ihr ein Privilegium generale perpetuum für die Abfassung aller Schulbücher und die Oberaufsicht über die im Lande vorkommenden Auctionen und Lotterien zuerkannt werden; 5. der Societät soll das Recht einer Lotterie ertheilt werden, weil »ihr Vorhaben nicht leicht einiger piae causae nachgiebt«.

Diese fünf Privilegien sind von Leibniz in Form kurfürstlicher Edicte genau ausgearbeitet worden[1], und der Kurfürst hat sie auch genehmigt[2], ja das erste und zweite bereits sogar unterzeichnet. Allein jenes hat der Societät nie einen Pfennig eingebracht und blieb höchst wahrscheinlich ganz unbeachtet. Die anderen — auch das zweite[3] — sind niemals wirklich eingeführt worden[4], und das war, wenigstens was das Bücher-Commissariat anlangt, ein Segen; denn

[1] Siehe Urkundenband Nr. 43—47. Umfangreiche Parallelmanuscripte zu diesen Stücken befinden sich im Akad. Archiv und in Hannover.

[2] Es geht das wenigstens für vier Privilegien aus einem Brief von Rabener an Cuneau vom 19. Juni 1700 hervor, der sich im Akademischen Archiv (Fascikel »Vorschläge zur Vermehrung der Revenuen«) befindet: Leibniz ist gestern Abends bei mir gewesen, berichtete mir, dass er mit Hrn. v. Colben (dem damals einflussreichsten Mann am Hof) gespeiset, nachmals mit Sr. Churf. Durchl. in Schönhausen selbst gesprochen. Der Churfürst hat gewilligt und resolviret: 1. dass die Lotterie solle eingeführt werden (diese Genehmigung hat der Kurfürst aber bald wieder zurückgezogen, wie aus einem umfangreichen, stark durchcorrigirten Manuscript von Leibniz aus der Zeit um den 15. Juli, das sich im Akad. Archiv [Urkundenband Nr. 52] befindet, hervorgeht, siehe in demselben den 13. Abschnitt); 2. der Societät solle vor Verhütung der Feuerschäden ein Accedens verordnet werden; 3. die nach Frankreich Reisenden sollten Permission nehmen und pro discretione etwas der Societät erlegen; 4. der Klerus aber müsste ein donum gratuitum offeriren, welches auch in fundo separatim vor die emittendos theologiae studiosos müsste conservirt werden. Das Büchercommissariat scheint nicht berührt oder nur gestreift worden zu sein. A. a. O. findet sich in demselben Fascikel von dem Generalsuperintendenten in Pommern auch ein Vorschlag (neben dem Vorschlag des Schulbücher-Verlags), dass die Societät eine privilegirte Nouvellen-Zeitung ediren solle. Leibniz hat auch an die Einrichtung einer Bank im Zusammenhang mit der Societät gedacht (s. Urkundenband Nr. 52).

[3] Die Societät hat zwar das Feuerspritzen-Privileg erhalten, aber es wurde vor wirklicher Einführung durch die Gründung einer Feuerkasse hinfällig.

[4] Der Lotterievorschlag hat im Jahre 1701 zum zweiten Mal Leibniz beschäftigt. In dem Akademischen Archiv (»Vorschläge zur Vermehrung der Revenuen«) befindet sich ein ausgeführter Entwurf von seiner Hand: alle Loose sollen gewinnen; 20000 Loose à 2 Thlr. sollen ausgegeben werden, 17660 Loose sollen je ½ Thlr. gewinnen, der Hauptgewinn möge auf 1000 Thlr. festgestellt werden; der Profit würde 15120 Thlr. betragen, bei Ausgabe von 25000 Loosen aber 22670 Thlr.; die Societät und die Armenkasse sollen ihn unter sich theilen. Nach einem Schriftstück, datirt vom 25. November 1701, haben Graf Dohna, von Ilgen und andere Staatsmänner den Plan gebilligt. Auch Jablonski beschäftigte sich mit ihm und schlug 25000 Loose vor mit einem Hauptgewinn von 3000 Thlr.

Leibniz hatte hier seinen alten absolutistischen Vorschlag (s. o. S. 27 f.) mit besonderer Schärfe wiederholt. Auch die Steuer auf Reisen in's Ausland erscheint bedenklich, wenn man erwägt, wie nützlich es den Deutschen damals war, sich im Ausland umzusehen.

Die finanziellen Verhältnisse der Societät blieben unsicher, oder vielmehr, die Societät sah sich lediglich auf das Kalender-Privileg angewiesen. Wie sie in den Anfängen ihrer Arbeit an die Anfänge der Wissenschaft überhaupt erinnert — denn diese hat überall mit der Beobachtung des Himmels und der Zeitrechnung begonnen —, so sollte sie auch, wie einst die wissenschaftlichen Zeichendeuter und Wahrsager, auf den Ertrag ihrer Kunst angewiesen sein. Brandenburg-Preussen war an sich reich genug, um einem solchen Unternehmen eine entsprechende Dotation zu gewähren: aber der Hof verschlang so grosse Summen, dass für die Wissenschaft nichts nachblieb, und das Interesse des Kurfürsten für die Wissenschaften ging nicht tief genug, um ihr ein grösseres Opfer zu bringen[1]. Erst nach den schlesischen Kriegen warf das Kalender-Privileg so viel ab, dass die Akademie sich kräftiger zu entfalten vermochte.

Der Stiftungsbrief, dessen Publication ursprünglich am 26. Juni erfolgen sollte, verzögerte sich; bereits dachte Leibniz an die Abreise[2]. Da beschloss der Kurfürst, der Societät als Stiftungstag seinen eigenen Geburtstag zu geben[3]. Am Sonntag, den 11. Juli 1700, genehmigte und erliess er den von Leibniz entworfenen Stiftungsbrief[4].

---

[1] Das Urtheil Friedrich's des Grossen über das Verhältniss seines Grossvaters zur Akademie ist hart und nicht gerecht; aber es enthält die Wahrheit, dass dieser Fürst mehr auf den Glanz, den die Wissenschaft verbreitet, geachtet hat, als auf das Licht. Friedrich II. schreibt der Kurfürstin und Leibniz den Ruhm der Stiftung der Akademie allein zu und fährt dann fort (Mém. de l'Acad. Royale des Sciences 1748 p. 378): »On persuada à Frédéric I qu'il convenait à sa Royauté(?) d'entretenir une Académie, comme on fait accroire à un nouveau gentilhomme qu'il est séant d'entretenir une meute de chasse«.

[2] Siehe den Brief der Kurfürstin Sophie an ihn vom 6. Juli 1700 (Klopp, Werke, 8. Bd. S. 194): »Ma fille me mande qu'elle regrettera tôt votre départ«.

[3] Auch das hat Leibniz vorgeschlagen und bewirkt, wie ein Brief von ihm an Hrn. von Wedel beweist. Leibniz wies auch nach, dass der Geburtstag des Kurfürsten nach dem neuen Kalender auf den 11. Juli fällt. Darüber existirt noch ein zweites, ausführliches Schreiben im Akademischen Archiv.

[4] Die Originalurkunde ist leider aus dem Akademischen Archiv verschwunden und nirgends zu finden. Im Akademischen Archiv befindet sich ein undatirter Zettel von Leibnizens Hand (wohl an von Wedel): »Ich vermuthe, es werde nun an dem sein, dass das Diploma fundationis, auch die General-Instruction werden ausgefertiget werden können. Man ist begriffen, einige Projecta Churf. Verordnungen und Concessionen wegen Indulgenz der Reisen, wegen der Feuersprützen sammt Zugehör und wegen der Loterie zu entwerfen«. Im Geheimen Staatsarchiv wird

Er lautet:

»Wir, Friderich der Dritte, von Gottes gnaden, Marggraff zu Brandenburg, des Heyl. Röm. Reichs Ertz Cammerer und Churfürst, in Preufsen, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Caſsuben und Wenden, auch in Schlesien zu Croſsen Hertzog, Burggraff zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden und Camin, Graff zu Hohen Zollern, der Marck und Ravensberg, Herr zu Ravenstein, Lauenburg und Bütow, für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Marggrafen und Churfürsten zu Brandenburg, Thun kund und geben hiermit männiglich, denen es zu wiſsen nöthig, in gnaden zu vernehmen, was gestalt Wir nach erhaltenem allgemeinen Frieden Unsere sorgfalt zu beforderung der Ehre Gottes, ausbreitung deſsen wahrheit und cultivirung allerhand tugenden und dem Gemeinen Wesen nützlichen übungen eine sichere Societet derer Scientien fundiret und gestifftet haben. Thun solches auch fundiren und stifften sothane Societet hiermit und krafft dieses, und wollen, daſs dieselbe sich angelegen seyn laſsen und dahin trachten solle, daſs vermittels betrachtung der wercke und Wunder Gottes in der Natur, auch anmerckung, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwercke, geschäffte und Lehren, nützliche Studia, wiſsenschafften und Künste, auch dienliche Nachrichtungen, wie die nahmen haben können, excoliret, gebeſsert, vollgefaſset und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen aber zerstreüten menschlichen Erkäntnüſsen nicht allein mehr und mehr in ordnung und in die enge gebracht, sondern auch gemehret und voll angewendet werden möge. Zu welchem ende Wir dann diese von Uns angerichtete Societet mit tüchtigen Persohnen und behörigem apparatu, vorschub und fundo theils bereits würcklich versehen haben, theils nach und nach ferner zu versehen entschloſsen seynd; Und wollen männiglich in Unseren Landen, sonderlich aber die in Unseren Bedienungen stehen, auch die sonsten dependentz von Uns haben, zumahlen aber alle, die denen Studien ergeben, nach jedes gelegenheit der Societet zu Ihrem gemeinnützigen Zweck die Hand möglichst zu bieten anweisen, auch dieselbe bereits insgemein hiermit und in krafft dieses darzu nachdrücklich angewiesen haben.

Ferner erklähren Wir Uns zu dieser Societet Besonderem Protectore, und wollen, was an Uns Ihrentwegen, oder in sachen, die sie betreffen,

---

der eigenhändige Leibniz'sche Entwurf aufbewahrt mit der Randbemerkung »Expediat, iussu Serenissimi, Cölln an der Spree d. 15. Juni 1700«. Allein man fand dann doch noch nöthig, einige, wenn auch geringfügige Veränderungen zu machen, und so entstand am 26. Juni das endgültige Concept, welches aber erst am 11. Juli publicirt wurde. Nach ihm ist der Abdruck oben gegeben. In Leibnizens Entwurf lautete der Abschnitt über die deutsche Sprache also: »Wir haben auss eigener Bewegniss in Gnaden guth befunden, dass man bey der Societät unter anderen guten Studien absonderlich mit besorgen solle, was zu Erhaltung der Teutschen Sprach in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zu Ehr und Zierde Teutscher Nation gereichet: also dass es eine Teutsch gesinnte Societät der Scienzen seyn, dabey auch die ganze Teutsche, und auch sonderlich unser Lands, weltliche und Kirchen Histori nicht verseumet werde«. Bei der Bestimmung, dass auch Nicht-Evangelische in die Akademie aufgenommen werden können, fehlen in Leibnizens Entwurf die Worte: »wiewoll jedesmal mit Unserem Vorbewust und gnedigsten Genehmhaltung«; sie stammen vom Minister von Fuchs.

gebracht wird, in gnaden anhören und beforderen, Ihre unterthänigste meinung darüber vernehmen, und was sie angehen kan, Ihnen zu ihrer nachricht zu wifsen fügen.

Solchem nach soll bey dieser Societet unter anderen nützlichen Studien, was zu erhaltung der Teütschen Sprache in ihrer anständigen reinigkeit, auch zur ehre und zierde der Teütschen Nation gereichet, absonderlich mit besorget werden, also dafs es eine Teütsch gesinnete Societet der Scientien seyn, dabey auch die gantze Teütsche und sonderlich Unserer Lande Weltliche- und Kirchen-Historie nicht verabsäumet werden solle.

Und weilen die verschiedene arten der Wifsenschafften dergestalt mit einander verbunden seynd, dafs sie nicht woll gäntzlich getrennet werden können; So wollen Wir, dafs insgemein was zu diesen und anderen nützlichen Studien oder Löblichen Künsten und Tugend-übungen, insoweit sie von denen Studien herflieſsen, und deren Erfindung, erlern- und erleichterung auch richtiger anweisung darzu, so woll bey der Jugend, als auch bey anderen Leüten und Liebhabern theils durch Schrifften und das Bücher-Wesen, theils auch durch andere nützliche anstalten dienen mag, nicht vergefsen, sondern die unterschiedene objecta Doctrinae nach Ihrer Zusammenhengung zu gewifsen Zeiten und durch bequehme Persohnen bey Unserer Societet in augenmerck genommen werden solle. Nachdem auch die Erfahrung giebet, dafs der rechte glaube, die Christliche Tugenden und das wahre Christenthumb so woll in der Christenheit, als bey entlegenen noch unbekehrten Nationen nechst Gottes Seegen denen ordentlichen mitteln nach nicht befser, als durch solche Persohnen zu beforderen, die nebst einem unsträflichen wandel mit verstand und erkäntnüfs ausgerüstet seynd; So wollen Wir, dafs Unsere Societet der Wifsenschafften sich auch die Fortpflanzung des wahren Glaubens und deren Christlichen Tugenden unter Unserer Protection angelegen seyn lafsen solle, Jedoch bleibet derselben unbenommen, Leüte von anderen Nationen und Religionen, wiewoll jedesmahl mit Unserem vorbewust und gnädigsten genehmhaltung einzunehmen und zu gebrauchen.

Wir ordnen und wollen auch gnädigst, dafs diese Societet bey Unserer alhiesigen Residentz, woselbst Wir auch ehestens ein observatorium für sie aufbauen lafsen werden, Ihr haubt-stabiliment haben solle.

Weilen aber zu einem so grofsen Zweck viele Persohnen an mehreren ohrten das Ihrige beyzutragen haben, So sollen auch anderswo in Unseren Landen, auch woll zu Zeiten aufser denenselbigen gelahrte oder sonsten bequehme und erfahrene Leüte, wes Standes sie seyen, in die Societet auf gewifse mafse aufgenommen werden können.

Schlieslich wollen Wir die Societet mit einer mehrern ausführlichen General Instruction und mit gewifsen Satzungen und Reglementen, wie nicht weniger mit zulänglichen Begnadigungen und Privilegien zu genugsamer erreichung und bestreitung ihres Vorhabens gnädigst versehen, welche alle eben die Krafft und würckung haben sollen, als ob sie in dieses Unser Diploma fundationis von wort zu wort eingerücket worden, wonach sich also männiglich gehorsambst zu achten.

Uhrkündlich unter Unserer eigenhändigen unterschrifft und vorgedrucktem Gnaden Siegel, Gegeben zu Cölln an der Spree den 11ten Juli 1700 [1].

[1] So corrigirt; das ursprüngliche Datum »26. Juni« ist ausgestrichen.

Absichtlich ist dieser Stiftungsbrief möglichst allgemein gehalten. Nach ihm handelt es sich nicht um eine mathematisch-physikalische Anstalt mit einem germanistischen Anhang, sondern um eine umfassende Societät der Wissenschaften. Zum ersten Mal begegnet hier in einer öffentlichen Urkunde neben der Pflege der deutschen Sprache auch die Pflege der deutschen Geschichte und der brandenburgischen politischen- und Kirchengeschichte[1]. Damit ist der zweite Keim für die Entstehung der philologisch-historischen Klasse gesetzt. Die Beschäftigung mit der Frage der Wiederaufnahme der Magdeburger Centurien (s. oben S. 84) hatte Leibniz die Kirchengeschichte noch besonders nahe gelegt. Der christlich-civilisatorische Zweck, d. h. die Aufgabe fidem per scientias propagandi ist bestimmt ausgeprägt, aber nicht specialisirt: daneben steht die Zusicherung jener edlen Toleranz, wie sie der Grosse Kurfürst in Brandenburg gepflanzt hat: auch Leute von anderen Nationen und Religionen sollen aufgenommen werden können. Der Stiftungsbrief ist ein Meisterstück weiser Wissenschafts-Politik: er steckt das Gebiet der Aufgaben weit und umfassend ab und hütet sich vor zu genauen Ausführungen, die der zukünftigen Entwicklung hinderlich werden könnten. Niemals noch sind einer Akademie so hohe Ziele gewiesen worden, und Leibniz hat Recht, wenn er sagt, dass die Aufgaben der Pariser und Londoner Akademie hinter den hier gestellten zurückbleiben[2]. Zu besonderer Freude wird ihm der Schlussabschnitt gereicht haben, in welchem der Monarch zusichert, die Societät »mit zulänglichen Begnadigungen und Privilegien zu genugsamer Erreichung und Bestreitung ihres Vorhabens gnädigst zu versehen«. Dass sich der Kurfürst selbst zum Protector der neuen wissenschaftlichen Anstalt ernannte, war von hoher Bedeutung.

Die allgemeine und ungewöhnliche Fassung des Stiftungsbriefs — er stellt der Societät ein dreifaches Ziel: das evangelisch-civilisatorische, das naturwissenschaftlich-praktische und das deutsch-nationale — machte es nothwendig, eine ausführliche Generalinstruction für die Mitglieder der Societät hinzuzufügen, auf welche

[1] Doch siehe schon Leibnizens Eingabe an den Kurfürsten vom 8. Juli. Urkundenband Nr. 40.

[2] Es ist nicht richtig, wenn Friedrich der Grosse (Juli 1737) Voltaire schreibt, Leibniz habe die Berliner Societät nach dem Modell der Pariser Akademie gegründet; denn erstlich hat er die Londoner Königliche Gesellschaft nicht weniger berücksichtigt, zweitens ist sein Plan durchaus originell gewesen, und das Statut der Berliner Societät ist den Statuten der älteren Akademieen gegenüber selbständig (s. Bartholmèss, Hist. philos. de l'Acad. de Prusse, 1. Bd. p. 32 ff.).

im Stiftungsbrief bereits verwiesen ist. Auch sie ist von Leibniz entworfen worden im Verein mit Jablonski und den anderen Freunden[1]. Sie wurde mit dem Stiftungsbrief zugleich der Societät übergeben[2].

Die sehr ausführliche Instruction ist von der Societät, solange sie noch kein förmliches, verbrieftes Statut besass, als solches betrachtet worden; in Eingaben an den König hat sie sich immer wieder auf sie berufen. Diejenigen Punkte, die in den bisherigen Actenstücken noch nicht oder nur flüchtig festgestellt worden sind, müssen hier hervorgehoben werden[3].

Indem der Kurfürst sich zum Protector ernennt, ordnet er zugleich an, dass die Societät nach dem Beispiel der Königlich Eng-

[1] Das folgt aus dem Schreiben an Hrn. von Wedel (Urkundenband Nr. 49).

[2] Das Original befindet sich in dem Akademischen Archiv, vom Kurfürsten am 11. Juli 1700 unterzeichnet (s. den Urkundenband Nr. 50). Auf dem Geh. Staatsarchiv ist ein durchcorrigirtes Concept und eine Reinschrift, unterzeichnet vom Grafen von Wartenberg, 11. Juli 1700.

[3] Wichtig ist, dass die Instruction ausdrücklich der »unter unseren Schutz genommenen neuen Einwohner« gedenkt und daran erinnert, dass durch sie »allerhand Manufacturen und Nahrungsmittel eingeführet«. Die Missionsaufgabe der Societät — die ja an sich die Zeit verräth, in welcher der vom König geschätzte Pietismus Mission zu treiben begann — wird u. A. auch damit motivirt, dass »den Evangelischen keine Nachlässigkeit aufgebürdet werden könne«. Sehr ausführlich wird der wissenschaftlich-religiösen Mission im Osten gedacht. Dicht neben einander stehen Magnetismus und Christenthum. »Wir wollen bedacht sein, wie mit dem (uns befreundeten) Czaren bei Gelegenheit Handlung gepflogen und dienliche Anstalt gemachet werde, dass von den Grenzen unserer Lande an bis nach China nützliche Observationes astronomicae, geographicae, daneben nationum, linguarum et morum rerumque artificialium et naturalium nobis incognitarum u. dergl. gemachet und der Societät zugeschickt werden. Weilen auch in Sonderheit bekannt, dass die Declination des Magnetens mit den Orten und Zeiten sich ändert, in deren Erkenntniss aber der Geographie und Schiffahrt ein überaus Grosses gelegen, so könnte dieser Punkt vom Rhein an bis an die Memel, und so ferner in dem nordischen und östlichen Theil der Welt, da er bisher ganz oder doch grössestentheils unerörtert geblieben, durch eigene Personen mit Vergünstigung oder Vorschub des Czaren oder auch anderer Potentaten untersuchet werden, bei welchen Gelegenheiten zugleich auch dahin zu trachten, wie denen barbarischen Völkern in solchen Quartieren bis an China das Licht des Christenthums und reinen Evangelii anzuzünden und in China selbst von der Land- und Nordseiten denen seewärts hinkommenden Evangelischen hierunter die Hand geboten werden könne. . . . Wir wollen übrigens auch in obigen und anderen Nachsuchungen der Societät durch Unsere afrikanische und amerikanische Compagnie an die Hand gehen lassen.« Zu dem Plane, Missionare nach China und Indien auszusenden, bemerkte die hannoversche Kurfürstin in ihrer ironischen Weise (26. Juni 1700, Klopp, Werke Bd. 8 S. 189): »Ce sera une belle entreprise d'envoyer des missionnaires aux Indes. Il me semble qu'il faudrait premièrement faire de bons Chrétiens en Allemagne, sans aller si loin pour en former«.

lischen »aus einem Consilio und mehreren Mitgliedern« bestehen soll. »Das Consilium soll sich die Sachen der Societät absonderlich angelegen sein lassen und deren abwarten, auch zum öftern zusammenkommen, um von allem dem zu handeln, so auf einige Weise zu dem Zweck der Societät gereichen kann«. Es soll neue Glieder zur Aufnahme vorschlagen und die verschiedenen Versammlungen ankündigen, in welchen bald von mathematisch-physikalischen Dingen, bald von der deutschen Sprache oder von den anderen Studien, »zumal der Historia Germaniae«, gehandelt werden soll. Diese drei Abtheilungen der Societät (Res physico-mathematicae, Lingua Germanica, Res litteraria, vornehmlich das studium historiae Germaniae sacrae et profanae) werden unterschieden, und damit ist der Grund zu der Eintheilung in Klassen gelegt.

Dem Präses wird das Recht ertheilt, »die Proposition zu thun und die Conclusiones zu machen«. In seiner Abwesenheit soll ein Vicepräses fungiren, »durch welchen und den Secretarium dem Praesidi von den Vorfälligkeiten gewisse Nachricht zu geben und mit ihm soviel thunlich von den Angelegenheiten der Societät zu communiciren sein wird«.

»Ausser dem Consilio Societatis, worein voritzo zumalen diejenigen zu nehmen, welche mit deren Fundation bemühet gewesen« — damit waren Jablonski, Cuneau und Rabener bezeichnet —, sollen mit der Zeit auch einige Standespersonen und kurfürstliche höhere Beamte aus allen Zweigen der Regierung, Wissenschaft, Kunst und des Militärwesens, die fürnehmsten als Honorarii, die anderen als Mitarbeiter und Correspondenten, aufgenommen werden. Auch Ausländer sind »nach Befinden der anständigen Beschaffenheiten und Umstände herbeizuziehen und zu Mitgliedern aufzunehmen«. Die Societät soll also 1. ordentliche Mitglieder umfassen, die das Consilium bilden, 2. mitarbeitende bez. correspondirende Mitglieder innerhalb[1] und ausserhalb Berlins und des Landes, 3. Ehrenmitglieder.

Angeordnet wird auch, dass neben den secreten Protokollen und Acta öffentliche, zu allgemeiner Einsicht bestimmte, geführt werden sollen. Sie sollen die Grundlage für ein zu druckendes »Diarium Eruditorum« werden, in welchem »hauptsächlich dasjenige, so in den Büchern eigentlich neu und sonderbar, dadurch der Schatz menschlicher Wissenschaft und Nachrichtungen vermehret wird, angedeutet und auch wohl nach Gelegenheit herausgezogen, mithin

[1] Nicht alle in Berlin lebenden Mitglieder gehörten zum Consilium.

das sonst in eine Unendlichkeit gehende Bücherwesen zu gemeinem Nutz einigermassen in Grenzen gehalten würde«. Hiermit ist die Herausgabe von Schriften angeordnet. Besonders ausführlich und nachdrücklich ist die Pflege der deutschen Sprache und Geschichte — einschliesslich der Kirchengeschichte und der Vertheidigung des evangelischen Glaubens — in der Generalinstruction vorgeschrieben:

»Damit auch die uralte teutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen, anständigen Reinigkeit und Selbststand erhalten werde, und nicht endlich ein ungereimtes Mischmasch und Undeutlichkeit daraus entstehe, so wollen Wir die vormalige fast in Abgang und Vergess gekommene Vorsorge durch mehrgedachte Unsere Societät und andere dienliche Anstalten erneuern lassen. Und wie Wir dahin sehen lassen werden, dass in Unsern Kanzleien, Regierungen, Collegien und Gerichten bei den Ausfertigungen die fremde unanständige Worte und übel entlehnte Reden, so viel füglich geschehen kann, vermieden, hingegen gute teutsche Redarten erhalten, herfürgesuchet und vermehret werden, also wollen Wir auch Verordnung machen, dass der Societät mit teutschen Benennung- und Beschreibungen derer vorkommenden Dinge und Wirkungen von erfahrnen Leuten in allerhand Lebensarten an Hand gegangen, nicht weniger aus denen Archiven und Registraturen sowohl die alten, nunmehr abgegangenen, als aus denen Provinzen verschiedene bei dem Landmann nur etwan noch übliche, sonst aber unbekannte Worte, worin ein Schatz des teutschen Alterthums, auch derer Rechte und Gewohnheiten Unserer Vorfahren, theils zu Erkenntniss der Ursprünge und Historien, theils auch zu Erläuterung heutiger hohen und anderer Rechte, Gewohn- und Angelegenheiten verborgen stecket, angemerket, gesammlet und mitgetheilet werden[1].

Wir wollen auch, dass die Societät das wichtige Werk der Historien, sonderlich der teutschen Nation und Kirchen, zumalen in Unsern Landen, sich angelegen sein lasse, damit Alles richtig beschrieben, mit gutem Grunde und bewährten Zeugnissen, und zwar soviel möglich aus Diplomatibus, glaubwürdigen Scripturen und gleichzeitigen Scribenten oder sonst behörigem Beweisthum dargethan[2], das wahre Alterthum des evangelischen Glaubens sowohl als die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der teutschen evangelischen Reformation und deren Festsetzung gegen die Missstellung und Verdrehungen der Widersacher behauptet, der teutschen Nation Ehre gerettet und ans Licht gestellet ... werden möge. Zu welchem Ende auch zu Zeiten eine Relation, Berichte, Tentamina und Specimina, bis grössere Werke ausgearbeitet werden möchten, in teutscher oder lateinischer Sprache herfürtreten und von wegen der Societät oder mit Dero Gutheissen herausgegeben werden könnten.«

Von den Kalendern heisst es, dass die Societät sich für sie ein besonderes Zeichen erwählen kann[3]; ferner soll sie ein Siegel vorschlagen, welches der Präses bez. der Vicepräses zu führen hat.

[1] Dieses Programm hat die Akademie 140 Jahre später durch die Gebrüder Grimm ausgeführt.

[2] Diese Aufgabe hat die Akademie im 19. Jahrhundert durch die Betheiligung an der Herausgabe der Monumenta Germaniae und durch die Acta Borussica zu erfüllen gestrebt.

[3] Die Societät wählte sich ein solches. Eine gedruckte Beschreibung desselben aus etwas späterer Zeit findet sich im Geh. Staatsarchiv (»Kalendersachen«): »Explication der hieroglyphischen Figuren, so den Kalender der Societät der Wissenschaften bezieren, wie selbige sowohl auf S. Königl. Maj. den Stifter dieser Societät

Neben diesen Anordnungen ist die reichste Fülle kurfürstlicher Gnaden, Zuwendungen, neuer Privilegien, Geschenke, Concessionen, extraordinärer Subsidien — neben dem Observatorium ein Laboratorium, Bibliothek, Museum, Raritätenkammer, Theatrum naturae et artis, die Lieferung rarer Thiere und Gewächse u. s. w. — verheissen. Auch werden Belohnungen und Beförderungen besonders verdienter Mitglieder, sowie die Austheilung von Medaillen für hervorragende Leistungen verheissen. Aber freilich — nichts von dem allen ist in greifbare Gestalt gebracht. In dieser Hinsicht bleibt es lediglich bei dem Kalender-Privileg und den daraus zu erwartenden Einkünften. Alles Übrige wurde für eine unbestimmte Zukunft versprochen.

Auf dem Papier waren die Aufgaben der Societät festgestellt[1], und sie selbst formell eingesetzt; nun galt es sie wirklich einzurichten. Bis dahin sollte auch der öffentliche feierliche Act der Inauguration verschoben werden. Lediglich eine Medaille mit dem erwählten Siegel der Societät[2] und dem Bildnisse des Kurfürsten wurde zur

---

deuten, als auch auf dieselben Länder, wo dieser Kalender gebräuchlich. Es erscheinet in der Luft das Gestirn, der Adler benamet, unter welchem die Länder Preussen und Brandenburg gelegen, welche Länder hier durch einen geharnischten Mann, den Septentrion vorstellend, bemerket sind. Dieses noch deutlicher zu machen, ist neben ihm ein Adler, das Wappen dieser Länder, als auch sonderlich die beiden Hauptstädte Königsberg und Berlin hiebei gebracht. Hierüber befindet sich die Musa Urania, welcher Verrichtungen sind, den Himmels-Lauf zu betrachten und die Gedächtnisse der berühmten Leute unter die Gestirne zu verzeichnen, wie sie hier den Namen S. Königl. Maj. erhebet und solchen mit ihrer Krone von Sternen bekrönet. Unter einigen astrologischen Instrumenten, so hiebei liegen, ist auch sonderlich der hiesige Kalender zu sehen, endlich ist auch das Berlinische Observatorium, welches von S. Königl. Maj. gestiftet, in der Ferne zu erkennen«.

[1] Die Philosophie findet man nicht unter ihnen; die alte aristotelische gehörte den Universitäten, und man wollte sie nicht; eine neue neben Mathematik und Physik als besonderer Zweig war noch nicht entwickelt oder war doch noch nicht anerkannt. Erst Leibnizens Schüler brachten eine neue Philosophie in Gang. Er selbst, der grosse Metaphysiker, war ein realistischer und praktischer Denker; er fürchtete mit Recht, dass eine besondere philosophische Klasse sich in unfruchtbare Speculationen, wie die früheren Zeiten sie getrieben, verlieren würde. Die »Philosophie« sollte sich in der Gesammtarbeit der Societät darstellen und aus ihr hervorgehen. Treffend hat über diesen Punkt Bartholmèss (Hist. philos. de l'Acad. de Prusse, 1. T. p. 29 ff.) gehandelt: »Le seul travail philosophique auquel une académie doive se livrer, si l'on en croit Leibniz, consiste à montrer, de temps en temps, l'intime liaison de toutes les branches du savoir humain«.

[2] Sie führt dieses Siegel noch heute, den zu den Sternen auffliegenden Adler, mit der Umschrift: »Cognata ad sidera tendit«. Das Siegel und ein lateinisches Gedicht auf die Medaille stammen von Leibniz, s. Urkundenband Nr. 51. Aus einem Brief D. E. Jablonski's an Leibniz (Hannov. Bibliothek) vom 17. September 1700 geht hervor, dass das Siegel im September hergestellt sein sollte, aus späte-

Erinnerung an den 11. Juli einige Monate später geschlagen. Wie energisch Leibniz in den Monaten Juli und August thätig gewesen ist, um die Einrichtung der Societät durchzusetzen und die in der Generalinstruction gewährten allgemeinen Zusicherungen zu verwirklichen und fruchtbar zu machen, zeigen zwei merkwürdige Concepte aus dieser Zeit, die im Akademischen Archiv aufbewahrt werden[1]. Das eine ist zugleich ein Zeugniss der wunderbaren Umsicht, mit der er nichts ausser Acht liess und selbst das Kleinste im Auge behielt, aber auch der unvergleichlichen Thatkraft, mit der er eine Fülle von Angelegenheiten neben einander betrieb. Jenes ist eine Aufzeichnung, für Hrn. von Wedel oder den Staatsminister von Fuchs bestimmt, um die Angelegenheiten der Societät beim Kurfürsten in der richtigen Weise zum Vortrag zu bringen, dieses ist eine Übersicht über 63 Geschäfte, die er im Interesse der Societät bei seinem sich dem Ende zuneigenden Aufenthalt in Berlin zu erledigen habe[2]. Die Übersicht zeigt deutlich, dass Leibniz weit davon entfernt war, die Societät auf das Kalenderwerk — sei es auch nur anfangs — zu beschränken; vielmehr sah er es als seine Präsidentenpflicht an, sofort Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, um sie auf die breiteste Grundlage zu stellen und zu einer umfassenden Thätigkeit zu führen; als seine Präsidentenpflicht — denn am Tage nach der Stiftung hatte der Kurfürst das Diplom der Ernennung Leibnizens zum brandenburgischen Geh. Justizrath und zum Präses der Societät ausfertigen lassen[3]. Die Ernennung legte ihm die Pflicht auf, die

ren Schreiben folgt aber, dass es erst im Februar 1701 fertig wurde. Das Gedicht hat Leibniz erst verfertigt, nachdem er vergebens nach einem Dichter Umschau gehalten, s. den Brief der Kurfürstin Sophie vom 18. August 1700 (Klopp, Werke, 8. Bd. S. 206 f.) und Leibnizens launigen Brief an den Abt Mauro vom 10. August 1700 (Klopp, Werke, 10. Bd. S. 336 f.): »La société des sciences et belles lettres, que Msgr. l'Electeur de Brand. a fondée, et dont il veut que j'aie quelque soin, m'oblige de chercher une source ou fontaine d'Allemagne qui puisse tenir lieu d'Hippocrène, pour servir à notre poésie. Je vous supplie donc de m'en indiquer quelqu'une, si vous en avez connaissance. Car vous êtes le favori d'Apollon, et les Nymphes des bois et des eaux vous honorent et vous caressent partout. Celles de Lustenbourg, qui sont aussi charmantes et délicates que les grâces mêmes, quoiqu'elles demeurent au milieu d'un bois, en donnent des marques dans toutes les occasions«, u. s. w. Das Gedicht enthält eine Anspielung auf die Königskrone.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 52 und 53.

[2] Man ersieht hieraus unter Anderem, dass Leibniz den Mathematiker Naudé als Secretar, den Bibliothekar La Croze als Redacteur des Diarium Eruditorum in's Auge gefasst hatte (s. Nr. 14 und 15 des Actenstücks Nr. 53). Allein diese Pläne verwirklichten sich nicht (s. unten).

[3] Auch »Directeur de la Société« wird er seitdem nicht selten genannt, so z. B. auf den Adressen der Briefe von Ch. Ancillon.

Geschäfte der Societät zu führen, »soweit seiner Herrschaft Zulassung gehet und mit Vorbehalt der Obliegenheit, womit er derselben verwandt« — er blieb also hannoverscher Unterthan. Er solle zu dem Zweck so oft nach Berlin kommen, als »es seine jetzige Chargen und andere Geschäfte leiden mögen«, und »abwesend über die Objecte und Labores der Societät correspondiren, dass alles Vorfallende ordentlich abgehandelt und gründlich untersucht werde«.

Schwierigkeiten hatte die Gehaltsfrage gemacht. Leibniz hatte ursprünglich 1000 Thlr. verlangt. Als man Bedenken trug, ihm diese zuzusichern, wünschte er, dass in dem Diplom überhaupt keine bestimmte Summe genannt, die genauere Feststellung vielmehr weiteren Verhandlungen überlassen würde. Diesem Wunsch wurde nach längeren zwischen von Wedel, Cuneau und ihm gepflogenen Verhandlungen entsprochen und endlich folgender Text für das Diplom festgestellt: »(Wir haben gnädigst resolvirt), ihm ein anständiges Tractament zu determiniren, und überdiess, neben Ersetzung der pro Publico zu Unseren und der Societät Zweck bereits angewendeter noch anzuwendender Kosten, ihm andere Gnaden und Emolumenta nach Gelegenheit der von ihm verhoffentlich leistender nützlichen Dienste wiederfahren zu lassen«. Diese allgemeine Zusage versprach also sowohl einen festen Gehalt als Kostenentschädigung und besondere Zuwendungen für besondere Leistungen. Da aber Hof und Regierung sich nicht entschlossen, etwas Sicheres zu bestimmen[1], so wurde nach weiteren »mühsamen« Verhandlungen zwischen Leibniz und dem Consilium Societatis (Jablonski, Cuneau, Rabener) am 11. August festgestellt, dass er als Entschädigung für Correspondenz und Reisen jährlich 600 Thlr. aus der Societätskasse (gerechnet vom 1. Mai 1700) empfangen solle. Ausdrücklich wurde dabei bemerkt, dass die Summe »bei genugsam anwachsendem Fundo Societatis nach Nothdurft erhöht werden solle«, und dass durch diese Entschädigungssumme weder der ex fundo der Societät bez. durch kurfürstl. Bewilligung zu gewährende Gehalt noch die besonderen Zuwendungen präjudicirt seien. Hierbei hat sich Leibniz nur beruhigt, weil Hr. von Wedel ihm folgende Zusicherung machen liess[2]: »Man gehet an diesem Hofe in dergleichen Dingen stets weiter als man verspricht, und hoffe ich, dass der Hr. Leibniz auch in diesem Stücke mit uns wird vergnüget sein, sobald nur der Fundus pro Societate

[1] Wahrscheinlich dachte man daran, Leibniz ganz nach Berlin zu ziehen und dabei die Gehaltsfrage zu regeln.

[2] Siehe im Urkundenband Nr. 54.

eingerichtet, und ich Gelegenheit finde, vor dieselbe, was ich vorhabe, auszubitten. Wenn Societas wird etabliret seyn und S. Churf. Durchl. den Verfolg der gemachten Hoffnung sehen werden, kommet es derselben auf ein Augmentum von etlichen 100 Thlr. nicht an: cum generosis generose: überdem hat erwähnter Hr. Geheim Rath mir zum öftern contestiret, dass er hierbei nichts so sehr envisagire als bonum publicum ohne alles privat Absehen«.

Einstweilen erhielt Leibniz also nichts Anderes als eine fixirte Kostenentschädigung: dabei ist es überhaupt geblieben. Dennoch haben sich später daran peinliche Erörterungen angeschlossen, die für Leibniz kränkend waren, und zuletzt hat man die Entschädigung auf die Hälfte herabgesetzt. Überschlägt man, welche Versprechungen ihm anfangs gemacht worden sind, so kann man es ihm nicht verübeln, wenn er später fest darauf bestand, dass ihm wenigstens die 600 Thlr. ausbezahlt würden[1].

Bis Ende August ist Leibniz noch in Berlin geblieben, stark beschäftigt durch die hochpolitische Correspondenz mit der Kurfürstin Sophie in Bezug auf den nordischen Krieg und durch brandenburgische Hofangelegenheiten; galt er doch schon so sehr als der Vertrauensmann Sophie Charlotte's, dass Hr. von Ilgen durch ihn das Vertrauen der Kurfürstin zu gewinnen suchte[2]. Aber auch in directem brandenburgischem Staatsinteresse war er thätig durch Vorschläge über Verbesserung des Justizwesens[3], durch politische Vorschläge[4] und durch ein Gutachten über die Ebenbürtigkeit der fürstlich hohenzollernschen Linie mit den alten fürstlichen Häusern[5]. Aber seine Hauptsorge blieb die Societät. Er erreichte wenigstens, dass ein grosser, in Rom angefertigter Tubus, der sich in Berlin befand, der Societät ausgeliefert[6], dass der Kalender für 1701 wirklich in Angriff genommen wurde[7], und dass man die Societät mit

[1] Da sich später Vorwürfe gegen Leibniz an diesen Punkt geheftet haben, umgekehrt aber neuerlich eine höchst gravirende Anklage gegen Formey's Darstellung des Vorgangs (in seiner Histoire de l'Acad. 1752) erhoben worden ist, ist das Actenmaterial im Urkundenband Nr. 54 zusammengestellt und beleuchtet worden.

[2] Siehe die Briefe bei Klopp, Werke, 10. Bd. S. 70ff. 331ff.

[3] A. a. O. S. 333 ff.

[4] A. a. O. S. 70 ff.

[5] Siehe Kappens Sammlung S. 226 ff. Auch Studien über die Oranische Erbschaft begann er damals.

[6] Geh. Staatsarchiv, Verfügung vom 25. August 1700.

[7] In dem Fasc. »Wissenschaftl. Verhandlungen 1704—1734« des Akad. Archivs findet sich ein Kalender-Druck für 1701 mit der Aufschrift: »Hrsg. unter Approbation der Churf. Brandenb. Soc. d. Wissenschaften«.

der Auflage verschonte. Vorlesungen in deutscher Sprache in Berlin für weitere Kreise einzurichten. Der ehemalige Herborner Professor Grau hatte einen beachtenswerthen, aber unreifen Vorschlag in dieser Hinsicht gemacht, und der Kurfürst, der Willens war, auf ihn einzugehen, hatte Leibniz mit einem Gutachten betraut[1]. Am meisten lag ihm die Gewinnung ausgezeichneter Mitglieder im In- und Ausland und die Einrichtung eines regelmässigen Verkehrs mit den anderen Akademieen am Herzen; denn er hoffte noch immer, der Kurfürst werde sich freigebig zeigen, sobald die Societät in Activität gesetzt und durch glänzende Namen empfohlen sei. Er schrieb an den Präsidenten der Londoner Königlichen Gesellschaft, Sloane, zeigte ihm die Stiftung an und bat um Rath[2]. Er gewann wirklich bereits eine Reihe von Mitgliedern[3] und wurde durch ein aufmunterndes Schreiben Spanheim's aus Paris (vom 23. August 1700) erfreut[4]. Spanheim war begeistert, dass die Stiftung der Societät gelungen und dass Leibniz an ihre Spitze gestellt war: »Schon seit einer Reihe von Jahren wünsche ich mit Begierde, dass man Sie nach Berlin ziehe; ich hoffe, dass die Errichtung dieser Akademie Sie jetzt und in Zukunft an Berlin fesseln wird«.

Am 21. August verabschiedete sich Leibniz brieflich von der Kurfürstin und bemerkte in dem vertrauensvollen Schreiben freimüthig, dass sie ihn zuletzt »zu sehr als Fremden behandelt habe«[5] — doch war das nur ein vorübergehender Eindruck. Er begab sich über Wolfenbüttel nach Braunschweig; bereits am 6. September schrieb ihm der Cabinetssecretär im Auftrage der Kurfürstin, diese fordere ihn auf, mit ihr und ihrer Mutter in die Bäder nach Aachen zu gehen[6]. Dieser Brief erreichte ihn nicht mehr; denn

[1] Dergleichen Vorschläge lagen damals wie heute in der Luft (»University Extension«). Leibnizens bisher ungedrucktes wohlwollendes, aber vorsichtiges Gutachten ist lehrreich; es steht im Urkundenband Nr. 55.

[2] Der Brief ist unmittelbar, nachdem Leibniz Berlin verlassen, von Braunschweig aus (3. September 1700) geschrieben. Sloane antwortete am 15. November u. A.: »I communicated the letter you sent me to the Royal Society and desired their commands in answer to it. They could not give any particular directions or proposals relating to the new established Academy at Berlin but wish it all success in whatever they undertake. They are very well pleased that there should be such companies of men established in several parts of the world, hoping that thereby knowledge may be increased« ... (Hannov. Bibl.).

[3] Siehe den Brief an Jablonski vom 30. August 1700 in Kappens Sammlung S. 204 ff.

[4] Hannov. Bibl. [5] Klopp, Werke, 10. Band, S. 80.

[6] Der Brief steht in Kappens Sammlung S. 209 ff., wo aber im Text »September« statt »August« zu lesen ist.

am 5. September war er nach Teplitz und von dort Ende September nach Wien gereist, wo er bis Mitte December blieb und hochpolitische Verhandlungen mit dem Kaiser über die Union zwischen Katholiken und Protestanten führte[1]. In dieser Zeit ruhte seine Thätigkeit für Brandenburg und Hannover fast ganz und wurde erst wieder aufgenommen, nachdem er Ende December nach Hannover zurückgekehrt war. Aber unmittelbar vor seiner Abreise nach dem Süden hat er noch einen instructiven Brief an den Hofprediger Jablonski und ausserdem Briefe an Cuneau und von Wedel geschrieben[2]. Dazu hat er eine anonyme lateinische Schrift in Form eines Briefes abgefasst, die im Druck ausgehen und weitere Kreise auf die neue Stiftung aufmerksam machen sollte. Sie erschien — die Berliner Freunde mögen mitgewirkt haben — im Jahre 1701 in Berlin wirklich im Druck unter dem Titel »Epistola ad amicum« und wurde versandt[3].

[1] Siehe Klopp, Werke, 8. Band, S. XXXf.

[2] Der an Jablonski ist erhalten und steht in Kappens Sammlung S. 204ff., s. Urkundenband Nr. 56. In diesem Briefe ist auch von jenem Pro-Memoria die Rede, das er über die deutsche Sprache dem Kurfürsten eingereicht hat (wohl die auf Schottelius' Darlegungen ruhenden »Vorläufigen Gedanken«, s. oben S. 18). Er erzählt ferner, dass er Spener's Sohn, den Naturforscher, bewogen habe, mit der Societät zu correspondiren, und dass er bereits fünf Mitglieder geworben habe, nämlich D. Fabricius in Helmstädt — dieser ist der erste gewesen, der der Societät zum Dank ein Werk gewidmet hat [sein Systema controversiarum] —, den Abt Schmid zu Marienthal, den Propst Müller in Magdeburg, den Prof. von Hard, Propst zu Marienberg, und den französischen Prediger Vignoles zu Brandenburg; die Prälaten zu Huysburg und Hamersleben und der Abt zu Bergen werden wahrscheinlich auch gewonnen werden. Jablonski antwortete am 17. September (Hannov. Bibl.): »... werde gleichwohl nicht gar viel, die Societät betreffend, melden, weil solches Andere vor mir werden gethan und gemeldet haben [so lebhaft war die Correspondenz!], dass der Societät Siegel die nächste Woche werde fertig sein, dass der Secretarius 8 Tage nach Michaelis sich dahier einfinden werde, dass sodann unsere Conventus ihren Anfang nehmen werden, dass das erste in denselben sein werde die Denomination derer membrorum honorariorum ein- und ausheimischen, dass man eine formulam literarum receptionis alsdann aufsetzen, solche aber zuvor meinem Herrn gehorsamst communiciren werde (allermassen ich par avance umb geneigte Communication eines solchen Diplomatis Societatis Anglicanae et Gallicanae copialiter dienstlich bitte, damit man daraus einiges Licht und Anleitung nehme); dieses und dergleichen werden die andern Herrn berichtet haben«.

[3] Der Inhalt und Stil beweisen die Mitwirkung, wenn nicht die alleinige Autorschaft Leibnizens, vergl. dazu die Beziehungen auf die Schrift, die sich bei ihm in späteren Kundgebungen finden. Dass er selbst in diesem offenen Brief (abgedruckt im Urkundenband Nr. 57) hoch gepriesen wird, spricht nicht dagegen: zur Noth kann er das selbst geschrieben haben, oder die Berliner Freunde haben es eingesetzt. Friedrich wird als »Hercules Musageta« gefeiert. In Druck gegeben wurde die Schrift von dem Secretar am 14. Juni 1701 (s. Diarium Societatis im Akad. Archiv).

In Berlin hatte man unterdessen in dem älteren Bruder des Hofpredigers, Johann Theodor Jablonski (1654–1731), einen Secretar für die Societät gefunden, nachdem man die Absicht, den schwerhörigen Naudé für dies Amt zu wählen, aufgegeben hatte. Johann Theodor Jablonski war bereits 46 Jahre alt, als er in die Dienste der Societät trat; er kannte Holland und England, war an Höfen als Prinzenerzieher thätig gewesen, zuletzt seit 1689 in Barby am Sachsen-Weissenfels'schen Hofe, und besass umfassende encyklopädische Kenntnisse[1], aber ohne wissenschaftliche Selbständigkeit und ohne irgendwo als Fachmann heimisch zu sein. Anfang October trat er sein Amt an und stellte sich am 13. November Leibniz brieflich vor, seine »beliebigen Befehle« erwartend[2]. In der Bestallungsurkunde[3] wird ihm die Mitgliedschaft im Consilium und ein Gehalt von 400 Thlr. zugesichert. Seine Obliegenheiten waren sehr umfassende: er war Secretar, Archivar, Cassirer, Schatzmeister und Aufseher über das Kalenderwesen zugleich; ihm waren auch die regelmässigen Berichte an Leibniz übertragen.

Es war nicht ganz glücklich, dass zwei Brüder an der Spitze der Societät in Berlin standen — bei allen Spannungen und Streitigkeiten im Schoosse der Societät musste das fühlbar werden —; aber sie waren beide geschäftskundig und friedfertig.

Zweites Capitel.

Geschichte der Societät von ihrer Gründung bis zu ihrer wirklichen Einrichtung im Januar 1711.

1.

Die wirkliche Einrichtung der Societät sollte erfolgen, sobald das Observatorium erbaut war — man hoffte, in wenigen Monaten.

[1] Er hat Schulbücher zum Erlernen der französischen Sprache, dazu eine »Christliche Tugendlehre zum Privatgebrauch einer hohen Standesperson« und ein recht unbedeutendes »Allg. Lexikon der Künste und Wissenschaften« (1721) verfasst — man erkennt daraus, welche Eigenschaften man an dem Secretar der Societät damals suchte und schätzte. Seine »Geschichte der Thorner Unruhen« (1724) wurde in's Französische übersetzt.

[2] Siehe den in Hannover aufbewahrten Briefwechsel, abgedruckt in den Abhandl. d. K. Preuss. Akademie der Wissensch. 1897 (Nr. 1). Er ergänzt die Protokolle der Societät, die noch vorhanden sind; aber er geht nirgendwo auf wissenschaftliche Fragen ein. Einige Briefe, die in Hannover fehlen, sind in der Sammlung von Kapp abgedruckt.

[3] Im Urkundenband Nr. 58 sind die wichtigsten Bestimmungen derselben abgedruckt.

In Wahrheit dauerte es über 10 Jahre bis zur feierlichen Eröffnung. In diesen Jahren bestand sie und bestand nicht[1], eine schwere Wartezeit für alle Mitglieder, besonders aber für Leibniz. Unermüdlich, wahrhaft erfinderisch hat er gearbeitet; aber als er endlich durch Ausdauer und Zähigkeit das Ziel erreicht hatte und die Societät eingerichtet sah, wurde er bei Seite geschoben.

Was fehlte, war Geld und wiederum Geld; die Societät musste selbst durch ihre Arbeit verdienen, was sie brauchte. Der Hof verschlang Alles. Ein kostspieliges Fest weniger, und der Societät wäre geholfen gewesen. Aber die Dinge bewegten sich in einem traurigen Zirkel: der Monarch wartete darauf, dass die Societät Ansehen und Glanz entfalte — dann wäre er bereit gewesen, die Wissenschaft zu unterstützen —; wie aber sollte sie zu Ansehen kommen ohne Mittel? Das, was das Kalenderwerk abwarf, reichte gerade aus, um ihr nothdürftig das Leben in kümmerlichen Formen zu fristen. Wie sollte sie wissenschaftliche Unternehmungen ausführen? Die verheissenen Monopole wurden nicht eingeführt oder erwiesen sich als unergiebig. Dazu kam der grosse nordische Krieg und der spanische Erbfolgekrieg, die die Arbeit des Friedens hemmten. Der letzte Grund des Stillstandes lag noch tiefer. »Noch fehlte es an den vornehmsten Grundlagen der Macht und des Gedeihens: man hatte noch kein befestigtes politisches Dasein[2].«

Mit Leibniz, dem Welfen, wirkten die Jablonski's, die Slaven, und Cuneau, der Franzose, muthig und unverdrossen zusammen. Diese »Ausländer«, und nur sie, haben die wirkliche Einrichtung der Societät durchgesetzt; denn der alte Rabener, der einzige Brandenburger unter den Stiftern, starb schon am 29. Januar 1701. Aber die drei Fremden arbeiteten mit ganzer Seele für die brandenburgische Societät. Nur epochemachende Entdeckungen oder gehaltvolle Untersuchungen vermochten sie nicht vorzulegen, haben sie aber auch niemals verheissen. Der einzige Gelehrte von hohem Ansehen, der von Anfang an ausschliesslich für die Societät thätig war und ihr das Brot verdiente, war der Astronom und Kalendermacher Gottfried Kirch. Neben ihm mühte sich der wackere Frisch ohne Erfolg mit dem Seidenbau im Interesse der Societät ab. Die anderen Berliner, die in den ersten zehn Jahren aufge-

[1] Die erste Sitzung wurde am 6. December 1700 gehalten. Bis zum Ende des Jahres 1710 haben im Ganzen nicht mehr als etwa 55 Sitzungen stattgefunden (s. die Protokolle).

[2] Ranke, Werke, 25. und 26. Bd. S. 470.

nommen wurden und die Aufnahme als hohe Ehre betrachteten und begehrten, hielten sich zurück — obgleich treffliche Gelehrte unter ihnen waren —, da die Societät nichts unternehmen und bezahlen konnte.

Wir versuchen, das gelehrte Berlin jener Tage — dass es ein solches gab, verdankt Brandenburg dem Grossen Kurfürsten — und die Personen kurz zu charakterisiren, die im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts der Societät angehört haben.

Um das Jahr 1700 mochte Berlin etwa 30000 Einwohner zählen und war bereits als eine Stadt des Gewerbfleisses, des Wohlstandes und der Bildung berühmt. Durch die Religionspolitik des Grossen Kurfürsten, die sein Sohn fortsetzte, war es die Hauptstadt des Protestantismus und der religiösen Freiheit im Norden Deutschlands geworden. Die eingewanderte französische Bevölkerung, etwa ein Sechstel der Einwohnerschaft umfassend, bildete das fortschreitende und anregende Element[1]. In ihrer Mitte standen die Gelehrten, die aus Frankreich und Holland das wissenschaftliche Rüstzeug herübergebracht hatten, um den Protestantismus aus der Bibel und der Geschichte gegen den Katholicismus zu vertheidigen. Berlin wurde durch sie ein Hauptquartier der historisch-apologetischen protestantischen Wissenschaft, die aus den Quellen arbeitete, den Benedictinern ihr Monopol auf das kirchengeschichtliche Studium entriss und die Jesuiten mit den Waffen der Gelehrsamkeit bekämpfte. Zwar Jacques Abbadie, dessen berühmtes Werk »La Vérité de la religion chrétienne« im Jahre 1684 zu Berlin vollendet worden ist, hatte die Stadt nach dem Tode des Grossen Kurfürsten verlassen; aber Isaac Beausobre (1659–1738), Jacques Lenfant (1661–1728), Alphonse des Vignoles (1649–1744) und Maturin Veyssière La Croze (1661–1739) führten die Kämpfe fort und zeigten in ihnen eine auch von den Gegnern anerkannte und gefürchtete gelehrte Sachkunde. In die neu gegründete Societät sind aber nur die beiden letztgenannten aufgenommen worden. Warum die berühmten Prediger und Übersetzer der Bibel in's Französische — Lenfant ausserdem ausgezeichnet durch seine quellenmässige Darstellung des Kostnitzer Concils, Beausobre durch sein noch jetzt geschätztes Werk über den Manichäismus — ihr fern

[1] Siehe Muret, Geschichte der französischen Kolonie in Brandenburg-Preussen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde. Berlin 1885. du Bois-Reymond, Die Berliner französische Kolonie in der Akademie d. Wissensch. (Rede, gehalten am 25. März 1886, s. dessen »Reden«, 2. Bd. S. 503 ff.).

geblieben sind, lässt sich nicht ermitteln[1]. An Gunst und Ansehen fehlte es ihnen nicht. Über Beausobre, dessen unbedeutende Söhne nachmals in die Akademie aufgenommen wurden, schrieb Friedrich der Grosse an Voltaire: »Er war ein redlicher Mann und ein Ehrenmann, ein echtes Genie, ein scharfer und zarter Geist, grosser Redner, in der Litteratur ebenso bewandert wie in der Kirchengeschichte, die beste Feder in Berlin; achtzig Jahre haben sein feuriges und lebhaftes Gemüth nicht zu erstarren vermocht«.

Vignoles und La Croze (Leibnizens und Friedrich's des Grossen Urtheile über ihn s. im Urkundenband Nr. 59) waren die bedeutendsten französischen Gelehrten, die die Societät am Anfang besessen hat. Jener[2], Theologe und Mathematiker zugleich und seit 1727 Director der mathematischen Klasse, suchte in seinen Studien die Bibel gegen die Angriffe Richard Simon's zu vertheidigen. Nach jahrzehntelanger Arbeit liess er sein umfassendes Werk »Chronologie« in zwei Quartbänden erscheinen, um eine Aufgabe zu lösen, die Simon für unlösbar erklärt hatte. Dieses von Gelehrsamkeit und guter Kritik zeugende Werk beweist die neue Kunst »de vérifier les dates« und wird noch heute citirt. Mit Leibniz correspondirte Vignoles u. A. über die Chronik des Martinus Polonus, und eine Zeit lang hatten sie die Absicht, sie gemeinsam herauszugeben[3]. An Umfang des Wissens wird er aber übertroffen von La Croze. Dieser, ursprünglich Katholik und Mönch im Benedictinerkloster St.-Germain des prés zu Paris, Mitarbeiter an der grossen Kirchenväterausgabe, entfloh im Jahre 1696, trat in Basel aus Überzeugung zur reformirten Kirche über und wurde 1697 Bibliothekar zu Berlin. Als Sprachgenie und Polyhistor hatte er seines Gleichen nicht unter den Zeitgenossen. Nicht nur die Cultursprachen beherrschte er sämmtlich, sondern er drang auch, obgleich überall Autodidakt, in die slavischen Sprachen, die baskische, die armenische, die semitischen, die chinesische, vor allem aber in die koptische ein. Handschriftlich hat er viele Lexika hinterlassen, aber nur das koptische ist gedruckt worden. Die Anregungen, die hier von ihm ausgegangen sind, lassen sich während eines ganzen Jahrhunderts nachweisen. Sein Wissensdurst war unersättlich, und gerade das

[1] Lenfant ist erst im Jahre 1724 aufgenommen worden, vier Jahre vor seinem Tode. Auch Jaquelot, der bedeutende Gegner Bayle's und Spinoza's, ist niemals Mitglied gewesen.

[2] Siehe sein Eloge in den Mém. der Akademie 1745 S. 111 ff.

[3] Die Briefe befinden sich in Hannover.

Entlegenste fesselte ihn, das alte Christenthum in Ostindien, apokryphe heilige Schriften bei den Armeniern und die krausen Antiquitäten aller Völker. Seine Lebhaftigkeit und sein nie versagendes Gedächtniss machten ihn zum berühmtesten Anekdotenerzähler unter den Freunden und bei Hofe; aber man wusste ihn hier auch als Lehrer in Geschichte und Geographie zu schätzen. Man lachte herzlich, wenn der wohlbeleibte ehemalige Mönch[1] in weinerlichem Tone die spasshaftesten Geschichten erzählte; aber man verlachte ihn nicht, denn seine Rechtschaffenheit und sein religiöser und wissenschaftlicher Ernst waren überall anerkannt. Mit den Jesuiten lag er in steter Fehde; er hasste sie und traute ihnen alles Schlimme zu, selbst ein Complot zur Vernichtung des Ansehens der Heiligen Schrift. Im Jahre 1725 erhielt er Chauvin's Stelle als Professor der Philosophie am französischen Collegium. Als Historiker der Philosophie war er der Aufgabe wie Wenige gewachsen, aber sein Scholasticismus war veraltet, und der Entwicklung der Dinge nach Cartesius, dessen Philosophie er vertheidigte, war er nicht mehr gefolgt. Innerhalb der Societät hat er leider nicht viel bedeutet, weil er sich in die Jablonski's nicht zu schicken verstand, seine Empfindlichkeit ihn zu heftigen Äusserungen und unaufhörlichen Klagen fortriss und er bald nur die nothwendigsten Beziehungen zur Societät aufrecht erhielt. Um so eifriger correspondirte er, der unermüdliche gelehrte Briefschreiber, mit Leibniz über die verschiedensten wissenschaftlichen Fragen. »Der berühmte La Croze ist begraben«, meldet Friedrich der Grosse an Voltaire (Mai 1739; Œuv. XXI p. 292), »und mit ihm seine Kenntniss von zwanzig Sprachen, die Quintessenz der Weltgeschichte und eine Menge Geschichtchen. Fallait-il tant étudier pour mourir au bout de quatre-vingts ans?« Aber er hat ihn auch als »den gelehrtesten Mann Berlins, als das Repertorium des gesammten gelehrten Deutschlands, als ein wahres Magazin der Wissenschaften« bezeichnet[2].

---

[1] »Il avouera, voyant cette figure immense,
Que la matière pense«,
hat Friedrich der Grosse auf ihn gedichtet (Œuvres XXI p. 42).

[2] Um das Andenken La Croze's hat sich C. St. Jordan, sein Schüler, besonders verdient gemacht, s. seine Hist. de la vie et des ouvrages de M. La Croze, Amsterd. 1741, und den aus seiner Bibliothek von Uhlius edirten Thesaurus epistol. Lacrozianus, 3 Bde., Leipzig 1742 ff. Formey hat ihm ein Eloge geschrieben (in der zu Lyon von ihm erschienenen Elogen-Sammlung) und in den »Souvenirs d'un citoyen« (1. T. 1789 p. 57 ff.) ihm einen Nachruf in seiner anmaassenden und inferioren Weise gewidmet. Der reichhaltige Briefwechsel zwischen La Croze und

Neben diesen bedeutenden Männern standen in der Colonie Charles Ancillon, Naudé, Chauvin, d'Angicour u. A. Sie waren in verschiedenen Ämtern thätig[1] und — mit Ausnahme des tüchtigen Cartesianers Chauvin und des geschätzten Mathematikers Naudé — wissenschaftlich nicht eben hervorragend; aber man hatte sie in die Societät aufgenommen, weil sie Vertreter der höheren und allgemeineren Bildung waren, die aus Frankreich herübergekommen war. In der Wirksamkeit für die Akademie wurden sie Alle von ihrem Landsmann Cuneau, dem Archivrath und Diplomaten, übertroffen. Obgleich er für die Societät nur eine einzige mathematische Abhandlung geschrieben hat, so bezeugt ihm doch der Hofprediger Jablonski[2]: »Dieser ist fast die Seele und Bewegung nicht nur seiner Classis, sondern auch der ganzen Societät gewesen, welcher in allen wichtigen Dingen auch die Societät bei Hofe zu vertreten den meisten Nachdruck zu geben gewusst[3]«. Die französische Litteratur, »welche die allgemeine europäische war«, hatte in Berlin einen fruchtbaren Boden gefunden, auf dem sie durch Verschmelzung mit dem protestantischen Princip und den Anforderungen eines kräftigen protestantischen Gemeinwesens eine eigenthümliche Bedeutung gewann[4].

Aber in die inneren Fragen, die den deutschen Geist damals beschäftigten, drangen jene Franzosen nicht ein; die »europäische« Litteratur nahm an ihnen keinen Antheil, und auch Leibniz erkannte ihre Tiefe nicht. Was man mit dem abschätzigen Namen »Pietistische Bewegung« bezeichnete, barg, trotz seiner kümmerlichen Aussenseite,

Leibniz wird in der K. Bibliothek zu Hannover aufbewahrt. Der bedeutendste Schüler von La Croze war Paul Ernst Jablonski († 1757), der Sohn des Hofpredigers. Seine ägyptisch-biblischen Studien, seine Untersuchung de lingua Lycaonica, seine Vertheidigung des Nestorianismus waren Arbeiten von hervorragender Bedeutung.

[1] Ancillon, ein einflussreicher, aber unbedeutender Staatsmann und mässiger politischer und historischer Schriftsteller, war Legationsrath und Juge Supérieur in der Kolonie; er gehörte zu den regelmässigen Correspondenten von Leibniz in Sachen der Societät. Naudé war Professor der Mathematik (er hat der Societät zwei Abhandlungen geliefert und mit Leibniz wissenschaftlich correspondirt), Chauvin Professor der Philosophie am französischen Collegium (er gehörte, wie Naudé, zu jenen Theologen des Zeitalters, die mit dem Interesse für die Philosophie eine starke Neigung zur Physik oder Mathematik verbanden, und ist Verfasser eines bedeutenden philosophischen Wörterbuchs). Angicour war Secretär des Königs.

[2] Brief an Leibniz vom 11. Januar 1716 nach dem Tode Cuneau's (Hannov. Bibliothek).

[3] Leibniz hat mit ihm auch über wissenschaftliche Fragen correspondirt, s. den Briefwechsel in Hannover.

[4] Von einer Bevorzugung der Franzosen in der Societät in den ersten Decennien kann keine Rede sein; es wurden weit mehr unbedeutende Deutsche aufgenommen.

in Wahrheit das wichtigste Element des geistigen Fortschritts in sich und hatte eine ungleich höhere Bedeutung als die fruchtlosen Versuche protestantisch-katholischer Unionen. »Aus der Tiefe der lutherischen Theologie und der damit zusammenhängenden Weltansicht erhoben sich neue Tendenzen, zwar im Widerspruch mit den gerade vorwaltenden Systemen, aber auf ihrem Grunde beruhend[1].« Wie sie einerseits die Kirchen der Reformation zu reformiren begannen und sich mit den neuen Theorieen verschmolzen, die über Staat und Gesellschaft im Gegensatz zur mittelalterlichen Ordnung der Dinge aufgestellt und durchgeführt wurden, so waren sie andererseits die Vorbedingung für die Entwicklung jener geistigen Freiheit und jenes inneren Reichthums, wie sie in der klassischen Zeit des deutschen Geistes errungen worden sind. Der brandenburgische Staat war in der Stiftung der Universität Halle auf sie eingegangen, ja hatte sie in seine Fundamente aufgenommen, und Berlin besass den Mann, der sie erweckt hatte und in den Schranken einer fruchtbaren Entwicklung hielt. Aber vergebens sucht man den Namen Philipp Spener's in dem Album der Societät, der in ihren Acten einige Male mit Hochschätzung genannt wird. Warum er fehlt, bleibt ebenso räthselhaft wie das Fehlen Lenfant's und Beausobre's. Sein Schüler und Freund, August Hermann Francke, wurde bald nach der Stiftung zum auswärtigen Mitglied erwählt, und nicht der Geist der Orthodoxie, sondern ein milder Geist lebte in der Societät, sofern sie sich christlich-civilisatorische Aufgaben stellte und soweit sie theologische Fragen streifte. Aber Spener galt vielleicht der Societät als ein zu enger Deutscher — denn als Lutheraner gehörte er nicht zu einer »europäischen« Kirche —, und umgekehrt mag ihm die Societät als eine seiner Eigenart fremde Einrichtung erschienen sein[2].

[1] Ranke, a. a. O. S. 453.

[2] Im Stiftungsjahr der Societät erschien das bahnbrechende historische Werk des deutschen Pietismus, die unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie Gottfried Arnold's, welche Thomasius in Halle »nach der H. Schrift für das beste und nützlichste Buch in hoc scribendi genere« erklärte, während die Orthodoxen es als das schädlichste Buch seit Christi Geburt bezeichneten. (Eine Anzeige von Leibniz steht in dem »Monatlichen Auszug aus allerhand neu herausgegebenen Büchern«.) Arnold ist nie Mitglied der Societät geworden, wohl aber wurde er als Prediger in Allstedt Königlich Preussischer Historiograph (27. Januar 1702); s. Dibelius, G. Arnold (1873) S. 119 f. 129 f. 161 f. 229 ff. 241 ff. Es war eine eigenthümliche Fügung, dass Arnold das Amt erhielt, das einst Pufendorf bekleidet hatte; denn dieser ist der erste gewesen, der auf eine unparteiische Kirchengeschichtsschreibung gedrungen hat (vergl. den von E. Gigas herausgegebenen Briefwechsel zwischen Pufendorf und Thomasius. Historische Bibliothek, 2. Bd. 1897).

Das berlinische Haupt der Societät dagegen, der Hofprediger D. E. Jablonski (1660–1741), war durch Geburt, Schicksal und Neigung ein »europäischer« Theologe und als solcher wohl berufen, in Leibnizens Abwesenheit die Societät zu leiten. Sein ökumenischer Protestantismus, dem alle nationalen Ecken und Kanten fehlten, war ein Erbtheil seines Heimathlandes und seines Grossvaters. Jablonski stammte aus der Unität der böhmischen Brüder und war ein Enkel des Amos Comenius. Die religiöse Toleranz bei allem Ernst in der Vertheidigung des eigenen Glaubens, die Richtung auf das, was allen Protestanten gemeinsam ist, das unermüdliche Streben, sie zu einigen und die Bedrängten zu schützen, die praktische Haltung in der Religion — alles Ideale, die den quietistischen und auf sich beschränkten Lutheranern damals erst langsam aufgingen — waren dem Enkel des Comenius von frühester Jugend an gleichsam etwas Selbstverständliches. In die pietistischen Streitigkeiten mischte er sich nicht — ihm waren sie längst entschieden. Dass hier im deutschen Geiste etwas Verborgenes nach Freiheit rang, was auch die Reformirten noch nicht besassen, ahnte er als Slave nicht. Mit der gründlichsten Kenntniss der reformirten Kirchen anderer Länder und der englischen Staatskirche, die er besonders schätzte, und mit einer trefflichen theologischen Ausbildung verband er die sicherste Einsicht, dass alles Denken und Reden auch in der Kirche unfruchtbar bleibt, wenn es nicht zur That treibt. Nach kurzem Wirken in Magdeburg, Lissa und Königsberg wurde er im Jahre 1693 nach Berlin als Hofprediger berufen. In diesem Amt hat er 48 Jahre unter drei preussischen Königen gestanden und 41 Jahre der Societät angehört, deren Mitstifter er, Pläne seines Grossvaters verwirklichend, gewesen ist. Wie er in dieser Zeit den hervorragendsten Antheil an der preussischen Kirchenpolitik gehabt hat, die so eng mit der Politik des Staates verbunden war, so war er auch neben Leibniz, dem Haupte, und Cuneau, dem kundigen Geschäftsführer, der Leiter der Societät, zuletzt auch ihr wirklicher Präsident (seit 1733). Weder durch glänzende Gaben noch durch bahnbrechende Leistungen ausgezeichnet[1], war er den Franzosen durch die Weite und Umsicht seines Blickes und seine reichen encyklopädischen Kenntnisse ebenbürtig und über-

[1] Doch gilt seine Ausgabe des Alten Testaments als eine tüchtige Leistung, die auf selbständigen textkritischen Studien beruht. Aus einer von ihm gegebenen Anregung stammt die Berliner Ausgabe des babylonischen Talmuds. Seine Briefe zeigen, dass er der Entwicklung der klassischen Philologie in England folgte und für geschichtliche, geographische und auch juristische Fragen sich interessirte.

traf sie durch sein ungewöhnliches praktisches Geschick und durch die Ausdauer, mit der er einmal gefasste Pläne verfolgte. Ein rechtschaffener Mann, war er nicht fremd in der Welt der Politik, vielmehr ein kluger und in der Regel gewandter Geschäftsträger, hie und da auch geneigt, verborgene Wege zu gehen[1], und nicht immer so freimüthig und zuverlässig, wie es dem Deutschen geziemt. Obgleich nicht herrschsüchtig, machte es der stille, aber überall thätige Mann kräftigen Talenten in der Societät doch schwer, neben ihm aufzukommen, und besass weder Neigung noch Geschick, wissenschaftliche Arbeiten anzuregen, die Jüngeren zu ermuntern, den Älteren freie Bahn zu machen und die Gelehrtenrepublik wirklich als Republik zu leiten. Verdiente Mitglieder der Societät haben sein Wirken nicht selten als Druck und Bevormundung empfunden. Seine letzten Ziele waren überall nicht wissenschaftliche im strengen Sinne des Wortes, sondern, neben der nie rastenden Sorge für den Protestantismus im slavischen und ungarischen Gebiete, allgemein protestantische und civilisatorisch-pädagogische. Ihnen sollte auch die Societät dienen, die er durch die schwersten Tage — unter Friedrich Wilhelm I. — hindurchgerettet hat, der er aber höheres Leben einzuhauchen nicht fähig war. In der That — ihm, neben Leibniz, verdankt die Societät ihre Stiftung und ihm, nach Leibnizens Tode, ihre Erhaltung. Sie wäre untergegangen, wenn sie nicht diesen auch bei Friedrich Wilhelm hochangesehenen, ausdauernden und — wenn es sein musste — gefügigen und schmiegsamen Mann besessen hätte[2].

Neben ihm und ihm unbedingt ergeben, stand sein Bruder Johann Theodor als Secretar der Societät. Er ist bereits oben charakterisirt worden. Er war im Stande, der Wissenschaft gleichsam als Buchhalter zu folgen, ohne je ein tiefer gehendes Interesse für sie zu verrathen. Der Societät hat er durch seine Gewissenhaftigkeit

[1] Aus der Clement'schen Affaire ist er nicht tadellos hervorgegangen; sie hat ihm zeitweilige Suspension und ein halbes Jahr Untersuchungshaft eingetragen, auch musste er sich zu einer sehr demüthigenden Abbitte bequemen. Doch erlangte er bald das Vertrauen seines Königs wieder.

[2] Einen Theil des Briefwechsels zwischen Jablonski und Leibniz hat Kapp im Jahre 1745 (Kappens Sammlung u. s. w., Leipzig) auf Grund der Originalien herausgegeben, die ihm Jordan übermittelte, der sie von dem jüngeren Kirch, dem Astronomen, erhalten hatte. Die anderen in Hannover liegenden Briefe hat Kvacsala in den Acta et Comment. Imp. Univ. Jurievensis veröffentlicht (1897, s. ebendort 1896 Nr. 1 einen Vortrag Kvacsala's über Jablonski). Vergl. die Artikel über Jablonski von Kleinert in Herzog's Theol. Real-Encyklop. Bd. 6² S. 428 ff. und von R. Schwarze in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 13 S. 523 ff.

und Ordnungsliebe unschätzbare Dienste geleistet; aber ein bedeutenderer Mann, vor allem ein wirklicher Gelehrter, wäre an dieser Stelle sehr nöthig gewesen, und seine trockene, geschäftsmässige Art, sowie sein bureaukratisches Regime veranlassten manches treffliche Mitglied der Societät, sich von der gemeinsamen Arbeit möglichst zurückzuziehen[1].

Gottfried Kirch und Johann Leonhard Frisch leisteten die Arbeit. Kirch, der 61 Jahre alt aus Guben an die Societät berufen wurde, ein Schüler Erhard Weigel's, war der hervorragendste Astronom, den Deutschland damals besass. Er musste in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts seine Beobachtungen auf einer Privat-Sternwarte machen; nur wenige Jahre war es ihm vergönnt, das Observatorium der Societät zu benutzen; denn er starb — durch Kränklichkeit oft am Arbeiten gehindert — bereits am 25. Juli 1710. Seine Kalender waren der Zuverlässigkeit ihrer astronomischen Angaben wegen geschätzt; ihm verdankt es die Societät, dass sie ihr Monopol wirklich ausnützen konnte. Die grosse Sammlung von Beobachtungen aber, die er in mehreren Quartanten veröffentlichen wollte, fand auch nach seinem Tode keinen Verleger; so ist nur Einzelnes von ihm verstreut gedruckt worden. Mit der Beobachtung der Kometen wird sein Name dauernd verbunden bleiben, und auch den Sonnenflecken und den veränderlichen Sternen wandte er ein besonderes Interesse zu. Unterstützt wurde er dabei von seiner Frau Maria Margareta und von einem jüngeren Astronomen Johann Heinrich Hoffmann († 1718), den die Societät ihm beigab[2].

[1] Als Johann Theodor Jablonski am 28. April 1731 starb, dichtete Noltenius auf ihn folgende Grabschrift:

»Gottesfurcht, ohn Heuchelei,
Wissenschaft, ohn Prahlerei,
Liebes Werke, im Verborgen,
Klugheit, ohne eitle Sorgen,
Redlichkeit, die Probe hält,
Ernst, der nicht beschwerlich fällt,
Manches Leid, doch ohne Klagen,
Grossmuth, die nicht kann verzagen,
Und was sonst die Welt nicht kannt',
Lieget hier verscharrt im Sand.«

[2] Auch dieser observirte — seit 1705 —, bis das Societätsgebäude fertig war, auf einer Privat-Sternwarte, der des Barons von Kroseck (Krosick), s. seinen Brief an Leibniz vom 3. August 1705 (Hannov. Bibl.) und den Brief des Secretars an Leibniz vom 25. August 1705 (a. a. O.). Er klagt übrigens: »Wann mich die Societät nur etwas besser wegen meinen Salarii bedenken wollte«. Er musste Nebenbeschäftigungen suchen und konnte daher nicht soviel wie nöthig zum Besten der Societät observiren.

Maria Margareta Kirch (1670–1720) entdeckte den Kometen von 1702, besorgte einen grossen Theil des Kalenderwerks, correspondirte mit Leibniz, dem sie ihre Beobachtungen schickte, und ist sogar mehrmals als astronomische Schriftstellerin (Über die bevorstehende Conjunction von Jupiter und Saturn 1712) aufgetreten[1].

Der rüstigste und fruchtbarste Arbeiter, den die Societät seit 1706 besass, war der aus Sulzbach stammende Johann Leonhard Frisch (1666–1743; Lehrer am grauen Kloster; 1708 Conrector, 1727 Rector; 1731 Director der Classis hist.-Germanica der Societät). Leibnizens Vertrauen geniessend, nahm er sich ihn voll Verehrung zum Vorbild, arbeitete zum Theil nach seinen Rathschlägen und erwarb sich in unermüdlichem Streben eine ähnliche Vielseitigkeit und praktische Tüchtigkeit. Der vielbeschäftigte Pädagog und geschätzte Schulschriftsteller fand zu Allem Zeit, was ihn interessirte, widmete einen grossen Theil seiner Kraft der Societät und griff nichts an, ohne es zu fördern. Er hat das Seidenwerk mit höchstem Fleiss eingerichtet und geleitet und blieb ihm treu, auch als ihn die Societät — die Jablonski's wollten ihm nicht wohl — ziemlich schnöde behandelte (s. u.). Aus dieser Arbeit ging eine Schrift über den Seidenbau (1713) hervor, der umfassende, auf scharfen Beobachtungen ruhende Studien über die Insecten und Parasiten folgten. Neben dem grossen Werk über »allerlei Insecten«, zu dem er selbst die Abbildungen zeichnete, hat er eine noch umfangreichere Publication über die deutschen Vögel begonnen; die Zuverlässigkeit der nur etwas steifen Zeichnungen hat Cuvier gerühmt (très-exactes, sans être élégantes). Daneben trieb er gründliche slavische Studien; seine grösste Bedeutung liegt aber auf dem Gebiete der deutschen Lexikographie und Dialektforschung. Hier folgte er den von Schottel und Leibniz gegebenen bahnbrechenden Winken und gab nach mehr als dreissigjährigen Vorstudien — auch

[1] Auch die Kinder von Kirch widmeten sich der Astronomie. Der Sohn Christfried (1694–1740) erhielt im Jahre 1717 die Stelle seines Vaters an der Societät und hat seine zahlreichen Beobachtungen in den Abhandlungen der Akademie niedergelegt. Die Tochter Christine (1696–1782) wirkte zuerst mit ihrem Bruder zusammen und hat später bis zum höchsten Alter im Dienst und Auftrage der Societät die Kalender für Schlesien hergestellt (über ihre besonders ehrenvolle Verabschiedung s. das nächste Buch). — Ein Theil des Briefwechsels von Leibniz mit dem Ehepaare Kirch befindet sich in Hannover, s. Bodemann, Briefwechsel S. 113. 102 (daselbst auch vier Briefe von J. H. Hoffmann an Leibniz, s. Bodemann S. 93), ein anderer auf der Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. Beide habe ich eingesehen. Leibnizens Urtheil über die Frau Kirch s. im Urkundenband Nr. 60.

über die Vocabula Marchica — ein deutsch-lateinisches Wörterbuch (1741) heraus, dessen Stärke in dem deutschen Theil liegt und das in der Geschichte der deutschen Lexikographie eine der vornehmsten Stellen behauptet — Grimm hat es das erste gelehrte deutsche Wörterbuch genannt und es als nicht veraltet bezeichnet. Er allein erfüllte die Aufgabe der »teutsch-gesinnten Societät«, die der Kurfürst gestellt hatte; denn die beiden Jablonski's, die sich auch an der deutschen Sprache versucht haben, vermochten als Ausländer nicht, in sie einzudringen, und gaben Proben ihrer Studien, die besser unterblieben wären. Endlich — auch im Chemisch-Technischen versuchte sich Frisch, und es gelang ihm, die Fabrication des eben von Dippel entdeckten Berliner Blaus so erheblich zu verbessern, dass er bedeutenden Nutzen aus dieser Erfindung ziehen konnte[1].

Neben Frisch sind unter den Deutschen noch der gelehrte Antiquar und Bibliothekar an der Spanheim'schen Bibliothek J. C. Schott († 1718), der sich namentlich mit Münzkunde beschäftigte, und der junge Spener (der Sohn Philipp's), der als Zoologe geschätzt war und eine bedeutende Sammlung besass (er starb schon 1714), zu nennen. Eine gewisse Rolle muss auch am Anfang der Ober-Ingenieur Beer und der erste Leibarzt des Königs, Krug von Nidda, gespielt haben; doch ist Näheres nicht bekannt[2]. Die übrigen Mitglieder — Hofprediger, Leibärzte, Architekten — dürfen übergangen werden, nach Leibnizens Regel, man solle Mitglieder, die nichts für die Societät thun, unbeachtet lassen. Indessen sei angemerkt, dass unter den Mitgliedern auch der Ober-Schloss-Bau-

[1] Den Briefwechsel von Leibniz und Frisch (Hannov. Bibl.) hat L. H. Fischer (1896) in der »Brandenburgia« herausgegeben (2. Band) und ein anziehendes Lebensbild von Frisch dabei entworfen, s. auch Eckstein in der Allg. Deutschen Biographie 8. Band S. 93 ff. und Geiger, Berlin 1688—1840 1. Band 1892 S. 140 ff. Über das »Berliner Blau« s. Fischer, a. a. O. S. 54 f. Frisch kam darum ein, seine Farbe mit Approbation der Societät der Wissenschaften und der Akademie der Künste verkaufen lassen zu dürfen, um sie gegen werthlose Nachahmungen zu schützen, s. seine Briefe an Leibniz vom 25. August (Fischer, S. 20) und vom 28. September 1709 (S. 21 f.) u. ff.

[2] Der in dem ersten Entwurf der Berliner an den Kurfürsten (s. oben S. 73) und in dem Vorschlag an Leibniz vom 15. März 1701 als Mitglied in's Auge gefasste Leibarzt Bernhard Albinus findet sich im Album der Societät nicht; denn, wie der Hofprediger am 18. Juni 1701 an Leibniz schreibt (Hannov. Bibl.): »Herr Albinus hat wenige Neigung zur Societät verspüren lassen. Man wird ihm kein Diploma zuschicken, bis zuerst mit ihm geredet worden, und man versichert sei, dass er's annehmen wolle«. Dieser namhafte Anatom folgte schon 1702 einem Rufe nach Leiden und wurde der Stammvater eines berühmten Anatomengeschlechts an den niederländischen Universitäten.

director Schlüter aufgeführt wird[1]. Ein Missgriff war es, dass der Rittmeister C. H. Oelven aufgenommen wurde. Er sollte der Societät schwere Tage bereiten[2].

Zusammengehalten wurde die Societät, deren Mitglieder sich im socialen Leben zum Theil sehr fern standen, durch Leibniz. Die Pflicht, die er in seiner Bestallung übernommen hatte, mit der So-

[1] In den Acten der Societät kommt Schlüter meiner Erinnerung nach nur einmal vor, nämlich in einem Brief des Secretars an Leibniz vom 26. September 1705: »Wegen des Eck-Pavillons ist noch nichts geschehen, weil ... der Herr von Schlüter die meiste Zeit abwesend gewesen, weiss man also nicht, wie man damit noch auskommen werde«. Schlüter ist übrigens nur kurze Zeit Mitglied der Societät gewesen; denn die Münzthurm-Katastrophe, in deren Folge er Berlin verlassen hat, trat bereits im Jahre 1706 ein, s. Adler, Aus Andreas Schlüter's Leben, in der Ztschr. f. Bauwesen (1863) S. 13 ff. S. 383 ff. Wie gross der Antheil gewesen ist, den Schlüter an dem Bau des Observatorium-Thurms gehabt hat, ist leider aus den Societätsacten nicht zu ersehen. Der Entwurf, nach welchem gebaut worden ist, ist vom Hofbaumeister Grünberg, dem auch die Ausführung übertragen war.

[2] Nach dem Fasc. »Ernennungen« im Akademischen Archiv (s. auch die von der Societät herausgegebenen Adress-Kalender; auf dem Geh. Staatsarchiv befinden sich die von 1704 und 1706 ff.) sind zu den sechs Mitgliedern, die den Grundstock bildeten (die Jablonski's, Rabener, Cuneau und Kirch), im Jahre 1701 41 Mitglieder (einheimische und auswärtige), im Jahre 1702, 1703, 1709 und 1710 je 4, im Jahre 1704 und 1708 je 3, im Jahre 1706 6 und im Jahre 1707 8 Mitglieder aufgenommen worden (im Jahre 1705 fand keine Aufnahme statt). Nach dem Kalender für 1704 waren es im Jahre 1703 ausser Leibniz 22 Berliner Mitglieder, im Jahre 1705 nur 19. Im Jahre 1707 waren es 20 einheimische und 32 auswärtige; im Jahre 1711 betrug die Zahl der Einheimischen und Auswärtigen zusammen 80. Factor und Buchhändler der Societät war Papen. — Unter den auswärtigen Mitgliedern der Societät aus ihrem ersten Jahrzehnt seien genannt: der bedeutende Orientalist Acoluthus in Breslau (er sollte nach Berlin gezogen werden, aber die Societät weigerte sich, zu seinem Gehalt etwas beizutragen, um kein Präjudiz zu schaffen, s. die Briefe D. E. Jablonski's an Leibniz vom 19. Februar und 5. März 1701 [in Kappens Sammlung] und vom 23. August 1701 [Hannov. Bibl.] — Acoluthus' Hypothese, das Ägyptische und Armenische seien verwandte Sprachen, hielt Leibniz für unwahrscheinlich —), Basnage im Haag, die beiden Bernoulli in Basel und Groningen, Chamberlaine in London, H. A. Francke in Halle, Gothofredus in Leipzig, Hartsoeker in Düsseldorf, Heineccius in Halle, der berühmte Arzt Friedrich Hoffmann in Halle (kurze Zeit einheimisches Mitglied in Berlin), Caspar Neumann in Breslau — der Lehrer und väterliche Freund Chr. Wolff's, ein sehr vielseitiger, gründlicher Gelehrter, einer der ersten, der bevölkerungsstatistische Untersuchungen unternommen und angeregt hat, s. Leibnizens Brief an den Secretär Jablonski Nr. 10 in den Abh. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1897 und Kappens Sammlung S. 2 f. —, der Astronom Reiher in Kiel, der Abt J. A. Schmid in Marienthal, Varignon in Paris und Ch. Wolff in Halle. Mit allen diesen Gelehrten hat Leibniz correspondirt.

Der erste formelle Vorschlag, den die Berliner Freunde, welche den Grundstock der Societät bildeten, am 15. März 1701 Leibniz unterbreiteten, umfasste 18 Einheimische und 12 Auswärtige (s. den Brief des Secretars an Leibniz von diesem Datum in dem Briefwechsel, Abh. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1897 Nr. 7).

cietät zu correspondiren, hat er in den Jahren 1700–1710 in gewissenhaftester Weise erfüllt und ist ausserdem, so oft er konnte, auf Monate nach Berlin gekommen. Da Leibniz die Briefe, die er erhielt, sorgsam aufbewahrte, und ein grosser Theil derselben noch jetzt auf der Königlichen Bibliothek zu Hannover erhalten ist, so sind wir in den Stand gesetzt, seine Correspondenz mit Berlin ziemlich vollständig zu überschauen[1]. Er correspondirte mit der Königin Sophie Charlotte, später auch mit Sophie Dorothea, ferner regelmässig mit dem Secretar J. Th. Jablonski[2], mit dem Hofprediger Jablonski, mit Cuneau, Ancillon, La Croze und Frisch; dazu kommen mehrere Briefe an die Hof- und Staatsmänner von Wedel, von Fuchs, Graf von Wartenberg, von Ilgen, von Spanheim, von Tettau, von Hamrath und von Printzen u. A. Endlich hat er auch zahlreiche Briefe mit der vertrauten Freundin der Königin, der Hofdame von Pöllnitz, mit Kirch, dessen Gattin, dem Astronomen Hoffmann, dem Seidenbauer Otto und dem Buchhändler Papen gewechselt. Man kann die Anzahl der Briefe, die von Berlin aus an Leibniz bis 1716 gerichtet worden sind — in den letzten Jahren wurde die Correspondenz schwächer — auf mindestens 5–600 berechnen, und nicht viel geringer kann die Summe der Antwortschreiben gewesen sein. Die meisten dieser Briefe handeln von der Societät oder gehen auf wissenschaftliche Fragen ein, die für die Societät bez. für die einzelnen Gelehrten in ihr von Wichtigkeit waren. So ist Leibniz, wenigstens bis zum Ende des Jahres 1710, nicht nur nominell, sondern wirklich der das Äussere und Innere leitende Präsident der Societät gewesen.

2.

Am 18. Januar 1701 setzte sich Friedrich in Königsberg die Königskrone auf's Haupt. Leibniz begrüsste dieses Ereigniss mit hoher Freude. In Briefen an den Grafen von Wartenberg und Spanheim sprach er sie aus und schlug jenem eine neue Devise für das

[1] Seine eigenen Briefe sind leider nur zum kleinsten Theil erhalten, da er nur für wichtige Schreiben ein Concept zu machen pflegte.

[2] In der Zeit vom November 1700 bis Ende 1710 hat Jablonski 125 Berichte an Leibniz gesandt. Davon sind 120 in dem Diarium verzeichnet, welches Jablonski führte und welches sich noch in dem Akad. Archiv befindet. Erhalten sind uns 111 dieser Briefe (der grösste Theil in Hannover, einige dort sich nicht findende in Kappens Sammlung). Vergl. den Abdruck in den Abh. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1897.

Haus Hohenzollern vor[1]. Auch in der Publicistik war er thätig, die Bedeutung der neuen Krone an's Licht zu stellen und auf Bücher und Schriften, die im preussischen Interesse erschienen, aufmerksam zu machen. Sein »Auszug verschiedener, die neue preussische Krone angehender Schriften« (Juli und August 1701) beginnt mit einer Vorrede, in der er Folgendes schreibt[2]: »Die Aufrichtung des neuen preussischen Königreichs ist eine der grössten Begebenheiten dieser Zeit, so nicht, wie andere, auf wenige Jahre ihre Wirkung erstrecket, sondern etwas nicht weniger Beständiges als Vortreffliches herfürgebracht. Sie ist eine Zierde des neuen Säculi, so sich mit dieser Erhöhung des Hauses Brandenburg angefangen und ihm mit einem so herrlichen Eingange sich gleichsam zu dauerhaftem Glück — Gott gebe beständigst — verbindet«. Die lateinische Gratulationsepistel der Societät an den König hat er abgefasst[3]; er sah voraus, dass die Königskrone dem Protestantismus, dem Deutschen Reich und der Akademie[4] zu Gute kommen werde.

Mit grossen Hoffnungen freilich hatte Leibniz Berlin nicht verlassen. »Man wird vielleicht verspüret haben, dass nach meiner Abwesenheit auch mich betreffend eine Kaltsinnigkeit sich erzeiget«, schrieb er am 31. December 1700 an den Hofprediger (Hannov. Bibl.) —; »bitte derowegen umb sincere Nachricht«; »aber«, fügt er muthig hinzu, »ich achte es deswegen nicht, weil wir solche Sachen haben, dass wir die Leute zu Estime zwingen können«. Die »Büchertaxe«, als Privileg der Societät, betrieb er eifrig, aber umsonst. »Bitte also ohne Bedenken, die Expedition möglichst zu befördern, damit der Effect schon vor Ostern da sei. Die Societät hat es wohl von Nöthen; es war bei meiner Anwesenheit eine ausgemachte Sach und wäre erfolgt, wenn ich etwa 14 Tage dagewesen. Man lasse sich durch Besorgnisse und einige böse Dispositiones bei Hof nicht schrecken; qui se fait brebis, le loup le mange.«

In den ersten sechs Monaten des neuen Jahres betrieb die Societät vor allem die Aufnahme der einheimischen und auswärtigen Mitglieder, die Vorbereitungen zur Eröffnung, den Bau des Observatoriums und die Kalendersache. Immer hoffte man noch, am

[1] Siehe die Briefe vom 11. Januar und 20. Februar 1701, auch den undatirten an Spanheim vom Jahre 1703 (Hannov. Bibliothek). Als Devise schlägt er vor: »Un canon d'artillerie et en éloignement les machines dont les anciens se servaient pour rompre les murailles, avec ce mot: »Ultra majores«.

[2] Siehe Guhrauer, Leibnitz's Deutsche Schriften, 2. Bd. S. 300 f.

[3] Siehe den Urkundenband Nr. 61.

[4] In dem Brief an von Wartenberg vom 11. Januar gedenkt er ihrer.

Geburtstage des Königs die Societät wirklich einrichten zu können, »damit sie an dem Tage, an welchem sie vorigen Jahres empfangen worden, nun auch geboren würde[1]«. Allein man hoffte vergeblich. So musste man sich damit begnügen, wenigstens die Diplome für alle Mitglieder auf einen Tag, eben den Geburtstag des Königs, auszufertigen. Diese selbst wurden nach einem von Leibniz corrigirten Concepte der Societät (als Vorbild diente das Pariser Diplom) hergestellt[2]. Ohne sein Vorwissen ist am Anfang kein Mitglied aufgenommen worden; eifrig correspondirte man über sie, und nicht alle Vorschläge des Präsidenten wurden acceptirt. Von einer Bevorzugung welfischer oder französischer Gelehrten durch diesen kann keine Rede sein, ja man wundert sich, wie spärlich ihre Anzahl gewesen ist[3].

[1] Der Hofprediger an Leibniz, 18. Juni 1701 (Hannov. Bibl.).

[2] Siehe Urkundenband Nr. 62. Man entschied sich zunächst für die deutsche Sprache, s. des Secretars Brief an Leibniz vom 15. Februar (Abh. d. Preuss. Akad. d. Wiss. 1897 Nr. 5).

[3] Die Verhandlungen über die Aufnahme von Mitgliedern finden sich in der Correspondenz mit dem Hofprediger vom 31. December 1700 (Hannov. Bibl.), 13. Januar, 19. Februar, 5. März und 16. April 1701 (Kappens Sammlung) und in der Correspondenz mit dem Secretar, die in den Abh. d. Preuss. Akad. d. Wiss. 1897 abgedruckt ist (s. Nr. 4–17); ich citire diese Correspondenz im Folgenden nach den Nummern unter Secr.-Leibn. An Leibniz pflegten die Gewählten ihre Dankesbriefe zu richten, s. z. B. den Brief vom Mediciner F. Hoffmann in Halle vom 8. November 1701 (Hannov. Bibl.) oder den von Naudé vom 18. April 1701. (Der in Hannover befindliche Briefwechsel mit ihm enthält manche mathematisch wichtige Partieen; auch bittet Naudé Leibniz, seine treffliche Prüfung des Locke'schen Werkes »Upon human understanding« herauszugeben [6. October 1706]; in dem Dankschreiben für die Annahme sagt Naudé, um seiner Harthörigkeit willen könne er eigentlich die Ehre nicht annehmen; »cependant je reçois à grand honneur cette proposition«.) Als der jüngere Naudé aufgenommen wurde, dankte er in einem ebenso entzückten wie demüthigen Schreiben Leibniz (Brief vom 30. November 1711; Hannov. Bibl.). Der treffliche Theologe und Statistiker Caspar Neumann in Breslau schreibt (23. Februar 1707, Hannov. Bibl.): »Nehme mir aber dabei Erlaubniss zu sagen, es sei die Ehre, so die hochlöbliche K. Societät meiner Wenigkeit hat zudenken wollen, beides zu gross und auch zu spät; denn in meinen Jahren will es schon Abend werden und der Tag hat sich geneiget. Im Übrigen occupirt mich mein Amt dermaassen, dass ich Curiosa und Nova, wie sie eine solche Societät wird verlangen, nur als ein klein Neben-Werk gar selten fürzunehmen vermag. Zudem ich weiss noch nicht, was eigentlich die Leges dieser vornehmen Societät sein werden. Ich kenne auch zur Zeit keinen einzigen von den Herrn Collegen«. Er erklärt weiter, er könne nicht nach Berlin kommen; denn er könne sich von seiner Kirche nicht entfernen; dagegen sei er bereit, etwas von seinen statistischen Arbeiten in den Societäts-Werken zu ediren, wenn solche erscheinen werden. In dem Briefe vom 13. Juli 1707 kommt er noch einmal auf seine Aufnahme und sieht sie als ein hohes Glück an, das er einzig Leibniz verdanke. Unter Leibnizens Papieren fand sich (Kappens Sammlung S. 2 f.) ein Brief von Neumann, den man zu den grundlegenden

Für die Convente suchte man im Februar ein Gemach im Rathhaus zu bekommen, erhielt es aber nicht; so kam man zwanglos — wöchentliche Sitzungen wurden beschlossen, scheinen aber nicht streng eingehalten worden zu sein — in den Wohnungen der leitenden Mitglieder zusammen, bis am 7. December 1701 durch königliche Anordnung der Societät die Marine-Commissionsstube im Collegien-Haus in der Brüderstrasse eingeräumt wurde. In dieses Haus sollte auch die grosse Spanheim'sche Bibliothek, die der König angekauft hatte, gebracht werden[1]. Das Wichtigste war nach Aufnahme zahlreicher Mitglieder in Berlin, die Societät zu formiren und die Pflichten und Rechte der Mitglieder festzusetzen. Hier traf man leider Bestimmungen, die die Wirksamkeit der Societät lähmen und den Keim zu Unzufriedenheit und Eifersucht legen mussten. Man konnte sich nicht entschliessen, alle Einheimischen als vollberechtigte Mitglieder aufzunehmen, schuf vielmehr solche erster und zweiter Klasse. Nur das Concilium (auch Consilium genannt) sollte die inneren und äusseren Angelegenheiten der Societät leiten; die übrigen, d. h. die grosse Mehrzahl, sollten lediglich wissenschaftliche Mitarbeiter sein, ohne Einfluss auf den Gang der Geschäfte. Nicht einmal die General-Instruction bekamen sie zu Gesicht; es sollte vielmehr nur ein kurzer Auszug für sie ausgearbeitet werden. Bei den »ausserordentlichen« Sitzungen sollten sie nicht zugegen sein, sondern nur zu den ordentlichen wissenschaftlichen hinzugezogen werden. Die ganze ökonomische Lage der Societät blieb ihnen verborgen, und die Anregung zu Unternehmungen konnte niemals von ihnen ausgehen. Diese Organisation ist in den Briefen zwischen Leibniz und den Jablonski's festgestellt worden[2]; sie ist vielleicht eine Nothwendigkeit gewesen: man durfte der grossen Menge von Mitgliedern nicht sofort die Geschäfte einer noch werdenden Anstalt ausliefern; aber sie schuf in Wahrheit eine unbeschränkte Oligarchie der Concils-

Urkunden der Entstehungsgeschichte der Bevölkerungsstatistik rechnen darf (s. Urkundenband Nr. 63).

[1] Siehe J. Th. Jablonski's Diarium und Secr.-Leibn. Nr. 2; die Königliche Ordre im Geh. Staatsarchiv, das Gesuch der Societät im Akad. Archiv (»Baulichkeiten«), Beschluss der wöchentlichen Sitzungen Secr.-Leibn. Nr. 5. Instruction für den Pedell am 12. October 1701 vom Concil nach dem Entwurf D. E. Jablonski's (Akad. Archiv), s. Secr.-Leibn. Nr. 18.

[2] Vergl. besonders die Briefe in Secr.-Leibn. Nr. 7 ff., namentlich den Brief Leibnizens vom 24. März (Nr. 10). Die Zahl der Concilsmitglieder ist meines Wissens nie fixirt worden, war aber bis 1711 sehr gering. Nach einem Briefe des Hofpredigers an Leibniz (16. April 1701) wurde gleich anfangs Dr. Jägwitz in das Concil aufgenommen (Kappens Sammlung S. 262).

mitglieder, rief in steigendem Maasse den Unwillen gegen diese »Arcanisten« hervor und nahm den Rechtlosen die Freudigkeit zur Mitarbeit.

In den ordentlichen Sitzungen sollten nach Leibnizens Vorschlag sowohl eigene Untersuchungen und Experimente vorgetragen als planmässige Referate über neue wichtige Erscheinungen erstattet werden. Zu dem Zwecke sollte man alle wissenschaftlichen Zeitschriften anschaffen und die Berichte über ihren werthvollen Inhalt unter die Mitglieder vertheilen[1]. Der Plan, über jedes der drei Hauptdepartements der Societät einen Decan zu stellen und einen Vicepräsidenten zu ernennen, wird vom Hofprediger in einem Schreiben an Leibniz vom 18. Juni vorgetragen[2]. Wichtig ist es endlich zu bemerken, dass Leibniz es gewesen ist, der in einem Brief an von Wedel[3] verlangt hat, dass die grosse wissenschaftliche Unternehmung magnetischer Beobachtungen in Russland unter die Direction des ersten Ministers gestellt werde. Er hat damit selbst die Oberleitung der Societät durch den Minister angeregt — eine Sache, die ihm, als sie durchgeführt wurde, doch unerwartet kam und ihm eine schwere Kränkung bereitete. —

Am 15. Januar 1701 schrieb der Hofprediger an Leibniz[4]: »Der Hauptpavillon des Observatorii ist ein Stock über die Erde heraufbracht, zu dem Eck-Pavillon des Observatorii ist der Grund durch Einrammung der nöthigen Pfähle geleget, so dass beide nächsten Sommer werden fertig sein können«. Gemeint ist der westliche Eck-Pavillon; der östliche, der Ende des Jahres 1700 fertig gestellt und ursprünglich der Societät als Wohnung des Astronomen Kirch (ausser dem Mittel-Pavillon) versprochen war, wurde ihr nicht übergeben. Dagegen sicherte ihr eine königliche Ordre vom 7. Februar 1701 den Mittel-Pavillon und den zu erbauenden westlichen Pavillon (als Wohnung des Astronomen) zu und befahl die Ausführung des letzteren[5]. Am 11. Juli wurde durch ein Rescript die Fertigstellung beider Gebäude bis zum Winter eingeschärft[6]. Die Arbeit blieb aber bald liegen.

[1] Secr.-Leibn. Nr. 10.

[2] Hannov. Bibliothek.

[3] Vom 12. November 1701. Excerpt bei Bodemann, Briefwechsel S. 382 f.

[4] Kappens Sammlung S. 236, vergl. Secr.-Leibn. Nr. 2.

[5] Siehe Urkundenband Nr. 64.

[6] Secr.-Leibn. Nr. 14 und die Ordre an den Amtsrath von Portz im Geheimen Staatsarchiv. Die Pläne befinden sich im Akademischen Archiv »Baulichkeiten«. Auch Leibniz hat an ihnen gearbeitet. Der Mittel-Pavillon (Ordre an die Amts-

Die Sorge für die Kalender musste die wichtigste Aufgabe sein; denn auf ihnen beruhte die Existenz und die Zukunft der Societät. Der Kalender für 1701 wurde in den Provinzen keineswegs freudig begrüsst, und die Provinzialregierungen unterstützten häufig den Widerwillen der Leute. Die Anlage sei anders als es die Bürger und Bauern gewohnt seien; die Mondveränderungen müssten mit ausgeschriebenen Buchstaben stehen; es müsste gesagt sein, »was in jedem Viertel vor Witterung zu vermuthen sei, item was sonsten einem Hausmann nützlich zu observiren«: die Sonn- und Feiertage müssten mit rothen Buchstaben abgesetzt werden u. s. w.[1] Das Ansinnen, im Voraus anzugeben, wie viel Kalender ungefähr in ihrem Bereiche nöthig seien, hatten die Provinzial-Regierungen schon früher zurückgewiesen; auf diese Frage Antwort zu geben, sei unmöglich[2]. Das Ministerium erklärte am 6. November 1701[3], die Societäts-Kalender

kammer des Baus wegen im Geheimen Staatsarchiv vom 26. August 1701) umfasst mit dem Erdgeschoss vier Stockwerke (Observatorium, Versammlungszimmer. Bibliothek). Dieser Plan ist wirklich ausgeführt worden.

[1] Siehe z. B. die Vorstellung der halberstädtischen Regierung vom 12. April 1701 im Geheimen Staatsarchiv.

[2] Siehe die Antwort der kurmärkischen Regierung vom 26. August 1700 im Geh. Staatsarchiv. — Aus dem Fascikel »Kalendersachen« des Geh. Staatsarchivs geht hervor, dass die Societät Bevollmächtigte in die einzelnen K. Provinzen gesandt hat, um fremden Kalendern nachzuspüren und Verkäufer und Käufer zur Anzeige zu bringen. Von den Provinzialregierungen wurden diese Denuncianten natürlich nicht gern gesehen; im Geheimen waren sie alle gegen das Privileg und machten sich die Klagen der Bevölkerung zu eigen — die Kalender seien zu theuer; sie unterrichteten nicht genügend über die Witterung, dass man sich mit der Feldarbeit einrichten könne; die sächsischen Kalender seien besser u. s. w. Kamen die Societäts-Bevollmächtigten auf die Güter der adeligen Herren, so wurden sie mit Schmäh- und Drohworten tractirt, ja sogar, »wie verlauten will«, ist ihnen mit Arrest begegnet und ihnen die Vollmacht der Societät weggenommen worden, »nicht ohne strafbare Verachtung des K. Edicts«. »Es zeigt sich gegen das Edict und seine Ausführung eine vorsätzliche Widerspenstigkeit der Unterthanen sowohl als theils der Unterobrigkeiten selbst.« Unter den Klagen und Eingaben der Societät ist das grosse Pro Memoria von 1705 die wichtigste (Geh. Staatsarchiv). Eine gründliche Vertheidigung der Societäts-Kalender wird hier gegeben und namentlich gezeigt, dass sie in Astronomicis wirklich zuverlässig sind, während die anderen oft von unwissenden Leuten verfasst werden, bez. von jungen Autoribus, »denen es an genugsamem Fleiss, Behutsamkeit und Exercitio fehlet«. Mit Stolz weist die Societät dem Könige nach, was für einen Gelehrten sie an ihrem Kirch besitzt. Dieser giebt in einer Beilage zum Pro Memoria eine Tabelle der groben astronomischen Fehler des Leipziger Kalenders in den Jahren 1702–1704, und im Jahre 1706 wies der andere Astronom, Hoffmann, nach, dass der sächsische Astronom Junius die bevorstehende grosse Sonnenfinsterniss ganz verkehrt in seinem Kalender dargestellt habe (Secr.-Leibn. Nr. 51 vom 9. März 1706).

[3] A. a. O.

würden in Zukunft so gut eingerichtet werden, dass sie anderen Kalendern in nichts nachstehen werden; deshalb müsse man das Privilegium der Societät streng einhalten. Wirklich that diese ihr Möglichstes, etwas Gutes zu liefern. Wieder war es Leibniz, der auch hier eingriff und sich nicht für zu vornehm hielt, dieses Werk zu betreiben. Er bezeichnete die Kalender als »die Bibliothek des gemeinen Mannes« und erkannte, dass man zweckmässige Varietäten bieten müsse, um sie einzubürgern:

»Die Kalender haben freilich mehr Varietät nöthig, und muss man suchen, sie auf allerhand Weise angenehm zu machen und zu consideriren als die Bibliothek des gemeinen Mannes. Es wäre zu dem Ende gut, dass man eine gute Quantität alter Kalender ansehe und consultire. Item Simplicissimi [sic dicti] ewigen Kalender.

Es wäre auch gut, weil die Veränderung die Feste verrücket, dass man denen Bauern zum Besten anzeige und specificire, wo nun die ihnen bekannten Tage hingefallen. Ich schicke hier einen Hof-Kalender von Wien. In den unsrigen könnte man die Krönungs-Acta bringen.

Es könnte auch ein Kalender gemacht werden, darin alle K. vornehmste Bedienten nach den Collegiis und allerhand Landsachen, so den Unterthanen zu wissen dienlich[1]. Item ein allgemeiner Post-Kalender[2] vor die Reisenden in allen K. Landen, so mit einer Geographischen Karte, so die Post-Routen andeutete, und daraus zu ersehen, welche Zeit die Post an den fürnehmsten Orten durch passire.

Also ein Gerichts-Kalender, darin die Termini und andere dienliche Nachrichtungen die Tribunalia betreffende.

---

[1] Einen solchen gab die Societät wirklich — zum ersten Mal für das Jahr 1704 (s. das Actenstück vom 2. Mai 1704 im Geh. Staatsarchiv und Secr.-Leibn. Nr. 28 vom 6. November 1703; Nr. 29 vom 1. März 1704) — regelmässig heraus (Exemplare im Geh. Staatsarchiv). Die Anlage solcher Hof- und Staatskalender hat Leibniz mit Cuneau und dem Secretar genau erörtert, s. den Brief vom 12. August 1701 (Secr.-Leibn. Nr. 16). Hier handelt er von der Stelle, die man der Societät in dem Hofkalender geben soll. Der Secretar will sie mit der Akademie der Künste beim Hofstaat nächst der Bibliothek und Kunstkammer stellen. Cuneau will einen eigenen Titel nach dem Kirchenwesen machen. Leibniz neigt sich zur Ansicht des Secretars und giebt Anordnungen über die Disposition des Kalenders überhaupt. Der erste Kalender dieser Art fand schlechten Absatz (s. Secr.-Leibn. Nr. 30 vom 15. April 1704 und Nr. 31 vom 10. Mai 1704) »wegen vieler Fehler, so ziemlich eingeschlichen, und desfalls von den Interessenten täglich mehr Erinnerungen geschehen«, und wurde ausserdem »boshaft« bei Renger in Halle nachgedruckt vom Berliner Buchführer Rüdiger (s. auch Nr. 32). Derselbe wurde aber trotz eines Briefs von Leibniz an Wartenberg vom 3. Mai 1704 [nicht 9. Mai, wie Klopp druckt, 10. Bd. S. 387 f.] und trotz Vorstellungen der Societät zunächst nicht zur Rechenschaft gezogen, denn »er hat gewisse Patronos am Hofe, die ihn gegen allen Anlauf vertreten« (s. Nr. 33 vom 2. August 1704); erst am 6. September erfolgte ein K. Befehl zur Bestrafung (s. die Eingabe der Societät an den König vom 27. August und die K. Ordre im Geh. Staatsarchiv »Kalendersachen«).

[2] Gedruckte Blätter, die Abfahrten und Ankünfte der Posten enthaltend, finden sich im Akad. Archiv.

So könnte auch wohl ein Polizei-Kalender gemacht werden, darin allerhand Verordnung zu Nachricht vor manniglich angedeutet. Also Münz- und Wechsel-Rechnungen, Reductio nach dem Leipzigischen Fuss, Zins-Rechnungen. Es könnte auch ein Andachts-Kalender sein, darin alle Wochen und bei den sonderbaren Tagen kurze doch nachdenkliche Andachten an Hand gegeben.

Andere Mathematische, Physicalische, Oeconomische und historische Sachen, Veränderungen durch Geburt, Absterben, Verheirathung grosser Herrn, Wappen und dergl. zu geschweigen. Ich habe einsmals zu Berlin erinnert, dass man von Regensburg aus, auch aus den Mercuriis und Relationibus leicht die Veränderungen haben und zu Ende des Jahres in einem Reichs-Kalender aller Fürstl. und im Reich Stimme habender Familien, Gräfl. Personen und Residentzen oder doch wenigstens die Veränderungen anführen könnte.

Allein zu diesen Dingen werden mehr Personen und andere Anstalt erfordert, als wir jetzo haben. Doch kann man ein und anders bereits vornehmen, viel auch aus alten Kalendern brauchen. Theil-Appendices können a part verkauft werden, und gehen sie nicht alle ab, dienen sie künftiges Jahr wiederum. Einige Sachen, so beständig bleiben, kann man in Kupfer stechen, die Ephemerides figuratae wären nicht zu vergessen. Ich habe unterschiedene Vorschläge gelassen, so Herr Hofr. Cuno communiciren wird. Bitte daraus dienliche Agenda pro Memoria zu ziehen. Ich habe im Vorigen geschrieben wegen der Spritzen zu Duisburg, bitte, dass man sich deshalben wegen der Societät erkundige[1].«

Schon am 31. Januar 1701 erkundigte sich Leibniz, ob das Kalenderwerk »proportionirliche Hoffnung eines guten Ertrags gebe«. Der Secretar antwortete, der Abgang sei so gross nicht gewesen, als vermuthet worden; »es werden derselben viel tausend liegen bleiben«. Bald darauf schreibt er, der vierte Theil werde liegen bleiben; man dürfe aber für das nächste Jahr auf besseren Vertrieb hoffen, da der Kalender rechtzeitig erscheinen und man auch eine Varietät beobachten werde[2]. Leider wurde das Erscheinen doch durch Kirch's Unpässlichkeit aufgehalten; erst um Michaelis wurde er ausgegeben. Der projectirte Hof- und Staatskalender war in Arbeit[3]. —

Schon lange hatte die Königin gewünscht, Leibniz wieder bei sich in Berlin zu sehen. Der Hofprediger hatte ihm dies in ihrem Auftrag auf's Neue im April geschrieben[4], aber seine Reise ver-

---

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 8, 11, 17 und den Brief des Hofpredigers an Leibniz vom 16. April 1701 in Kappens Sammlung S. 261 f. Dem Feuerspritzen-Privileg stellten sich Schwierigkeiten in den Weg, s. a. a. O. Nr. 5. Auf einem Leibniz'schen Zettel (Kappens Sammlung S. 442) findet sich die Bemerkung: »Kalender mehr zu variiren, nicht zu »sec.« Feuerspritzen beim Commissariat pro mechanicis. Bücherzoll bei Hrn. v. Ilgen pro diario eruditorum et literis humanioribus. Herrn Neukirch's Vorschläge pro rebus Germanicis mit Hrn. Grauen's Gedanken«.

[2] A. a. O. Nr. 4, 5, 6.

[3] A. a. O. Nr. 17.

[4] Kappens Sammlung S. 260, 262 f. (Brief vom 16. April und den vorhergehenden undatirten).

zögerte sich aus Gründen, die wir nicht kennen. Seit dem Herbst waren es aber nicht mehr Angelegenheiten der Wissenschaft oder der Societät, die Sophie Charlotte Leibnizens Gegenwart wünschenswerth erscheinen liessen[1], sondern hochpolitische Affairen. Die englische Successionsacte, die am 7. September im Haag geschlossene grosse Allianz gegen Ludwig XIV. und die hannover-wolfenbüttelsche Verwicklung erregten die Königin und brachten sie zu dem Entschluss, einzugreifen und die preussische Politik zu leiten. Als Leibniz am 30. September in Berlin eintraf[2], war seine Sorge für die Societät nur der Vorwand; in Wahrheit kam er als ausserordentlicher geheimer Geschäftsträger der Königin. Die Kurfürstin-Mutter in Hannover, der Kurfürst und der hannoversche Geheime Rath waren im Einverständniss, der letztere beargwöhnte dennoch den unzünftigen Diplomaten. Auf die Sache selbst ist hier nicht einzugehen. Leibniz hat vielleicht niemals eine so actuelle Rolle als Politiker gespielt wie in diesem Winter, in welchem er, zwischen Berlin und Hannover hin und her reisend und jene förmliche Vollmacht der Königin in der Tasche, die er vor ein paar Jahren umsonst begehrt hatte[3], die Absichten der beiden Fürstinnen zu verwirklichen strebte. Diese gingen auf die engste Verbindung und die gemeinsame Politik der beiden Höfe. Dem hinter dem hohlen Staatsmann Grafen von Wartenberg klug zurücktretenden, umsichtigen Minister von Ilgen war Leibnizens Mission nicht unbekannt, aber ob er ganz in die umfassende Correspondenz eingeweiht war, die dieser damals von Berlin aus mit der Kurfürstin Sophie führte, darf man wohl fragen[4]. Erst nach vier Monaten kehrte Leibniz definitiv nach Hannover zurück.

[1] Sie interessirte sich übrigens auch weiter für die Societät, s. Secr.-Leibn. Nr. 9.

[2] Das Datum nach Jablonski's Diarium. Drei Wohnungen waren ihm zur Auswahl gestellt: in der Brüderstrasse, wo er das erste Mal einige Tage gewohnt hatte, an der Langen Brücke und in der Heiligen Geiststrasse, s. Secr.-Leibn. Nr. 18. Eine politische Correspondenz mit der Königin war vorhergegangen, s. Klopp, Werke, 10. Bd., S. XXXII ff. und 81 ff.

[3] Siehe oben S. 56. Die Vollmacht ist vom 2. December 1701, abgedruckt bei Klopp, a. a. O. S. 91 f.

[4] Siehe Klopp, a. a. O. 8. Bd. S. 288 ff. Siehe dort und auch 10. Bd. S. 86 ff., 112 ff. über Ilgen's Mitwirkung. In jenen Monaten hat Sophie Charlotte den stärksten Einfluss auf die preussische Politik und auf ihren Gatten ausgeübt. Dass Leibniz auch diesmal einen höheren Zweck im Auge hatte, zeigt u. A. sein Brief an die Kurfürstin Sophie vom 19. November 1701 (Klopp, Werke, 8. Bd., S. 310 f.): »Le ministère tâche de plaire à la reine, et il a raison, et la reine aussi de son côté en use le mieux du monde. Et comme l'on sait que rien ne saurait faire plus de plaisir à la reine que la bonne intelligence des deux cours, on est fort disposé

Aber obgleich er damals ganz durch die Politik in Anspruch genommen schien, vergass er doch weder die »Irenica«, die allerdings mit den politischen Fragen in Zusammenhang standen, noch die Societät. Am 4. October, 7. November und 30. December präsidirte er den Sitzungen[1]. Um ihr ein gemeinnützliches Wirken zu sichern, arbeitete er wiederum Denkschriften an den König aus — über medicinische und meteorologische Observationen, die allgemein im Lande anzustellen seien, aus denen die Societät »Annales physici« auf Grund halbjährlicher Berichte zu entwerfen habe, ferner über die civilisatorisch-evangelische Mission der Societät in die östlichen Länder. Dabei plante er, ein Privilegium auf den Druck slavischer Erbauungsbücher beim Czaren für die Societät zu erbitten, von dem er sich für die Mission und für den Fundus der Gesellschaft viel versprach. Verhandlungen mit einem Drucker wurden bald begonnen[2]. In dieser Denkschrift erinnert er auch an die magnetischen Beobachtungen, deren Bedeutung für die Schiffahrt dem Czaren einleuchten werde; der nach Russland gehende preussische Gesandte

à la cultiver. Outre que c'est le grand et véritable intérêt des uns et des autres, et qu'on reconnaît que c'est l'unique moyen de nous sauver tous et la liberté publique. Ce qui est aussi le texte ordinaire de mes sermons«. Über den zu Minden geborenen Minister von Ilgen, dem die Societät Vieles verdankt, s. den Artikel von Isaacsohn in der Allg. Deutschen Biogr. 14. Bd. S. 16 ff. Leibniz soll ihn schon im Jahre 1678 in Minden kennen gelernt und nach Berlin gewiesen haben. Bereits unter dem Grossen Kurfürsten war er als geheimer Kammersecretär ein einflussreicher Beamter in der inneren Verwaltung. Unter Kolbe von Wartenberg war er, der auch in der äusseren Politik geschult war, der verständigste und thätigste, aber nach aussen wenig hervortretende Staatsmann. Dass die Dinge in diesen Jahren nicht noch trostloser wurden, verdankt man ihm. Seit der Königsberger Krönung, die er vorbereitet hatte, war er wirklicher geheimer Rath und Mitglied des Staatsraths; auf seinen Schultern lag die ganze Arbeit; er leitete die politische Correspondenz, stand an der Spitze der Justizreform und suchte die Domänenverwaltung zu verbessern. Im nordischen Krieg stand er wesentlich auf Schwedens Seite, suchte — darin mit Leibniz zusammenwirkend — eine Vereinigung mit den mächtigsten norddeutschen Fürsten herbeizuführen und hatte die Erwerbung jenes Theils von Polen, der Preussen von Brandenburg und Pommern trennte, stets im Auge. Nach von Wartenberg's Sturz im Sommer 1711 wurde er der leitende Kabinetsminister. Als ein durch und durch zuverlässiger Charakter bewahrte er sich auch das Vertrauen Friedrich Wilhelm's I. († 6. December 1728).

[1] Siehe Jablonski's Diarium.

[2] In dem Akademischen Archiv (Fasc. »Revenuen«) sind Acten über Verhandlungen vorhanden, die mit einem gewissen Kopijewitz geführt wurden, der den Druck polnischer und russischer Bücher übernehmen sollte (Verhandlungen mit ihm im Plenum am 18. und 24. August 1702 nach dem Diarium). Auch wurden Pläne gemacht, selbst eine Druckerei und Buchhandlung einzurichten, aber sie kamen nicht über das Vorstadium heraus.

solle angewiesen werden, in diesem Sinn thätig zu sein. Endlich verknüpft er das Missionswerk mit den Unionsbestrebungen: der Mission würde es höchst schädlich sein, wenn Lutheraner und Reformirte getrennt wirkten; das müsste man auch in Sachsen einsehen; so wäre »mit Saxonicis zu überlegen, wie die Sach zu fassen, damit in den entfernten Landen beiderseits Protestirende de iisdem sacris participiren könnten«; damit wäre aber das negotium pacificum sehr gefördert. Das Geld, das man nöthig habe, könne aus einer Erbschaftssteuer gewonnen werden, auch könne »lege publica eingeführt werden, dass bei jedem Vermächtniss ein legatum ad pias causas sub certo modo et sub certa poena nicht vergessen werden dürfte«[1].

In einem am Ende seines Berliner Aufenthalts für den König aufgesetzten Pro Memoria[2] hat Leibniz zusammengefasst, was die Societät bisher geleistet und wodurch sie gehindert worden, und auf's Dringendste gebeten, ihren Fundus zu vermehren, da sie sonst der ihr gesetzten Aufgabe nicht zu entsprechen vermöge.

»Man hat astronomische Observationes angestellet, so viel vor Ausbauung des Observatorii füglich geschehen können, man hat neue Rechnungs- und Messkünste angewiesen, dadurch schwere und nützliche Aufgaben aufzulösen. Es ist ein neuer Phosphorus von einem Gliedmaass der Societät erfunden worden, so in einem verschlossenen Glas durch blosse Bewegung allezeit leuchtet und die vermeinten lucernas immortales der Alten dargeben kann[3], auch sind andere schöne Experimenta gepriesen worden. Man hat auch besondere machinas ausgedacht, dadurch Dinge von Nuzen und Wichtigkeit auszurichten. Man hat einige uralte Zeichen der Chi-

[1] Siehe Urkundenband Nr. 65, 66. Die Vorschläge medicinisch-meteorologische Beobachtungen betreffend, die im ganzen Lande anzustellen sind (Nr. 65), stammen indirect von dem berühmten Professor der Medicin, Friedrich Hoffmann in Halle, mit dem Leibniz seit 1699 im Briefwechsel stand; vergl. die Regesten bei Bodemann, Briefwechsel S. 93; die dort verzeichneten geschriebenen Abhandlungen stammen, obgleich sie nicht von seiner Hand geschrieben sind, von Hoffmann: 1. Anzeige des vortrefflichen Nutzens derer Observationum aus dem Gewitter und Krankheiten, und auf wes Art dieselben an unterschiedenen Orten füglich anzustellen. 2. Vorschlag wie in S. K. M. Landen die höchst nützliche Observationes meteorologicae anzustellen sein, nebst: Wahrnehmung der Gewitterung nach den Baro- und Thermometris vom Monat Jänner des 1700. Jahres, und Beschaffenheit der gemeinen Krankheiten im Jänner-Monat. In dem Convolut befinden sich auch zwei Briefe von Leibniz an den Minister von Fuchs. In dem Brief vom 17. April 1701 empfiehlt er den Plan von Wetterbeobachtungen, um den Einfluss des Wetters auf Menschen, Thiere und Pflanzen besser festzustellen, zunächst für den preussischen Staat; in dem Brief vom 9. November 1701 bittet er, dass Hoffmann Gelder für seine Experimente bewilligt werden möchten.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 67.

[3] Hierzu s. den Briefwechsel zwischen dem Hofprediger und Leibniz in Kappens Sammlung S. 257 ff. vom 5. März und 16. April 1701. Der Entdecker ist Dr. Jägwitz. Doch scheint die Sache nicht bedeutend gewesen zu sein.

neser erläutert, so sie nun von 2000 Jahren her selbst nicht mehr verstehen, und die doch einen neuen mathematischen Schlüssel in sich halten. Man hat in dem Alterthum der teutschen Sprache nicht wenig entdecket, das Celtische mit dem Teutschen zusammen gehalten, alte teutsche Manuscripta nützlich angewendet, auch Monumenta der teutschen Historia ans Licht bracht und hoffet, dermaleins zu einem rechtschaffenen teutschen Wörter-Schatz gelangen zu können, sonderlich da durch hohe Hülfe die Kunst- und andere besondere Wörter, so bei verschiedenen Sorten der Menschen in Gebrauch, zusammen zu bringen sein möchten, so den Sprachen und Künsten zugleich zur Beförderung gereichen würde. Es würde auch verhoffentlich K. Maj. bereits einen oder mehr Observatores durch Moscau in die grosse Tartarei und bis nach China haben gehen lassen, in den fast noch unberührten Ländern ganz neue Dinge zu entdecken und zugleich Missiones evangelicas zu veranlassen, wenn nicht der nordische Krieg dazwischen kommen. Und jezo ist man begriffen die Sache also zu fassen, dass jährlich einige Miscellanea durch Veranlassung der Societät herfür kommen mögen.«

Aber die Durchführung aller dieser Unternehmungen und der Druck der Kirch'schen Observationen erfordere Geld. Wieder werden die alten Vorschläge nutzreicher Privilegien gemacht, besonders das Büchercommissariat, und neue hinzugefügt. Unter diesen ist der Vorschlag einheitlicher Regelung der Maasse und Gewichte durch die Societät (nach dem Decimalsystem zur Vermeidung der Brüche) der werthvollste.

Aber auch in seiner politischen Correspondenz mit der Kurfürstin-Mutter zeigt Leibniz, dass er die Societät nicht vergessen hat. Am 21. October 1701 schreibt er ihr[1]:

»Je suis maintenant à Oranienbourg pour quelques jours, pour travailler aux intérêts de la nouvelle Société Royale des Sciences. Le roi me témoigne de la vouloir favoriser. Et comme on dépêche au résident en Moscou, il sera chargé encore de quelques ordres qui regardent nos missions dans ce pays-là et vers la Chine[2]. On traite aussi avec les Anglais et Hollandais, touchant le passage dans la Méditerranée et les Etats du grand seigneur par ceux de Brandebourg et de l'empereur. Car on peut aller par eau de Hambourg à Breslau, et après quelque trajet de terre jusqu'à Vienne, on va par le Danube jusque dans la mer noire. On attend aussi des Arméniens pour le négoce de Kœnigsberg, jusqu'en Perse.

Mons. le grand chambellan m'a témoigné, combien le roi est résolu de faire ce qui dépend de lui pour la cause commune, et le comte de Wartenbourg [sic]

[1] Siehe Klopp, 8. Bd. S. 291 f.

[2] Der Gesandte Lubiniezki erhielt im Januar wirklich solche Aufträge, s. die Schreiben von Leibniz an den Hofprediger vom 26. Januar 1702 (Kappens Sammlung S. 318) und an die Königin vom 15. Januar (Klopp, 10. Bd. S. 132). In letzterem spricht Leibniz sogar von »Al. Lubiniezki envoyé de la société vers le Tzar«. Übrigens war er am 13. Mai noch nicht abgereist. »Er hat sich in der Astronomie, soviel ihm zu seinem Zweck nöthig, genugsam perfectioniret und wartet nur noch einiger Instrumente, nach deren Erhaltung er fertig sein wird, seine Reise anzutreten. Die Chartam magneticam, im Fall er es vergessen sollte, abzufordern wird man schon eingedenk sein« (Secr.-Leibn. Nr. 24). Auch am 27. Mai »übte er sich noch in der Astronomie« (a. a. O. Nr. 25).

lui-même considère comme un grand bonheur la présente union des maisons de Brandebourg et de Brunsvic, qu'il travaillera toujours d'entretenir[1].«

»Par la vôtre« — erwidert die Kurfürstin am 29. October[2] — »d'Oranienbourg je vois que vous avez le plaisir de voir exécuter vos belles idées. J'espère que nous verrons bientôt un livre des missions qui se doivent faire, et que j'aurai au moins le plaisir de le lire.«

In den Briefen, die er in diesen Monaten — sobald er vorübergehend wieder in Hannover war — der Königin geschrieben, findet er Zeit, sich witzig mit einem Goldmacher zu beschäftigen, der damals Berlin unsicher machte, und zugleich der Societät zu gedenken. »Bei mir vermehrt sich nicht das Gold, sondern die Jahre«:

»pour V. M. c'est une autre affaire. Son âge et sa bourse lui donnent le moyen d'attendre et de parvenir. Ainsi je lui conseille très humblement de practiquer quelque laboratoire dans son bâtiment de Luzenbourg, et d'y loger quelque habile chimiste à qui j'irai souvent rendre visite au sortir de la Bibliothèque que V. M. y va dresser, passant par le cabinet des raretés naturelles, qui sera entre deux .... Il est vrai que l'or nous fournirait bien d'autres choses. Mais V. M. n'en a-t-elle pas plus que tous les chimistes ne nous feront? Ainsi Luzenbourg peut devenir Heliosophopolis sans la pierre«[3].

Seine Abreise aus Berlin verzögerte sich einer Unpässlichkeit wegen. Als er es endlich verliess, hatte er nichts für die Societät erreicht, kaum Versprechungen[4]. Schmerzlich war es ihm auch, dass seine in den Denkschriften niedergelegte ausserordentliche Arbeit für die Societät und seine Bemühung in Irenicis, die ihm manche Kosten verursachte, vom Könige nicht belohnt wurde. Auf seine Be-

[1] Dieser Brief war zur rechten Zeit geschrieben; denn er kreuzte sich mit einem Schreiben der Kurfürstin Sophie vom 22. October (a. a. O. S. 293), in welchem diese mit der Vielgeschäftigkeit ihrer Tochter und Leibnizens nicht zufrieden ist, weil ihr misstrauischer Sohn, der Kurfürst, unwillig geworden. »Vous avez trop vastes entreprises pour que l'Electeur puisse être mal satisfait de votre voyage. Nous en avons fait un discours de table ... La reine fait bien mieux de parler de son bâtiment que des intrigues de la cour. Je vois par la lettre du comte de Wartenberg qu'il croit avoir des ennemis qui ont en dessein de lui faire un méchant ragoût etc.« Diese Verstimmung oder richtiger Sorge hielt aber nicht an. Bereits am 21. Nov. 1701 schreibt sie an Leibniz (a. a. O. S. 313): »Mon fils l'Electeur a lu avec plaisir ce que vous me mandez de la bonne disposition de la cour de Brandebourg, et, je crois, souhaite d'en voir les effets«.

[2] A. a. O. S. 249 f.

[3] Klopp. 10. Bd. S. 111. Brief vom 14. Dec. 1701.

[4] Von Interesse ist das Unternehmen der in Königsberg wohnenden auswärtigen Mitglieder der Societät, in ihrer Stadt eine Art Filiale zu gründen, regelmässig wöchentliche Versammlungen zu halten, eine Druckerei einzurichten und so die Wirksamkeit der Societät zu erhöhen (sie wollten auch — ohne dem Privileg der Societät zu nahe zu treten — besondere Kalender für Preussen drucken). Das Berliner Concilium nahm diese Absichten freundlich auf und befürwortete auch eine

merkung an den vertrauten Hofprediger antwortete dieser[1]: »Es geschieht wohl, dass ein grosser Herr eine Zeit lang etwas schuldig bleibt; zu seiner Zeit aber erfolgt Capital und Zinsen mit einander«. An Burnet de Kemney schrieb Leibniz gleich nach seiner Rückkehr aus Berlin etwas resignirt[2], die Societät, die der König eingerichtet und mit deren Sorge er ihn betraut habe, könne »mit der Zeit« etwas nützlicher werden; »mais on ne peut avancer que lentement en ces matières dans les conjonctures présentes, où les princes sont obligés de tourner leurs principaux soins du côté de la guerre«.

3.

Der Astronom der Societät entdeckte im Frühjahr 1702 einen neuen Kometen — der gelehrten Welt wurde das freudig mitgetheilt[3] —, aber der Ausbau des Observatoriums kam nicht zu Stande. Wiederholt schrieb man Leibniz, es werde in einigen Monaten beziehbar sein, bereits werde das Innere in Angriff genommen; man verschob die »Einrichtung« der Societät bis zur Einweihung des Gebäudes; noch am 15. April 1704 berichtete der Secretar, »der Bau gehe immer fort«; aber er blieb bei allem Fortschritt so unfertig wie die Societät selbst, und sein Zustand lähmte diese so sehr, dass die regelmässigen Sitzungen aufhörten — man nahm sich vor, sie wieder einzurichten, wenn man das eigene Haus bezogen habe. Plötzlich kam die niederschlagende Kunde von einer grossen Veränderung im Kammerwesen, durch die alle königlichen Bauten

Eingabe der Königsberger beim König, in der sie ein Gemach im Schloss für ihre Zusammenkünfte wünschten; »zur Zeit, wenn der Hof anwesend, würden sie das Gemach jedesmal räumen« (15. Februar 1702). Die Bitte wurde nicht bewilligt (s. Briefe vom 21. April und 5. August 1702), und der Plan scheint dann überhaupt nicht durchgeführt worden zu sein (Acten im Geheimen Staats- und im Akademischen Archiv »Fundation«). Doch kamen die Königsberger im October 1703 noch einmal auf ihn zurück; sie wollten nun in der Bibliothek zusammenkommen (Akademisches Archiv).

[1] Brief vom 25. Januar 1702 (Hannoversche Bibliothek). Leibnizens Brief vom 26. Januar, in welchem er augenscheinlich zum zweiten Mal auf die Sache kommt, steht in Kappens Sammlung S. 319. Hier will er speciell für die Irenica honorirt sein. Dazu ist das undatirte Schreiben in Kappens Sammlung S. 327 zu vergleichen: »Weil die Sache, soviel mich betrifft, nicht ohne allerhand Bedenklichkeit, so würde nöthig sein, mich durch ein zulängliches Fixum (ausser der Cassa Societatis) in solchen Stand zu setzen, dass ich der Sache mit völligem Nachdruck insistiren und besser abwarten könne«.

[2] Klopp, 8. Bd. S. 340 (vom 27. Februar 1702).

[3] Secr.-Leibn. Nr. 22. 23 vom 25. und 29. April 1702.

sistirt wurden (Mai 1704)[1]. Die finanzielle Lage war in der That durch den Aufwand des Hofes und die schlechte Verwaltung so bedenklich geworden, dass die neue Amtskammer nur noch das Nothwendigste weiterführte und die Gebäude halb fertig stehen liess. Zwar machte die Societät sofort eine Eingabe beim Oberkammerherrn (Juni 1704); aber trotz einer königlichen Anweisung an die Kammer geschah nichts[2]. Diese verweigerte den Bau »unter allerhand nichtigen Vorwänden«. So blieb nur die Hoffnung, dass Leibnizens Autorität, persönlich geltend gemacht, Hülfe bringen[3] oder dass der Gönner der Societät, Hr. von Tettau, sein Versprechen halten und eine neue königliche Ordre bewirken werde[4]. Man befand sich also nach Verlauf von vier Jahren auf dem alten Fleck: wohl ragte das stattliche Thurmgebäude in die Lüfte, aber kaum im Rohbau war es fertig. —

Im Februar 1702 war Leibniz nach Hannover zurückgekehrt; bereits im März wollte ihn die Königin, die ihn als ihren Beamten betrachtete, wieder in Berlin sehen[5]. Im Mai ging er dorthin, der wissenschaftliche Austausch mit der Königin, an dem auch Toland Theil nahm[6] und der die höchsten Fragen umfasste, überragte jetzt den politischen[7]. Nach zwei Monaten verliess er Berlin, kehrte aber

[1] Berichte über den guten Fortgang des Baues a. a. O. Nr. 24 (13. Mai 1702), Nr. 26 (4. August 1703), Nr. 29 (1. März 1704), Nr. 30 (15. April 1704), s. auch des Hofpredigers Brief an Leibniz vom 1. December 1703 (Kappens Sammlung S. 334). Einschlafen der Zusammenkünfte und Verschiebung der Einrichtung regelmässiger Convente bis zur Fertigstellung des Baues Nr. 24 (vergl. Nr. 32 vom 17. Juni 1704: »Vier Wochen lang ist keine Zusammenkunft gewesen«). »Grosse im Kammerwesen vorgegangene Veränderung« in Nr. 31 vom 10. Mai 1704.

[2] Secr.-Leibn. Nr. 32.

[3] A. a. O. Nr. 33 vom 2. August 1704.

[4] A. a. O. Nr. 34 vom 4. April 1705.

[5] Siehe Klopp, Werke, 10. Bd. S. 136 ff.

[6] Die Auseinandersetzung mit ihm erfüllte die Gedanken Leibnizens und der Königin bis zum Ende des Jahres; auch die Kurfürstin-Mutter nahm an dieser geistigen Bewegung Theil. Näheres bei Guhrauer, G. W. Frhr. von Leibnitz 2. Bd. S. 224 ff.

[7] A. a. O. S. 145—194 und 8. Bd. S. 352 ff., 363 ff. Auch glänzende Feste fehlten nicht; s. 10. Bd. S. 188 ff. und Leibnizens Brief an Krebs vom 6. Juni (Bodemann, Briefwechsel S. 122): »Ich befinde mich anjezo allhier mit der Churfürstin Durchlaucht in der Königin von Preussen Lusthaus. Da passiret man die Zeit nur allzuwohl; denn sie fleugt gar schnell dahin, also dass es scheinet, die allzu grosse Bequemlichkeit sei nicht gut, indem sie machet, dass die Menschen ihr Leben mit ihrer Zeit gleichsam ohnvermerkt verlieren und es nicht genugsam brauchen noch empfinden«. Vergl. auch den schalkhaften Einladungsbrief, den Frl. von Pöllnitz am 8. April im Auftrag der Königin an Leibniz gerichtet hatte: ». . . S. M. la reine vous invite de venir à Luzembourg et vous en fait instamment prier, vous ne pourriez

im September abermals dorthin zurück und blieb nun mindestens bis zum 8. Mai 1703[1]. Da er sich überzeugt hatte, dass die bisher von ihm für die Societät vorgeschlagenen Privilegien keine Hoffnung gewährten[2], so fasste er nun einen neuen Plan, den er sofort mit allem Nachdruck betrieb. Er hatte sich schon seit 10 Jahren für den Seidenbau interessirt[3]; nun wollte er ihn in Preussen einführen und der Societät das Monopol erwirken. Keine andere Angelegenheit der Societät hat er in den folgenden Jahren mit solchem Eifer und solcher Zähigkeit betrieben wie diese. Er klammerte sich an sie, weil er in ihr die letzte Hoffnung sah, der Societät eine breitere Grundlage zu geben und sie für grössere Unternehmungen auszustatten. Die Zahl der Entwürfe für das Seidenwerk von seiner Hand (in der Bibliothek zu Hannover, in den Societätsacten fol. 149–179, 112–125 und sonst) ist ausserordentlich gross und ebenso die Zahl der Briefe, die er in dieser Sache geschrieben hat. Da er bei seinen früheren Vorschlägen nicht die nöthige Unterstützung gefunden hatte, so beschloss er diesmal, die Autorität der Königin anzurufen: sie sollte die Protection des Seidenbaus übernehmen und den König bestimmen, seine Gunst diesem Werk zuzuwenden.

Die erste Nachricht besitzen wir in einem undatirten, aber spätestens dem December 1702 angehörenden Briefe von Leibniz an die Königin[4]:

»Conformément aux ordres de V. M., j'ai parlé hier à M. le grand chambellan, touchant la concession de la culture de la soie. Il m'a demandé un papier pour se mieux souvenir des circonstances, et je lui ai donné celui-là même que j'ai lu à V. M., où la chose était expliquée en peu de mots. Je laisse juger, si V. M. voudra faire appeler Elle-même M. le grand chambellan chez Elle exprès, pour lui en parler; mais surtout il sera bon qu'Elle parle au plus tôt à M. le grand veneur,

à la vérité mieux faire que de venir présentement. Car nous sommes comme le proverbe allemand dit: Wenn die Katze nicht zu Haus ist, danzen die Meuse auf den Bänken«, u. s. w.

[1] Siehe Klopp, 10. Bd. S. 384 ff. Nach dem Diarium Jablonski's präsidirte er den Sitzungen der Societät am 16. Juni und 24. November 1702. Die Abreise hat sich zuletzt durch eine Krankheit verzögert.

[2] Nur das Kalenderprivileg war, um den fortgesetzten Nachdrucken zu begegnen, am 24. August 1702 vom Könige wiederholt und eingeschärft worden. Aber die Nachdrucke nahmen nicht ab, s. die Eingabe der Societät an den König vom 2. Mai 1704 (Geh. Staatsarchiv). Das Lotterie-Project wurde im Mai 1702 noch einmal in Berlin berathen (s. Secr.-Leibn. 25), liess sich aber nicht durchsetzen.

[3] Siehe Klopp, Werke, 6. Bd. S. 227 ff.: »Bedenken über Seidenziehung« (1692).

[4] Siehe Klopp, Werke, 10. Bd. S. 194. Aber wahrscheinlich hat Leibniz schon im September den Plan aus Hannover mitgebracht, s. seine Versicherung an Cuneau (Brief vom 19. September 1702; Hannoversche Bibliothek), er habe den höchsten Eifer »pour tout ce qui regarde la gloire de S. M.«

afin qu'il favorise l'affaire. Mais il sera bon surtout que V. M. continue d'en parler au roi. L'affaire est plus importante qu'elle ne semble. Je rends compte de l'affaire par ce billet, n'étant pas en état de le faire aujourd'hui de vive voix[1].«

Die Königin übernahm die Protection und stellte am 8. Januar 1703 Leibniz eine förmliche Vollmacht aus, »von Unseretwegen und zum Besten der Societät, die Einführung der Seidenziehung in diesen Landen gehörigen Orts zu suchen und, so viel an ihm, zu Richtigkeit zu bringen[2]«. Der König zeigte sich in einer Leibniz gewährten Audienz der Sache günstig, und dieser stellte nun auf Grund eines ausführlichen Pro Memoria's den Antrag, dass mit der Vorberathung die beiden Minister von Fuchs und von Ilgen betraut würden[3]. In mehreren Schreiben[4] suchte er selbst die Minister und höheren Beamten für die Sache zu interessiren. Nach seinem Vorschlag sollte der König neun Punkte gewähren:

1. Ein privilegium perpetuum an die Societät, dass sie allein in dem ganzen Königreiche Rohseide herstellen dürfe.
2. Die Überweisung der Königlichen Maulbeergärten zu Cöpenick, Potsdam, Glinike, Bornim u. s. w. an die Societät (gegen einen Grundzins).
3. Die Anweisung geeigneter Plätze in allen Provinzen zur Anlage von Maulbeer-Baumschulen und die Unterstützung der Einrichtung durch Frohndienste und Zaunholz-Lieferung.
4. Die Anlage von Maulbeer-Alleen zur Nutzung der Societät.
5. Das Verbot, dass irgend Jemand Maulbeerbäume ohne Bewilligung der Societät pflanze.
6. Die Einräumung von Gebäuden zur Zucht der Seidenraupen.
7. Das Recht zur Verarbeitung der Seide (dabei soll sich die Societät der Leute bedienen, welche bereits mit dergleichen in des Königs Landen ihre Nahrung treiben, wenn sie sich billig und bequem erzeigen).
8. Die Bestimmung, dass Jeder, der der Societät Verbesserungen für den Seidenbau vorschlägt, für sich und seine Erben den 10. Theil des Überschusses geniessen solle.
9. Einen Vorschuss zur Einrichtung des Werks.

Alles schien im besten Gang zu sein, als plötzlich der Rath Hamrath (5. Februar 1703) Leibniz im Auftrag des Königs mittheilte, die Jahreszeit sei bereits zu weit vorgeschritten, um für diesen

[1] Vergl. den Brief an die Königin vom 30. December 1702 (Klopp, 10. Bd. S. 196): »Mais si je l'ose dire, V. M. me réjouira infiniment davantage, si Elle me fait apprendre le progrès qu'Elle aura fait ou fera en matière de la culture de la soie. Cela est si beau et si important, et V. M. en tirera tant de satisfaction, si Elle veut bien y donner un peu d'application présentement, qu'en qualité de serviteur zélé je dois l'en supplier. Et tout ce que V. M. pourra faire pour en tirer au plus tôt la parole du roi en général, au moins qu'il en donne la concession à V. M., sera le mieux du monde«.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 68, *A* und *B*.

[3] Siehe Urkundenband Nr. 69 und 70.

[4] Klopp, Werke, 10. Bd. S. 379 ff.

Sommer das Werk einzurichten: es sei auf das nächste Jahr zu verschieben; wenn die Betreibung der Seidensache der einzige Grund seines Aufenthalts in Berlin sei, so stünde seiner Abreise nichts im Wege[1].

Man war am Hofe augenscheinlich misstrauisch gegen ihn geworden und suchte ihn zu entfernen[2]. Bereits trat das ein, was zu befürchten war und was Leibniz selbst in einem Brief an die Königin vom 8. Mai 1703 aussprach — er gerieth zwischen zwei Stühle:

»Je n'espère pas que le roi sera prévenu contre moi, parce que je suis d'Hanovre, et que la société royale en souffrira. En ce cas je serais doublement malheureux, ayant été soupçonné à Hanovre d'un trop grand attachement pour Berlin. Mais je vais au bien général qui est le vrai intérêt des deux cours. V. M. me peut rendre bon témoignage de l'un et de l'autre côté.«

Diesen Brief schrieb er von Berlin aus an die in Hannover weilende Königin; er hatte sie nicht dorthin begleiten können, obgleich man ihm den Wink gegeben hatte; denn er war leidend, und er wollte das Schlachtfeld nicht verlassen, ohne das Seidenprivileg erobert zu haben. An diesem lag ihm jetzt Alles; denn er sah die Societät und mit ihm das Ansehen des Königs, der sie gestiftet, dahin fallen, wenn es nicht bewilligt wurde. So legte er jenem Brief ein ostensibles, für den König bestimmtes Schreiben bei, in dem er noch einmal die kritische Lage der Societät auseinandersetzte und in den dringendsten Worten die Einführung des Privilegs, das ja so gut wie nichts koste, erbat[3]. Mit Recht durfte er sagen, dass ihn die reinsten Absichten beseelen und dass er nur die Wissenschaft und den Ruhm des Königs im Auge habe[4]. Allein dass er nebenher auch politische Geschäfte geführt hatte, war unleugbar, und dass man sie in Berlin unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtete als unter dem »des Wirkens für das allgemeine Wohl«, ist nicht verwunderlich.

---

[1] Siehe den Brief bei Klopp, 10. Bd. S. 383 f.

[2] Hr. von Ilgen kann nicht zu seinen Gegnern gehört haben; er hat ihn noch kurz vorher zu einem Gutachten in der Neufchâteler Sache aufgefordert (ein undatirter Brief Ilgen's und die Antwort Leibnizens vom 20. Januar 1703 in der Hannoverschen Bibliothek; über Leibnizens Gutachten s. Guhrauer, G. W. Frhr. von Leibnitz, 2. Bd. S. 220 f., s. u. Anhang S. 21 f.).

[3] Beide, von demselben Tage stammenden Briefe im Urkundenband Nr. 71. 72.

[4] Kurz vorher hatte er an Wartenberg geschrieben (Klopp, 10. Bd. S. 379 f.): »V. E., qui ne peut manquer de connaître la sincérité de mes intentions, n'ignore pas que je ne me sacrifie que trop pour le bien public, et surtout pour l'avancement des sciences, dont, excepté quelque réputation et applaudissement des plus

Von Hannover aus hat Leibniz die Erlangung des Privilegs weiter betrieben und sich keineswegs durch den ersten Misserfolg abschrecken lassen — Cuneau übernahm es, in Berlin für dasselbe thätig zu sein[1] —; allein seine Freudigkeit zur Sache hatte doch einen gewaltigen Stoss erlitten. Die neue Spannung, die zwischen Hannover und Preussen eintrat, stimmte ihn traurig und unmuthig[2]:

grands hommes de l'Europe, je n'ai retiré que du désavantage dans mes affaires particulières; néanmoins je ne m'en repens point, et je m'arrête encore ici, avec mon incommodité, pour cette seule raison de venir à quelque réglement nécessaire et préliminaire«. Ähnlich in dem Brief S. 381 ff. und in dem Schreiben an Ilgen (Hannoversche Bibliothek) vom 3. Januar 1703: »Si je suis réservé dans mes propres intérêts, je ne le suis point de même dans ceux de la Société Royale des Sciences«; denn hier handelt es sich um den Ruhm des Königs und das allgemeine Wohl.

[1] Siehe Secr.-Leibniz Nr. 27 und 28 (11. September und 6. November 1703). Auch der Hofprediger zeigte anfangs Interesse für die Sache, s. seinen Brief vom 1. December 1703 (Kappens Sammlung S. 334), in welchem er auf die vertriebenen Oranger als auf Leute verweist, die mit dem Seidenbau umzugehen wüssten, und dazu den Brief Leibnizens an ihn vom Januar 1704 (a. a. O. S. 404 f.). — Ein gewisser Anfang wurde zur Probe schon im Jahre 1703 gemacht, s. Urkundenband Nr. 76 Punkt 5. Leibniz liess sich für Sachsen ein Privilegium geben und fing selbst in Hannover an, Seide zu bauen (in der Hannov. Bibliothek Fasc. »Societät« ist eine Quittung von ihm über den Empfang von zehn Pfund Maulbeerbaum-Samen vom 14. Januar 1703, s. dazu ebendort die Briefe vom 14. Januar und 23. März 1703: Anstellung des Meisters Otto in Berlin für die Seidensache), aber er hatte mehr Schaden als Nutzen davon, da er nicht Zeit gewann, selbst für die Sache genügend zu sorgen. Er liess sie aber nicht liegen, sondern betrieb sie bis an's Ende. »Wie denn dies sein Naturell war, in schweren Sachen niemals nachzulassen, sondern alles aufs äusserste zu treiben« (Bericht von Eckhardt).

[2] Sehr charakteristisch und lehrreich sind die Worte, die er am 7. December 1703 (Bodemann, Briefwechsel S. 380) an Wassenaer über den Berliner Hof und sein Verhältniss zu dem von Hannover geschrieben hat; sie zeigen zugleich die Reinheit seiner Absichten: ... Je vois que presque par tout l'Empire ceux, qui ont le même but, ne s'entendent guères et par conséquent ne s'entr'aident point comme ils pourraient, s'il y avait de la cordialité et si on ne mêlait pas de petits intérêts particuliers qui s'opposent au grand intérêt commun. Je vois même que bien souvent ce n'est pas même l'intérêt qui brouille les gens et que c'est plutôt quelque piquanterie ou passion: telles me paraissent les différences entre la cour de Brandebourg et la maison de Lunebourg. J'ai ouï dire un jour au feu Electeur que, lorsque son aîné Christian Louis vivait encore, ils avaient 20 controverses pour le moins avec Hesse-Cassel au sujet des limites et autres affaires qu'il y a souvent entre voisins, et cependant les princes étaient bons amis. Il faut faire terminer ces sortes d'affaires par des voies amiables ou de la justice et surtout s'abstenir des voies de fait, et ne point faire entrer ces controverses en ligne de compte, quand il s'agit des affaires importantes et générales qui regardent la patrie. Je l'ai assez prêché à Berlin, »sed non omnes capiunt verbum hoc«. La cour de Berlin prend feu sur la moindre chose, qui mérite à peine qu'on en prenne connaissance ....

er sah sich in Berlin beargwöhnt, und das konnte auch nicht ohne Folgen für sein Verhältniss zur Societät bleiben[1].

Unter solchen Umständen wandte sich der unermüdliche Mann, ohne seine Beziehungen zu Berlin aufzugeben, Dresden zu und suchte dort eine Societät der Wissenschaften zu begründen, die mit der Berliner correspondiren sollte. Von Anfang an war ja sein Absehen nicht auf eine wissenschaftliche Anstalt gerichtet, sondern auf die Schöpfung eines ganzen Systems von Akademieen. Mit dem sächsischen General Grafen von Flemming und dem Pater Vota betrieb er den Plan, dessen er zuerst in einem Briefe an den letzteren vom 3. September 1703 Erwähnung thut. Im Januar 1704 war er persönlich in Dresden, wusste auch Patkul zu interessiren und setzte sich mit dem berühmten Leipziger Gelehrten von Tschirnhausen, der bereits eine mathematisch-physikalische Akademie in Leipzig plante, in Verbindung. Die Erfahrungen, die er in Berlin gemacht hatte, sollten dem Dresdener Unternehmen zu Gute kommen. Diesmal dachte er an eine Tabaksteuer zu Gunsten der Societät. Die praktisch-realistische Tendenz tritt in dem Dresdener Plan noch stärker hervor als in dem Berliner; auch sollte ein statistisches Bureau mit der Anstalt verbunden sein, ein »Intelligenzamt«: auf die Leitung des Jugendunterrichts war ein besonderes Gewicht gelegt; alle neuen Erfindungen sollte die Societät zu prüfen haben u. s. w. Während des Jahres 1704 hat Leibniz dies Unternehmen betrieben, das als ein allgemein sächsisches — auch für die herzoglichen Linien — gedacht war. Ende 1704 war er zum zweiten Mal in Dresden, und im Winter 1704/5 hatten Tschirnhausen und er die Sache so weit gefördert, dass Alles fertig, ja mundirt war, und nur die Unterschrift des Königs fehlte. Der verhängnissvolle Krieg durchkreuzte den Plan, und er wurde nicht wieder aufgenommen[2].

---

[1] Ob die Thatsache, dass man seit dem Herbst 1703 begann, Auswärtige in die Societät aufzunehmen und Leibniz nicht vorher davon in Kenntniss zu setzen (s. Secr.-Leibniz Nr. 27. 28), aus einer beginnenden »Kaltsinnigkeit« zu erklären ist, steht dahin. — Der wissenschaftliche Briefwechsel mit La Croze begann im Frühjahr 1704; Leibniz hat ihn angefangen. Mit dem Astronomen Kirch war Leibniz in Berlin in engen wissenschaftlichen Verkehr getreten und hatte ihn mit besonderen astronomischen Aufgaben betraut. Ein reger Briefwechsel entwickelte sich, s. die Briefe vom 5. und 13. August, 20. October, 27. November und 4. December 1703 (im Joachimsthalschen Gymnasium) und vom 24. Juni und 13. August 1704 in Hannover, u. s. w.

[2] Vergl. die erschöpfende Darstellung von Bodemann im Neuen Archiv für sächs. Gesch. 4. Bd. 1883 S. 177–214: Leibniz' Plan einer Societät der Wissen-

In dieser Zeit der Spannung zwischen Leibniz und dem Berliner Hofe war die Societät thatenlos. Von der Anstellung des berühmten Gundelsheim(er), der mit Tournefort eine Reise in den Orient gemacht hatte, als Leibarzt des Königs erwartete sie, »es werde durch dessen Reception der Societät ein sonderbarer Nutz und Ansehen zuwachsen[1]«. Sie täuschte sich grausam; Gundelsheim wollte nicht aufgenommen sein, verachtete die Societät und wurde ihr schlimmster Feind. Kurz bevor die Arbeiten am Observatorium eingestellt wurden, hatte die Societät endlich das Concept eines ausführlichen Statuts zu Stande gebracht. Sie legte es Leibniz zur Begutachtung vor[2]. Diese Angelegenheit sollte sechs Jahre später verhängnissvoll werden. Der Plan, Acta eruditorum

schaften in Sachsen. Das Actenstück, welches Formey (Hist. de l'Acad. Royale S. 21 ff.) als Leibnizens Vorschlag für die Errichtung einer Societät in Berlin abgedruckt hat, ist vielmehr sein Vorschlag für Dresden. Es ist identisch mit dem Stück, welches Bodemann (die Leibniz-Handschriften der K. öffentl. Bibliothek zu Hannover 1895 S. 220 Bl. 75–78) beschrieben und irrthümlich ebenfalls zu »Berlin« und nicht zu »Dresden« gestellt hat. Das Richtige schon bei Guhrauer, G. W. v. L. 2. Bd. S. 203 f. — Im Anfang des Jahres 1704 hat Leibniz auch das berühmte politische Manifest ausgearbeitet zu Gunsten Carl's III. von Spanien, welches, wie so viele seiner politischen Arbeiten, anonym erschien, aber in unserem Jahrhundert als sein Eigenthum erkannt worden ist: »Manifeste contenant les droits de Charles III., roi d'Espagne, et les justes motifs de son expédition, publié en Portugal le 9 Mars 1704«. Die Schilderung und Kritik der Zustände in Frankreich und des Verfalls des religiösen und sittlichen Geistes, sowie die einschneidende Beurtheilung der Politik Ludwig's XIV. sind sehr lehrreich. Auch an eine in Wien zu gründende Akademie hat er damals gedacht und den Schwager des Kaisers, den Kurfürsten von der Pfalz, dafür zu interessiren gesucht; s. Huber, Gesch. d. Kais. Akademie d. Wissensch. S. 5 f.

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 28 vom 6. November 1703.

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 29 (1. März 1704) und den Brief des Hofpredigers an Leibniz vom 5. März 1704 (Kappens Sammlung S. 416). Das Schreiben des Secretars lautet: »Demnach das vor die Societät gewidmete Observatorium nach und nach zu brauchbarem Stand gelanget, also dass in Kurtzem die gehörige Versammlungen darin angetreten und fortgesetzt werden können, so hat man nötig gefunden, das ehemals punktweise entworfene Project eines Reglements nach denen darüber gehaltenen Deliberationen in eine Form zu bringen und zu der K. Bestätigung zu befördern, hiemit auch um so weniger säumen, als von einer baldigen Reise S. K. M. bei Hofe stark gesprochen zu werden beginnet. Und wenn hiemit allein auf Ew. Ex. Wiederanherokunft, zu welcher, dass sie mit dem Gefolg I. M. unserer Königin geschehen werde, uns die Hoffnung gemachet worden, zugewartet wurde, solche aber unvermuthet weiter hinaus verschoben worden, so habe den abgefassten Entwurf sotanen Reglements anbefohlener Massen hiemit übersenden sollen, zugleich im Namen derer membrorum, so dazu concurrirt, dienstlich bittend, denselben hoch geneigt zu durchsehen und nebst denen etwa beyfallenden Monitis mit nächstem zurückgehen zu lassen, damit die Sache zum Bestand zu bringen die bequeme Zeit nicht entgehen möge«.

herauszugeben, ruhte auch. Die Auswärtigen erkundigten sich bereits, wann sie erscheinen würden, ob man Beiträge liefern dürfe — denn, wie der Breslauer Neumann schrieb — »Es ist noch immer viel übrig zu sagen, was nicht gesagt ist worden« —, aber es geschah nichts; man konnte sie nur vertrösten[1].

Allmählich überwand der König durch Vermittlung der Königin das Misstrauen — ihre Correspondenz mit Leibniz war unterdess nicht unterbrochen worden[2] —, und nach einem Jahre etwa konnte Leibniz wieder versuchen, direct in Berlin zu arbeiten und das Seidenprivileg zu erlangen. In einem vertraulichen und anmuthigen Schreiben an die Königin bittet er sie, sich auf's Neue der Sache anzunehmen und sie beim Könige durchzusetzen. »V. M. sait que je prétends que le ver à soie est l'animal de la terre le plus fait pour les philosophes après l'homme, avec l'arbre dont il est la chenille, c'est-à-dire avec le mûrier.« Er hofft auch, die Königin werde Theile ihrer Gärten für das Werk bestimmen. In dem Antwortschreiben erwidert diese, dass der König jetzt der Unternehmung sehr günstig gestimmt sei[3]. Ende August[4] traf Leibniz auf drei Monate wieder in Berlin ein. Sofort fasste er alle seine früheren Vorschläge wegen Privilegien in einer Eingabe zusammen und fügte ihnen die erneute Bitte um das Seidenprivileg bei. Da er sich aber nicht verhehlen konnte, dass im günstigsten Fall alle diese Monopole erst nach Jahren gewinnbringend sein würden, schliesst er mit der Bitte, der Societät daneben »eine gewisse Einnahme« zu geben[5].

Im Januar 1705 begab sich Leibniz bereits wieder nach Berlin. Die Königin hatte ihren Gemahl endlich bestimmt, sich ihm dankbar zu erweisen und ihm die grossen Unkosten, die er gehabt,

---

[1] Siehe die Briefe von Neumann, dem Professor Sturm in Frankfurt, dem Hofprediger und von Leibniz an Neumann in Kappens Sammlung S. 323. 328. 420.

[2] Am 11. Juli 1703 schrieb sie ihm (Klopp, 10. Bd. S. 211 f.): »Voici un long griffonnage, monsieur, mais c'est que je me délasse en vous parlant des fatigues sans plaisir que j'ai essuyées à Berlin, où je voudrais être toujours paralytique comme le Feldmaréchal Fleming, quand j'y suis au dépens d'avoir sa patience et sa raison. Ne montrez pas ma lettre, je vous prie, car je vous écris comme à un ami sans réserve«. Schon im September 1703 wünschte sie ihn wieder in Berlin zu sehen und liess ihm einen Fuhrzettel zugehen (a. a. O. S. 218); im April 1704 hoffte sie ihn in wenigen Tagen begrüssen zu können (a. a. O. S. 226).

[3] Briefe vom 18. Mai und 7. Juni 1704; s. Urkundenband Nr. 73—75. Das Stück 74 enthält eine »Instruction pour la graine des mûriers blancs«.

[4] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 33 (2. August 1704) und Klopp, Werke, 9. Bd. S. 92 f.

[5] Siehe Urkundenband Nr. 76.

einigermaassen zu ersetzen. Der König liess ihn auffordern, eine Übersicht über seine Leistungen und seine Ausgaben im Dienste Preussens einzureichen. Leibniz entsprach der Aufforderung und übergab eine Darlegung, in der er nachwies, dass er mindestens 2000 Thlr. zugesetzt habe[1]. Daraufhin wurden ihm 1000 Thlr. ausgezahlt. Dankbar meldete er das der Königin[2]. Zugleich sann sein erfinderischer Geist auf neue Privilegien, da das Seidenmonopol noch immer nicht bewilligt wurde. Er arbeitete den umfangreichen Entwurf eines Privilegs in Betreff des Unterrichtswesens für die Societät aus und, als einen besonderen Theil, ein Privileg der Ephoria generalis der Societät über die Stipendien, dazu einen Plan, wie junge reisende Gelehrte in den grösseren Städten ebenso passende Arbeit und damit Unterhalt finden könnten, wie die reisenden Handwerksburschen[3].

Jenen Brief, den Leibniz am 31. Januar 1705 an die Königin gerichtet hatte, hat sie nicht empfangen. Sie war im Januar, wie gewöhnlich, zum Carneval nach Hannover gereist und hatte gewünscht, Leibniz solle sie begleiten. Aber die Sorge für die Societät hielt ihn in Berlin zurück (er blieb daselbst bis Anfang März). Wenige Tage nach der Ankunft in der alten Heimath erkrankte die Königin plötzlich und starb schon am 1. Februar 1705 in Herrenhausen. Gefasst und muthig sah sie dem Tode entgegen; er hatte für sie keine Schrecken. Unvergesslich blieb Allen, die an ihrem Sterbelager stehen durften, der Eindruck, dass diese Fürstin, die den ganzen Reichthum des Lebens in sich aufgenommen hatte, nicht nur zu leben, sondern auch zu sterben verstand[4]. Die Societät,

[1] Siehe das interessante Actenstück im Urkundenband Nr. 77.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 78 (31. Januar 1705).

[3] Siehe Urkundenband Nr. 79, 80.

[4] Siehe Leibnizens Brief an die Prinzessin Caroline von Ansbach vom 18. März 1705 (Klopp, 9. Bd. S. 116 ff.): »Mgr. l'Electeur [der Bruder der Königin] m'a raconté qu'elle lui a dit elle même: »Ich sterbe eines gemächlichen Todes«; elle est morte avec un merveilleux serein d'esprit et avec de grands sentiments d'une tranquillité d'âme résignée aux ordres de la suprême providence«. Friedrich der Grosse hat sich bei der Schilderung des Todes seiner Grossmutter (Mém. de l'Acad. Royale 1748 p. 382) die Freiheiten eines antiken Schriftstellers genommen: »On voulut introduire un ministre réformé dans son appartement: »Laissez-moi mourir, lui dit-elle, sans disputer«. Une dame d'honneur qu'elle aimait beaucoup, se fondait en larmes. »Ne me plaignez pas«, reprit elle, »car je vais à présent satisfaire ma curiosité sur les principes des choses, que Leibniz n'a jamais pu m'expliquer, sur l'espace, sur l'infini, sur l'être, et sur le néant, et je prépare au roi mon époux le spectacle de mon enterrement, où il aura une nouvelle occasion de déployer sa magnificence«. Elle recommanda en mourant les savants qu'elle avait protégés, et les arts qu'elle avait cultivés, à l'Electeur son frère. Fréderic I. se

unentwickelt und pflegebedürftig, verlor in ihr nicht nur die Beschützerin, sondern die Mutter. Leibnizens tiefer Kummer spricht sich nicht immer in Worten aus, die uns überzeugen. Aber es war Wahrheit, wenn er in einem seiner Trostschreiben versicherte: »La lettre est plus philosophe que mon cœur[1]«. Seine Freundschaft mit der Königin war so bekannt, dass er förmliche Beileidsbesuche und Condolenzschreiben empfing.

4.

Nicht nur die Pflege guter Beziehungen zwischen Hannover und Berlin[2], sondern auch die Einrichtung der Societät sah Leibniz als ein Vermächtniss der entschlafenen Königin an. In diesem Sinn legte er in einem Briefe vom 17. Juni ihrer vertrauten Freundin, der Staatsdame Frl. von Pöllnitz, die Sorge für das Seidenwerk an's Herz und hoffte auf den Kronprinzen, dem es Freude machen werde, die Absichten seiner Mutter auszuführen[3]. Auf den König hoffte er zur Zeit nicht; denn der Graf von Wartenberg hatte ihm geschrieben, Majestät werde sich wahrscheinlich von der Sache zurückziehen[4].

consola, par la cérémonie de cette pompe funèbre, de la perte d'une épouse qu'il n'aurait jamais assez pu regretter«. — Vier Tage nach dem Tode der Königin starb in Berlin der Propst Spener. Der Hof und die Societät haben von seinem Tode keine Notiz genommen, auch Leibniz nicht, und doch hatte dieser fromme und schlichte Mann die Entwicklung des religiösen und geistigen Lebens in Deutschland stärker beeinflusst als die meisten der gefeierten Gelehrten.

[1] An Frl. von Pöllnitz (Klopp, Werke, 10. Bd. S. 264). Anweisungen die Briefe der Königin betreffend, die die Kurfürstin Sophie in Leibnizens Händen vermuthete, a. a. O. S. 265 ff., 271.

[2] Siehe die beiden bedeutenden Briefe von Leibniz an den Kurfürsten Georg Ludwig vom Sommer 1705 (Klopp, Werke, 9. Bd. S. 126—142), in denen er ein Exposé giebt über die Stellung Hannovers in Norddeutschland und sein Verhältniss zu Preussen. Wer noch zweifelt, dass Leibniz eben so sehr das Wohl Preussens als Hannovers im Auge hatte — weil er wirklich auf das Ganze sah —, der muss dies Pro Memoria lesen. Die Aussöhnung gelang im Jahre 1706 wirklich (Verlobung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der Tochter des Kurfürsten, Sophie Dorothea, am 18. Juni, Heirath am 14. November 1706).

[3] Klopp, Werke, 10. Bd. S. 286. Schon am 28. März 1705 hatte er ihr geschrieben (Klopp, 10. Bd. S. 271): »Vous aurez eu déjà occasion de faire rendre la lettre que j'ai pris la liberté de vous donner, et aussi de rendre témoignage au besoin des intentions que notre grande reine avait de favoriser la société des sciences dans la plantation des mûriers. Elle voulait en faire un essai dans son jardin, et puis y employer plus de terrain, de telle sorte que l'utilité qu'on en attendait avec le temps, devait être employée pour les recherches de la société«.

[4] Leibniz hatte ihm bereits im März 1705 geschrieben (Hann. Bibl.): »Je me souviens d'une des intentions de feu la Majesté, que le roi peut-être voudra faire

In Berlin dachte man jetzt an nichts Anderes als an die Vorbereitungen zu dem prächtigen Leichenbegängniss, mit welchem der König seine Gemahlin ehren wollte. Leibniz und die Societät wurden aufgefordert, Inschriften und Sinnbilder zur Auszierung des Trauertempels, Gedichte, Ehrengedächtnisse u. s. w. zu verfassen[1]. Alle verfügbaren Arbeiter wurden zum Bau des Mausoleums gebraucht: im Juni fand die Feier statt.

Erst im Juli konnte die Societät wieder daran denken, den Bau des Observatoriums zu betreiben[2]. »Schläfrig« wurden die Arbeiten im August aufgenommen[3]: endlich kam man im Mai 1706 so weit, dass sieben Fenster eingesetzt und ein Gemach nothdürftig mit Brettern belegt wurde, um dort Observationen anzustellen. Auch zeigte sich einige Aussicht, die längst versprochene Wohnung für den Astronomen im fertigen östlichen Eck-Pavillon — der Bau des anderen lag noch immer darnieder — zu erhalten[4]; aber Kirch selbst verzögerte durch Ungeschicklichkeit diese Sache, und so wurde sie bis Ostern 1707 verschoben[5]. Der zweite Astronom, Hoffmann, wollte Berlin verlassen. Für einen lächerlich geringen Gehalt musste er häufig auch des kränklichen Kirch's Arbeiten übernehmen; nur mit Mühe vermochte man ihn zu halten[6]. Die Versammlungen hörten fast ganz auf; der Secretar spricht in seinen Briefen an Leibniz »von den wenigen noch zur Zeit privatim zusammenkommenden Mitgliedern«[7]. Als ein interessanter Brief eines gewissen Brochhausen aus Moskau einlief, der Russland bis nach China durchreist hatte und gewichtige Fingerzeige gab, wie man Beziehungen anknüpfen könne, musste man sich damit begnügen, Leibniz über ihn Bericht zu er-

exécuter comme beaucoup d'autres, c'est qu'elle voulait faire planter des mûriers blancs en bonne quantité à Luzembourg et soulager en cela les commencements de la société royale des sciences«.

[1] Siehe Ilgen an Leibniz vom 25. April 1705 (Hannov. Bibl.); auch Klopp, 10. Bd. S. 273 ff., 284 ff. Die Societät meinte, dergleichen käme ihr nicht zu, entsprach dem Wunsche aber doch (Secr.-Leibn. Nr. 35 vom 21. April 1705).

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 38. 39 vom 30. Juni und 4. Juli.

[3] A. a. O. Nr. 40 und den Brief des Hofpredigers an Leibniz vom 25. September 1705 (Hannov. Bibl.); doch zeigte sich die Kammer etwas williger, s. Nr. 43 vom 26. September 1705.

[4] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 53 vom 15. Mai 1706 und den Brief des Hofpredigers von demselben Datum (Hannov. Bibl.).

[5] Nr. 55 vom 16. October 1706. Wirklich brauchbare Instrumente fehlten noch immer, s. den Brief von Hoffmann an Leibniz von demselben Datum (Hannov. Bibl.).

[6] Siehe Nr. 36 vom 19. Mai und Nr. 45 vom 6. October 1705.

[7] Nr. 45.

statten[1]. Das Einzige, was die Societät that, war, eine Sammlung von Beobachtungen über die letzte Sonnenfinsterniss zu veranstalten und mit ihren eigenen Observationen zusammen herauszugeben[2]. Ausserdem entschloss sie sich, Schütze's (in Belgrad) meteorologische Jahresbeobachtungen drucken zu lassen[3]. Schon aber zeigte sich eine böse Folge ihrer oligarchischen Verfassung und ihrer Geheimnisstheuerei in finanziellen Dingen. Das Mitglied der Societät Prof. L. Chr. Sturm in Frankfurt a. O., der für wissenschaftliche Beobachtungen jährlich 50 Thlr. von der Societät erhielt und ihr grollte, weil sie die Absicht hatte, dieses Honorar zurückzuziehen, wandte sich mit einer Beschwerde an Leibniz und sprengte zugleich aus, die Mitglieder des Conciliums bezögen jährlich je 100 Thlr. Man liess ihm seinen Gehalt, nachdem man festgestellt hatte, dass er wirklichen Anspruch besass[4]: aber man ertheilte ihm brieflich eine Rüge und forderte ihn zur »Klugheit« auf. Leibniz schlug vor, ihm, der ein wenig brauchbarer Astronom gewesen zu sein scheint[5], die Aufgabe zu übertragen, die artes mechanicas, namentlich die Webereien, wissenschaftlich zu beschreiben, da es solche Bücher noch nicht gebe[6]. Zu einem geharnischten Protest raffte sich die

[1] Siehe Nr. 42 nebst Beilage, dazu den Fasc. »Wissensch. Verhandlungen« von 1704—1734 im Akademischen Archiv, aus dem hervorgeht, dass Vorbereitungen für eine Expedition seitens der Societät getroffen wurden. Jablonski wollte vor allem über die Juden in China etwas erfahren, und die Societät setzte 100 Thlr. aus für eine hebräische Bibel aus China. Auch Proben sibirischer Erze hatte Brochhausen übersandt; s. Nr. 49 vom 12. Januar 1706.

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 54 vom 31. Juli 1706. Der Verkehr Leibnizens mit Kirch dauerte im Jahre 1705 fort. Am 16. October 1705 schrieb dieser (Concept im Joachimsthalschen Gymnasium, Reinschrift in Hannover): »Was meine Observationes anlangt, dieselbe alle zum Drucke zu befördern, wäre es mir wohl sehr lieb, dass es geschähe, weil ich noch lebe. Es wird aber ein grosser Verlag darzu erfordert werden, weil ihrer sehr viel sein, indem ich schon von 42 Jahren her Observationes habe, die geschrieben in acht feinen Quartbänden bestehen, worzu viel Kupfer gehören. Lässt mich Gott noch eine Zeit leben, und das Observatorium zu Stande kommen, so hoffe ich einen neuen Catalogum stellarum fixarum in zodiaco, wo die Planeten laufen, zu verfertigen«. Über die Publication jener Observationen sind mehrere Briefe zwischen beiden Gelehrten gewechselt worden.

[3] Siehe Nr. 42 vom 1. September 1705. Dazu Nr. 58 vom 2. Juli und Nr. 63 vom 26. November 1707. Aus letzterem Brief geht hervor, dass diese Publication schlechten Absatz fand, und die Societät daher Bedenken trug, sie fortzusetzen.

[4] Abschrift der Verschreibung von 50 Thlr. (21. Juli 1702) von des Hofpredigers Hand im Akademischen Archiv.

[5] A. a. O. Nr. 54.

[6] Siehe über diesen Handel Nr. 43. 44 (Brief von Leibniz). 46. 49 und den Brief von Sturm an Leibniz vom 31. October 1705, sowie das Schreiben des Hofpredigers an Sturm (beide in der Hannov. Bibl.). Beachtenswerth ist, dass Sturm

Societät auf, als sich der Buchdrucker Luppius in Charlottenburg an den König mit der Eingabe wandte, in dem Observatorium eine Wohnung beziehen, dort eine Druckerei einrichten und die Societätskalender herstellen zu dürfen. Sie erklärte, sie habe selbst ein Buchdruckerprivileg, das sie seiner Zeit ausbeuten werde, wozu schon Anstalten getroffen seien; Luppius habe hinterlistig beim König um die Erlaubniss nachgesucht[1].

Das ist Alles, was sich über die Societät aus den Jahren 1705 und 1706 berichten lässt; sie war dem Untergang nahe. Da entschloss sich Leibniz, der 19 Monate Berlin gemieden hatte, weil er auf geneigtes Gehör nicht rechnen durfte, im Anfang November 1706 dorthin zu gehen. Durch die Eheschliessung des Kronprinzen mit der Tochter des Kurfürsten waren sich Preussen und Hannover wieder näher gerückt; er erwartete mit Recht, dass dieser Bund auch seiner Stellung in Berlin und der Societät zu Gute kommen werde[2]. Seine Beziehungen zu Preussen waren in der Zwischenzeit doch nicht völlig abgerissen; der Minister von Ilgen hielt sie aufrecht. Auf sein Ersuchen hatte er im Januar 1706 ein Pro Memoria über die Sammlung von Actenstücken zur brandenburgischen und preussischen Geschichte eingereicht[3]. Nun versuchte er es auf's Neue, persönlich für die Societät einzutreten — und nicht ohne Erfolg[4].

in seinem Brief an Leibniz den Hofprediger Jablonski als »Praeses noster vicarius« bezeichnet. Er fungirte als solcher ohne formelle Bestallung.

[1] Acten im Geh. Staatsarchiv; Eingabe der Societät vom 15. November 1706.

[2] Sehr charakteristisch für das Doppelverhältniss, in welchem Leibniz stand, ist das misstrauische Schreiben, das der Kurfürst am 15. November des Religionsstandes seiner Tochter wegen an ihn gerichtet hat. Ausserdem verbietet er ihm förmlich die Fortsetzung der Unionsversuche (s. Urkundenband Nr. 81). Diese zogen sich zwar noch etwas über ein Jahr hin, aber Leibniz wusste bereits, dass man sie in Hannover nicht mehr wolle. Im Januar 1708 schrieb er an Fabricius nach Helmstädt: »Wie jetzt der Stand der Dinge ist, erwarte ich nichts mehr von dem Vereinigungsgeschäfte; ipsa res se aliquando conficiet!«

[3] Siehe Urkundenband Nr. 82.

[4] Dem Hinweise seiner alten Freundin, der Kurfürstin Sophie, er werde wenig Dank ernten, begegnete er mit den schönen Worten (Brief aus Berlin vom 4. Januar 1707, Klopp, Werke, 9. Bd. S. 265): »Mon principe est de travailler pour le bien public, sans me mettre en peine si quelqu'un m'en sait gré. Je crois que c'est imiter la divinité qui a soin du bien de l'univers, soit que les hommes le reconnaissent ou non. Il m'est arrivé bien des fois que des particuliers que j'avais obligés, ont manqué de reconnaissance, et cela ne m'a point rebuté. Bien moins serai-je rebuté, si le public qui manque d'information, ne nous tient point de compte de nos soins«. Dem in Berlin hoch angesehenen Lord Raby schrieb er (18. Mai 1707, Klopp, Bd. 10 S. 412): »Mad. l'Electrice se moque de moi, que je travaille pour autrui, mais le bien public, et surtout par rapport aux sciences, est ma marotte«.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin setzte er sich mit dem thätigsten Mitglied der Societät, mit dem eben aufgenommenen Frisch, in Beziehung[1]; dann versammelte er am 27. December die »Associati, welche sich der rei mathematicae annehmen«, in der Conferenzstube, um speciell mit ihnen über folgende vier Punkte zu verhandeln: 1. Beförderung der astronomischen Observationen, 2. Mathematische und mechanische »Decouverten«, 3. Auffindung von Mitteln, um aus der mathematischen und mechanischen Arbeit den Fundus der Societät zu erhöhen, 4. Publication — mindestens jährlich einmal — »gewisser Miscellanea, darin sowohl Communicationes curiosae von denen Membris und Andern als einige Recensiones und Excerpta neuer Bücher enthalten sein möchten[2]«. Vor allem aber kam es darauf an, beim Könige nun das Maulbeerprivileg und die endliche Fertigstellung des Observatoriums sammt der Wohnung für den Astronomen und Räume für ein Laboratorium zu bewirken. In einer Audienz, die Leibniz beim Könige hatte, versicherte ihm dieser, das Privileg ertheilen zu wollen. Leibniz setzte demgemäss ein Pro Memoria über Einrichtung eines solchen auf (10. Januar 1707)[3], und bereits am 25. Januar übersandte der König dieses Actenstück an die Lehnskanzlei mit dem Befehl, ein conformes Privilegium auszufertigen und der Societät der Wissenschaften zu ertheilen[4].

Am 28. März erschien das Königliche Maulbeer- und Seidenbauprivileg für die Societät[5]; wie ein Concept im Akademischen Archiv zeigt, hat Leibniz es entworfen. Es war so umfassend, wie man nur wünschen konnte — ein Privilegium privativum generale perpetuum —, legte das ganze Werk in die Hände der Societät, von der Anpflanzung der Bäume an bis zur Bearbeitung und zum Vertriebe der einheimischen Seide, überwies ihr alle Maulbeerpflanzungen in den königlichen Gärten, auch, soweit es thunlich, Räume in öffentlichen Gebäuden unentgeltlich, gestattete ihr die Anpflanzung im weitesten Umfang (an Wällen und Werken, an Strassen und

[1] Siehe den Briefwechsel mit ihm Nr. 1; ich bezeichne an einigen Stellen diesen Briefwechsel mit »Frisch-Leibn.«.

[2] Das von Leibniz niedergeschriebene Concept zu dieser Verhandlung ist zuerst von Kapp (S. 460 ff., s. Urkundenband Nr. 83) gedruckt worden. Merkwürdig ist, dass Leibniz hier die drei Klassen der Societät als Mathematische, Physische, Litterarische unterscheidet. Nach der General-Instruction war die Societät in die Physico-Mathematische, die Deutsche und die Litterarische Klasse eingetheilt. Dieses Schwanken zeigt, wie unfertig noch Alles war.

[3] Siehe Urkundenband Nr. 84.

[4] Concept im Geheimen Staatsarchiv.

[5] Siehe Urkundenband Nr. 85.

Dämmen) und wies die königlichen Gärtner an, die Societät gewähren zu lassen und ihr mit dem zu Hülfe zu kommen, »was sonst nicht besser gebraucht wird und so viel sonst ohne Unser und ander Nachtheil und Abgang geschehen kann« u. s. w. Allein die Hauptsachen fehlten — es wurde der Societät kein Pfennig Betriebscapital und kein einziger königlicher Arbeiter gewährt, und die ausländische Seide nicht zu ihren Gunsten besteuert. Unter solchen Umständen das Privilegium auszubeuten, war eine Kühnheit. Dennoch griff es Leibniz muthig auf und gewann in Frisch, der vom Meister Otto unterstützt wurde, einen unermüdlichen Arbeiter. Aber die Societät — mit Ausnahme Cuneau's — hielt von der Sache nichts (besonders der Secretar war ihr ungünstig); sie bewilligte ihrerseits auch kein Geld oder nur die bescheidensten Summen; so konnte das Werk nicht gedeihen[1]. Dazu kam, dass alle königlichen Gärtner und Beamten widerwillig waren und der neuen Arbeit Steine in den Weg legten. Es war ja lediglich auf ihren guten Willen gerechnet, ohne Verpflichtung und ohne Entgelt; wie weit konnte man dabei kommen? Die »grâce d'une assistance efficace«, die Leibniz wiederholt vom Grafen von Wartenberg erbat[2], konnte schlechterdings nichts fruchten, solange man nicht königliche Gärtner förmlich für das Werk in Pflicht nahm und bezahlte; das geschah aber nicht[3].

[1] Fischer hat in seiner Monographie über Frisch-Leibniz diese Angelegenheit erschöpfend behandelt. Über das Übelwollen des Secretars s. die Briefe von Frisch vom August 1707, 21. Februar 1708 (Fischer S. 3. 6). Man spottete über Frisch, was er mit Würmern zu thun hätte; »welche Moquerie auch Einigen von denen Membris Societatis gemein, die doch das Werk am meisten befördern sollten« (31. März 1708, S. 9).

[2] Brief vom 24. April 1708, Fischer S. 10.

[3] Dass das Werk hätte gedeihen können, wenn sich die Societät entschlossen hätte, etwas mehr dafür zu thun — einen Planteur besoldete sie, aber das war viel zu wenig; Frisch musste Manches aus seiner Tasche bezahlen —, geht aus dem Briefwechsel des rüstigen Frisch (der übrigens auch werthvolle Untersuchungen und Experimente an den Seidenraupen machte, s. seinen Brief Nr. 22 vom 20. November 1710) deutlich hervor. Aber auch Cuneau wurde gleichgültig, und nach dem ersten Schlagfluss, den er im November 1709 erlitten, war er überhaupt nur noch eine halbe Kraft. Friedrich Hoffmann, der Arzt (im Jahre 1709 aus Halle als Leibarzt berufen), auf dessen Unterstützung Frisch rechnete (s. Briefwechsel mit Leibniz Nr. 12 vom 20. April 1709, Fischer S. 17), kehrte schon 1712 nach Halle zurück. »Ew. Excellenz«, schreibt Frisch an Leibniz am 31. Juli 1709, »seien so gütig und muntern mich durch dergleichen Assistenz ferner auf, sonst muss ich mit Spott davon ablassen, da ich mich am Hof und in der Stadt, ja im ganzen Land desswegen schon so weit eingelassen, dass ich weiss nicht was für Beinamen davon bekommen.« Am 28. September 1709 schreibt er an Leibniz: »Ich bin nun

Da Leibniz einsah, dass auch unter den günstigsten Bedingungen das neue Privileg erst nach Jahren etwas abwerfen, bis dahin aber nur Kosten verursachen werde, so griff er zu seinen früheren Vorschlägen zurück. Aus den ersten Monaten des Jahres 1707 stammt eine ganze Reihe dringlicher Entwürfe von Eingaben an den König von seiner Hand, die sich im Akademischen Archiv befinden. Eine grössere Feuersbrunst bestimmte ihn, das Feuerspritzenmonopol wieder hervorzuholen[1]; er sann über ein Unternehmen nach, das Land einzudeichen, die Flüsse zu reguliren und so Acker- und Wiesenland zu gewinnen[2]: aber diese Entwürfe und andere sind, mit Ausnahme eines über die Wasserschäden, wahrscheinlich gar nicht eingereicht worden.

Dagegen gelang es ihm, beim Könige nicht nur den Befehl zur Beschleunigung des Baues des Observatoriums, sondern auch eine Ordre zu erwirken, nach welcher die Amtskammer der Societät 2100 Thlr. auszahlen solle zur Erwerbung eines Grundstücks. Da der König eine Wohnung für den Astronomen und Räume für ein Laboratorium förmlich zugesichert hatte, der Eck-Pavillon sich aber als ungeeignet erwies und auch von der Marstallverwaltung gebraucht wurde, so befahl der König auf Vorschlag der Societät, dass jenes Grundstück — heute Dorotheenstrasse 10 und noch gegenwärtig im Besitz der Akademie — angekauft werde. Es war 70 Fuss lang und 200 Fuss tief; ein kleines Haus stand im Hintergrunde, welches sofort bezogen werden konnte, und es liess Raum, ein grösseres Gebäude vorn zu errichten für eine Druckerei, Laboratorium und Repräsentationszimmer. Am 28. April 1707 erschien die königliche

---

auch hinter den Vortheil gekommen, die Seide weiss zu machen, und zwar so, dass, wo mir die Franzosen acht Loth Abgang rechnen, ich nur fünfe habe, welches dereinsten im Grossen viel austragen wird. Es hat unsere Seide, wenn sie vom Gummi befreit, ein solch Lustre, dass ich keinen Unterschied unter der besten Seide sehe, die man hier zu Kauf hat«. Im November 1710 konnte ein spandauischer Weber »sieben Stück Atlass von allerley Farb« an den Hof bringen mit einem Attest von Frisch, dass es Societätsseide sei (s. den Brief Nr. 21 vom 7. November 1710, vergl. auch den folgenden Brief). In Hannover wird unter den Leibniz-Papieren auch eine Probe der von der Societät (von Frisch) hergestellten Seide aufbewahrt. Das vom Secretar geführte, im Akademischen Archiv aufbewahrte Diarium über die Seidensache bietet wenig Bemerkenswerthes.

[1] Neue Fassung in einem zu Hannover befindlichen Concept, zweimal von Leibniz selbst geschrieben, und einer Reinschrift (ebendort) vom 26. März 1707. Es beginnt: »Weilen vermuthlich die neuliche Feuersbrunst eine gute Verordnung befördern möchte«. Übrigens war im October 1705 in Preussen ein obligatorisches General-Feuerkassen-Reglement erlassen ohne Mitwirkung der Societät.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 86.

Ordre; aber nun entwickelte sich eine Tragikomödie, die ein trübes Licht auf die damaligen finanziellen Zustände in Preussen wirft. Ein volles Jahr dauerte es, bis der Kauf abgeschlossen wurde und Kirch einziehen konnte — so lange hatte sich die Finanzkammer gesträubt, theils weil sie kein Geld geben wollte, theils weil sie keins hatte. Und der Kauf kam erst wirklich zu Stande, nachdem Leibniz brieflich noch einmal energische Vorstellungen beim Könige selbst gemacht und sich die Hofpredigerwittwe Sturm entschlossen hatte, der Societät, d. h. dem Staate, 2100 Thlr. vorzustrecken, die die Societät zu verzinsen hatte und die die Finanzkammer in drei Jahren (zu 700 Thlr.) zurückerstatten sollte! Aber auch jetzt noch erklärte die Kammer, nicht zahlen zu können, und es dauerte noch mehrere Jahre, bis sie die ersten 700 Thlr. aufzutreiben vermochte[1]!

Immerhin war durch Leibnizens Eintreten etwas erreicht — eine feste Zusicherung wegen eines Grundstücks und eines Hauses nahe beim Observatorium war gegeben, und dieses selbst ging seiner Vollendung entgegen[2]. Aber noch mehr, durch energische Mahnungen hatte Leibniz es durchgesetzt, dass die Mitglieder seit dem Frühjahr 1707 ernsthaft an die Herausgabe eines ersten Bandes »Miscellanea Berolinensia« dachten — die deutsche Sprache für sie zu wählen, glaubte man noch nicht wagen zu dürfen — und Abhandlungen einreichten; die Redaction des Ganzen hatten Cuneau und Leibniz selbst übernommen. Die Früchte seiner Thätigkeit stellte er Ende April, kurz bevor er nach Hannover zurückkehren musste, in einem Schreiben an den König übersichtlich zusammen[3] und fertigte auch einige Schreiben an den Rath von Berlin und die Amtmänner in Cöpenick und Potsdam zur Unterstützung des Seidenbaus im Namen der Societät aus[4]. Aber obgleich ihm der König bei der Abschiedsaudienz huldvoll versichert hatte, er werde ihm seine

[1] Die Verhandlungen sind im Urkundenband Nr. 87 ausführlich dargestellt.

[2] Siehe den Brief der Frau Kirch im Urkundenband Nr. 87. Am Hof zeigte sich einiges Interesse für Astronomie. Die Frau Kirch fragt in einem Billet bei Leibniz an (Hannov. Bibl.), ob sie selbst auf dem Schlosse den von ihr entdeckten Sonnenflecken anzeigen solle oder ob er es thun wolle. »Werde nach Ew. Exc. Befehl und Anordnung allezeit der Gnade gewärtig leben, vor K. Maj. zu erscheinen« (sie hatte eine astronomische Schrift verfasst, die sie überreichen wollte). Im April 1708 erzählt Kirch Leibniz, dass der Kronprinz das neue ausgebaute Observatorium zu besehen gewürdigt habe (Brief vom 29. April 1708; Hannöv. Bibl.).

[3] Siehe Urkundenband Nr. 88.

[4] Siehe Urkundenband Nr. 89 vom 10. Mai 1707.

Gnade bewahren und alle Anordnungen durchsetzen[1], so war er, als er in der zweiten Hälfte Mai Berlin verliess[2], weder des einen noch des andern sicher. Der Frau Kirch sagte er bei seinem Scheiden, es werde wohl Alles liegen bleiben, wenn er abgereist sei[3], und die Art, wie er sich an den bei Hof einflussreichen Lord Raby wandte, damit er sein Fürsprecher sei, zeigt deutlich seine Unsicherheit in Bezug auf die Gnade des Königs[4]. Um diese sich zu erhalten, schrieb er auch an die Kurfürstin, die damals mit ihrem königlichen Schwiegersohn freundlicher verkehrte[5], einen für den König bestimmten Brief[6], der mit ärztlichen Rathschlägen beginnt, dem Monarchen und dem Zustande seiner Staaten und seines Hofes sehr viel Lob spendet — auch viel ungerechtfertigtes —, dann wiederum auf den Gesundheitszustand des Königs eingeht und mit einem kühnen Übergang persönlich wird:

»... Et c'est le moyen de contribuer à la conservation de sa vie. Personne ne le pourra faire avec plus d'efficace que V. A. E. Si j'en disais autant, cela ne servirait guère quand j'avais [sic] même plus d'accès auprès de lui et plus de crédit que je n'en ai. Il est vrai que Sa M^té^ m'écoute toujours favorablement, mais il ne paraît pas qu'il cherche trop à m'écouter, et je ne suis pas d'humeur à m'ingérer. Je ne sais si quelqu'un m'a rendu autrefois mauvais offices, par je ne sais quelle

---

[1] Siehe den Brief an Wartenberg bei Klopp, 10. Bd. S. 414, Leibnizens Schreiben an den König im Urkundenband Nr. 87, Leibnizens Schreiben an Kirch vom 23. Juni 1707: »K. Maj. haben mir bei dem Abschied nachdrücklich versprochen, über Dero gnädigsten Concessionibus nachdrücklich zu halten« (Joachimsth. Gymnasium) und das undatirte Schreiben an Lord Raby im Urkundenband Nr. 91.

[2] Noch am 18. Mai 1707 war er daselbst, s. den Brief an Lord Raby von diesem Datum bei Klopp, a. a. O. S. 412: »Je devais être parti, mais les intérêts de la société m'ont arrêté encore quelques jours«. Damals ist er in Berlin zum ersten Mal mit Ch. Wolff zusammengetroffen, s. Guhrauer, G. W. v. L., 2. Bd. S. 262 f.

[3] Siehe den Brief der Kirch im Urkundenband Nr. 87.

[4] Leibniz an Lord Raby, a. a. O.: »J'ai employé une bonne partie de mon temps à cela depuis sept ans sans en avoir tiré le moindre fruit pour moi; car je ne compte pas ce qui ne suffit pas même à me dédommager, outre que je puis dire que cela m'a causé bien de la perte ailleurs, mais je ne m'en repens pas, pourvu qu'enfin il en provienne quelque chose de bon. C'est ce que je me promets, si les ordres du roi sont exécutés. Mais je ne sais comment je m'émancipe d'importuner V. E. de ces choses: je n'aurais point osé le faire, si je ne savais, Mylord, que vous entrez dans les belles connaissances et les favorisez. Mit Recht vermuthet Klopp, der Brief sei ein ostensibler und für den König mitgeschrieben.

[5] Der König hatte ihr auch von Leibniz geschrieben und von seinen Geldforderungen für die Societät, die die Kurfürstin augenscheinlich befürwortet hatte; s. ihren Brief an Leibniz vom 23. April 1707 (Klopp, 9. Bd. S. 279): »Le roi me mande que vous avez fait voir une éclipse à la lune. Il me reproche que je crois qu'il est Crœsus, et qu'il peut donner tant de pennins. J'ai répondu que cela ne serait pas étrange après toutes les magnificences et libéralités qu'il fait«.

[6] Berlin, den 12. Mai 1707, Klopp, 9. Bd. S. 280 ff.

vue; mais je vais toujours mon train, et sans faire la moindre chose pour moi. Je travaille pour un établissement raisonnable de la société des sciences. Cependant j'y ai trouvé presque autant de difficulté que si je négociais pour le pape. Et même dans les choses résolues, il y a eu des longueurs qui auraient rebuté tout autre que moi, et qui m'ont fait perdre plus de deux mois. On me fait espérer une heureuse issue, et après six ou sept ans on a ordonné enfin d'une manière expressive que l'observatoire soit achevé, et le roi emploiera quelques mille écus pour un autre bâtiment nécessaire à la société. Si les autres messieurs se tiennent aux mesures que j'ai prises avec eux, on publiera quelque chose tous les ans, qui ne sera peut-être pas indigne de paraître, et dorénavant les choses iront mieux leur train, sans que j'aie plus besoin de me tant remuer. Aussi ne sais-je pas si je serais longtemps en état de le faire, car des fluxions froides excitées par la mauvaise saison &c.«

Im Postscript bemerkt Leibniz ausdrücklich, beim Durchlesen finde er, dass der Brief geeignet sei, dem Könige zugestellt zu werden[1].

Mit Recht durfte Leibniz sagen, er habe in seiner Arbeit für Preussen so viele Schwierigkeiten gefunden, als arbeite er für den Papst. Sieben Jahre waren seit der Stiftung der Societät bereits verflossen, und noch war sie kaum vom Fleck gekommen.

In den folgenden 11 Monaten bis zum April 1708 hat er von Hannover aus die drei Angelegenheiten unablässig gefördert, den Seidenbau, den Hauskauf und die Miscellanea. Der letzteren wegen hat er mit dem Secretar, Cuneau und dem Hofprediger[2] sehr eingehend correspondirt. Im October 1707 wurden die eingelaufenen Manuscripte ihm zugeschickt: im März 1708 sandte er sie zurück[3]. Eine Abhandlung von Chauvin wurde abgelehnt, dann aber doch unter der Bedingung, dass er sie verbessere, angenommen[4]. Eine Arbeit von Starke konnte man nicht aufnehmen, da man nicht arabisch drucken wollte[5]. Der Verleger, den man zuerst gewonnen, trat zurück; nach langen Verhandlungen wurde die Ausführung dem Buchhändler Papen übertragen, der seinen Verlag durch wissen-

[1] Ein zweites, undatirtes Schreiben dieser Art an die Kurfürstin ist im Urkundenband Nr. 90 grösstentheils abgedruckt. Es ist auch deshalb interessant, weil er hier auf das Misstrauen eingeht, das man ihm schon zur Zeit, da die Königin Sophie Charlotte noch lebte, in Berlin erzeigt hat. Er sagt direct, dass man ihn beim König angeschwärzt habe.

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 58 (2. Juli 1707) ff. Auch mit Kirch hat er über Beiträge verhandelt, s. die Briefe vom 15. October und 5. November 1707 (Joachimsth. Gymn.; Hannover). Sehr zahlreich und auf das Kleinste eingehend sind die Briefe an Cuneau.

[3] Secr.-Leibn. Nr. 61 und 70.

[4] A. a. O. Nr. 61, 71 (7. April 1708) und 73 (5. Mai 1708).

[5] A. a. O. Nr. 61.

schaftliche Werke zu bereichern wünschte[1]. Dem gelehrten Publicum endlich etwas von den Arbeiten der Societät vorzulegen und dem König etwas Bedeutendes zu zeigen, war Leibnizens Hauptsorge; denn er hatte sich ihm gegenüber geradezu verpflichtet, dass die Societät einen Band wissenschaftlicher Abhandlungen herausgeben werde. Sein Wort und seine Ehre standen auf dem Spiel. Um den König sich geneigt zu erhalten und den immer noch schwebenden Hauskauf durchzusetzen, sicherte er sich das Vertrauen der Kronprinzessin — »je vous connais de mes amis«, schrieb sie ihm[2] — und trat mit Madame de Gacetot, der Oberhofmeisterin, in Verbindung[3]. Dem Lord Raby schrieb er noch einmal einen für den König bestimmten Brief[4]. Mit Recht konnte er hier darauf hinweisen, dass der König die besten Intentionen in Bezug auf die

[1] Er stand schon zur Societät in Beziehung. In einem Brief an Leibniz vom 26. Mai 1708 (Hannov. Bibl.) schreibt er: »Ich vernehme auch, dass S. K. M. in Preussen nun mehro eine Commission zu Errichtung der universalen Schulbücher angeordnet und dass mit der Grammatica der Anfang gemacht werden solle; weilen ich nun nicht weiss, ob den Verlag dieser Grammatica die Societät über sich nehmen wird, u. s. w.« Er möchte diesen Verlag Namens der Societät erhalten. Siehe dazu seinen Brief an Leibniz in Secr.-Leibn. Nr. 77 vom 3. Juli 1708. Die Grammatiken und Schriftsteller-Ausgaben für die Gymnasien der Mark wurden wirklich von einigen Directoren und Conrectoren der Gymnasien auf Befehl Friedrich's I. bearbeitet und erschienen in der Officin von Papen, s. darüber Fischer, Frisch-Leibniz S. 23. 29. 59 f. Die Oberleitung hatte eine Commission. Der Secretar Jablonski schreibt am 21. Juli 1708 an Leibniz (Nr. 78): »Mit der neuen Anstalt bei dem Schulwesen ist der Anfang zwar gemacht und ein Versuch gethan worden, zu einer Conformität mit der lateinischen Grammatik zu gelangen. Allein weil die Directores solcher Sache mit mehr andern Geschäften beladen, können sie dieses nicht mit genugsamen Fleiss warten. Hr. Chuno und mein Bruder sind zwar auch zu denen diesfalls angestellten Berathschlagungen gezogen worden, jener vigore commissionis regiae, dieser bloss pro consilio, der Societät in corpore aber ist noch nichts zugemuthet worden; ich glaube auch nicht, dass, wenn sie daran Theil nehmen wollte, man sie gerne zulassen würde, nachdem gewöhnlicher Maassen ein Jeder hie über seinem Ansehn eifert und nicht gerne etwas davon vergiebet«. Augenscheinlich hatte Leibniz gewünscht, dass die Societät hinzugezogen werde; hatte er doch durch seine Vorschläge über das Bücher-Commissariat einen Anstoss zu der Sache gegeben. Er hoffte gewiss auch, dass der Societät Einnahmen daraus erwachsen würden. Aus dem Brief Papen's (vom 3. Juli 1708) geht hervor, dass Director der Universal-Einrichtung des Schulwesens der General-Commissarius von Danckelmann war; Commissarii waren Professor Bekmann in Frankfurt, der Hofprediger und Cuneau. Der Societät vertraute man die Sache nicht an. Frisch wünschte, dass sie die Logik herausgäbe (Briefe Nr. 21 und 22 vom 7. und 20. November 1710): »die Societät muss hier das Werk wegen Scientien angreifen und nebst der Ehre auch den Profit ziehen«. Zu vergleichen ist noch Nr. 105 des Urkundenbandes.

[2] Siehe ihren Brief vom 29. October 1707 (Klopp, 10. Bd. S. 415 f.).

[3] A. a. O. S. 416 f.

[4] Siehe Urkundenband Nr. 91.

Societät habe, aber seine Beamten sie nicht ausführen. »Les bonnes intentions du roi ont souvent le malheur d'être mal exécutées.« ... »Cela rendra même la société méprisable, car elle a des membres dans les pays étrangers, qui ne peuvent pas manquer d'apprendre ces contretemps.«

Das Haus wurde gekauft — voll Freude zog die Familie Kirch ein[1] —, und das Observatorium war im September 1708 so weit fertig, dass die Kammer es der Societät übergeben wollte. Allein diese fand noch Manches nicht nach Wunsch und wies die Übergabe noch zurück. Ihre finanziellen Verhältnisse hatten sich langsam, aber sicher gebessert[2], weil der Kalenderverkauf in den letzten Jahren sehr gestiegen war[3]. Da trat ein Handel ein, der der Societät, die ohnehin noch nicht viel Ansehen genoss, in der öffentlichen Meinung höchst schädlich sein musste.

Die Societät hatte in den letzten Jahren drei Mitglieder aufgenommen, die zwar rühriger waren als die meisten anderen, aber durch Leichtfertigkeit und andauernde Geldnoth sich dem Industrieritterthum in bedenklicher Weise näherten. Der eine von ihnen, Ch. H. Oelven, ein Krankheits halber verabschiedeter preussischer Rittmeister, gab seit 1708 die erste Berliner populäre Zeitschrift in deutscher Sprache heraus: »Monatliche curieuse Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Präsenten, zum Nutzen und Ergötzen«. Er war ein nicht unbegabter Mann von mancherlei guten Ideen, aber ein zucht- und kritikloser Geist, mit allerlei buntem Wissen, überall unzuverlässig, unsolid und marktschreierisch, entschlossen auf jede Weise Geld zu verdienen, sei es auch durch wüstes Sykophantenthum[4]. Auf seinen Vorschlag war im Frühjahr 1708 Marperger

[1] »Kirch wohnet in dem neuen Societätshause ganz vergnügt«, schreibt der Buchhändler Papen an Leibniz (26. Mai 1708). Auch Leibniz sollte dort ein Zimmer als Absteigequartier erhalten; s. Secr.-Leibn. Nr. 77 vom 3. Juli und Nr. 78 vom 21. Juli 1708. Der Buchhändler Papen wohnte ebendort; auf dem Grundstück befand sich auch ein Stall und ein Schuppen.

[2] Besondere Ausgaben hatte die Societät damals nicht; wir hören nur, dass Scheuchzer's Iter Alpinum mit ihrer Unterstützung gedruckt worden ist (Secr.-Leibn. Nr. 57 vom 18. Juni und Nr. 61 vom 8. October 1707).

[3] Siehe die Briefe Papen's an Leibniz vom 21. Febr. 1708 und 17. Juni 1709.

[4] Über Oelven und seine Zeitschrift s. Geiger, Berlin 1688–1840 1. Bd. S. 141 ff. Erschienen sind nicht volle zwei Jahrgänge, vergl. auch Fischer, Frisch S. 55 f., der die bisherige Litteratur über Oelven verzeichnet und neue Mittheilungen über ihn verspricht. La Croze und Frisch stimmen im abschätzigen Urtheil über den Mann überein (Briefwechsel mit Leibniz in Hannover). Man kann es ihm zu Lobe sagen, dass er deutsch gesinnt war, die Resultate der Wissenschaft in's praktische Leben einführen wollte und die unfruchtbare Zettelgelehrsamkeit der Stuben- und

aufgenommen worden[1]. Als Gelehrter war er von ganz anderem Schlag als Oelven. Sein Name hat in der Geschichte der Handelswissenschaft, der politischen Geographie und Statistik einen sehr guten Klang; er hat diese Disciplinen in Deutschland mitbegründet: allein auch er war durch bittere Noth ein mercennarius geworden, dichtete und schrieb um Geld, was man ihm auftrug, auch bittere Angriffe[2]. Der Dritte war ein Herr von Meisebuch (Meisebug), von dem nur bekannt ist, dass er mit jenen zusammenhielt. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem Dichter des Festliedes auf die Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine. Da drei Könige persönlich bei ihr Gevatter standen (Juli 1709: die Könige von Preussen, Sachsen und Dänemark), so verglich er sie mit den heiligen drei Königen, die Prinzessin mit dem Jesuskind, und erhielt dafür ein ansehnliches Geschenk[3]. Dass diese Collegen ernsten

Bibliothek-Gelehrten verspottete; aber er besass weder das Wissen noch den Charakter, um als Reformer auftreten zu dürfen.

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 66 vom 4. Februar, Nr. 69 und 70 vom 10. und 17. März 1708. Der Secretar, der den Vorschlag Leibniz unterbreitet, ist Marperger als Gelehrten günstig gesinnt, »wenn nicht seiner Person wegen einiges Bedenken wäre«. Doch heisst es dann: »hat keinen anderen Vorwurf als rem angustam domi«.

[2] Frisch schreibt über ihn (Fischer Nr. 10 vom 18. Juni 1708 S. 14): »Herr Marperger ist mein Landsmann und mir also von langer Zeit her bekannt; ich halte ihn, wenn ich unparteiisch und nach meinem Begriff urtheilen soll, für des Hrn. Oelven guten Freund, der da fähig ist, noch wohl mehr als jener zu thun, sonderlich in dergleichen Monath-praesenten. Sein Calamus ist bissher mercenarius gewesen. In den Commercien-Wesen ist er ein guter Theoreticus. Zu Lübeck hat ihn die Armuth viel gelehret. Er war der ganzen Statt Verssmacher und hat, da er hier nichts damit erstümpern können, ein und andere bittere Zeilen in faveur des H[errn] Oelven gemacht. Ich kan leicht errathen, wer ihn recommendirt; aber dergleichen Leuthe sind ulcera und keine Zierden einer Societät. Herr Stark wird bezeugen können, dass er sich zu üblen Streichen gegen ihm von denen Buchführern gebrauchen lassen. Ew. Exc[ellenz] verzeihen mir mein allzu freyes Urtheil, das ich hier beygefügt, und seyen versichert, dass ich viel Zeugen darinnen bekommen kan. Die Begierde, die Societät in Renommée zu sehen, ist bey mir grösser, als alle Landsmannschafft, und weiss ich gewiss, dass, wann dergleichen Membra sollten anwachsen, wie Herr Oelven ist, einige andere, die lobwürdigere Absichten bissher gehabt, wünschen werden, dass sie nicht möchten in solcher Zahl seyn, oder wohl gar mit Zurückschickung des diplomatis sich vor solche Ehre bedancken«. Fischer sagt (S. 56): »Frisch's Urtheil wird von der Geschichte nicht bestätigt«; allein die Geschichte erzählt nur von der wissenschaftlichen Bedeutung Marperger's, die Frisch nicht ausschliesst. Siehe über Marperger auch Geiger, a. a. O. I S. 131 ff., und J. Franck in d. Allg. Deutsch. Biographie, 20. Bd. S. 405 ff., der die Schranken der Bedeutung Marperger's wohl kennt und ausserdem seine sehr uncultivirte Sprache rügt.

[3] Siehe über ihn La Croze's Briefe an Leibniz und Fischer, a. a. O. S. 66. Geiger, a. a. O. S. 4. Dass August der Starke von einem Mitglied der Preussischen

wissenschaftlichen Arbeitern, wie La Croze und Frisch, äusserst missfielen, ist wohl verständlich.

Bereits im September 1709 hat Meisebug Berlin schimpflich verlassen müssen[1], und einige Monate später wurde Oelven von seinen Verwandten, die den geistig und körperlich völlig gebrochenen Mann endlich bei sich aufnahmen, nach Neu-Ruppin gebracht[2], während Marperger sich kümmerlich durchschlug[3]. Aber im Jahre 1708 waren sie durch Oelven's Zeitschrift eine Macht und schienen entschlossen zu sein, die schlafende Societät aufzuwecken und ihr eine neue Richtung — die nationale und politisch-ökonomische — zu geben. Sie kamen regelmässig Mittwochs zusammen, und auch der Secretar und Ancillon haben anfangs an den Besprechungen Theil genommen.

Streitigkeiten zwischen den Gelehrten Berlins rissen nicht ab — so beklagte sich, ebenfalls im Jahre 1708, Naudé bitter bei Leibniz[4] über einen schmachvollen und lügenhaften anonymen Angriff und hielt den Berliner Jaquelot für den Verfasser[5] —; aber eine so pöbelhafte Invective, wie sie Oelven im Märzheft 1708 gegen La Croze richtete, war doch unerhört[6]. Der Anlass war ganz nichtig. Oelven fühlte sich als Geschäftsdichter durch ein abschätziges Urtheil über ein für den Hof bestimmtes, schmeichlerisches, prophetisches Anagramm, das La Croze gefällt haben sollte, beeinträchtigt und überschüttete den Societätscollegen nun mit den gröbsten Schimpfreden.

Societät der Wissenschaften mit einem der drei heiligen Könige verglichen worden ist, charakterisirt das Zeitalter in seinem Verhältniss zu den Fürsten.

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 94 vom 28. September 1709: »Der Hr. von Meisenbug hat einen garstigen Handel gehabt, aus welchem er doch durch Hülfe seiner Freunde sich so weit herausgewickelt, dass er mit einer Ehrenerklärung davon kommen und des Arrests erlassen worden. Bald darauf verlautete, dass er die Römische Religion angenommen und als Resident am Kaiserlichen Hofe in Churpfälzische Dienste trete. Nachdem habe weiter nichts von ihm gehöret, will aber mich diessfalls näher erkundigen«.

[2] A. a. O. Nr. 107 vom 17. Mai 1710: »Mit dem Herrn Oe[l]ven ist es so weit gekommen, dass er von seinem Schwager nach Ruppin abgeführet worden, weil er sich ganz contract nicht nur am Leib, sondern auch am Gemüth befunden und so wenig seine Gliedmassen als den Verstand mehr brauchen können«.

[3] Frisch an Leibniz vom 12. Januar 1712 (Fischer Nr. 23 S. 33): »Zwei von denen ehmalen eingenommenen drei Membris haben wenig Reputation hier behalten, nämlich Hr. Oelven und Hr. von Meisebug, der dritte manutenirt sich kümmerlich, nämlich Hr. Marperger«.

[4] La Croze an Leibniz, 15. Mai 1708 (Hannov. Bibl.).

[5] Naudé an Leibniz, 5. Mai 1708 (Hannov. Bibl.).

[6] Siehe einen Auszug aus ihr in Secr.-Leibn. Nr. 74 vom 19. Mai 1708 (vergl. Nr. 72 vom 28. April) und Frisch vom 28. April 1708.

Dahinter lag die Abneigung gegen den Franzosen und die Verachtung seiner dem deutschen Rittmeister antipathischen kosmopolitischen und antiquarischen Gelehrsamkeit[1]. Sollte dieser maasslose Angriff den Feldzug gegen die Buchwissenschaft eröffnen und dem Betriebe einer neuen nationalen und ökonomischen Wissenschaft die Bahn frei machen — Oelven behauptete, dass er allein die Reputation der Societät aufrecht erhalte![2] —, so konnte er nicht ungeschickter gewählt sein.

La Croze benahm sich in der Öffentlichkeit den Beleidigungen gegenüber würdig; als sie sich wiederholten, verklagte er Oelven; aber in Briefen an Leibniz schüttete er seine ganze Empörung aus und übertrieb die Sache in maassloser Weise: er sprach von einem Complot, das gegen ihn bei der Societät bestände, erging sich in bitteren Anklagen gegen »die polnischen Brüder« — die beiden Jablonski —, besonders gegen den Secretar, behauptete, sie steckten hinter der Sache und seien verkappte Socinianer, die ihm seiner Orthodoxie wegen feindlich seien, schmähte auch Ancillon, der ihn ebenfalls angegriffen habe — »ein Mensch, der nicht im Stande ist vier vernünftige Worte auf das Papier zu bringen« — und erklärte, er »wolle dem Gebell der Cyniker der Societät nicht länger ausgesetzt sein, und er trete aus einer Gesellschaft aus, von der ihm neulich ein hochangesehener Mann gesagt habe: 'Leute, die man anderswo in's Narrenhaus steckt, nimmt man hier in die Societät auf'«. Ja, er schrieb zuletzt rund, der ganze Angriff gehe von dem leitenden Directorium der Societät aus und er, Leibniz, solle sich nur in Acht nehmen: »Wenn die Herrn ihren Faden gegen mich fertig gesponnen haben, werden sie sich gegen einen Anderen wenden; sie werden viel weiter gehen als man denkt. Herr Schott wird Ihnen dies Räthselwort erklären[3]«.

---

[1] Dass beide sich schon früher feind waren, ersieht man aus dem Briefe von Leibniz an La Croze vom 19. Mai 1708; Ancillon hatte zu vermitteln gesucht. (Hannov. Bibl., dort auch die anderen Briefe beider Männer, die im Folgenden citirt sind.)

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 91.

[3] Siehe La Croze's Briefe an Leibniz vom 25. April bis September 1708. In dem Schreiben La Croze's vom 15. Mai 1708 heisst es auch: »Il y a des gens à Berlin à qui on entend dire à tout moment 'Unsere Societät'; ces gens-là s'en donneraient tout l'honneur et voudraient peut-être y entrer pour leur quote part. Cela empêchera assurément que la chose ne puisse réussir«. Zu dem ganzen Streit sind auch Ancillon's Briefe an Leibniz vom Jahre 1708 zu vergleichen; man erkennt aus ihnen, dass er La Croze nicht eben freundlich gesinnt gewesen ist.

Ob ein Körnchen Wahrheit diesen Verdächtigungen zu Grunde lag, lässt sich nicht mehr entscheiden. Leibnizens Antwortschreiben an La Croze sind wahre Muster von Feinheit, Mässigung und Freundestreue. Es gelang ihm erst nach mehreren Briefen und nach ernsten, aber liebenswürdigen Vorhaltungen, La Croze den Kopf zurechtzusetzen und ihn zu beruhigen[1]. Für die Societät hatte die Sache die unangenehme Folge, dass der König sie als Censurbehörde für alle im Inland erscheinenden und vom Ausland eingeführten politischen und gelehrten Schriften einsetzte und speciell befahl, die »Monatlichen Präsente« ihres Collegen vor dem Druck durchzusehen[2]. Letzteres brachte sie in unaufhörlichen Streit mit Oelven — dessen Unverschämtheiten nicht aufhörten und der noch ein ganzes Jahr sich einen gewissen Einfluss zu bewahren verstand[3] —, und der ganze Handel zog ihr den Spott der Leute zu, die Akademie sei eine »societas obscurorum virorum[4]«. La Croze war nicht der Einzige, der mit seinem Austritt drohte[5], und Cuneau meinte mit Recht, die Societät habe noch nichts geleistet, um die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zu ziehen, und dürfe sich um so weniger »durch nicht recht würdige Dinge der Welt in die Augen stellen«.

Hatte das Directorium wirklich anfangs Oelven und seinem Anhang zu viel nachgegeben und La Croze nicht energisch genug gegen ihn vertheidigt, so sollte es im folgenden Jahr bitter bestraft werden. Im Beginn des Jahres 1709 war Leibniz auf der Rückreise von Wien nach Hannover einige Wochen in Berlin anwesend ge-

[1] Siehe Leibnizens Briefe vom 19. Mai u. ff.

[2] Die Zeitschrift Oelven's ist wirklich von da ab stets von der Societät durchgesehen worden; ob aber sonst das Edict eingehalten worden (s. den Abdruck im Urkundenband Nr. 92), vermag ich nicht festzustellen.

[3] Er schlug viele neue Mitglieder vor, und die Societät war ihm gegenüber nicht energisch genug, s. Secr.-Leibn. Nr. 86 und 88 vom 6. Juli und 3. August 1709: »Hr. Oelven, welcher vor andern mit solchen Recommandationen sich gern beladet, hat noch zween andere vorgeschlagen, nemlich einen Prediger zu Brandenburg, so mit einem neuen systemate philosophiae ad veritatem s. scripturae exactae schwanger gehet«. — Oelven spielte sich auch als Vertheidiger der Kirchenlehre gegenüber dem Rationalismus auf. »Der Herr Oelven hat ohne Zweifel seine eigenen Absichten bei allen denen, welche er der Societät präconisiret, womit er doch meistentheils eben wie mit seinen übrigen Dingen nur Verdruss und Beschwerlichkeit erwecket, dergleichen eine nicht der geringsten ist die Censur seiner Monatlichen Präsenten« u. s. w.

[4] Cuneau an Leibniz vom 30. April 1709. Da er den Spott italienisch und lateinisch anführt, stammt er vielleicht von La Croze.

[5] Siehe Frisch's Mittheilung S. 153.

wesen, um den Druck der Miscellanea — er begann im Mai 1709 wirklich[1] — einzuleiten und nach dem Seidenwerke zu sehen[2]. Seine Aufnahme war eine kühle gewesen; aber er durfte nicht bleiben, denn in Hannover war man über ihn erbittert. Er war ohne Wissen seines Landesherrn unter falschem Namen mehrere Monate in Wien gewesen und musste nun zurückeilen, um sich zu entschuldigen. Die Verhältnisse der Societät fand er fortschreitend, La Croze beruhigt[3]; einige Monate später erhielt die Societät in dem berühmten Arzt Hoffmann aus Halle einen sehr willkommenen Zuwachs und wurde das Observatorium wirklich übergeben (August 1709[4]): aber die feierliche Einrichtung der Gesellschaft, die für den 11. Juli 1709

---

[1] Siehe Papen an Leibniz vom 17. Juni 1709, Secr.-Leibn. Nr. 86 vom Juli 1709, dazu Nr. 88. 94. 95. 104—108, ferner Cuneau's 12 Briefe aus dem Jahre 1709. Aus diesen Schreiben geht hervor — was übrigens an sich klar ist —, dass Leibniz Zueignung und Vorrede verfasst hat. Auch auf die beizugebenden Tafeln (es ergab sich die stattliche Zahl von 31) erstreckte er seine Sorge — von ihm stammt die Anordnung, sie so einzuheften, dass man sie und das Buch zugleich aufschlagen könne —, und dem schönen Titelkupfer wandte er seine besondere Aufmerksamkeit zu, s. Nr. 81. 93. 99. 106. Der Meister Werner, der das Bild erfunden und zu stechen begonnen, wurde durch schwere Krankheit an der Ausführung gehindert. Eine Verzögerung des Drucks trat auch dadurch ein, dass Cuneau — durch neue Oelven'sche Händel schwer gekränkt, s. u. — im November 1709 einen Schlaganfall erlitt; zwar fing er schon Ende Januar wieder für die Societät zu arbeiten an, war aber seitdem viel von Schmerzen geplagt und nur noch wenig brauchbar, s. Secr.-Leibn. Nr. 97—100 (1. Februar 1710).

[2] Siehe seinen Brief an die Kurfürstin Sophie aus Berlin vom Januar 1709 (Klopp, 9. Bd. S. 294 ff.) — es ist derselbe Brief, in welchem er der Frau Kirch mit hohem Lobe gedenkt: »Je ne pense presque ici qu'à ce qui sert à l'accroissement des sciences (folgt ein kurzer Bericht über das Seidenwerk). C'est une affaire que la feue reine favorisait fort, et maintenant le prince royal la protège dans les occasions (das sollte sein Verweilen in Berlin beim hannoverschen Kurfürsten entschuldigen). Je suis après à parcourir quelques mémoires servant aux sciences, qu'on a présentés à la société, et dont elle publiera des échantillons. Mais cela ne m'arrêtera que peu de jours, et je me dépêcherai pour me trouver promptement à Hanovre, conformément aux ordres et aux intentions de Monseigneur l'Electeur, ayant plus d'envie que qui que ce soit de voir mon ouvrage achevé«.

[3] Siehe seine Bemerkung unter La Croze's Brief Nr. 21 der Hannov. Sammlung; aber im Jahre 1709 hatte La Croze noch einmal Grund zu bitteren Klagen, liess sich aber diesmal schneller beruhigen und räumte ein, dass er plus d'une fois avec trop de rivalité geschrieben habe (s. seine Briefe vom 23. September und 30. October 1709). Von da ab wird der Briefwechsel wieder ein rein wissenschaftlicher und bezog sich vornehmlich auf Linguistik. Im Brief vom 16. December 1709 theilt La Croze folgende wichtige Entdeckung mit: »Je vous assure que j'ai reconnu, qu'on peut rétablir en plusieurs endroits la véritable leçon des LXX par le moyen de l'Arménien«.

[4] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 90 vom 24. August 1709.

festgesetzt war, musste wiederum unterbleiben, da die Anwesenheit der Könige von Dänemark und Sachsen in Berlin den Hof beschäftigte[1]. Da brach Oelven von Neuem los. In einer Eingabe an den König erklärte er, einen Mann zu kennen, der ein Geheimniss wisse, die Einkünfte der Societät ausserordentlich zu vermehren; er behauptete zugleich, die Kalender hätten, richtig betrieben, bis zum Jahre 1708 69840 Thlr. einbringen müssen und die bisherige Verwaltung sei ganz unfähig.

Der Mann war er wahrscheinlich selbst, die aufgestellte Rechnung war ein heller Unsinn, das Ganze ein letztes Mittel, Geld zu erhalten; denn er und seine Familie waren dem Verhungern nahe. Aber dass Oelven den Minister mit Eingaben in dieser Sache überschütten durfte, dass das Concilium zur Verantwortung gezogen und dass zwei Commissionen zur Revision der finanziellen Lage der Societät eingesetzt wurden, daran war das Concilium doch nicht ganz unschuldig. Es hatte bisher Niemandem Einsicht in seine Rechnungen verstattet, und selbst die einheimischen Mitglieder wurden über sie in vollkommener Unwissenheit gelassen. So konnten sich die abenteuerlichsten Gerüchte über die Einkünfte aus den Kalendern bilden; die rechtlosen und unbesoldeten Mitglieder — vor allem Oelven und Marperger — schauten begierig nach Pensionen aus, und schliesslich schöpfte die Regierung selbst Verdacht und verlangte Rechenschaft.

Das Concilium gab diese sofort. Aber die Regierung blieb misstrauisch und verlangte mehr. In sehr würdiger Weise verwahrte sich Namens des Conciliums Cuneau nun dagegen, dass die Regierung die Charlatanerieen und Frechheiten »eines malitiösen und gemeingefährlichen Narren« ernsthaft nehme und die Societät auf solche Anklagen hin zum zweiten Mal belange; auch der Secretar war jetzt Feuer und Flamme gegen Oelven[2]; aber schliesslich blieb nichts übrig: die Societät musste sich eine commissarische Untersuchung gefallen lassen. Das Concilium konnte sich glänzend rechtfertigen. Die Einnahmen waren zwar (von 1701 bis 1708) allmählich von 6500 auf 8560 Thlr. (incl. aller Jahresüberschüsse) gestiegen[3] und die Ausgaben waren etwas gefallen; aber in dem Überschuss, der für das

[1] Siehe Frisch's Brief Nr. 13 vom 31. Juli 1709, Fischer S. 18, und den Brief der Frau Kirch vom 17. Juli 1709 (Secr.-Leibn. Nr. 87).

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 90—107.

[3] Die Zahl der verkauften grossen und kleinen Kalender war von 70648 im Jahre 1701 auf 99132 im Jahre 1708 gestiegen.

Jahr 1708 zu erwarten war, von etwa 4600 Thlr. (alle Jahresüberschüsse zusammen), steckten 2200 Thlr. aufgenommene Capitalien. Es war also ein wirklicher Überschuss nur von etwa 2400 Thlr. vorhanden, der zum Theil für die Herstellung des 1. Bandes der Miscellanea verwendet werden musste. Das Besoldungsconto, in welchem 600 Thlr. für Leibniz, 500 für den Astronomen, 300 für den Secretar, 200 für den jüngeren Astronomen zu verrechnen waren, betrug in den acht Jahren 1385, 1455, 1395, 1400, 1800, 1700, 1700, 1405 Thlr., d. h. die Kasse, die nicht in jedem Jahr pünktlich zu zahlen vermochte, war noch mit 560 Thlr. im Rückstand[1]; von unbefugten Zuwendungen an die Mitglieder des Conciliums konnte also keine Rede sein. Das Bücherconto schwankte zwischen 27 und 98 Thlr., also auch hier nur der bescheidenste Aufwand.

Oelven wurde abgewiesen; er legte sich dann auf's Jammern und bat um Almosen; er hatte ausgespielt.

Obgleich die Societät bei diesem ganzen Handel, der bis in den December 1709 dauerte[2], wiederholt gebeten hatte, den Präsidenten Leibniz zu unterrichten und sein Urtheil einzuholen, wurde dieses Ersuchen vom Minister und bei Hofe doch überhört. Es war der deutlichste Beweis, dass man ihm misstraute und ihn möglichst entfernt halten wollte. Dass er zu den zwei Fäden, die er in der Hand hielt, noch einen dritten in Wien anzuspinnen begonnen hatte, verübelte man ihm: der Mann war undurchsichtig, sein rastloses Streben, alle grösseren Höfe Deutschlands für die Wissenschaft zu interessiren und Deutschland geistig zu einigen, völlig unverständlich. Er achtete des Misstrauens nicht, sondern fuhr fort, das Hauptwerk zu betreiben, welches die Societät aufweisen musste, wenn sie ihrer Aufgabe entsprechen und Ansehen erlangen sollte — die Herstellung eines Bandes gediegener wissenschaftlicher Abhandlungen. Endlich war der Druck beendigt. Im Mai 1710 wurde das Werk in Leipzig ausgegeben[3]. Es trug den von Leibniz entworfenen Titel:

---

[1] Auch Leibniz hat in den ersten Jahren seinen Gehalt nicht voll ausbezahlt erhalten, wie die Acten im Akademischen Archiv und in Hannover ausweisen. Im Jahre 1706 fehlten noch 1200 Thaler, die aber allmählich nachgezahlt wurden. Auf einem Zettel (Hannover) findet sich die Notiz von Leibniz, er habe 1500 Thlr. zu wenig bekommen und man entschuldige sich damit, dass sonst die übrigen unentbehrlichen Personen nicht hätten bezahlt werden können.

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 90 ff. und den Urkundenband Nr. 93.

[3] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 107 vom 17. Mai 1710.

Miscellanea
Berolinensia
ad
incrementum scientia-
rum
ex scriptis
Societatis Regiae
Scientiarum
exhibitis
edita,
cum figuris aeneis et indice
materiarum.

Berolini,
Sumptibus
Johann. Christ. Papenii,
Bibliopolae Regii et Societatis Privilegiati.
A. MDCCX.

Im Juni[1] überreichte die Societät mit einem Briefe von Leibniz ein Exemplar dem Könige[2]. Der stattliche Quartband ist als Leibnizens Werk zu betrachten; er wurde von der gelehrten Welt sehr günstig aufgenommen[3], obgleich der Autor nicht ganz mit ihm zufrieden war[4]. Unter den 60 Abhandlungen, die er enthält, sind nicht weniger als 12 von Leibniz selbst (dazu die Zueignung und die Vorrede), und zwar in allen drei Abtheilungen (Litteraria, Physica et Medica, Mathematica et Mechanica)[5]. Mit Recht äusserte sich der

[1] A. a. O. Nr. 108 vom 14. Juni 1710.

[2] Der Brief an den König in Secr.-Leibn. Nr. 109, s. Urkundenband Nr. 94, an den Oberkammerherrn Nr. 110.

[3] Darüber sind in Leibnizens Briefwechsel zahlreiche Zeugnisse vorhanden.

[4] Siehe seinen Brief an den Abbé Bignon in Paris vom 30. October 1710 (Feder, Commerc. p. 253 ff.): »Vous avez eu la bonté, monsieur, de me communiquer quelquefois des nouvelles littéraires, j'ai peur que mon peu de réciproque vous en aura dégoûté. Car je ne suis guère en état de vous rendre la pareille. La société des sciences de Berlin a publié quelques »Miscellanea«, et j'espère qu'on vous les envoie, comme je l'ai suggéré. Cet essai ne me contente pas entièrement. Il faut espérer qu'on fera mieux avec le temps, et qu'après tant d'années de désordre et de malheur le genre humain pourra jouir quelque temps d'une tranquillité où les sciences avanceront mieux«.

[5] Leibniz hat in dem Bande folgende Abhandlungen verfasst:

1. Brevis designatio meditationum de originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum.
2. Oedipus Chymicus aenigmatis Graeci et Germanici.

Secretar der Pariser Akademie, Fontenelle[1], Leibniz erscheine hier unter beinahe allen seinen verschiedenen Gestalten, als Historiker, Antiquar, Etymolog, Physiker und Mathematiker, und mit nicht geringerem Recht fügte er hinzu, dass auch der Redner Leibniz in der Zuschrift an den König sich zeige. Diese Zueignung ist sachlich und stilistisch meisterhaft. Sie bezeichnet in festen Zügen das, was in der Wissenschaft seit dem grossen Wandel der Dinge bereits erreicht war, und sagt der angestrengten Fortarbeit eine glänzende Zukunft voraus[2]:

Rex Auguste.

Gratulatur sibi Societas, quam scientiis promovendis fundasti, eo tempore curam eius a Te susceptam, quo Regni novi fundamenta

3. Annotatio de quibusdam ludis, imprimis de ludo quodam Sinico, differentiaque Scachici et Latrunculorum, et novo genere Ludi Navalis [diese Abhandlung beginnt mit den hübschen Worten: »Saepe notavimus, nusquam homines quam in ludicris ingeniosores esse, atque ideo ludos Mathematicorum curam mereri, non per se, sed artis inveniendi causa. Ludi eventus fortuiti inter alia prosunt ad aestimandas probabilitates, habemusque ingeniosissimas de alea ratiocinationes«].
4. Historia inventionis Phosphori.
5. Epistola de figuris animalium, quae in lapidibus observantur etc.
6. De elevatione vaporum et de corporibus, quae ob cavitatem inclusam in aqua natare possunt.
7. Annotatio de luce, quam quidam Auroram borealem vocant.
8. Zur Differentialrechnung.
9. Constructio problematis ducendi rectas, quae tangunt lineas centrorum gravitatis.
10. Annotatio de arte Noribergensi specula vitrea conficiendi sine foliis.
11. Zu einem mechanischen Problem.
12. Brevis descriptio Machinae Arithmeticae cum figura.

[1] Eloge de M. Leibniz p. 325 (Hist. du Renouvellement de l'Acad. T. II. Amsterdam 1720).

[2] Auch die Vorrede ist von Wichtigkeit (s. Urkundenband Nr. 95). Ein Mitgliederverzeichniss dem Bande beizugeben, lehnte er auf's Entschiedenste ab. Die Motivirung findet sich in dem Brief an Ch. Ancillon vom 6. September 1709 (Feder, Commerc. p. 3 f.), der auch sonst interessant ist (vergl. auch Secr.-Leibn. Nr. 107 vom 17. Mai 1710):

»Une liste des membres de la Société ne servirait de rien. Il y en a que je ne connais pas, et qui ont été reçus sans que j'en aie pu juger. Il suffit de marquer dans nos »Miscellanea« ceux qui contribueront à son but. Et vous pourrez, Monsieur, y renvoyer les curieux.«

»Il me paraît peu convenable que les savants soient à la discrétion des libraires. Il y aurait remède à cela, si les premiers formaient entre eux une manière de correspondance ou d'intelligence sur le débit des livres. Si j'étais plus jeune, je serais capable de pousser un tel projet; mais il n'en faut rien dire.«

»Ce mot: Le roi ne vous paye point pour faire des livres, ne me surprend point. Il convient assez au caractère du temps. Ordinairement on ne considère l'étude que comme une chose mercenaire, et comme une échelle, qu'on ôte ou néglige, quand on n'a plus besoin de monter.«

moliebare: cuius inaugurationem Diploma nostrum nondum dimidio anno antevertit. Credo ut intelligeret orbis, Rege dignum esse, non minus amplificare opes humani generis, quam ornare ditiones suas. Est enim communis hominum thesaurus situs in magnis Veritatibus, quibus tamquam magicis carminibus Natura paret. Omnia elementa hodie humanis iussibus serviunt: Aqua Terraque contenti erant veteres, et ne his quidem satis imperabant; nunc Ignis per Chemiam, Aër per Pneumaticen regitur: Coeloque ipso utimur velut duce, ut animo spatiemur per tempora, corpore per loca. Hinc et iuvatur navigandi ars, quae partes nostri orbis inter se connectit, cuius perfectionem nobis paene spondet Astronomia, quae ipsa nos miris machinis in remotissimum sublime attollit, et elegantissimam Mundi faciem aperit; quam si novisset Alphonsus Castellae Rex, magis meritis in scientias, quam gestis etsi insignibus immortalis, nihil in structura eius reprehendisset. Iamque in ipsa Divinae Sapientiae arcana admittuntur naturae sacerdotes, noruntque et amant pulchritudinem, quam vulgus tantum veneratur: ita quod aliis admirationi solummodo, his etiam voluptati est. Nec unum inter Reges Alphonsum laudat

»*Regales animos dignata movere*« Uranie.

Nam ut Atlantem Libycum aut Zoroastrem Bactrianum praeteream, magis fabulis quam historiis notos; ut principes multos sileam magis amore gloriae, quam affectu intelligentiaque bene meritos: certe Ulug ex Tamerlanis posteris apud Indos, Rudolphus II. Imp. apud Germanos, »Tabulas Astronomicas« Alphonsi exemplo non minus cura quam nomine nobilitarunt. Quantum Plantarum notitia, quantum Animalium Regibus debeat, alii dixere. Vicissim per Mineralium Metallorumque Scientiam interdum Reges aut Respublicae ad summas opes pervenere. Alexander et Annibal magni fuere, quod Philippus illius pater in Macedonia, Carthaginienses in Hispania habuissent [sic] quae nunc in America miramur. De Regibus scientiarum studiosis dudum a viris doctis actum est. Ptolemaeus rex quaesisse ex Euclide dicitur, essetne aliqua Regia ad Mathesin via, id est plana facilisque: negavit Euclides, sed eam hodie novis detectis Methodis aperuimus. Equidem ita sentiunt intelligentes: post inventam typographiam, qua notitiae semel obtentae perpetuantur, post reperta organa, quibus visus potentia in immensum extenditur, post detecta systemata Macrocosmi in Astronomia, post promotam ipsam Inveniendi artem, magnos admodum sperandos progressus, si sic pergitur. Hactenus enim in infantia fuere scientiae, et vix ab uno alterove

saeculo crepundia et nuces reliquere. Et cum nihil post virtutem sit bona valetudine pretiosius in terris, etiam de magnis Medicinae incrementis desperandum non est, malis tollendis, minuendis, differendis.

Certe si singulis annorum centenariis, quantum novissimo, praestabitur, quam longe iturum sit humanum genus, quivis videt. Et quod tamdiu tardatum est, magis imperfectis institutis publicis quam artificibus imputari potest: hos enim suae suorumque sustentationi dare operam necesse fuit; at nunc nova luce exorta curatores reipublicae a Deo Principibusque datos pro omnibus vigilare par erit, ut collectis ordinatisque observationibus, quibus fidi possit, quaesitisque studiose experimentis apparatus Artium locupletetur. Et credibile est, si inde a quadraginta et quod excurrit annis, aut ex quo scientiarum causa in Societates coitur, eo ardore perrectum fuisset quo coeptum est, jam tum magnos inde fructus percepturos fuisse homines, et qui nihil humani alienum a se esse sentiunt, Principes, etiam ad valetudinem suam suorumque tuendam. Sed in bella versae sunt curae gentium, ut se mutuo infelices facerent: dum nos tamen, Rex Optime, Tua potissimum cura, alta pace fruimur, in qua inter ceteras populorum felicitates etiam scientiae florere solent. Itaque nunc qualescunque hae primitiae ex schedis ad Societatem missis decerptae Tuae Majestati offeruntur, ut intelligas, sperari aliquos fructus posse ex fundo non sterili, si ex praescripto mandati Regii porro irrigetur, animadvertantque illi qui colere debent Scientias eamque in rem a publico aluntur, ut in ceteris vitae officiis, quorum es exactor iustissimus, ita hic quoque nemini per te negligenti esse licere. Nec dubitandum est, posse Te efficere pro magnitudine Tua, ut inter unum alterumve lustrum plus adjiciatur notitiis utilibus, quam saeculo integro per lenta — ut hactenus — studia possit, modo Tibi a necessariis iisque gravissimis occupationibus huc animum aliquando solutiorem vertere vacet. Quod equidem sperare fas est, nam, ut auguramur, in meliora quietioraque tempora Te, Domine, reservavit Omnipotens, et si Vota publica audiuntur, frueris ipse diu bonis, quae mortalibus dare paras. Id precantur quicunque sapientiam tuam benefaciendique animum norunt, quibus Regum virtutibus vix aliquid salutarius terris dare coelum potest. Vale et fovere perge

Rex Auguste

Majestati Tuae
subjectissimam et devinctissimam
Societatem Regiam Berolinensem

MARINE BIOLOGICAL LABORATORY LIBRARY WOODS HOLE MASS.

Die grosse Mehrzahl der Abhandlungen (37) gehört der mathematisch-mechanischen Klasse an: hier haben von Einheimischen, ausser Leibniz (5), Kirch (8), J. H. Hoffmann (3), d'Angicour, Cuneau, Vignoles und Naudé jun. mitgearbeitet. Zwölf Abhandlungen sind von auswärtigen Mitgliedern eingeschickt worden, nämlich von Bernoulli in Groningen (1), Guilielmini (1) und Jac. Hermann in Padua (1), Hartsöcker in Düsseldorf (3), Henfling in Ansbach (1), Reiher in Kiel (1), Sturm in Frankfurt a. O. (1) und Wurtzelbau in Nürnberg (3); drei Arbeiten von Nicht-Mitgliedern wurden auch aufgenommen (Teuber, Hecker in Gent; Flamsted); zwei Arbeiten sind anonym[1]. Zu den physikalisch-medicinischen Abhandlungen haben die Einheimischen 9 Abhandlungen beigesteuert, nämlich Leibniz (4), Spener (2), Frisch, Chauvin und Kirch (je 1). Ferner haben sich sechs auswärtige Mitglieder betheiligt, Behrens in Hildesheim, Scheuchzer in Zürich, Seidel in Frankfurt, J. A. Schmid in Marienthal, O. Römer in Kopenhagen und Valentini in Giessen, dazu ein Anonymus. Für die litterarische Klasse, die am schwächsten repräsentirt ist, haben nur Einheimische gearbeitet, nämlich Leibniz (3), La Croze (2)[2], Schott (1) und Frisch (1). Die Mitarbeiter geben sowohl durch ihre Zahl als durch ihre Arbeit ein Bild von der Zusammensetzung und den Interessen der Societät. Dass das mathematisch-physikalische Element in dem Bande überwiegt, entspricht dem wirklichen Zustande[3]. Die Sorge für die deutsche Sprache ist wenigstens durch eine Abhandlung von Frisch (»Origo quorundam vocabulorum Germanicorum et cum aliis linguis affinitas«), in der freilich viel Verkehrtes steht, vertreten. Unerfüllt ist die christlich-civilisatorische Aufgabe der Societät, man müsste denn die Abhandlung von La Croze, De libris Sinensibus Bibl. Reg. Berolinensis,

[1] Zu den Maschinen, die beschrieben werden, vergl. Secr.-Leibn. Nr. 98 vom 21. December 1709, Nr. 99 vom 11. Juni 1710, Nr. 101 vom 1. März 1710, Nr. 100 vom 1. Februar 1710, Nr. 101 vom 1. März 1710 (dazu den Briefwechsel von Frisch aus dieser Zeit, besonders Nr. 19 vom 3. Mai 1710, Fischer S. 27: »Hr. Günther ist endlich überzeugt, dass das perpetuum mobile nicht angehe, aber er will ein facillime mobile machen, wozu noch mehr Apparenz ist, als zu jenem«). Die Societät wurde bereits häufig aufgefordert, über technische Erfindungen Gutachten abzugeben; auch ein Verfahren, die Schiffe gegen den Wurmfrass zu schützen, wurde ihr vorgelegt (s. Secr.-Leibn. Nr. 100 vom 1. Februar 1710).

[2] La Croze handelt in einer Abhandlung vom Regenwunder des Marcus unter Herbeiziehung einer Stelle Lucian's. Auch die zugehörige Darstellung auf der Marcus-Säule ist auf einer Tafel beigegeben.

[3] Dass medicinische Abhandlungen fehlen, lag an dem Übelwollen und der Eifersucht, die die Mediciner gegen die Societät hegten.

dahin rechnen. Die neue Differential-Rechnung ist schon angewendet, und überall legt der Band von bereits gewonnenen Fortschritten Zeugniss ab. Abhandlungen, wie sie an den Universitäten üblich waren, über philosophisch-theologische Streitfragen und philologische Quisquilien, fehlen ganz. Geniale Gedanken und epochemachende Entdeckungen sind freilich auch nicht zu finden; aber solche zu commandiren vermochte selbst ein Leibniz nicht. Der Band ist ein Beweis dafür, dass die neue Wissenschaft der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Berlin eine Stätte gefunden hatte. Der besondere Geist des 18. Jahrhunderts kündigt sich in ihm noch nicht an. Aber die jüngste Vergangenheit stellte noch Aufgaben genug[1].

Die Societät hatte sich endlich würdig in die wissenschaftliche Welt eingeführt; aber Leibniz selbst sollte keinen Dank ernten. Wir kommen zu dem verhängnissvollsten Moment in der ältesten Geschichte der Societät. Die Sache ist öfters, zuletzt von Klopp, so dargestellt worden, dass auf die Mitglieder der Societät bez. des Conciliums ein dunkler Schatten fällt. Ganz zu entschuldigen sind sie nicht, aber längst nicht so schuldig, wie man bei ungenügender Kenntniss der Vorgänge gemeint hat. Missverständnisse und Zufälligkeiten haben eine bedeutende Rolle gespielt und die unerfreuliche Sache noch schlimmer erscheinen lassen als sie war.

Bereits im Jahre 1704 (März), als man glaubte, das Observatorium werde demnächst fertig gebaut sein und die regelmässigen Sitzungen könnten beginnen, hatte man in Berlin ein ausführliches Statut für die Societät ausgearbeitet und es Leibniz überschickt, der es gebilligt hat (s. oben S. 138). Dieser Statutenentwurf von 1704 ist so gut wie identisch mit dem Statut, das im Jahre 1710 (3. Juni) von dem Könige genehmigt worden ist. Diese Thatsache war bisher unbekannt; aber im Akademischen Archiv befindet sich noch der Entwurf von 1704 mit der Bemerkung, dass er Leibnizen communicirt worden sei. In diesem Entwurf heisst es 1.:

»Wir wollen aber von nun an und jeder Zeit Unser Societät aus dem Mittel Unser Wirklichen Geheimen Rähte einen Praesidem honorarium benennen, der in Unserem Nahmen derselben vorstehen, ihr Bestes beobachten, über denen von Uns gestellten Gesetzen und Ordnungen halten und die Angelegenheiten

[1] Bemerkenswerth ist es, dass in dem Bande von den grossen unlösbaren Problemen des Zeitalters (Perpetuum mobile, Quadratur des Zirkels, Goldmachen u. s. w.) nirgendwo die Rede ist, ebenso wenig von den analogen Projecten, eine Universalsprache oder wenigstens eine Universalschrift zu erfinden. Letzteres ist um so auffallender, als sich die Societät 1708—1711 sehr eingehend mit der Erfindung einer Universalschrift beschäftigt hat, die Caspar Rödecken (Rödicken) vorgelegt hatte (s. darüber den Urkundenband Nr. 96).

der Societät, wenn solche an Uns gelangen zu lassen die Nothwendigkeit erfordert, vortragen, wie nicht weniger, wenn es ihm beliebt, deren Versammlungen beiwohnen und von dem, so darin vorgehet, Bericht einnehmen solle und möge. Damit aber hierdurch sowohl er an seinen anderweit obliegenden Verrichtungen nicht gehindert, noch um dieser willen die Geschäfte der Societät hindangesetzt werden dörfen, soll er durch einen Vice-Praesidem aus den Gliedern der Societät beständig vertreten werden.«

Ferner heisst es 2.:

»Und damit dieselben (die zu erwählenden 4 Directoren) bei solch ihrer Bemühung einiger Ergetzlichkeit hiernächst sich zu erfreuen haben, soll auf begebenden Abgang des jetzigen Praesidis dasjenige, so demselben wegen seiner Abwesenheit zu Erstattung derer von Zeit zu Zeit auf die jedesmalige Hin- und Wiederreisen zu wendenden Kosten, überhaubt als ein gewisser Gehalt, verordnet worden, kraft dieses ihnen sämmtlich und die nebst ihnen das Concilium constituiren zugeeignet sein und unter sie gleich verteilet werden.«

Diese beiden Bestimmungen hatte Leibniz einst genehmigt. Hatte er doch selbst gewünscht und wünschen müssen, dass einer der Minister sich ex professo der Societät annehme, und die Bestimmung, dass einst sein Gehalt unter die Mitglieder des Conciliums vertheilt werden solle, konnte ihm gleichgültig sein. Ganz gleichgültig war sie freilich doch nicht: denn die bisher unbesoldeten Mitglieder des Concils schauten nun nach den 600 Thlrn. aus. Dazu kam, dass eine gewisse Unklarheit darüber bestand (s. oben), ob sie Leibniz als festen Gehalt oder lediglich als Entschädigung für Reisekosten oder für Reise- und Correspondenz-Kosten bezog. Wie nun, wenn er nicht mehr nach Berlin kam?

Als das Observatorium im August 1709 übergeben wurde, reichte das Concilium den Statutenentwurf auf's Neue ein. Der Minister liess ihn einige Monate liegen, da die Inauguration sich verzögerte, gab ihn der Societät zurück, um einige Correcturen vorzunehmen, und erkundigte sich dabei — augenscheinlich erstaunt —, auf welchen Rechtstitel hin Leibniz 600 Thlr. bezöge. Cuneau antwortete darauf am 10. April 1710 in einer sachgemässen, wenn auch Leibniz nicht eben sehr freundlichen Weise und überzeugte den Minister, dass man Leibniz die 600 Thlr. lassen müsse; zwar seien sie bisher vom Könige nicht bewilligt worden, aber die Bewilligung sei doch seiner Zeit mit Vorwissen der Regierung geschehen[1]. Hierauf bestätigte der König am 3. Juni 1710 das Statut und ernannte zugleich — im Statut das bereits ankündigend — den Minister von Printzen zum Praeses honorarius, mit der Bestimmung, dass er zur Zeit neben Leibniz, der wirklicher Präses blieb, fungiren, nach dessen Abgang aber

[1] Siehe den Abdruck im Urkundenband Nr. 54.

allein der Societät vorstehen solle. In einer besonderen Ordre vom 27. Juni wurden Leibniz die 600 Thlr. jetzt durch den König zugesichert — aber sie wurden ausdrücklich und gegen den Anspruch, den Leibniz nach den Verhandlungen von 1700 hatte, lediglich als Reisekosten-Entschädigung bezeichnet[1] —; ferner wurde die Bestimmung über die spätere Vertheilung der 600 Thlr. aus dem Statut[2] entfernt, aber in diese Ordre aufgenommen (je 100 Thlr. die 4 Directoren, 100 der Fiscal der Societät, 100 sollten an die Kasse zurückfallen); endlich wurde in einer für Leibniz kränkenden Weise in der Ordre bemerkt, dass diese Vertheilung einzutreten habe, wenn er »durch den Tod oder auf andere Weise vom Amt abkommen sollte[3]«. Am 7. August 1710 erfolgte dann von Printzen's förmliche Bestallung[4].

Kein Zweifel — der Hof war Leibniz ungünstig gesinnt und wünschte, möglichst bald nichts mehr mit ihm zu thun zu haben, und das Concilium war auch nicht davon erbaut, dass seine Reisen nach Berlin immer seltener wurden; aber es hat doch Leibniz aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Stellung als Präses dem Hofe gegenüber geschützt. Allein der schwere Vorwurf ist ihm nicht zu ersparen, dass es diese Verhandlungen geführt hat, ohne ein Wort darüber an Leibniz gelangen zu lassen. In der Stille wurden die Statuten vom Könige bestätigt, in der Stille Leibnizens Gehalt als Reisekosten-Entschädigung vom König confirmirt — in der Abmachung vom Jahre 1700 hiess es doch ganz deutlich: Reise- und Correspondenz-Entschädigung —; in der Stille wurde von Printzen zum Praeses honorarius ernannt. Weder Cuneau noch die beiden Jablonski's haben ein Wort darüber an Leibniz geschrieben. Sie müssen sich gefürchtet haben; aber verborgen konnte die Sache

[1] Das Concilium hat übrigens auch in der Folgezeit daran festgehalten, dass Leibniz die 600 Thlr. nicht nur als Reise-, sondern auch als Correspondenz-Kosten-Entschädigung erhalte.

[2] Die übrigen Unterschiede des Statuts in der Recension vom Jahre 1704 und 1710 sind unbedeutend. Der Advocatus Fisci ist nicht von der Societät zu erwählen, sondern wird auf ihren Vorschlag ernannt; die Klassen-Directoren bedürfen keiner königlichen Bestätigung.

[3] Siehe Urkundenband Nr. 97. Das Concept ist vom Secretar geschrieben, von von Ilgen corrigirt. Kränkend für Leibniz ist auch das Rubrum des Actenstücks: »Verordnung, dass künftig bei der Societät der Wissenschaften des Praesidis honorarii Besoldung demselben nicht mehr zu reichen, sondern zum Besten der Societät anders anzuwenden«.

[4] Siehe Urkundenband Nr. 98. Der Ehrenpräsident soll sein Amt unentgeltlich führen.

nicht bleiben; die Publicirung musste erfolgen, sobald die feierliche Inauguration vor sich ging.

Das Statut[1] stellt folgende Grundzüge fest: es setzt vier Klassen ein (1. Physica incl. Medicin, Chemie u. s. w., 2. Mathematica incl. Astronomie und Mechanik, 3. Ausarbeitung der deutschen Sprache sammt der deutschen Kirchen- und politischen Geschichte, 4. Litteratur, »insonderheit orientalis, und wie solche zur Fortpflantzung des Evangelii unter den Ungläubigen nützlich anzuwenden sein möchte«): jedes Mitglied muss mindestens zu einer Klasse gehören; jede Klasse wählt durch Stimmenmehrheit einen Director: die vier Directoren und der vom Concilium vorzuschlagende, vom König zu ernennende Advocatus Fisci[2] bilden (mit dem Secretar) das Concilium; die Directoren, deren Amt lebenslänglich ist, wechseln jährlich (am 11. Juli) in dem Vice-Präsidium ab; der Vice-Präsident leitet die ganze Societät; das Concilium hat alle Intima Societatis (dazu gehört die gesammte Finanzverwaltung) zu besorgen: vorzügliche Mitglieder, besonders in Mathesi und Physica, sollen besoldet werden, sobald der Fundus der Societät das gestattet; die Aufnahme neuer Mitglieder soll durch das Concilium geschehen, nachdem es darüber mit der betreffenden Klasse sich in's Einvernehmen gesetzt hat; auch die Herausgabe der wissenschaftlichen Acta Societatis ist Sache des Concils, ebenso die Anschaffungen (Modelle, Instrumente, Naturalien, Bücher), aber die Klasse soll zuvor gehört werden. Jede Klasse soll alle vier Wochen zusammenkommen, so dass wöchentlich eine Sitzung gehalten wird, doch werden auch Generalversammlungen in's Auge gefasst (ihre Competenz wird nicht angegeben); in jeder Sitzung soll mindestens ein Vortrag gehalten werden; der Secretar ist verpflichtet, allen Sitzungen beizuwohnen; den Klassen-Mitgliedern wird fleissiger Besuch eingeschärft; jedes Mitglied ist berechtigt, in jede Klassensitzung zu kommen, auch wenn es der betreffenden Klasse nicht angehört; Fremde kann der Director einführen. — Das Statut enthielt viel Gutes, aber es bestätigte die bestehende Oligarchie des Conciliums: alle übrigen Akademiker sind rechtlos, d. h. sie haben nur in wissenschaftlichen Fragen mitzusprechen.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 99.

[2] Als erster Fiscal wurde der Hof- und Kammergerichtsrath V. Duhram ernannt am 21. December 1710 (Geh. Staatsarchiv; Entwurf im Akademischen Archiv; s. Urkundenband Nr. 99, Anhang). Die Societät hatte ihn am 16. December vorgeschlagen; die Eingabe ist unterzeichnet: »Präses, Vicepräses und Concilium«, obgleich Leibniz gar nicht befragt worden ist (Akademisches Archiv, Fasc. »Ernennungen«).

Im December liess sich die Sache nicht länger Leibniz verbergen[1]. Man hatte inzwischen über sehr Verschiedenes mit ihm correspondirt, über den Tod Kirch's, der am 25. Juli 1710 gestorben war[2], und über die drohende Besteuerung der besoldeten Beamten, die keine Kopfsteuer zahlen — hier wünschte man seine Intervention[3]. Der Brief des Secretars, durch den Leibniz von der Sache officiell in Kenntniss gesetzt wurde, zeigt kein böses Gewissen[4]. Ebenso wenig der nächste[5], in welchem ihm mitgetheilt wird, dass der König die feierliche Eröffnung der Societät zum 19. Januar — einen Tag nach dem Krönungstag — befohlen habe, und der ihn zu dieser Feier einladet. Indess ist das blosse Schweigen hinreichend, um ihr Verfahren einer an Unredlichkeit angrenzenden Schwäche zu zeihen. Leibniz, der kurz vor jenem ersten Brief auch von anderer Seite über Printzen's Einsetzung gehört hatte, war tief gekränkt und bestürzt. Des Statutenentwurfs von 1704 erinnerte er sich nicht mehr, und wenn auch — die Heimlichkeit, mit der die Sache betrieben worden war, hätte ihn empören müssen. Gegen die Wahl eines Praesidii honorarii an sich und besonders gegen die Ernennung von Printzen's hatte er nichts einzuwenden, sondern hielt sie für vortheilhaft; er hatte bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin Hrn. von Printzen die Societät persönlich an's Herz gelegt. Er wandte sich mit einer Klage an die ihm wohlgesinnte Kronprinzessin, irrthümlich glaubend — auf Grund einer falschen Nachricht —, dass die Mitglieder der Societät in einer Generalversammlung von Printzen gewählt und ihn damit abgewählt, ferner dass sie ganz neue Statuten aufgestellt hätten. Auch über den Fortbezug des Gehalts war er unsicher. Man kann nicht leicht etwas Würdigeres und Besonneneres, in so peinlicher Situation geschrieben, lesen, als diesen Brief[6]. An demselben Tage schrieb

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 119 vom 9. December 1710.

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 112 vom 26. Juli 1710. Im Akademischen Archiv (III. 1) findet sich ein Brief der Frau Kirch an Leibniz mit der Bitte, sie im Hause zu lassen und, wenn man ihr nicht förmlich das Kalenderwesen übertragen könne, ihr eine Nebenstelle bei demselben zu geben (s. auch ihren Brief an die Societät im Akademischen Archiv vom 2. August 1710); dazu ein ähnlicher zweiter Brief vom 3. März 1711 und eine Eingabe an den König vom 25. November 1711 um die Stelle eines Astronomus adiunctus. Im Januar 1718 wurde ihr Sohn Christfried Astronom der Societät.

[3] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 118—120 vom 29. Nov. und 9. und 27. Dec. 1710.

[4] Kurz vorher hatte Ancillon ihm geschrieben und die Neuordnung erwähnt. Die Art, wie er es gethan, schliesst die Annahme aus, dass er sich schuldig fühlte.

[5] Siehe a. a. O. Nr. 120 vom 27. December 1710.

[6] Siehe Urkundenband Nr. 100 (10. December 1710). Dass seine lange Abwesenheit von Berlin einer gewissen Entschuldigung bedürfe, empfindet er selbst;

er an von Printzen, gratulirte ihm und fasste seinen Brief so, dass der Minister ihm Aufklärung geben konnte[1]. Auch hier setzt er voraus, dass dieser einfach an seine Stelle getreten sei. Printzen antwortete in einem kurzen, aber sehr freundlichen Schreiben, das Leibniz etwas beruhigte[2]: »Faites-moi seulement la grâce, Monsieur, de me donner de temps en temps part de vos sages avis, comment et par où vous croyez que cette Société se puisse rendre plus florissante et acquérir plus de renommée dans le monde .... Le roi ne se souvient ni ne parle jamais de votre personne qu'avec cette considération et distinction gracieuse qui est due à vos mérites infinis, que je révère aussi«. In dem zweiten Brief an die Kronprinzessin schreibt Leibniz bereits gefasster[3]: er hat jetzt den wirklichen Thatbestand zum Theil erfahren und weiss, dass er Präsident geblieben ist, aber »man hat mir Unrecht gethan, en me cachant ce que je devais savoir. On m'a envoyé depuis un règlement où le roi me conserve mes droits, mais, comme il serait peu honorable à moi, et peut-être peu avantageux à la Société Royale des Sciences, si l'on faisait les choses sans en communiquer assez avec moi, il est juste qu'on remédie à ce désordre«. Er bittet die Kronprinzessin, von Printzen ein Wort zu sagen, »afin qu'on m'écrive régulièrement et qu'on n'expédie point les choses qui souffrent délai, sans m'en faire part«. Noch immer scheint er sich nicht zu erinnern, dass er den Entwurf von 1704 selbst gebilligt hat. Dann legte er in einer ausführlichen Auseinandersetzung an von Printzen[4] die Bedürfnisse der Societät dar, unverdrossen selbst wieder die Arbeit aufnehmend, aber auf's Bestimmteste verlangend, dass ihm über alle Vorkommnisse vom Concilium rechtzeitig Mittheilung gemacht werde. Waren doch auch, wie er rügend bemerkt, die Directoren der Klassen gewählt worden, ohne dass er benachrichtigt worden war[5]. Auf den Se-

aber mit Recht durfte er sagen: »On ne m'a jamais obligé à une présence précise, et mon absence n'a point été inutile. J'ai travaillé l'année passée aussi bien que celle-ci à faire paraître un ouvrage considérable de la part de la Société«.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 101.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 102.

[3] Siehe Urkundenband Nr. 103.

[4] Siehe Urkundenband Nr. 104.

[5] Bereits am 4. December 1710 waren sie gewählt worden (Krug von Nidda, der Hofprediger Jablonski, Cuneau und Schott). In der Sitzung am 15. December wurde von den vier neuerwählten Directoren beschlossen, dass die Zusammenkünfte der Klassen des Donnerstags Nachmittags um 3 Uhr gehalten werden sollten (diese Ordnung besteht noch heute; nur ist jetzt 4 Uhr die angesetzte Stunde). In der Sitzung am 8. Juni 1711 wurde dann bestimmt, am Donnerstag festzuhalten und

cretar und auf Frisch — »c'est un homme actif, d'esprit et de savoir, et qui a envie de bien faire« — macht er den Minister besonders aufmerksam, beklagt sich aber über die Mediciner:

»Il faut que j'ajoute encore que Mss. les Médecins nous ont fait banqueroute, lorsqu'il s'agissait de fournir quelque chose à nos Miscellanea. J'avais fort compté sur M. Hofman, et lorsqu'il fut à Hall, il parut zélé, mais depuis qu'il est à la Cour, il nous a oublié.«

Beigelegt ist ein in deutscher Sprache verfasstes Pro Memoria, das der Minister wohl dem Könige vorlegen sollte[1]. Es enthält die Directiven für die Arbeit der nun in Activität gesetzten Societät; Leibniz wollte augenscheinlich zeigen, dass er die Zügel in der Hand halte, bereit sei, weiter für die Societät zu arbeiten und den neu ernannten Ehrenpräsidenten zu instruiren habe. Er beklagt sich über die Lauheit der meisten Mitglieder, die ihrer Pflichten nicht eingedenk seien. Wenn es damit nicht besser und die Societät nicht reichlicher ausgestattet werde, so werde sie keinen wissenschaftlichen Credit geniessen.

»Der Ursprung der bisherigen Kaltsinnigkeit« — fährt er fort — »scheinet grossentheils daher kommen zu sein, dass man sich, obschohn ohne Grund, eingebildet, I. M. nehmen sich der Societät wenig an und achteten nicht, ob solche etwas rechtschaffenes zu Wege bringe oder nicht.«

Der Minister müsse auf strenge Einhaltung der Statuten und auf Erhöhung der Einnahmen der Societät bedacht sein: ausserdem seien verdiente Mitglieder durch Prämien aufzumuntern und auch an Rangerhöhung sei zu denken; die einst vorgeschlagenen Entwürfe zu Privilegien seien auf's Neue zu erwägen und in Vorschlag zu bringen. »Es wäre aber auch vielleicht Verordnung zu machen, dass die Glieder, welche innerhalb drei Jahren nichts zu dem Scopo dienliches beitragen, nach Gutbefinden aus dem Catalogo membrorum gelassen werden könnten.« Am meisten liegt ihm an den von der Societät einzuleitenden und zu überwachenden medicinisch-statistischen Beobachtungen der vom Staat bezahlten Ärzte. Es war der Punkt, wegen dessen die Mediciner der Societät grollten: denn sie betrachteten das als eine unbefugte Einmischung.

So hat Leibniz kurz vor der feierlichen Eröffnung der Societät seine volle Präsidentenpflicht wahrgenommen.

Am 30. December entschloss sich endlich der Hofprediger, ihm zu schreiben und das Vorgefallene zu erklären[2]:

die Sitzungen um 5 Uhr zu schliessen. Vom 29. Januar an sollten die regelmässigen Klassensitzungen beginnen; s. Secr.-Leibn. Nr. 122 vom 10. Juni 1711 und die Protokolle.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 105.

[2] Hannov. Bibl., Kvacsala S. 123 f.

.... der Cron-Printzessin Königl. Hoheit hat mir vorgestern zu verstehen gegeben, dass Mein HochgeEhrter Herr Geheimter Raht an Selbte einiges Misvergnügen über dem so zeither bey der Societät der Wissenschafften vorgangen bezeuget hätte, auch begehret dass ich hierüber an Eure Wohlgeb. einige Erklärung thun möchte; absonderlich, da Selbter empfindlich falle, dass der Herr Geheimte Estats-Raht von Printzen zum Praeside Honorario, ohne Dero Vorwissen und Participation erwehlet worden. Da aber Ew Wohlgeborn erinnerlich sein wird, dass das Project der Königl Verordnung, welche der Societät zu einem beständigen Reglement dienen soll, und darinn wegen Bestellung eines solchen Praesidis (oder vielmehr Protectoris, nur dass diesen titul, Se Königl. Majt sich selbsten in der Fundation vorbehalten) versehung geschehen, Dero bereits vor etwa 7 Jahren zur censur communiciret, inzwischen aber von Dero hinwieder nichts moniret worden, so dienet nun zur gehorsamsten Nachricht, was die Person vor-wolgedachten Ministri betrifft, dass nicht die Societät, sondern Seine Königl. Majt selbsten aus eigener Bewegung denselben gewehlet, da das Reglement, durch den Hrn Geheimten Raht von Ilgen, mit einer Lücken, davor des Praesidis Honorarii Namen stehen sollte, alleruntgst vorgetragen worden. Dass aber nach einem zehnjährigen Languore man endlich zur sache thun, und damit durchdringen müssen, hat ausser tausenderley Unlust und Spott, welchen die Societät wegen ihrer Inaction erdulden müssen, sonderlich des Hren HoffRaht Chuno jüngstere höchstgefährliche Krankheit verursachet, als dessen Leben eine geraume Zeit nur an einem seidenen Faden gehangen. Wann nun, da ohn dem die meisten die von anfang bey der Societät gewesen, darüber verstorben, auch dieser Fall noch sich zugetragen hätte, würde dieses löbliche, aber noch unvollkommene Etablissement gefahr gelauffen haben, zu trümmern zu gehen; zu aller die darinn hand gehabt Beschimpfung, und zu EwWohlgeb. eigenem Schaden.

Dass aber alles so hierunter vorgangen, gar nicht gemeinet gewesen, EwWohlgeb. auch nur im allergeringsten zu nahe zu treten, erhellet auch schon aus dem gedrukten Reglement; deme hiebey füge Copiam der Special-Verordnung an des Hrn v. Printzen Excel., aus welchen beiden stücken Eure Wohlgeb. deutlich ersehen werden, dass vor Selbte, so wohl die gebührende Ehre, als das wenige Utile, sorgfältig salviret worden. EWohlgeb. glauben dass gleich wie niemand unter Uns ist, der Deroselben Merita wie sonst um die Gelehrte Welt, also in specie um unsere Societät, nicht erkennen sollte; allso auch wir alle, und ich insbesondere begierigst beytragen werden, was zu Dero Vergnügen gereichen mag.

Ob dieser Brief ausreicht, darf man wohl fragen. Wie hochgesinnt und grossmüthig Leibniz war, zeigt seine Antwort vom 9. Januar 1711[1]. Offen beklagt er sich, aber in der würdigsten, ja freundlichsten Weise, ohne Bitterkeit und ohne Groll. Er sammelte wirklich feurige Kohlen auf das Haupt der in ihrer Weise rechtschaffenen, aber kleinlichen und furchtsamen Leute, die sich an der Grösse versündigt hatten, weil sie sie nicht liebten. Er erinnert sich — aber nur ganz dunkel und unsicher — vor 7 Jahren den

[1] Siehe Urkundenband Nr. 106.

Statutenentwurf gesehen zu haben; aber »wenigstens hätte einige Nachricht von der Reassumtion nicht schaden, und ich vielleicht ein und anders Dienliches erinnern können«. Er schärft ein, dass es nun vor allem darauf ankomme, jährlich einen Band Miscellanea zu veröffentlichen, »die zum wenigsten nicht schlechter seien, als die ich endlich mit vieler Mühe und Arbeit extorquiret«.

»Wenn Hr. Hof R. Hofmann als Leib-Medicus dermaleins der Sach in seiner Sphaere favorabel sein und nebenst beitragen, des Seinigen auch andere Medicos dazu animiren wollte, würde auch darin was Gutes zu erwarten sein. Anfangs hat er grosse Hoffnungen gemacht. Er hat aber bisher sich wenig an uns gekehret; wird er künftig der Sach sich mehr annehmen, dürfte es kein geringes sein.«

Endlich beklagt er sich, dass er zu wenig erfahre; er sei zu hingebender Mitarbeit bereit, wenn man ihn nur in allen Stücken auf dem Laufenden erhalte. »Im übrigen versichre m. H. Hofprediger, dass der Modus, so gebraucht worden und dessen Ursache ich nicht genugsam begreife, mich nicht verhindern wird, sowohl bei meinem Eifer zur Aufnahme der Societät zu verharren, als auch denen H. Sociis, die sich der Sache angenommen, meine beständige Ergebenheit zu bezeigen, wenn mir künftig mit mehr Öffnung und nach Fug und Billigkeit begegnet wird. Es ist sonst meine Schuld nicht, dass allerhand Gutes in Brunnen gefallen, wofür mir nichts als die Arbeit und Erinnerung übrig blieben, und stelle dahin, was die Nachwelt davon urtheilen und erfahren dürfte.«

Dieser Brief kreuzte sich mit einem gewiss mit dem Bruder verabredeten Schreiben des Secretars vom 10. Januar 1711[1], in welchem dieser endlich sein Schweigen brach: das Statut sei seit 7 Jahren eine beschlossene Sache gewesen, daher habe er es nicht mehr besonders erwähnt: ihm werde »hierunter einiger Unfleiss und Nachlässigkeit hoffentlich nicht beigelegt werden, wie denn hierum gehorsamst bitte«; die ganze Sache sei so allmählich gekommen, »dass man wenig Anlass gehabt, derselben oft zu erwähnen«. Das war nicht überzeugend.

Am 19. Januar (am Tage nach dem Krönungstage) fand die feierliche Eröffnung der Societät statt in dem Sitzungszimmer des Observatoriums[2]. Leibniz, der eingeladen war[3], hatte sein Ausbleiben durch eine Unpässlichkeit entschuldigt[4]. Hr. von Printzen

[1] Secr.-Leibn. Nr. 122.

[2] Der später umgebaute Raum dient jetzt als Magazin der Societät. Die Feststellung des Ceremoniells ist vom Secretar aufgezeichnet (Akad. Archiv, Fasc. »Fundation«, s. Urkundenband Nr. 107), vergl. Formey, Histoire p. 31 ff.

[3] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 120 vom 27. December 1710.

[4] Siehe den Brief von Printzen's an Leibniz vom 27. Januar 1711 (in Hannover). Als Leibniz am 26. März 1711 das Plenum der Societät um sich versammelte,

hielt eine ziemlich lange, aber schwülstige und nichtssagende lateinische Rede, die den Verständigen Leibnizens Abwesenheit doppelt fühlbar machen musste[1]. Der Hofprediger Jablonski beantwortete sie mit einer noch längeren, aber nicht unbedeutenden Ansprache, die den Redner als aufmerksamen Schüler Leibnizens charakterisirt[2], aber — in beiden Reden wird dieser mit keinem Wort genannt, ein Beweis, dass der König nichts von ihm wissen wollte und dass man nach des Königs Willen that. Benjamin Neukirch hatte ein deutsches Gedicht zur Einweihung verfasst, welches dem Monarchen so gefiel, dass er ihn in die Societät aufzunehmen befahl[3]. Einen Bericht über die Feier besitzen wir in einer kleinen Druckschrift, die die Societät im Herbst 1711 erscheinen liess und die zugleich einen kurzen Abriss ihrer bisherigen Geschichte enthält[4].

So war denn die Societät fast 11 Jahre nach ihrer Gründung — tantae molis erat! — feierlich eröffnet worden. Sie war im Besitz

entschuldigte er sein Fernbleiben von der Inauguration ausdrücklich durch seine Geschäfte, das schlechte Wetter und seinen Gesundheitszustand.

[1] Formey hat die Rede lateinisch und französisch abgedruckt (p. 257 ff., 31 ff.). Der Redner betonte besonders die christlich-civilisatorische Missionsaufgabe der Societät, feierte den König als den Protector und wies darauf hin, dass sich durch den Krieg die Eröffnung der Societät verzögert habe.

[2] Formey p. 36 ff. (franz.), p. 262 ff. (lat.). Der Redner versucht es, einen Überblick über die Geschichte der Civilisation von den ältesten Zeiten an (Biblische Urgeschichte) bis zu den wissenschaftlichen und technischen Erfindungen des 17. Jahrhunderts und der Gründung der Akademieen zu geben. Besonders bemerkenswerth ist die Verachtung der Scholastik; nach dieser Rede scheint es, als habe sie die Entwicklung der karolingischen Renaissance gehemmt! »Eruditio cui isthoc genus se dederat, areanarum telae erat persimilis, subtilis quidem, sed nullius vel virtutis vel usus .... Pro lunone nubes et rerum loco verba orbi obtrudebantur.« Als Anbruch einer neuen Zeit gilt die Renaissance einerseits, das Auftreten Baco's andererseits; bald darauf habe das Zeitalter der Societäten begonnen; »eorum enim quae ad naturam recte indagandam pertinent, nonnulla possidere datum est omnibus, omnibus gaudere nemini. Alius ingenio et speculationis acumine pollet, iudicii maturitate alius, alium multijuga lectio, alium frequens litterarum commercium, alios alia commendant. Istis in Societatem coalescentibus alter alterius defectum supplet ... Immo vero optandum foret, non personas solum, sed ipsas nationes in Societatem coire, ut (si quidem id fieri possit) in unum iungantur Gallorum vivacitas in quaerendo, subtilitas Anglorum in perscrutando, Hispanorum Italorumque contentio in progrediendo, Germanorum studium et sedulitas in perficiendo.«

[3] Das Gedicht im Urkundenband Nr. 108. Die Aufnahme nach Secr.-Leibn. Nr. 124 vom 7. Februar 1711. Formey (p. 47) lässt Neukirch jenes lateinische Gedicht verfasst haben, welches (Urkundenband Nr. 51) von Leibniz stammt und in's Jahr 1700 gehört. Es ist das eine der vielen Flüchtigkeiten dieses Historikers der Akademie.

[4] Siehe den Abdruck im Urkundenband Nr. 109. Hier sind Leibnizens Verdienste gebührend hervorgehoben.

eines geräumigen Observatoriums mit einem Versammlungszimmer und kleineren Räumen, besass dem Observatorium gegenüber ein ziemlich grosses Grundstück mit einem Hause für den Astronomen und hatte sich durch den ersten Band ihrer Miscellanea in die gelehrte Welt eingeführt. Zwei Privilegien waren ihr gewährt, das der Kalender und das des Seidenbaus, aber nur das erste brachte zur Zeit etwas ein. In dem Adresskalender für 1712 (1711 verfasst) ist der Bestand der Societät also verzeichnet (anwesende Mitglieder):

Societät der Wissenschaften
ist auf dem Observatorio am neuen Marstall
auf der Dorotheenstadt.

Praesident und Director[1]: S. Exc. der wirklich geheime Estats-Minister Hr. von Printzen.

Praeses ordinarius: Hr. Gottfr. Wilh. von Leibniz, K. Preuss. wie auch Churf. Braunsch.-Lüneb. geheimer Rath, abwesend.

Vice-Praeses p. t.: Hr. D. E. Jablonski.

Anwesende Mitglieder:

In classe Medico-Physica: Krug von Nidda, Director; Chauvin, Gohl, HofRath Hoffmann, Jagwitz, Raue, Spener, Stercky.

In classe Mathematica etc.: Chuno, Director; Angicour, Behr, J. H. Hoffmann, Jagwitz, Naudé (Vater u. Sohn), von Stapff, Vignoles.

In classe Hist.-Philol. Germanica: Schott, Director; Ancillon, Vignoles, Frisch, J. Th. Jablonski, Marperger, Neukirch, Schlüter (Syndicus, nicht der Baumeister), Spener, von Stapff, Volckmann.

In classe Hist.-Philol. Ecclesiast. et Orient.: D. E. Jablonski, Director; Achenbach, Ancillon, Frisch, Raue, Schott, Stercky, La Croze, Volckmann. — Dazu: Papen, Factor.

Durch Frisch's Brief an Leibniz vom 12. Januar 1711[2] ist uns die Sitzung vom 4. December 1710, in der die Directoren erwählt worden waren, näher bekannt. Ein Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen zeigte sich bereits. »Die Franzosen fielen im dritten Departement, nämlich in der Cultur der teutschen Sprach und teutschen Historie, auf den G. Rath Schott und überstimmten die andern mit ihren Votis, weil er ihnen wegen der französischen Sprach besser an die Hand gehen könne. In summa: weil die Societät noch in infantia ist oder dieselbe kaum verlassen, so passirten auch bei einigen Umständen solche Dinge, die dieses Alter zu haben pflegt".«

[1] So heisst er hier; von 1713 an heisst er in den Kalendern: »Protector«, weil Friedrich Wilhelm I. das Protectorat nicht übernahm.

[2] Siehe Fischer S. 32 f., theilweise gedruckt im Urkundenband Nr. 110. Dass der erste Vicepräsident, D. E. Jablonski, von den Directoren allein gewählt worden ist, erfährt man hier. Sehr interessant ist die Bemerkung über den Kronprinzen. Er will der Societät gern etwas zuwenden, »wenn er würde sehen, dass etwas darinnen gethan würde«.

[3] du Bois-Reymond (Reden II S. 507 f.) berichtet, die Societät sei nach 1710 durch ein Comité organisirt worden, welches aus dem Hofprediger und aus zwei

Drittes Capitel.

Geschichte der Societät von ihrer Einrichtung im Januar 1711 bis zum Tode Leibnizens (14. November 1716). Der Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's I.

1.

Die Societät war endlich eingerichtet. Leibniz beschloss, das jüngst Geschehene zu vergessen und mit dem Minister von Printzen zusammenzuwirken. In diesem, der ihm persönlich freundlich gesinnt war[1], hatte die Societät den besten Ehrenpräsidenten erhalten, den sie sich unter den damaligen Verhältnissen wünschen konnte[2]. Hr. von Printzen gehörte mit von Ilgen und Kameke zu den Gegnern des Grafen von Wartenberg, dessen Sturz (Ende 1710) mit der definitiven Einrichtung der Societät zusammenfällt. Die unheilvolle Wirthschaft dieses Günstlings hatte ihr Ende erreicht. Man durfte hoffen, dass das zerrüttete Staatswesen allmählich wieder in Ordnung gebracht werden würde. Leider gab es nur sehr viel Wichtigeres zu thun, als eine Akademie auszustatten und zu leiten.

Diese schien sich einen Moment aufzuraffen. Seit dem 29. Januar begannen die regelmässigen Klassensitzungen. Die physikalisch-medicinische Section machte den Anfang. »Seit der Neuordnung bezeugen die Mitglieder viel mehr Eifer.« schreibt der Hofprediger an Leibniz[3], »besonders der Hofrath Hoffmann; er sagt, die Societät sei nicht zum Bücherschreiben da, sondern zum Untersuchen, und er hat in dem ersten Convent proponirt, dass in dem Observatorium ein Theatrum anatomicum möchte aptirt werden und die nöthigen

Mitgliedern der französischen Colonie, deren Ober-Richtern Ch. Ancillon und La Croze, bestanden hätte. Das ist ein Irrthum. La Croze hat niemals zu einem leitenden Comité gehört, hat überhaupt niemals die Societät dirigirt, und Ancillon hatte lediglich durch seine Stellung als Legationsrath und als Correspondent Leibnizens Einfluss. Die Leitung lag in den Händen des Präsidenten, der Directoren und des Secretars.

[1] Siehe den Brief vom 27. Januar 1711, in welchem es von Printzen lebhaft bedauert, dass Leibniz bei der Eröffnungsfeier nicht zugegen gewesen war (Hannov. Bibl.).

[2] Siehe über ihn Naudé in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 26 S. 596ff. Die Grabschrift (gest. 8. November 1725, geb. 1675): »religionis stator, pietatis exemplar, bonarum litterarum et solidae eruditionis non patronus magis quam ipse cultor« — charakterisirt den Mann wirklich.

[3] Am 5. Februar 1711 (Hannov. Bibl.).

Instrumente angeschafft: er wolle mit Hülfe einiger Cadaver dann Anatomie vortragen[1].« Auch an ein chemisches Laboratorium wurde gedacht.

Die mathematische Klasse beschloss ebenfalls, einige Instrumente, vor allem eine Luftpumpe, zu erwerben[2] und die magnetischen Beobachtungen vorzubereiten. Die Hauptaufgabe aber fiel der deutschen Klasse zu: denn der König hatte bei der Einweihung ausdrücklich befohlen, die Societät solle ein vollständiges deutsches Wörterbuch herausgeben und sofort in die Arbeit eintreten. Man nahm sie in der ersten Sitzung auf; aber die Befürchtung, die der Secretar äusserte, dass wenige Glieder vorhanden, die etwas beitragen können, war leider gerechtfertigt[3].

[1] Vergl. Secr.-Leibn. Nr. 123 vom 31. Januar: »Vorgestern ist die erste Zusammenkunft des medicinischen Abteils gehalten und dabei sonderlich angetragen worden, dass man auf benötigte Werkzeuge, die erforderte Experimenta vorzunehmen, und deren Anschaffung, ingleichen die auswärtigen, sonderlich in den K. Landen lebende Medicos einige Observationes anzustellen, zu ermuntern bedacht sein möge. Dieser des Hrn. Rath Hoffmann's Vortrag ist durchgehends beifällig aufgenommen und zu fernerer Fortsetzung desselben ein und andere Anstalten beliebet, daneben auch erinnert worden, ob nicht die Mitglieder unter sich die verschiedene Objecta dieser Classis theilen und ein Jeder in seiner Ordnung bei denen künftigen Zusammenkünften etwas in Bereitschaft mitbringen wolle, davon alsdann gehandelt werden möge, worüber man sich hiernächst zu vergleichen beschlossen«. Nach einem Protokoll-Auszug ist es Krug von Nidda gewesen, der den Vorschlag, ein theatrum anatomicum einzurichten, gemacht hat.

[2] Siehe a. a. O. Nr. 124 vom 7. Februar.

[3] A. a. O. (und in dem verlorenen Brief vom 14. Februar): »Künftigen Donnerstag wird die teutsche Zunft zusammenkommen, und da insonderheit auf K. Befehl über die Verfertigung eines »vollständigen«, wie der König sich ausgedrücket, Wörterbuchs zu rathschlagen sein, wozu aber hie gar wenige Glieder, die etwas beitragen könnten, vorhanden, und auch auswärtig, wie Herr Neukirch davor hält, nicht viele dürften gefunden werden«. Das ausführliche Protokoll der ersten Sitzung der deutschen Klasse wird auf dem Akademischen Archiv (»Wissensch. Verhandl. u. Aufsätze 1699—1737«) aufbewahrt, geschrieben vom Hofprediger. Man beschloss (um dem König doch bald etwas vorlegen zu können), neben der Vorbereitung des Wörterbuchs — es sollte ein kritisches Werk werden in Bezug auf Rechtschreibung und Fremdwörter — Übersetzungen von Klassikern zu liefern. Vorgeschlagen wurde Tacitus' Germania, Frontinus' Strategemata, Valerius Maximus u. s. w. An den Rand des Protokolls hat von Printzen die Worte gesetzt: »S. K. M. haben allergnädigst resolviret, dass von denen vorgeschlagenen Autoribus der Tacitus de moribus Germanorum in's Deutsche übersetzt werden solle. 20. Febr. 1711«. So nahm man diese Arbeit auf. Die Protokolle lehren, dass man sich mit ihr bis 1721 hingeschleppt hat; aber es wurde nichts. Zuerst überzeugte man sich von der Unzulänglichkeit der Übersetzung, wie sie der Secretar als Vorlage ausgearbeitet; dann fehlte es an den nöthigen Anmerkungen u. s. w. Frisch, der Unermüdliche, rettete zuletzt die Klasse durch sein Wörterbuch (s. oben). — Fast noch »schläfriger« war die orientalisch-theologische Klasse. Sie beschloss am 12. Mai 1712, eine neue Über-

Leibniz wurde über diese Unternehmungen und die Berathschlagungen über Verstärkung des Fundus Bericht abgestattet, und er entschloss sich, weil die Societät seine Gegenwart für nöthig hielt, Ende Februar selbst nach Berlin zu reisen — er befand sich eben in Braunschweig — und die Societät in ihrem Eifer zu bestärken. Dieser rasch gefasste Entschluss, dessen Genehmigung an höchster Stelle er nicht abwartete, war eine verhängnissvolle Übereilung. Preussen und Hannover waren eben wieder in Spannung (Hildesheimer Angelegenheit). Als er in Berlin eintraf, wurde er nicht nur kühl empfangen, sondern sogar unzweideutig als Spion bezeichnet und ihm bedeutet, er möge sofort nach Hause zurückkehren. Gleichzeitig empfing er aus Hannover die Nachricht, dass der Kurfürst über ihn ungehalten sei, weil er sich ohne Urlaub entfernt habe, seine Pflichten als braunschweigischer Geschichtsschreiber vernachlässige und augenscheinlich lieber in Berlin weile als in Hannover. Selbst seine Gönnerin, die Kurfürstin Sophie, antwortete ihm ironisch, als er sich entschuldigte, er könne nicht sofort nach Hannover zurückkehren, weil er auf der Reise bei einem unglücklichen Fall sich das Bein verletzt habe, und der preussische König schickte ihm sogar seinen Leibarzt in's Haus mit dem Auftrage, sich davon zu überzeugen, ob das Leiden nicht nur ein Vorwand sei. Man glaubte also nicht einmal seinem Worte — er war in der peinlichsten Lage[1].

Allein es gelang ihm doch wieder, das Vertrauen des Königs einigermaassen, freilich nur momentan, herzustellen[2]. Nachdem ihm dieser eine Audienz bewilligt hatte, unterbreitete ihm Leibniz zur

---

setzung der Bibel, bez. eine gründliche Revision der Luther'schen Übersetzung, zu veranstalten und mit dem Neuen Testament zu beginnen. In ihren monatlichen Klassensitzungen hat sie sich, wie die Protokolle ausweisen, bis 1743 fast ausschliesslich mit dieser Aufgabe beschäftigt. Aber trotz des Antheils, den der König an der Sache nahm, und seiner Mahnung, sie zu beschleunigen, war erst 1719 die Revision des Matthäus, 1723 die des Marcus, 1728 die des Lucas, 1736 die des Johannes vollendet, und am 12. September 1743 war man glücklich bis Apostelgesch. 26, 17 gekommen! Die Akademie Friedrich's des Grossen liess die Aufgabe, für die wiederum Frisch das Meiste gethan hatte, fallen. Vergeblich habe ich mich bemüht, die Ausarbeitungen der Klasse aufzufinden.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 113. Die Kurfürstin schreibt: »Il semble que S. M. est mal satisfaite et croit à ce qu'on dit que vous êtes à Berlin pour espionner«. Leibniz erwidert: »Il est vrai qu'il y a eu des gens qui ont insinué au roi que je venais ici pour les affaires courantes«.

[2] Siehe den Brief der Kurfürstin Sophie vom 4. April 1711 (Klopp, 9. Bd. S. 332): »Comme je prends un intérêt fort sincère en tout ce qui vous regarde, je suis ravie que vous soyez content de votre voyage«.

Vorbereitung derselben ein Schriftstück, welches alle die studiren sollten, die den grossen Mann noch immer beargwöhnen[1]. Mit edlem Freimuth und in Worten, die den Stempel der Wahrheit tragen, legt er dem Könige den Ungrund aller Verdächtigungen dar und zeigt, dass seine Reise in Folge eines plötzlichen Entschlusses von ihm unternommen worden sei, von dem er Niemanden — auch die Kurfürstin nicht — in Hannover in Kenntniss gesetzt habe[2]. Den Vorwurf, Spionage zu treiben, weiss er sich nur daraus zu erklären, dass er stets das höchste Gewicht auf das Einvernehmen der Häuser Brandenburg und Braunschweig in Sachen des Protestantismus und der Religionseinigung gelegt und in dieser Angelegenheit mit Eifer sich bemüht habe. Er verweist dann auf seine Arbeiten für Preussen — er gelte in Hannover für »allzu Berlinisch« — und vor allem auf sein Werk, die Societät; was in ihr geschehen sei, sei durch ihn zu Stande gebracht worden, zuletzt noch der 1. Band der Miscellanea.

»Hieraus ersehen E. M., ob ich in der Societät Sachen müssig gangen, und ob man nicht gestehen muss, dass ausser der observationum Astronomicarum fast Alles durch mich geschehen müssen. Nun lasse E. M. ich allergnädigst erwägen, ob bei meinem Alter, da die wenige Zeit, so ich noch zu leben habe, mir pretieux, ich nicht viel zu E. M. Dienst und Glorie gethan, und ob ichs nicht fast gratis thue, da ja 600 Thlr. zu meinem jährlichen Dédommagement in keine Consideration gegen meine Zeit kommen kann; stelle auch zu erwägen, ob ich einigen von E. M. Ministris darin zu weichen Ursach habe, indem dasjenige, was durch meine Direction geschieht, ad gloriam immortalem vermittelst des incrementi scientiarum gehet, welches bei der Posterität allezeit pretios seyn wird, wenn alle politischen Interessen dermahleins geändert sein dürften, und wird michs umb so mehr schmerzen, wenn meine treue Devotion und wahrer Eifer übel aufgenommen werden sollte.«

Mit diesen denkwürdigen Worten schliesst er seine persönliche Rechtfertigung. Dann wendet er sich zu den Angelegenheiten der Societät[3] — es ist das letzte Mal, dass er über sie zum Könige gesprochen und sie ihm an das Herz gelegt hat. Er verweist auf die umfassenden Aufgaben, die der König selbst der Societät gestellt habe; er führt dann aus — wie oft hatte er es schon gethan! —,

---

[1] Siehe Urkundenband Nr. 114.

[2] Dem Minister von Bernstorff hatte er aber doch Anzeige gemacht.

[3] Die Protokolle zeigen, dass er am 18. und 26. März und am 4. Mai 1711 die Sitzungen der Societät geleitet hat. In der ersten Sitzung hat er (neben Anderen) Gundling zum Mitglied vorgeschlagen; allein das Concilium wollte damals auf diesen Vorschlag nicht eingehen. Leibniz selbst ist es also gewesen, der sich zuerst für Gundling erwärmt hat! In der letzten Sitzung erregte sein Vorschlag, dem mit Geschäften überlasteten Krug von Nidda als Mitdirector der physikalischen Klasse den Mediciner Hoffmann beizugeben, peinliche Discussionen.

dass diese Aufgaben nur erfüllt werden können, wenn der Fundus der Societät durch strenge Beobachtung der ertheilten Concessionen und durch Gewährung neuer ausreichend wird. Er zeigt, wie das Seidenprivileg durch bessere Anordnungen nutzbarer gemacht werden könne und wie das Feuerspritzen-Privileg noch immer auf seine Durchführung harre. Endlich schlägt er als ein neues Privileg vor, der Societät das Curatorium über alle Stipendien zu ertheilen und diese für die wissenschaftlichen Arbeiten durch Gewinnung wackerer junger Leute nutzbar zu machen. »Inzwischen lasse ich mir sonderlich die Continuation der Miscellaneorum Berolinensium angelegen sein« — er kündigt übrigens bereits an, dass sie nicht jährlich, wie der ursprüngliche Plan war, sondern alle zwei Jahre erscheinen sollen — »und verlange, dass in die nächste unter andern die Beschreibung einer Sach, die E. M. Hause glorios, gebracht werde, nehmlich des Canals, so die Spree mit der Oder und folglich mare Balticum Oceano conjungiret, so der hochsel. Churfürst ausgeführet, E. M. aber verbessert.«

Gleichzeitig wandte er sich an von Printzen mit einem kürzeren Pro Memoria[1]. Er trägt ihm in Bezug auf die Societät dasselbe vor wie dem Könige, fügt aber noch Vorschläge wegen der Societäts-Convente und wegen Prämiirung ausgezeichneter Mitglieder hinzu und empfiehlt als besonders gelehrten Mann den Hrn. La Croze[2]. Endlich verfasste er auf Ilgen's Begehren eine ausführliche Denkschrift »vom Abgang der Studien und wie denenselben zu helfen[3]«. Er zeigt in ihr für jede einzelne Facultät, welche Vorbildung und welches Wissen ein jeder höher strebende Candidat besitzen müsse, und schlägt zur Hebung der Studien der Regierung das höchst einfache, aber leider nie wirklich durchgeführte Mittel vor, bei Besetzung aller Beamtenstellen ceteris paribus stets dem wirklich wissenschaftlich geschulten Bewerber den Vorzug zu geben.

Diese Vorschläge liess man ihn machen; aber über ihre Annahme und über den Erfolg der Audienz beim König ist nichts bekannt; die Hoffnung, dieser werde ihm nun dauernd günstig gesinnt blei-

[1] Siehe Urkundenband Nr. 115.

[2] Über die Verpflichtung der Societätsmitglieder, die aus folgendem Ersuchen hervorgeht, ist Näheres nicht bekannt: »Unter andern, ob nicht die membra societatis von dem Gebote, Bücher zu corrigiren aus Königl. Bibliothek, zu eximiren«. Eine Bibliothek-Benutzungs-Ordnung erschien am 5. Mai 1711 (Königl. Ordre im Geh. Staatsarchiv).

[3] Siehe Urkundenband Nr. 116.

ben, betrog ihn. Plötzlich reiste er ab — im Mai 1711[1] — und ist nie wieder nach Berlin zurückgekehrt. Seine Gegner am Hofe müssen die Oberhand behalten haben. Noch im April hatte er, in der letzten Verzweiflung, weil nichts vorwärts ging, ein neues Privileg (Besteuerung des Branntwein-Brennens zu Gunsten der Societät) vorgeschlagen und die Societät veranlasst, in einem förmlichen Antrage den König zu bitten, dass Preise für deutsch-sprachliche Forschungen und naturwissenschaftliche Untersuchungen ausgesetzt würden — »was bisher noch nirgends geschehen« —, und dass eine Commission, bestehend aus einigen Mitgliedern der Societät und des General-Kriegs-Commissariats, niedergesetzt werde, um die Fassung jener und anderer Concessionen zu berathen[2]. Es war umsonst.

Seit diesen letzten Erfahrungen in Berlin, die dadurch noch trüber wurden, dass die Societät selbst keinen wirklichen Eifer zeigte, hat Leibniz die Freudigkeit und den Muth, die ihn bisher trotz aller Widrigkeiten beseelt hatten, verloren. Man darf annehmen, dass er es fortan für unmöglich gehalten hat, die Societät in Flor zu bringen. Eine Initiative hat er nicht mehr ergriffen, da er eingesehen hatte, dass sie am Hofe nicht gewünscht wurde; aber die Geschäfte der Societät hat er, soweit man ihn benachrichtigte, fortgeführt.

In Hannover von den politischen Geschäften ausgeschlossen — denn eifersüchtig wachte das Ministerium darüber, dass er sich in die Frage der englischen Succession nicht mehr einmische —, in Preussen beargwöhnt, wandte er seine Blicke nach Österreich und Russland. Die Vermählungen der beiden Enkelinnen seines alten Gönners, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit dem Kaiser Karl VI. und dem Sohne Peter's des Grossen schienen seinen Plänen eine glänzende Zukunft zu sichern. Im October 1711 kam er mit dem Czaren in Torgau zusammen, den er bisher nur flüchtig gesehen hatte. Er trug ihm seine Ideen vor, die wissenschaftlichen Reisen nach Sibirien und China, die Veranstaltung von magnetischen Beobachtungen, die Civilisirung des russischen Reiches durch Bildungsanstalten für die höheren Klassen und durch eine verbesserte Verwaltung; im Mittelpunkte sollte eine Hauptanstalt stehen zur Beförderung der Studien, Künste und Wissenschaften. Dem grossen Monarchen imponirte der grosse Gelehrte, dessen Ge-

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 127 vom 23. Mai 1711.
[2] Siehe Urkundenband Nr. 117 und 118.

sichtskreis die Erde umspannte: eine lebhafte Correspondenz begann, auch mit russischen Staatsmännern, und wie zwölf Jahre früher nach Brandenburg, so sandte Leibniz jetzt nach Russland Pläne, Projecte und Denkschriften[1]. Scherzend durfte er sagen, er habe Aussicht, der Solon Russlands zu werden, »obgleich aus grosser Entfernung«. Im Sommer 1712 kam er in Karlsbad und Dresden wiederum mit dem Czaren zusammen, diesmal als Bevollmächtigter Anton Ulrich's mit Aufträgen, zwischen dem russischen und dem österreichischen Kaiser zu vermitteln. Peter schenkte ihm sein volles Vertrauen, gab ihm seinerseits diplomatische Aufträge nach Wien und ernannte ihn am 1. November 1712 zum russischen Geh. Justizrath mit 1000 Thlr. Gehalt. Seit dem December 1712 ist Leibniz in Wien und bleibt daselbst bis zum August 1714, also fast zwei Jahre, hochangesehen, im Verkehr mit allen hervorragenden Männern Österreichs, besonders auch das Vertrauen des Prinzen Eugen geniessend und an der Kaiserin die kräftigste Stütze besitzend. Schon seit dem Frühjahr 1712 war ihm die Würde eines Reichshofraths zugesichert[2]: diese hohe Stellung, selbst als wirklicher Reichshofrath, genügte ihm aber nicht. Der längst gehegte Plan, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu gründen und als Director an der Spitze einer gross gedachten, das ganze Reich bestimmenden Anstalt zu stehen, ist auch hier die Seele aller seiner Bestrebungen gewesen[3]. Nicht ohne phantastischen Schimmer und politische Naivetät war die letzte Idee seines Lebens, Österreich und Russland wo möglich zugleich wissenschaftlich zu regieren[4] und sich dabei auf die braunschweigischen Prinzessinnen zu stützen. Aber das, was er sachlich gewollt hat,

[1] Siehe Posselt, a. a. O., bes. die Actenstücke Nr. 2–4, S. 214 ff., und Nr. 6, S. 226 ff., dazu den Brief an den Abt Fabricius vom 8. December 1711 und den an La Croze vom 14. December 1711. Wie tief er sich in die Frage nach der Civilisirung Russlands versenkt hat, zeigen die Actenstücke S. 232 ff. bei Posselt. Minder erfreulich ist der Brief an den russischen Vice-Kanzler Schafirow (Sommer 1716), s. a. a. O. S. 271 ff. Vergl. auch die Publication an der Petersburger Akademie »Briefe von Christian Wolff« (1860) S. IX ff.

[2] Doch erst im Laufe des Jahres 1713 wurde die Sache perfect, s. Secr.-Leibn. Nr. 154 vom 6. December 1713.

[3] Siehe Klopp im Archiv f. österreich. Gesch., 40. Bd. (1869), S. 159 ff., 176 ff. Bergmann in den Wiener Sitzungsber. XIII S. 40 ff.

[4] Bedenkt man, dass er dabei den Zusammenhang mit Berlin nicht aufgab, ferner fortfuhr, als Geschichtsschreiber für seinen hannoverschen Landesherrn zu arbeiten, weiter sehnlichst wünschte, englischer Historiograph zu werden, um in London leben zu können, und sich endlich eine Thür offen hielt, um sich eventuell in Paris bei der Akademie niederzulassen, so kann man sich allerdings nicht wundern, dass keines der zahlreichen Eisen, die er im Feuer hatte, wirklich glühend wurde.

ist doch schliesslich in Wien und Petersburg verwirklicht worden, freilich erst lange nach seinem Tode, aber nun in einem Umfange und mit einem Erfolge, den er sich nicht hatte träumen lassen.

Nachdem Leibniz Berlin verlassen hatte, ging es mit der Societät abwärts. Die Überlieferung, dass sie erst unter dem Druck Friedrich Wilhelm's I. verkümmert sei, ist falsch. Sie war niemals lebendig gewesen — nur ihre Seele, Leibniz, war lebendig. Als er gezwungen wurde, sich zurückzuziehen und seine Thätigkeit auf das Nothwendigste zu beschränken[1], zeigte es sich, noch zur Zeit Friedrich's I., dass sie kaum lebensfähig war. Die Schuld lag theils an dem mangelnden wissenschaftlichen Vermögen der Mehrzahl der Mitglieder, theils an dem sehr geringen Interesse derjenigen Akademiker, die von der Direction ausgeschlossen waren[2], theils an den fehlenden Mitteln[3]. Dazu kam, dass der sehr einflussreiche Leibarzt Dr. Gundelsheim, der die Aufnahme in die Societät abgelehnt hatte, sie als ein völlig unnützes Institut bekämpfte und es erreichte, dass sein ausgezeichneter Rivale, Dr. Hoffmann, auf den die Societät mit Recht die grössten Hoffnungen gesetzt hatte, Berlin in Ungnade verlassen musste. Gundelsheim war ein beliebter Arzt und ein emsiger Sammler von Naturalien — von ihm war der Vorschlag ausgegangen, den vor dem Potsdamer Thor gelegenen Königlichen Hopfen- und Küchengarten in einen botanischen Garten umzuwandeln —, aber er gehörte der alten Schule an und wird als ein ränkevoller und auf seine Stellung eifersüchtiger Mann geschildert, der vor allem seinen Collegen Hoffmann

[1] Auch in Bezug auf die Aufnahme neuer Mitglieder, die ihm übrigens nicht mehr regelmässig vorher angezeigt wurde, hielt er sich jetzt sehr zurück. So schrieb er an Vogther, der ihn um Aufnahme ersucht hatte: »Berolinensi suae Societati me praefecit potentissimus rex Borussorum, sed plerumque absum illinc, et sententiae caeterorum exquirendae sunt, quibus Berolini est cura rerum societatis« (im Jahre 1712; Hannov. Bibl.).

[2] La Croze erwähnt in seinem umfangreichen wissenschaftlichen Briefwechsel mit Leibniz die Societät höchst selten.

[3] Im Auslande freilich, wo man die Verhältnisse nicht genau kannte und nur wusste, dass Leibniz der Präsident sei, hatte die Societät noch hohen Credit, vergl. z. B. den Briefwechsel von Jo. Christoph Wolf in Hamburg mit La Croze (Thesaurus epist. Lacroziani T. II S. 31f.). Jener schreibt am 30. Januar 1712: »Quod de societate regia, cuius ipse singulare ornamentum es, scribis, nihil mihi, fateor, magis honorificum futurum erat, quam si nobilissimae principum nostra aetate virorum coronae adjungerer.« Als er aufgenommen ist, zeigt sein Brief vom 17. April 1712 (a. a. O. S. 35f.), dass sich dadurch seine ganze Stellung in Hamburg mit einem Schlage gebessert hat; denn sein Name steht nun neben dem Leibnizens.

zu beseitigen und die Societät zu vernichten strebte. In den Briefen des Secretars an Leibniz vom August 1711 bis Juli 1712 (Nr. 128–141) entwickelt sich die Katastrophe Hoffmann's vor unseren Augen, und selbst ein Schreiben Leibnizens an von Printzen, welches warm für den vorzüglichen Mann eintrat[1], fruchtete nichts.

Die Herausgabe des 2. Bandes der Miscellanea hätte die Hauptsorge der Akademiker sein müssen. Leibniz war bereits wieder auf dem Plane; acht Beiträge aus seiner Feder befanden sich schon im September 1711 in den Händen des Secretars[2]; allein die übrigen Mitglieder »gaben immer neue Vertröstungen[3]«, und Cuneau, dem die Redaction der Abhandlungen oblag, war ein gebrochener Mann. Ein Königsberger, de Colas, sandte zwar Aufsätze über Aufsätze ein, aber neben wenigen brauchbaren Gedanken fand sich viel Spreu darin. Der prahlerische Mann versuchte den Leibniz zu spielen und in allen Gebieten, sowohl den abstract philosophischen als den technischen, zu excelliren[4].

[1] Der Brief findet sich in der Hannov. Bibliothek, s. auch das Schreiben von Frisch Nr. 24 vom 1. März 1712 (Fischer S. 33 f.) und das Schreiben von Ancillon an Leibniz vom 28. November 1713 bei Feder, Commerc. epist. p. 6. Hirsch in seinem Artikel »Friedrich Hoffmann« in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 12 S. 584 ff. bezeichnet Gundelsheim als »unwissenden Schleicher«. Dagegen rechnet er Fr. Hoffmann (s. auch Schrader, Gesch. der Friedrichs-Universität zu Halle 1. Bd S. 56 ff.) mit Boerhave und Stahl zu der Trias der grossen Ärzte, welche, im Anfang des 18. Jahrhunderts fast gleichzeitig auftretend, in ihren Bestrebungen, eine Reform der praktischen Heilkunde herbeizuführen, das Zeitalter der Aufklärung in dieser Wissenschaft angebahnt haben. Boerhave war der kritische Empirist unter ihnen, Fr. Hoffmann — in den »Hoffmannstropfen« lebt sein Andenken noch heute fort — suchte ein mechanisch-dogmatisches System über den menschlichen Körper zu begründen und die Gesetze, nach denen diese »Maschine« sich bewegt, vom mathematisch-physikalischen Standpunkte aus zu erforschen und zu begreifen (über Stahl s. u.). Nach Berlin ging Hoffmann »bene intelligens, quam sit lubrica aulicorum virorum fortuna atque vita, omnis libertatis et quietis ratione animi et corporis expers«. Sein Urtheil bestätigte sich ihm: »in aulis est splendida miseria, imo omnis aularum ratio liberalibus ingeniis est inimicissima«. Seine litterarische Thätigkeit war eine »immense«. »Dennoch«, bemerkt der berühmte Blumenbach, und Hirsch bestätigt es, »dürfte man in seinen Schriften schwerlich eine Seite finden, die nicht ihren grossen bleibenden Werth hätte.« Die Societät darf stolz auf diesen Mann sein, den sie freilich nur kurze Zeit besessen hat.

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 130 vom 19. September. Sie sind in den Acta eruditiorum erschienen, weil zu Leibnizens Lebzeiten überhaupt kein Band mehr fertig geworden ist.

[3] A. a. O. Nr. 141 vom 16. Juli 1712, und sonst.

[4] Siehe a. a. O. Nr. 130, Nr. 136 vom 5. März, Nr. 141 vom 16. Juli, Nr. 143 vom 29. October 1712. In Hannover werden 3 Briefe von Colas an Leibniz und 2 von diesem an jenen (vom Jahre 1712) aufbewahrt. Neben Abhandlungen über architektonische Probleme, die er eingesandt, verspricht der Mann Berichte über

Wenigstens die astronomischen Beobachtungen und das Seidenwerk hätte die Societät energisch betreiben sollen, denn auf ihnen beruhte ihre Existenz. Allein der neue Astronom, der im Mai 1711 auf Vorschlag der Societät an Kirch's Stelle angestellt worden war, J. G. Hoffmann[1], war lässig, so dass er sich schliesslich eine förmliche Rüge der Societät zuzog. »Der Frau Kirch Hülfe hat er sich, wie sie sagt, zwar heimlich bedienet, öffentlich aber allezeit dawider gesprochen, sie auch niemals auf das Observatorium lassen wollen[2].« Astronomische und mathematische Instrumente wurden allmählich angeschafft: auch die aus Holland verschriebene Luftpumpe traf ein; aber »ausser Hrn. Chauvin weiss Niemand mit ihr recht umzugehen und dieser beginnt ziemlich schwach zu werden[3]«. Das anatomische Theater konnte man nicht einrichten, da der Dr. Hoffmann nach Halle zurückkehren musste und ausserdem der Hof den für die Anatomie bestimmten Raum auf dem Observatorium zeitweilig mit Beschlag belegte[4]. Auf Frischens Betreiben wurden chemische Utensilien angeschafft, aber »weiter kommt es nicht[5]«. »Es ist ein Vorschlag auf der Bahn, wie die Societät zu dem Anfang eines Laboratorii gelangen kann durch Verleihung eines Privilegs auf Bereitung von Scheidewasser«, schreibt der Secretar am 31. December 1712 an Leibniz[6]; aber es blieb bei dem Vorschlag. Man

seine physikalischen und anatomischen Beobachtungen. »Je donnerai aussi un nouveau système qui prouve que Dieu ne s'est servi dans la création que d'un simple et unique mécanisme«, u. s. w. Es ist vielleicht nicht ohne feinen Spott, wenn Leibniz dem Königsberger antwortet: »Je suis bien fâché de n'avoir point su plus tôt que notre Société avait à Kœnigsberg un membre si curieux et même si profond dans les recherches«; er hofft, dass Colas mehr als gewöhnliche Beiträge zu dem Fortschritt und den Absichten der Societät bringen werde.

[1] Antrag der Societät und Decret im Geh. Staatsarchiv.

[2] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 144 vom 20. December 1712. Er scheint allerdings überlastet gewesen zu sein, da er auch die magnetischen Beobachtungen für Russland vorbereiten sollte (s. a. a. O. Nr. 133 vom 27. December 1711 bis Nr. 143 vom 29. October 1712); durch die neuen Beziehungen Leibnizens zu Russland war die Aussicht auf russische Expeditionen wieder gestiegen (s. seinen Brief an von Printzen vom 14. December 1711 auf der Hannov. Bibl.). Der Secretar selbst räumt ein, dass Hoffmann einen Adjunct brauche. Die Frau Kirch bot sich wiederholt an, aber die Societät war bedenklich, sie förmlich anzustellen (Nr. 133. 135). Im October 1712 bezog sie das Krosigk'sche Observatorium (Nr. 143) und setzte ihre Beobachtungen fort. Mit von Krosigk stand Leibniz auch im Briefwechsel (s. Hannov. Bibl.). Über Frau Kirch s. des Vignoles, Éloge de Mad. Kirch et de quelques autres Dames Astronomes in der Biblioth. Germ. III (1722) p. 155 ff.

[3] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 132 vom 5. December 1711.

[4] A. a. O. Nr. 130 vom 19. September 1711.

[5] Frisch Nr. 24 vom 1. März 1712.

[6] Nr. 145, s. auch 147.

tröstete sich unterdessen damit, dass doch schon viele Instrumente da seien, »so dass man mit der Zeit etwas haben wird, die Curiosität der Liebhaber zu vergnügen«. Auch brachte Spener sein naturhistorisches Cabinet auf das Observatorium, »hielt es aber unter seinem Schlüssel[1]«. Man begreift es, dass unter solchen Umständen Hr. von Staff (Stapf), Mitglied der Societät, an Leibniz schrieb (24. August 1711): »Je vous ai une obligation très parfaite de vos bons soins de notre Académie, qui en a besoin[2]«. Das Einzige, was man wirklich erreichte, war eine neue Einschärfung des Kalenderprivilegs durch eine Königliche Ordre[3]. Ausserdem benutzte man die Gelegenheit der Hochzeit des Czarewitsch mit der braunschweigischen Prinzessin, um an ihren Vater, den Herzog Ludwig Rudolf, und an Leibniz der christlich-civilisatorischen Pläne wegen zu schreiben. Heineccius übergab jenen Brief persönlich, ohne Leibniz vorher in Kenntniss zu setzen — was dieser ihm und der Societät übel nahm —, beschrieb in einem ausführlichen Bericht seine Aufnahme und konnte die besten Absichten des Herzogs vermelden. Dieser selbst beglückte die Societät mit einem Schreiben, in welchem er von Braunschweig aus versicherte, dass jetzt »die wahren Künste und nützlichen Wissenschaften in Russland verbreitet werden sollen[4]«. Bekanntlich wartete der Prinzessin in Russland ein schreckliches Schicksal.

Das Seidenwerk wurde von Frisch mit unverdrossenem Eifer betrieben, und im Frühjahr und Sommer 1712 schien ihm auch die Societät ein wärmeres Interesse zu widmen. Man war entschlossen, einen grossen Platz für eine Baumschule zu kaufen, ein Haus zu bauen und »viel andere vorher nie angehörte Dinge zu thun[5]«. Im Juli konnte der Secretar an Leibniz berichten, dass »das Seidenwerk

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 141 und 143 (16. Juli und 29. October 1712).

[2] Hannov. Bibl.

[3] Vom 12. April 1712 (Geh. Staatsarchiv): die Societät hatte wieder gegen die Provinzialregierungen Klage führen müssen, die ganz lässig seien und die faulen Ausreden der »Verbrecher« als gültig hinnehmen.

[4] Die Briefe in der Bibliothek zu Hannover (19. November, 10. und 22. December 1711). Leibnizens Misstrauen in Bezug auf Heineccius in dem gleichzeitigen Briefwechsel mit dem Secretar, s. seinen Brief Nr. 134: »der Präses der Societät hat bereits zu Torgau das Verlangte bei des Czars Majestät besorgt«. Bedeutendes Schreiben von Heineccius an Leibniz vom 19. November 1711: Plan der Errichtung einer Societät der Wissenschaften und einer Missionsanstalt in Moskau, ausgehend von der Berliner Societät (Bodemann S. 83).

[5] Frisch Nr. 24 vom 1. März, Secr.-Leibn. Nr. 138. 141. 142 vom 28. Mai, 16. Juli und 20. August 1712.

am Hofe wieder in Bewegung sei«. Einige Kammerräthe hatten sich günstig geäussert. »Der Kronprinz hat nun auch bessere Gedanken von der Sache bekommen und wird uns nicht mehr zu hindern begehren[1]«. »Der Hr. von Printzen ist dem Werk sehr geneigt: wie der Hr. von Kameke dagegen gesinnet, weiss man noch nicht ... auf ihn dürfte der Ausspruch ankommen[2]«. Allein bereits im September muss Frisch an Leibniz schreiben[3]: »Wegen unseres Seidenwerks steht es noch in den alten schläfrigen Anstalten. ... Es ist eine K. Commission gehalten worden. Ich werde in keinem Stück mehr, wie ich es um die Societät vermeine verdient zu haben, in fünf und mehr Jahren, da ich dieses Werk zu treiben gesucht, considerirt, und unterlasse doch nicht, so viel dabei zu thun als ich kann. Man heisst uns bei Hof des grands faiseurs de rien. Ich habe von der Commission nicht das geringste gewusst oder erfahren, da ich doch denen Hrn. Commissariis hätte die beste Nachricht geben können. Meine Administration hat der Societät nichts gekostet, und wünsche, dass die neue nicht mehr kosten möge«.

Augenscheinlich schob man den tüchtigen Mann bei Seite, weil er nicht zum Directorium gehörte, vielleicht auch aus der instinctiven Feindseligkeit heraus, mit der die Masse der nichts Leistenden den Arbeitenden stets verfolgt. Frisch verlor den Muth zur Sache nicht: er empfand sich in dieser Lage als einen Leidensgenossen von Leibniz und stärkte sich an seinem Vorbilde. Die beiden Männer verstanden sich.

»Ich habe von Ew. Ex. nicht wenig Grossmuth gelernet, wie man durch die Hinderung des eigenen Corporis Societatis müsse suchen durchzudringen, nachdem ich durch die Raillerien des Hofs und der Bedienten desselben an vielerlei Orten durchgedrungen. Gott erhalte Ew. Ex. noch lange Jahre, denn wann noch etwas geschieht, so thut man es aus gebührender Reflexion auf Sie, sonst wäre unser Werk ein Gespenst und Schatten, über den man sich ungemein moquiren würde.«

Dieses Zeugniss über Leibniz, der, obgleich ein Verbannter, die Societät noch immer trug und ausdauernd und grossmüthig gewesen ist, schlägt viele falsche Behauptungen und unrichtige Vermuthungen nieder.

Die Societät, d. h. das Directorium, nahm also das Werk selbst in die Hand. Das alte Übelwollen gegen Frisch spricht sich in

[1] Secr.-Leibn. Nr. 140 vom 2. Juli.
[2] A. a. O. Nr. 142.
[3] Frisch Nr. 25 vom 2. September.

den Briefen des Secretars deutlich aus. Als die Sache nun natürlich viel schlechter ging, klagte er »über Hinderungen und Schwierigkeiten, die von denen kommen, so das Beste der Societät fördern sollten und sich dessen angemasset[1]«. Und als gar Frisch, der jetzt auf eigene Rechnung weiter arbeitete, schöne Erfolge erzielte, da schrieb der Secretar in seinem Unmuthe: »Weil er die Kunden an sich gezogen, können wir an keinem Ort fortkommen«, stellte es so dar, als hätte Frisch der Societät gekündigt und scheute sich sogar nicht, ihm zwischen den Zeilen einen bösen Vorwurf zu machen[2]. Als endlich das Directorium die Sache gründlich verfahren und sich in Unkosten gestürzt hatte, wandte es sich nothgedrungen wieder an den thätigen und kenntnissreichen Mann, der denn auch edelmüthig half. »Wir hoffen (mit Frischens Hülfe) einen Schritt weiter vorwärts zu thun. Vom Hofe haben wir nichts zu gewarten, weil der Hr. von Kameke gar keine Lust zu der Sache bezeuget, also müssen wir sehen, wie wir uns selbst forthelfen[3].«

»Vom Hofe haben wir nichts zu gewarten« — dies Wort sollte sich in einer ungeahnten Weise erfüllen. Am 25. Februar 1713 starb Friedrich I. nach kurzer Krankheit. Die Societät fand bald Grund, ihn aufrichtig zu betrauern. Die Mehrzahl der ursprünglichen Mitglieder lebte noch, als der neue Herr den Thron bestieg: aber sie besassen kein Ansehen bei Hofe; man darf auch fragen, ob sie es verdienten. Leibniz befand sich in Wien. Der Tod des Monarchen erweckte in ihm keine weichen Stimmungen. Als die Kurfürstin Sophie in einem Briefe von ihrem entschlafenen Schwiegersohn als dem »sehr christlichen« Könige sprach, entgegnete er, dieser Titel sei zutreffend, wenn man auf die Erfüllung der äusseren kirchlichen Pflichten sehe; »il n'y a que Dieu qui connaisse l'intérieur; cependant l'action du jeune roi de rétablir M. de Dankelman — dachte er vielleicht auch unwillkürlich an sich selbst? — est plus chrétienne que celle du père non seulement de le chasser de la Cour, mais même de lui confisquer son bien«. »Vous jugez très-bien à l'égard de Danquelman,« erwiderte in ihrer kaustischen Weise die greise Fürstin, »mais votre observatoire ne sera

[1] Secr.-Leibn. Nr. 143 vom 29. October 1712.

[2] A. a. O. Nr. 144 vom 20. December 1712. Der Vorwurf auf früheren Eigennutz ist versteckt und ist durch Jablonski's folgenden Brief und Frischens Schreiben vom 29. October 1712 (Nr. 26) hinreichend widerlegt (»Man communicirt mir fast gar nichts mehr und will mit Gewalt mit Schaden klug und müde werden«).

[3] A. a. O. Nr. 145 vom 31. December 1712.

pas aussi bien observé que votre impôt sur les almanacs ... Le roi [Friedrich Wilhelm I.) se pique de faire justice à tout le monde et à empêcher le superflu à ses serviteurs[1].« Sie kannte ihren Enkel.

2.

Den Zustand der Societät in den beiden ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's I. kennen wir fast lediglich aus den Briefen des Secretars, einem Schreiben von Leibniz an diesen und den Klagen La Croze's[2]. Aber jene Briefe charakterisiren die Lage so vortrefflich, dass sie einen Abdruck an dieser Stelle verdienen. Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm I. die Societät verachtet, weil sie zu wenig leistete und weil er alle Gelehrsamkeit, die nicht praktisch nutzbar war, ebenso verabscheute wie das Latein, die Philosophie und die Elegantien. An das Kalenderprivileg scheute er sich die Hand zu legen und wollte auch die Stiftung seines Vaters nicht einfach aufheben: aber wo es irgend möglich war, da sollte auch die Societät zum allgemeinen Sparsamkeitssystem ihren Beitrag liefern, und sie sollte nur ein Recht auf Existenz haben, wenn sie thätig war, d. h. das militärische Medicinalwesen beförderte und im Technischen etwas leistete. Fast zwei Jahre wartete der König ruhig ab: er übernahm weder die Würde eines Protectors der Societät[3], noch bestätigte er ihre Privilegien, noch entzog er ihr die Mittel und Rechte. Nur für die Räume im Observatorium verlangte er eine Miethe, d. h. er befahl gleich nach

[1] Leibnizens Brief ist nicht datirt, die Antwort der Kurfürstin vom 27. April 1713 (Klopp, Werke, 9. Bd. S. 392. 394 f.).

[2] Er richtete am 28. Juni 1713 einen kummervollen Brief an Leibniz. Sein Gehalt war ihm gesperrt worden, und er kam dadurch in die höchste Noth; er wollte nach England gehen, blieb dann aber doch in Berlin, da er eine Stelle als Prinzenerzieher erhielt und bald darauf in der Lotterie eine ansehnliche Summe gewann. »Vous êtes heureux, Monsieur, de n'être point témoin des gémissements et des larmes qui se répandent en ce pays-ci, où il y a bien des gens encore plus mal traités que moi. Te tenet aula nitens, nos lacrymosa dies.« J. G. Eccard, der La Croze nach Helmstädt ziehen wollte, schrieb ihm (Thesaur. epist. Lacroz. T. III p. 286): »alto in otio vivimus et tempestates non timemus, quas Berolini sustinuistis. Bone deus! quantum mutata est sedes illa elegantiarum ex illo tempore, quo ibi cum amicis Musis suavissime vixi«. Der wissenschaftliche Briefwechsel zwischen La Croze und Leibniz, in welchem jener der Gebende war, ging ungestört weiter; der letzte Brief ist vom 19. October 1716.

[3] Hr. von Printzen heisst fortab — auch in den Kalendern — »Protector der Societät«.

seinem Regierungsantritt, sie meistbietend zu vermiethen. Da sich aber kein Liebhaber fand, behielt die Societät ihre Räume zunächst ohne eine Abgabe; später zahlte sie 50 Thlr. Das Ausschreiben der Amtskammer[1] ist charakteristisch als ein besonders leuchtendes Beispiel bureaukratischer Unbefangenheit.

> Nachdem S. K. M. in Preussen u. s. w. Unser allergnädigster Herr in Gnaden resolviret, dass nicht allein die Stuben und Cammern auf dem K. Marstall, sondern auch die Logementer auf dem daselbst befindlichen Observatorio auf der Dorotheenstadt, ingleichen der Ochsen- und Hammel-Stall vor dem Leipziger-Thor à 500 Haupt-Schaaf-Viehe nebst der Hutung und Trifft, sammbt einer Stuben und Cammer vermiethet und dem Meistbiethenden gegen Stellung zulänglicher Caution zugeschlagen werden sollen, zu welchem Ende der 21. Aprilis pro Termino Licitationis anberahmet worden, als wird solches männiglich hierdurch kundt gemachet, und haben sich diejenige, so etwa zu solchen Logementern auf dem K. Marstall oder zum Hammel-Stall Belieben tragen, sich in bemeltem Termino zu gestellen u. s. w.
>
> Cölln an der Spree, den 29. Martii 1713.
>
> K. Preuss. Ambts-Cammer[2].

Der Eindruck der ersten Maassnahmen des Königs spiegelt sich — nicht zum Nachtheil des Monarchen — in den Briefen Nr. 147 bis 149 des Secretars an Leibniz vom 1. und 22. April und 15. Mai 1713. Der erste lautet:

»Der hohe Todesfall hat mehr Veränderungen nach sich gezogen, als man je vermuthet. Sie betreffen aber meist die Oeconomica, und haben S. K. M. sich so weit herausgelassen, dass Sie erst einen beständigen Grund guter Haushaltung legen müssen, damit Sie zuvorderst eine ansehnliche Kriegsmacht wohl unterhalten und nachgehends ihren Unterthanen einige Erleichterung schaffen können. Hernach werden Sie schon Mittel finden, auch ihre treue Diener zu belohnen, vor den Anfang aber müssen sie sich mit ihm in die Zeit schicken und nach seinem Exempel richtiger haushalten lernen. Die unmässige Besoldungen einiger Hof- und Staatsbedienten sind merklich eingezogen und aller Überfluss bei Hofe gemässiget worden, so dass man sagt, es werde an Küche, Keller und Silberkammer allein bis 400000 Thl. jährlich ersparet werden.

Die Malerakademie ist aufgehoben, wenigstens weil ihnen die Besoldungen genommen, wird sie von selbst zergehen, und man weiss noch nicht, ob sie die Gemächer auf dem Stall behalten werden. Von dem Observatorio sind auch gefährliche Gerüchte gegangen und weiss man noch nicht recht, woran man ist, wie denn nach der Leichenbegängniss erst Alles in rechten Stand soll gebracht werden. Sonst hat der König von der gehabten Abneigung von der Feder viel nachgelassen und selbst gestanden, wie er nun wohl sehe, dass mit dem Degen allein sich nicht Alles ausrichten lasse. Er hat selbst Hand angelegt und alle Rechnungen, Aufsätze und was ihm nöthig gewesen mit eigener Hand hinzugesetzet. Er decretirt auf gleiche Weise mit eigener Hand theils publique Sachen, die ihm

[1] Druckexemplar im Akademischen Archiv (»Baulichkeiten«).

[2] Die Societät machte eine Eingabe dagegen bei der Amtskammer (20. April); aber der Präsident erklärte dem Hofprediger, er habe viermal wegen solcher Vermiethung vom Könige Befehl bekommen und könne daher nichts in der Sache thun, wenn nicht Gegenbefehl gebracht wird.

auf einen halbgebrochenen Denkzettel gegeben werden müssen, theils Privatmemorialien, die er willig annimmt und mit Fleiss durchlieset. Er will ernstlich der Justiz aufgeholfen und die Processe verkürzt wissen, wozu auch schon eine Commission niedergesetzt ist, mit der es aber nicht recht fort will. Der Graf von Dohna ist bei dem König wohl angesehen und der Erste unter den Vieren, so den neuerrichteten Cabinet recht ausmachen, die andern sind die Hrn. v. Ilgen, v. Printzen und Grumkow. . . . Der Hr. Oberpräsident von Dankelmann ist auf K. Befehl hergekommen und wird sehr wohl angesehen. Worauf es aber gemeint, ist noch unbekannt.«

In dem zweiten Schreiben heisst es:

»Ich habe gehorsamst melden sollen, dass es mit der Societät nahe an dem gewesen und vielleicht noch ist, dass sie das Glück mehr anderer Collegien haben dürfte [d. h. aufgehoben zu werden]. Allzeit das Observatorium ist auf K. Befehl von der Amtskammer zur Miethe öffentlich angeschlagen worden, und als man sich dagegen gemeldet, hat man kaum erhalten, dass das Memorial nur ad acta genommen worden. In termino hat sich zwar Niemand gefunden, der das Observatorium zu miethen verlanget, also hat man sich von Seiten der Societät auf die gethane Vorstellung bezogen und zur Antwort erhalten, es solle derselben in dem Bericht gedacht werden. Wie es nun ferner laufen werde, lehret die Zeit. Die Malerakademie hat ihre Zimmer um 60 Thlr. in Miethe genommen, nach deren Exempel es mit dem Observatorio wohl auch wird geschehen müssen. Ob es aber dabei aufhören werde stehet dahin[1]. Es äussern sich täglich neue Machinationes zum Nachtheil der Societät, dagegen man zwar alles Mögliche vorkehret, allein weil directe nichts auszurichten, muss man es dabei bewenden lassen, dass man indirecte wehret soviel man kann. Der Hof hat sich sehr verändert, und hat der ganze Zustand eine andere Gestalt gewonnen, so dass man sich kaum mehr darein finden kann.«

In dem dritten Briefe schreibt der Secretar:

»Mit der Societät ist es also geblieben, ausser dass der Ruf von Einziehung des Kalenderverlags sich wieder verloren. Unterdessen ist man doch nicht sicher und hat demnach beschlossen, sobald der Hr. von Printzen . . . wieder hier sein wird, mit demselben in Rath zu stellen, ob man nicht die Bestätigung der vorigen Verschreibungen bei itzt regierender K. Maj. suchen solle[2].

Sonst haben die Veränderungen gar weit um sich gegriffen, und ist Niemand damit verschonet worden weder von Civil- noch Militärstand. Unter andern hat es auch die Bibliothek gar hart betroffen und der Hr. Schott nicht mehr denn 200 Thlr. behalten, der Hr. La Croze aber Alles verloren.

Sonst sind S. K. Maj. bei Dero Regierung sehr fleissig und dictiren unzählbare Supplicata mit eigener Hand. Sie eifern absonderlich über schleunige und richtige Verwaltung der Gerechtigkeit und haben schon einen Anfang gemacht, die Processordnung am Kammergericht zu reformiren, wodurch die Rechtssachen merklich verkürzt werden sollen.

Einen wirklichen Maitre des requetes haben Sie nicht bestellet; es ist aber einer Namens Köppen, ein Generaladjutant, so stets um Dieselben sein muss und

---

[1] Hierzu hat Leibniz eigenhändig die Worte geschrieben:

»Am Saal des Parlements, so England kann gebieten,
Schrieb Cromwel endtlich an: Der Ort ist zu vermiethen.
Dem Kunstwerck zu Berlin geschicht noch grössre Ehr.
Ein König schreibt ans Hauss: Weicht oder Thaler hehr.«

[2] In margine bemerkt Leibniz sehr treffend: »Man mache zugleich einen neuen tomum Miscellaneorum präsentiren und allerhand manifeste utilia hineinbringen«.

alle Suppliquen annimmt. Der Hr. v. Kreutz ist wirklicher Staatsminister und Directeur general des finances geworden.

Die Gelehrten möchten sich wohl wenig zu erfreuen haben. Von denen Condolenz- und Gratulations-Complimenten, so ein und andere dem König überreichen wollen, hat er keine angenommen. Es haben auch keine in der Schlossdruckerei angenommen werden dürfen ... So ist mir auch gesaget worden, der König habe dem Pagenhofmeister ausdrücklich verboten, die Pagen im Latein unterweisen zu lassen.«

Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, dass sich die Societät zusammenraffte und dem Könige zeigte, dass sie etwas Nützliches zu leisten im Stande sei — er liess sie ja zunächst ruhig gewähren[1]. Leibniz trieb auch unablässig dazu. »Miscellanea esse edenda«, war sein Ceterum censeo. Er schlug vor, sich in die Zeitverhältnisse zu schicken und kriegswissenschaftliche und technische Abhandlungen aufzunehmen; er zeigte in einem Schreiben an den Secretar, dass er den König zu würdigen verstand, und war bereit, auf seine Liebhabereien einzugehen und selbst ein Problema tacticum zu inseriren, sowie eine ballistische Abhandlung[2]. Aber die Societät blieb völlig thatenlos. Sie hatte bisher überhaupt noch nicht gelernt, auf eigenen Füssen zu stehen; sie liess Leibniz arbeiten und hoffte, statt

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 152 vom 12. August 1713: »Der Zustand der Societät bleibt bei dem Vorigen, und weil der König fast aller Affairen, ausser die das Soldatenwesen betreffen, sich entschlägt, so wird zwar eine der Societät nachtheilige Veränderung nicht leicht zu besorgen, hingegen auch vor dieselbe wenig Vortheile und Wohlthaten zu hoffen sein«.

[2] Sein Brief Nr. 154 vom 6. December 1713 an den Secretar ist für seinen frischen Blick und für die Elasticität, mit der er sich in neue Verhältnisse immer wieder zu schicken wusste, charakteristisch. »Es hat des neuen Königs Maj. der Welt gezeiget, dass Sie nicht nur vor die Waffen sorgen, sondern auch guten Rath zu ergreifen wissen. Sie haben durch Erlangung des Besitzes von Stettin erhalten, wornach ihr Hr. Vater glorwürdigsten Andenkens (des Hrn. Grossvaters zu geschweigen) vergebens getrachtet. S. Maj. haben noch dazu Tonningen erhalten und den Grund zu der nordischen Ruhe wenigstens in den Reichslanden geleget, und da anderswo nur zugesehen worden, die Hand an das Werk mit Nachdruck geleget. Ist also auch billig, dass Sie dessen geniessen. Es heisset »jura vigilantibus scripta sunt«. Ich schliesse aus diesem allem, dass S. Maj. den Studien nicht abgeneigt sein, sondern wohl wissen werden, was im Regimente daran gelegen. Daher ich auch der Hoffnung lebe, Sie werden die von ihrem Hrn. Vater fundirte Societät der Wissenschaften allergnädigst protegiren. Es ist nöthig, dass man dahin bedacht sei, wie künftiges Jahr ein neues Volumen Miscell. Berolinensium zu Stande komme, darin nicht nur speculativa et curiosa, sondern auch practica et utilia zu bringen, wie man zwar auch beim ersten Volumine darauf gesehen. Ich will unter andern ein Problema tacticum inseriren: wie aus einer gegebenen Zahl ein Bataillon carré vide also zu formiren, dass am wenigsten Personen übrig bleiben, item etwas ad rem ballisticam. Und weil der König auch die Manufacturen gern befördert, so stelle dahin, ob einige merkwürdige Vortheile oder Observationen u. dergl. zu haben und beizufügen. Ich sollte vermeinen, in Berlin würde sich dazu Gelegenheit finden.«

sich anzustrengen, auf »Vortheile und Wohlthaten vom Hof«. Der neue Band der Miscellanea rückte nicht von der Stelle, obgleich am Ende des Jahres 1713 angeblich die meisten Mitglieder etwas beigesteuert hatten[1]. Es sollten noch 10 Jahre dahin gehen, bis er erschien! Das Seidenwerk, dem der König nicht ungünstig gesinnt war[2], wurde ohne Frischens Hülfe lässig und ungeschickt betrieben. Der Secretar weiss Leibniz in der Regel nur zu berichten, dass mit der Societät Alles beim Vorigen stünde[3]. Man scheint auf einen deus ex machina gewartet zu haben.

Nur an einem Punkt war man etwas rühriger[4]; hier aber stiess die Societät auf den feindseligen Medicus Gundelsheim:

Das Theatrum anatomicum näherte sich der Vollendung, und der rüstige Spener, einer der wenigen Akademiker, die etwas thaten, war eifrig darauf bedacht, mit den Sectionen zu beginnen[5]. Man durfte hoffen, damit den Beifall und die Gunst des Königs zu gewinnen, der der Anatomie (auch der Botanik, um des Arzneiwesens willen) ein besonderes Interesse bezeigte. Aber hier drängte sich Gundelsheim ein und belegte Anatomie und Botanik für sich mit Beschlag. Das anatomische Theater war mit der Societät nicht verbunden, sondern stand unabhängig von ihr[6]. Gundelsheim gestattete

[1] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 155 vom 16. December 1713.

[2] A. a. O. Nr. 151 vom 1. Juli 1713. Eine kleine Schrift über den Seidenbau wurde vorbereitet.

[3] Einigermaassen zur Entschuldigung diente, dass zwei Klassendirectoren, Cuneau und Schott, sehr leidend waren, ferner dass man auch beim besten Willen in Berlin keine hervorragenden Gelehrten finden konnte, die der Societät Ansehen verliehen hätten. Unter den auswärtigen, die neu hinzutraten, waren einige glänzende Namen, aber sie dienten doch nur zum Schmuck; unter den einheimischen waren die ursprünglichen Mitglieder noch immer die bedeutenderen (Einheimische und Auswärtige zusammengerechnet, wurden 1711—1716 14 + 9 + 11 + 13 + 9 + 0 neue Mitglieder aufgenommen).

[4] Ausserdem beschäftigte man sich unter des Hofpredigers Leitung mit der deutschen Orthographie, liess trotz Leibnizens bestimmter Warnung etwas darüber als Manuscript drucken und schickte es an Gelehrte (Nr. 156. 157. 159). Leibniz wusste sehr wohl, dass die beiden Slaven Jablonski nicht fähig waren, in deutscher Sprachlehre etwas zu leisten. Im Akademischen Archiv (Wissensch. Verhandl. u. Aufsätze 1699—1737) liegen verschiedene Aufsätze über die Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs, grösstentheils von des Hofpredigers Hand; einer derselben ist im Urkundenband Nr. 119 abgedruckt. Werthvoller mögen die übrigens nicht zahlreichen Stücke zu einer neuen Ausgabe des hebräischen Alten Testaments cum variis lectionibus sein, Vorarbeiten, die ja wirklich zum Ziele geführt haben.

[5] Siehe Secr.-Leibn. Nr. 153 vom 9. September 1713.

[6] Der Plan, ein Theatrum anatomicum zu bauen, war proprio motu schon 1711 von der Societät gefasst worden (hierauf bezieht sich die Societät in einer Eingabe an den König vom 15. December 1714, s. unten). Sie war also voran-

wohl, dass Spener dort seine Sectionen vornahm — denn er selbst war unfähig dazu —, aber er wachte eifersüchtig darüber, dass die Societät aus dem Spiel blieb, damit sie nichts von dem Ansehen und der Gunst der Sache genösse. Dennoch kam ihr die Arbeit Spener's beim König zu Gute, und als diesem noch ein anderes Mitglied der Societät, Colas, als Wasserbau-Verständiger imponirte und dann ein gutes Wort für die Akademie einlegte[1], da schien er günstiger gegen sie gestimmt. Er ernannte im April 1714 Spener zum Professor, äusserte sich Colas gegenüber freundlicher über die Societät, schenkte ihr mehrere grössere und seltenere Thiere für die Sectionen, dachte daran, ihr die Anatomie dauernd einzuverleiben, und beschloss, ihre Privilegien zu bestätigen. Allein bereits im Mai desselben Jahres starb der treffliche Spener, 36 Jahre alt, ganz plötzlich, und sofort erlangte wieder Gundelsheim, der Colas und Spener bereits mit seinem Neid beehrt hatte, den entscheidenden Einfluss in wissenschaftlichen Dingen beim König. Schon im Juli musste der Secretar an Leibniz von den »mancherlei Bedrückungen der Societät, darunter sie sich schmiegen und biegen muss[2]«, schreiben, und im November 1714 erging vom Könige die verhängnissvolle Aufforderung an sie, Rechenschaft von ihrem Etat abzu-

gegangen; aber sie hatte keinen Raum und keine Mittel. Gundelsheim war es dann gelungen, Beides, unabhängig von der Societät, vom König zu erhalten und die Anatomie zu bauen. Diese Situation war an sich eine Kränkung für die Akademie. Kurz vor seinem Tode hat Gundelsheim allerdings der Societät den Vorschlag gemacht, sich den botanischen Garten und das anatomische Theater einzuverleiben, aber unter welchen Umständen, wissen wir nicht. Übrigens ist auch nach der Einverleibung (s. unten) das Verhältniss der Societät zu dem anatomischen Theater und zur medico-chirurgischen Akademie ein sehr unklares geblieben. Schon um das Jahr 1780 hat man sich den Kopf zerbrochen, wie es eigentlich gestaltet war. Das beweist eine Zusammenstellung der wichtigsten Daten aus den Protokollen, die um 1780 gemacht worden ist (aufbewahrt im Fasc. »Acta, die Organisation und Verwaltung der K. Akad. betreff. 1773–1789« des Akademischen Archivs). Da die Acten, aus denen diese Auszüge hergestellt sind, jetzt grösstentheils fehlen (so die Acten der Sitzungen des Directoriums der Societät), so ist jene Zusammenstellung im Urkundenband Nr. 120 abgedruckt worden.

[1] Auch der Hofprediger hatte einmal Gelegenheit gehabt, beim König für die Societät zu sprechen, s. Secr.-Leibn. Nr. 157 vom 17. Februar 1714; die Königin hat er mehrmals gesprochen.

[2] Die Belege siehe in den Briefen des Secretars Nr. 156–162 (Januar bis Juli 1714). Über Colas drückt sich dieser jetzt dankbar und sehr anerkennend aus, nicht minder rühmlich spricht er von Spener. Gundelsheim ist höchst wahrscheinlich gemeint, wenn der Secretar Nr. 160 schreibt: »Colas ist sehr vergnügt über die Gnade des Königs, aber um so viel mehr mit neidischen Augen angesehen von Anderen, die sich eines Monopolii der K. Gnade anmassen«.

legen. Da Leibniz in diese Sache verwickelt worden ist, so bedarf es einer kurzen Bemerkung über sein Verhalten zur Societät in dem letzten Jahre.

Bis zum April 1714 dauerte der regelmässige Verkehr mit dem Secretar von Leibnizens Seite ganz so wie früher. Wir können aus den Briefen Jablonski's feststellen, dass er vom März 1713 bis April 1714 mindestens zwölf Schreiben als Präsident der Societät an Jenen gerichtet hat, und aus den Antworten lässt sich erkennen, dass sich Leibniz nicht nur um das Kleinste bekümmert[1], sondern sich auch beklagt hat, dass man ihn nicht genügend orientire[2]; man theilte ihm nicht einmal die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder mit und liess (s. oben) ein Manuscript im Namen der Societät drucken, das er vorher nicht gesehen hatte. Was endlich sein Gehalt betrifft, so war die Societät bis zum Frühjahr 1713 mit 900 Thlr. im Rückstand; in dem folgenden Jahr aber war nichts mehr bezahlt worden, so dass sie ihm im Frühjahr 1714 1500 Thlr. schuldete[3].

Diese Umstände, noch mehr aber vielleicht die beiden Todesfälle, die tief in sein Leben eingriffen (der Herzog Anton Ulrich starb im März, die Kurfürstin Sophie am 8. Juni 1714; er verlor in ihnen seine einflussreichsten Gönner in Hannover), sodann die Aussicht, in Wien wirklich seine Pläne durchzusetzen, endlich der Tod der Königin Anna am 12. August 1714 und die Succession seines Landesherrn als König von England — alles dies wirkte zusammen, um ihn ein halbes Jahr völlig von Berlin und der Societät abzuziehen. Er liess ein paar Briefe unbeantwortet und berührte auch Berlin bei seiner Rückkehr von Wien nach Hannover nicht; die Umwälzung im Kurstaate stand jetzt selbstverständlich für ihn im Vordergrund. Was hätte er auch in Berlin thun sollen? Rathschläge

[1] Dass trotzdem die Correspondenz nicht mannigfaltiger gewesen ist, lag an dem »schläfrigen Zustand« der Societät; eine Initiative aber konnte Leibniz nicht ergreifen, nicht nur, weil er weit entfernt war, sondern auch weil er wusste, dass man sie nicht wünschte.

[2] Das ist noch in einem Briefe vom Februar 1714 geschehen. Der Brief Nr. 157 des Secretars vom 17. Februar ist ein förmliches Entschuldigungsschreiben. »Die meisten bei der Societät vorfallenden Sachen sind so bewandt, dass sie keinen langen Verzug leiden, sondern bald abgethan werden wollen, worunter mehrentheils auch die Receptiones membrorum Societatis, dieweil sie bei gewissen Occasionen sollicitirt werden, da man mit der Ausfertigung kaum fertig werden kann. Sonst würde nicht ermangeln, von allem zeitigen Vortrag zu thun.«

[3] Diese Berechnung stammt von der Societät selbst (s. unten), nicht etwa von Leibniz.

geben, die man nicht hören wollte und nicht befolgen konnte? Seine einzige Gönnerin war die Königin Sophie Dorothea, auch eine braunschweigische Prinzessin; er hatte sich ihr einige Monate nach der Thronbesteigung ihres Gatten brieflich genähert und dabei der Societät im Allgemeinen gedacht[1]; er hatte sich ihr zehn Monate später, gleich nach dem Tode ihrer Grossmutter, der Kurfürstin Sophie, noch einmal in Erinnerung gebracht, ohne Umschweife nun ihre Protection erbittend und ziemlich deutlich um Vermittelung einer Einladung nach Berlin ersuchend[2]; allein man lud ihn nicht ein, und er nahm daher an, dass man ihn nicht sehen wolle. So reiste er nach Hannover, ohne Berlin zu berühren.

Dass er nach fünfzehnjähriger ununterbrochener Arbeit für die Societät einmal ein halbes Jahr pausirte — zumal da so gut wie nichts zu thun war —, war keine schwere Unterlassung, und dass er mehr als drei Jahre nicht nach Berlin gekommen war, war nur zum kleinsten Theil seine Schuld, wenn man ihm hier überhaupt irgend welche Schuld beilegen darf.

Das, was sich nun ereignete, wäre somit die schnödeste Undankbarkeit seitens der Societät gewesen, hätte sich nicht in Berlin, wie anderswo, das Gerücht verbreitet gehabt, Leibniz sei definitiv in die Dienste des Kaisers getreten, bekleide als Reichshofrath eine hoch besoldete Stelle und habe Wien nur verlassen, um seine Verhältnisse in Hannover zu ordnen und abzubrechen. Dieser irrige Glaube — denn in Wien war noch Alles unfertig — entschuldigt das Directorium der Societät wenigstens etwas[3].

Als von Printzen im Auftrag des Königs dem Directorium aufgegeben hatte, über den Stand der Societätskasse zu berichten, entschloss sich dieses zu einer jämmerlichen Eingabe an den König[4].

[1] Siehe das Schreiben vom 30. September 1713 bei Klopp, Werke, 10. Bd. S. 453 f.

[2] Siehe das Schreiben vom 8. Juli 1714 bei Klopp, a. a. O. S. 454 f. Beide Briefe sind so gefasst, dass sie dem Könige vorgelegt werden konnten.

[3] Bereits im Protokoll der Sitzung vom 9. August 1713 heisst es: »Hr. Hofprediger Jablonski trägt vor, weil verschiedene Gerüchte von dem Zustand des Hrn. v. Leibniz zu Wien herumgehen und der Societät daran gelegen, dass sie davon gründliche Nachricht habe, ob nicht durch eine dritte Hand sich desfalls zu erkundigen, und zuverlässige Nachricht einzuziehen, damit man auch hier sich darnach zu richten wisse«. Das wird beschlossen und der Hofprediger beauftragt, solche Erkundigungen vorsichtig einzuziehen.

[4] Vom 21. November 1714, s. Urkundenband Nr. 121. Aus den Protokollen geht hervor, dass der Plan schon seit dem Frühjahr 1714 vorbereitet war. In der Sitzung vom 2. Mai 1714 hat der Hofprediger den Vorschlag gemacht, »Hrn. v. Leibniz zu verstehen zu geben, weil er nicht mehr in dem Stande, seiner Capitulation

Es berichtete, der Secretar habe aus den Acten ermittelt, dem Präsidenten von Leibniz sei vom König seiner Zeit kein Gehalt zugebilligt worden, sondern nur eine jährliche Reisekosten- und Correspondenz-Entschädigung von 600 Thlr.; demgemäss habe er bisher im Ganzen 6900 Thlr. empfangen, 1800 Thlr. seien noch rückständig; auf die Anfrage des Secretars, ob er Leibniz diese Summe schicken solle, habe das Directorium sich schlüssig gemacht — »ob zwar gedachtem von Leibniz hiervon noch nichts eröffnet, noch er darüber vernommen worden«, — ihm diese Summe zu sperren, da er seit dem Frühjahr 1711 nicht mehr in Berlin gewesen sei (»er hat sich auch vorhin nicht alle Jahre ordentlich eingefunden«), seit dem April 1714 auch die Correspondenz unterlassen habe, augenscheinlich also selbst annehme, dass »die cura Societatis bei dem zu Wien dem Vernehmen nach erhaltenen neuen Engagement nicht mehr convenable oder compatible sei«. Das Directorium verband mit diesem Antrag den anderen, fortab das Gehalt des Hrn. von Leibniz unter sich vertheilen zu dürfen, da es ja nach der königlichen Verordnung vom Jahre 1710 den Directoren und dem Fiscal zufallen solle, wenn Leibniz seine Stelle verlöre. »Wir haben nun 14 Jahre die Besorgung des Status und Aufnehmens der Societät ohne den geringsten Genuss einiger Ergetzlichkeit treulich verwaltet.« Was aber die 1800 Thlr. anlangt (das Gehalt der letzten 3 Jahre, welches Leibniz nicht ausgezahlt war), so stellen sie den Antrag, dafür das Naturaliencabinet des verstorbenen Spener anzukaufen.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man dies liest. Sind das die Berliner Freunde, die beiden Jablonski und Cuneau? Nicht nur förmlich absetzen wollte man Leibniz — denn darauf läuft es doch hinaus —, ohne ihn auch nur vorher zu hören, sondern mit rückwirkender Kraft absetzen! Man wagt dem Könige vorzuschlagen, Leibniz mitzutheilen, dass er bereits seit 3 Jahren seine Rechte verloren habe! Dagegen billigt man sich selbst für treue Dienste die Thaler zu und tauscht für einen Leibniz ein Naturaliencabinet ein!

Es ist das dunkelste Blatt der Geschichte der Societät; aber es aufzuschlagen, war leider eine Nothwendigkeit; denn der erste officielle Geschichtsschreiber der Akademie, Formey, der Leibniz überhaupt feindselig gesinnt war, hat in seiner Histoire de l'Académie

---

Genüge zu thun, dass er sich auch bescheiden werde, des daraus gehabten Emolumenti zu entrathen«. Die Übrigen stimmten zu, der Secretar in einer besonders anstössigen Weise.

die Sache nicht nur verschleiert, sondern auch deutlich genug den Präsidenten als den schuldigen Theil bezeichnet[1].

Acht Tage später reichte das Directorium eine Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben ein[2]. Nach ihr hat der Überschuss in den drei Jahren 1710–1712 zusammen nicht mehr als 640 Thlr. betragen. Einer jährlichen Einnahme von durchschnittlich 5980 Thlr. aus den Kalendern und Stempeln — der Seidenbau hat stets mehr gekostet als eingebracht — steht eine durchschnittliche Ausgabe von 3050 Thlr. für den Kalender-Druck u. s. w. und von 1550 Thlr. für die Besoldungen (600 Präsident, 500 Astronom, 400 Secretar, 50 die Pedelle) gegenüber, wozu auf Königlichen Befehl noch 50 Thlr. für den Anatomiediener kommen. Es bleiben also 1330 Thlr. »wovon die zufällige und unständige Ausgaben vor Bücher, Instrumente, Hausrath, Bau und Besserung an den Gebäuden und andere Extraordinaria bestritten werden, welche nach dem es die Gelegenheit erfordert bald mehr, bald weniger betragen. Was zur Fortsetzung des Seidenwerks noch nöthig ist, so lange dasselbe sich nicht selbst unterhalten kann, muss auch hievon genommen werden«. Unter diese Eingabe hat der König noch an demselben Tage eigenhändig folgende Verfügung gesetzt:

Leibnitz soll hinführo 300 Thlr. haben, der Secretarius 200 Thlr. hinführo, zur extraordienair 830 Thlr. zum Bau und Matema instrumenta und der geleichem: würden über diesen Ettat 1000 Thlr. Diese 1000 sollen dem Gundelsheum quartaliter mit 250 Thlr. gezahlet werden vor meine angerichtete Sossissiaetaet die der [sic] Viell nützl: ist als diese narren Possen. meine Sossiaetet ist Vor der Veldt und Menschenbeste die andehre nichts als der Dollen menschen Ihre curieusitet Dieses ist mein Wille sondern Remonstracion und soll der Ober Marechall ausfertiechen lassen[3].

Wusterhausen den 29. Noven 1714. Fr Wilhelm

[1] P. 58: »M. de Leibnitz n'entrait plus pour rien dans les affaires de la Société depuis longtemps. Comme il paraissait l'avoir entièrement perdue de vue, on ne lui paya pas pendant les dernières années sa pension de président, quoiqu'il fît quelques démarches pour cet effet«. P. 15: »Nous avons déjà insinué que Mr. de Leibnitz avait eu un grand degré de sagacité pour pousser sa fortune, et réaliser les idées avantageuses que presque tous les princes de son temps conçurent de lui, et dont ils s'empressèrent presque à l'envi de lui donner des marques. Comme après tout ce n'est là point un défaut, à moins qu'on n'outre l'avidité des honneurs et des richesses, je ne fais pas difficulté de convenir que Mr. de Leibnitz tâchait de ne rien faire, autant qu'il le pouvait, à pure perte«.

[2] Das von dem Secretar geschriebene Schriftstück befindet sich im Geheimen Staatsarchiv.

[3] Die Ausfertigung (Akademisches Archiv; Abschrift in Hannover) enthält natürlich die kräftige Begründung nicht, sondern nur das Thatsächliche (s. Urkundenband Nr. 122); aber es wird in ihr bemerkt, »dass die Societät ihre Gelder zu allerhand und z. Th. unnöthigen Dingen verwende«.

War der König entschlossen, mit 1000 Thlr. jährlich die Societätskasse zu Gunsten seiner medicinisch-chirurgischen »Societät« zu belasten, so konnte er die Sache nicht besser machen. Das Gehalt des Astronomen, des nothwendigsten Arbeiters der Societät, liess er unverkürzt bestehen. Das Präsidenten- und Secretars-Gehalt wurden auf die Hälfte herabgesetzt, und weitere 500 Thlr. sollten den Betriebsgeldern der Societät entnommen werden. Ihr Ansinnen, das Gehalt von Leibniz ganz zu streichen, würdigte er nicht eines Wortes[1]. Es war eine heilsame Strafe für den Secretar, dass auch sein Gehalt um die Hälfte gekürzt wurde. Leibniz blieb in Amt und Würden; er musste nur, wie andere Staatsbeamte auch, den Finanzen des Staats ein Opfer bringen. Wie der König aber über die Societät dachte, das bedarf keines Commentars. Er hatte sich Gundelsheim's Urtheil angeeignet, oder vielmehr — sein eigenes Urtheil, das in den letzten zwei Jahren durch keine wirklichen Leistungen der Societät als ungerecht erwiesen war, traf im Negativen mit der Feindschaft des »unwissenden Schleichers« zusammen. Dieser zog die 1000 Thlr. für das medicinische Collegium ein.

Die erste Gegenvorstellung, welche die Societät am 7. December 1714 durch den Hofprediger aufsetzen liess, ist nicht abgesandt worden; erst die zweite (15. December), übrigens nicht wesentlich verschiedene, wurde eingereicht[2]. Die Societät kann zuvörderst ihre Wehmuth nicht bergen, »indem wir vernehmen, wie Ew. K. Maj. in den Gedanken stehen, als ob die der Societät gewidmete Gelder zum Theil zu unnöthigen Dingen verwendet werden«. »Sollte aber der Seidenbau damit gemeint sein, so ist es an dem, dass die Societät wohl gewünschet hat, damit verschonet zu bleiben[3].« Der verstorbene König habe ihn ihr auferlegt. Sehr bald sind die Herren wieder bei Leibnizens Gehalt, und sie bemühen sich noch einmal, ihm die 600 Thlr. zu entreissen[4], verwenden sich aber lebhaft dafür, dass der Secretar sein volles Gehalt behalte. Aus

[1] Da er über die Frage der Nachzahlung der 1800 Thlr. schweigt, so darf man vielleicht annehmen, dass er sie mit der Societät negativ beantwortete; jedenfalls hat Leibniz das Geld nicht erhalten.

[2] Beide befinden sich im Akademischen Archiv, eine Mittheilung aus der ersten im Urkundenband Nr. 123.

[3] Hier erkennt man deutlich, woran es lag, dass das Werk nicht fortschritt.

[4] Zu des Directors Schott Ehre sei es gesagt, dass er zu dem (in dem ersten Entwurf) über Leibniz Bemerkten hinzugesetzt hat, dass ihm das »nicht allerdings« gefalle. Einen besonders peinlichen Eindruck macht die Wendung in dem Schriftstück, nach welcher die Directoren wenigstens um die Vertheilung der 300 Thlr. bitten, wenn der König Leibniz die anderen 300 Thlr. doch lassen wolle.

der zweiten, eingereichten Eingabe erfährt man, dass bei Begründung des Kalenderwerks einige Mitglieder ihren eigenen Credit eingesetzt hatten. Auch wird gesagt, die Societät sei schon proprio motu vor drei Jahren mit der Aufrichtung des theatri anatomici umgegangen, aber sie habe den nöthigen Raum nicht gehabt; auch Anderes habe sie projectirt, aber überall habe es an Geld gefehlt; nun würden ihr noch 1000 Thlr. genommen. Der Abschnitt über Leibniz lautet in der wirklich eingereichten Eingabe fast genau so wie im ersten Entwurf. Seine Wiener Anstellung dient als Begründung. »So ist man auf den Gedanken gerathen, ob nicht diese obligatio ex causa (die ihm versprochenen 600 Thlr.) cessante causa erloschen und der Fall sich ereignet, auf welchen S. K. Maj. höchstseligen Andenkens von solchem Gehalt in Faveur der Directoren der Societät u. s. w.« Kein Zweifel — der König wollte Leibniz 300 Thlr. und damit die Präsidentenwürde lassen, die Directoren wollten ihm das Geld nehmen, unbekümmert, was dann aus seiner Präsidentschaft würde, vielleicht in dem guten Glauben, er wolle selber nicht mehr Präsident sein[1]. Aber warum schrieben sie ihm nicht und fragten ihn nicht?

Von der Veränderung mussten sie ihn nun in Kenntniss setzen; aber sie thaten es in einer ganz ungehörigen Weise. Da sie noch immer hofften, der Monarch werde ihnen das ganze Gehalt von Leibniz überlassen, so schrieben sie diesem durch den Secretar[2], der König habe befohlen, 1000 Thlr. aus den Mitteln der Societät jährlich »zu einem anderweiten Vorwand zu zahlen, ausser dem aber andere Zahlungen zu thun verboten« (der König hatte vielmehr befohlen, Leibniz quartaliter 75 Thlr. auszuzahlen!). »Deme zufolge werden Ew. Exc. mich hochgeneigt entschuldigt halten, wenn mit der verlangten Geldsumme diesesmal nicht andienen kann.«

[1] Dazu kommt noch ein Anderes, was sie, wie die confessionellen Verhältnisse damals lagen, einigermaassen entschuldigt: sie glaubten dem Gerücht, Leibniz sei in Wien zum Katholicismus übergetreten. Wir erfahren das aus einem Brief von Frisch an Leibniz, der ein Jahr später geschrieben ist (vom 28. December 1715 Nr. 33 S. 41 f. bei Fischer): »Als Ew. Exc. zu Wien war, wurde hier, auch von denen, die ich für so alber nie angesehen, geglaubt, Sie hätten die Religion changirt [vergl. dazu Kirchner, Leibniz' Stellung zur katholischen Kirche, 1874]; ja ich bin von einem vertrauten Freund versichert worden, dass man die Präsidenten-Besoldung schon eingetheilt unter die Directores und wer etwa bei dem sog. Concilio zugegen, wie viel jeder bei diesem Fall davon bekommen soll, welches ich für die grösste Bassesse in der Welt hielte, so von denen, so den Namen von Gelehrten haben wollen, kann begangen werden«.

[2] Nr. 163 vom 18. December 1714.

Was Leibniz auf diesen Brief geantwortet, wissen wir leider nicht; sein Brief an die Königin Sophie Dorothea vom 30. December kreuzte sich mit jenem. Er beklagt sich in ihm über die Mattigkeit der Societät und darüber, dass er zu wenig befragt werde und Vieles hinter seinem Rücken geschieht; dennoch bittet er, dass der König sich der Societät annehmen möge[1]. Die Königin antwortete sehr freundlich (»Vous pouvez être assuré que je vous en suis tout-à-fait obligée, et que je me ferai un plaisir de vous marquer mon estime«), aber in Bezug auf die Societät ausweichend: »Pour ce qui regarde l'académie des sciences, j'aurais de la peine à vous pouvoir parler là-dessus. Je crois que Mr. Jablonski s'en acquitterait mieux que moi, à qui j'ai dit vos raisons, et qui vous manderait les siennes[2]«.

Erst am 6. April 1715 bequemte sich der Secretar dazu[3], Leibniz einen vollständigen Bericht nebst der Königlichen Ordre vom 29. November 1714 zu übersenden, so dass er nun erfuhr, dass ihm doch die Hälfte seines Gehalts geblieben sei[4]. Er beruhigte sich grossmüthig dabei; denn was der Secretar in demselben Brief über die Lage der Societät und kurz vorher der Hofprediger ihm erzählt hatte[5], war so traurig, dass Leibniz die Schwierigkeiten nicht vermehren wollte.

»Es ist zu beklagen,« — schreibt der Hofprediger — »dass einige Gemüther die eingebildete grosse Revenuen der Societät der Wissenschaften mit neidischen Augen schon längstens angesehen und sich bemühet haben dem damals noch künftigen Regenten die Societät selbst als ein unnützes, übeleingerichtetes und nur zum Eigennutz abzielendes Werk vorzustellen[6].« ... (Dennoch war es nahe daran, dass der König die Societät confirmirte), »da vermochten widrige Machinationes so viel, dass die Confirmation zurückgeleget worden und Alles in voriger Ungewissheit verblieben«.... »Hiezu kam, dass die vornehmste membra concilii theils durch Kummer theils Krankheit des Leibes gehindert worden, es sei in den Wissenschaften selbst oder auch vor die Societät, zu deren Aufrechterhaltung etwas Nachdrückliches zu prästiren. Meinestheils habe ich in diesem letztern gethan, was ich gekonnt, und ist mir nun

[1] Siehe Urkundenband Nr. 124.

[2] Siehe den Brief vom 26. Januar 1715 (Klopp, Werke, 10. Bd. S. 457).

[3] Secr.-Leibn. Nr. 164.

[4] Dass das Concilium den Antrag gestellt hatte, ihm das Gehalt ganz zu entziehen, verschwieg der Secretar. Leibniz musste nach diesem Brief annehmen, dass ihm der König proprio motu die 300 Thlr. entzogen habe und die Societät ganz unschuldig sei.

[5] Schreiben vom 30. März 1715 (Hannov. Bibl.); der Hofprediger knüpfte jetzt wieder mit Leibniz an, da die Societät durch Gundelsheim ihrem Untergang nahe gebracht war und da sie sich davon überzeugt hatte, dass Leibniz weder nach Wien übersiedelte noch katholisch geworden war.

[6] Aber hatte das Concilium dieses Urtheil durch seine ominöse Eingabe vom 21. November 1714 nicht bekräftigt?

fast leid, dass ich so viel, ohne Frucht, gethan. Ich habe oft den Vorsatz gehabt, mich gänzlich aus der Sach herauszuziehen, musste jedoch aber auch bedacht sein, dass, da ein Inconveniens zu vermeiden vermeinete, in ein anderes ebenso schweres verfallen möchte. Und dieses ist kürzlich unser jetziger languissanter Zustand, dem Gott, welchem unsere redliche und desinteressirte Intention bei Anlegung dieses Werks am besten bekannt ist, nach seinem gnädigen Wohlgefallen abhelfen kann.«

Ähnlich schrieb der Secretar:

»Die Zeit her war die Sache der Societät in einer steten Bewegung, da man immer gearbeitet, die Brüche derselben auf einige Weise zu stopfen und sie vor dem gänzlichen Einsturz zu bewahren. ... Die Hrn. Chuno und Schott sind auch, und der letzte von langer Zeit, unpässlich, dass sie den Versammlungen nicht beiwohnen können, wodurch denn die Societät in einen languorem verfällt, daraus sie sich mit Mühe wird helfen können[1].«

Die beiden folgenden Briefe des Secretars vom 20. April und 18. Mai 1715[2] bestehen fast nur aus immer neuen Klagen:

»Bei dem damaligen Langeur der Societät ist der Seidenbau das einige, wodurch man gehoffet, den Vorwurf abzuwenden, dass bei der Societät nichts gethan werde; aber was dieses Werk immer wieder hindert, ist kaum mit der Einbildung zu fassen. ... Das Unglück der Societät ist, dass diejenigen, so derselben Ehr und Aufnahme suchen, nicht so mächtig sind, als die ihr zu schaden trachten, daher alle gute Intentiones vor dieselbe stecken bleiben, insonderheit zu dieser Zeit, da sie in languore und fast in agone liegt, nicht nur morali, sondern auch physico, indem diejenigen, so bisher am meisten gethan und zu thun Lust gehabt, durch Krankheit und andere Zufälle in ihrer Activität gehindert worden, daher auch die Zusammenkünfte des Concilii nicht ordentlich gehalten werden.«

Auf Leibnizens Vorhaltung, dass man von Anfang an die Sache nicht mit gehörigem Eifer betrieben habe, erwidert der Secretar offenherzig: »Was ist solches gross zu bewundern von Leuten, die von ihrem Fleiss und Arbeit nichts zu gewarten hatten; wenn man hinzusetzt die lange Zeit, da die Societät als noch nicht formirt in der Inaction bleiben müssen, und die kurze Zeit, da sie durch die eingefallene Veränderung in ihrer kaum erlangten Activität wieder gestöret und fast gar daraus gesetzet worden, so kann ein Mehre-

[1] Er erzählt noch einen besonders empörenden Vorgang: »... Hiebei ist das widerige Verhängniss der Societät nicht stehen blieben, sondern, nachdem man resolviren müssen, weil anders das Maulbeerlaub zu Potstamm nicht zu nuzen gewesen, ein eigen Haus mit nicht geringen Kosten anzurichten, mit einem feinen Saal und ordentlichen Rüstungen in demselben zu Erziehung der Seidenwürmer, denselben auch vor 18 Thlr. und mit einer jährlichen Erhöhung vermietet, so haben die grossen Grenadiere, so daselbst einquartirt sind, sich den Ort so wohl gefallen lassen, dass unter Vorwand Königl. Ordre, die aber nicht vorgezeiget worden, sie die Thür erbrochen, die Rüstungen ab und zum Fenster hinausgeworfen und den Saal eingenommen. Zum Unglück ist, da dieses vorgehet, der Hr. Protector nicht zugegen, sondern abwesend in seinen eigenen Angelegenheiten, so dass man sich ohne Raht und Hülfe befindet«.

[2] Secr.-Leibn. Nr. 167. 168.

res, als was sie geleistet, ihr kaum abgefordert werden, man wolle denn von einem kaum geborenen Kinde die Thaten eines gesetzten Mannes fordern«.

In demselben Schreiben (Nr. 167) berichtet der Secretar, Colas sei beim Könige in Ungnade gefallen — seine Grosssprechereien wurden durchschaut —, und das habe der Societät auf's Neue geschadet: »Herr Hoffmann, der Astronom, hat die Gabe nicht, opera supererogatoria zu thun«; »Herr Spener ist uns ein unersetzlicher Verlust«; »Herr La Croze hat sich von Anfang der Societät geäussert und ist gar selten in denen Versammlungen erschienen«. Noch immer müsse man auf den Seidenbau hoffen, für den sich Hr. von Grumkau interessirt. »Nur ist auch hiebei das Unglück, dass dem König, welcher noch als Kronprinz der Sache überaus zugethan gewesen, dieselbe in odium Societatis dermassen verleidet worden, dass er sie nur en ridicule handelt.« Die Vorbereitung des 2. Bandes der Miscellanea stocke, weil die beiden Directoren, denen die Arbeit obliegt, durch schwere Krankheit arbeitsunfähig seien. »Dem Könige ist zwar mit gelehrten Sachen nichts gedienet; denn er fraget nicht, was die Societät denke oder erfinde, sondern nur was sie thue; vor der Welt aber sich in Reputation zu erhalten, würde freilich nöthig sein, mit etwas Neues aufzutreten.« »Hr. Frisch, dessen ich eher gedenken sollen,« — endlich geschieht dem wackeren Mann Gerechtigkeit — »ist ohne Widerrede der activeste, aber unter so viel Objecte zerstreuet, dass man oft kaum weiss, wo man ihn suchen soll.«

Schliesslich kündigt der Secretar in diesem Briefe an, dass er, der schon seit einiger Zeit Erzieher eines Königlichen Prinzen (Sohn des Markgrafen Philipp Wilhelm) sei, mit diesem auf Reisen gehen werde und dazu einen längeren Urlaub erbeten habe. Sein Gehalt war ja auf die Hälfte herabgesetzt. Der Urlaub wurde ihm bewilligt (zunächst, wie es scheint, auf zwei Jahre), und in seinem letzten Schreiben an Leibniz (15. Juni 1715) verweist er diesen in Bezug auf die Societätsgeschäfte an den Vicepräsidenten, den Hofprediger.

Spener gestorben, Cuneau seit langer Zeit hinfällig (er verschied am 30. December 1715), Schott arbeitsunfähig, Hoffmann, der Astronom, lässig, La Croze ohne wirkliches Interesse für die Sache, der Secretar auf Reisen — nur der verzagte Hofprediger und der rüstige Frisch blieben übrig! Sie allein bildeten die Societät — aber Frisch gehörte nicht zum Concilium! Wohl verlor sie im Juni 1715 ihren

schlimmsten Feind, den Leibmedicus Gundelsheim, durch den Tod[1]. aber das Urtheil des Königs änderte sich nicht mehr, und die Societät war in ihrem gegenwärtigen Zustande auch nicht fähig, es zu ändern.

Mit Frisch begann nun Leibniz wieder, seit der Secretar den Schauplatz verlassen hatte, einen regen Briefwechsel. Seine Schreiben und La Croze's gelehrte Briefe erfreuten ihn in seinem letzten Lebensjahre. Nicht weniger als 14 Briefe von Frisch an ihn aus der Zeit vom 26. Juli 1715 bis 19. September 1716 (zwei Monate vor Leibnizens Tode) sind uns erhalten. Sie stechen durch ihre Frische und ihren Muth erfreulich von den geschäftsmässigen und matten Briefen des Secretars ab. Über Alles erstattete Frisch Bericht, was mit der Societät in Zusammenhang stand[2]. Daneben schrieb auch

[1] In Jordan's Vie de Mr. La Croze (1741) T. II S. 310 findet sich ein bissiges Epigramm auf den Tod Gundelsheim's, welches La Croze aufgezeichnet, aber schwerlich selbst verfasst hat:

»Hier liegt ein Aretin
Und Aeskulapius,
Ein gottlos Lästermaul
Und grosser Medicus,
Der seines gleichen nicht
In beiden hat gefunden,
Der Kranken Engel und
Ein Teufel der Gesunden.«

Dass der Nachfolger Gundelsheim's, Stahl, der Societät auch nicht günstig gesinnt war — hatte er doch dem Obermarschall vorgerechnet, sie müsse mindestens jährlich 12000 Thlr. Einkommen haben — berichtet der Hofprediger an Leibniz am 3. September 1715.

[2] Hauptsächlich beschäftigten ihn noch immer der Seidenbau — man hatte ihn wieder herangezogen —, sodann die Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Insecten sowie deutsche und slavische Studien. Dem verstorbenen Gundelsheim bezeugt er (Nr. 27 vom 26. Juli 1715), dass derselbe für den botanischen Garten aus eigenen Mitteln viel gethan (er hatte ihn auf eigene Kosten, aber mit den Regalien übernommen, s. Nicolai, Berlin[3] Bd. III S. 1038). »Bei der Societät wird es fast täglich schläfriger in allen Departementen; ich behalte indessen bei aller Schläfrigkeit der Andern eine ungemeine Lust, sonderlich in physicis etwas zu thun.« In demselben Brief berichtet er von dem Antrag eines nicht zum Concilium gehörigen Mitglieds (Achenbach), dass sämmtliche Mitglieder öfter als jährlich nur einmal, mindestens vierteljährlich, zusammenkommen sollten und man sich über die Bedürfnisse der Societät gemeinsam berathe, »dass es nicht alles auf die wenigen Directores in concilio ankäme, man auch sich unter einander besser kennen lernte«. Dieser vortreffliche Vorschlag fand allgemeinen Beifall; aber das Concilium gab ihm keine Folge. Eine bedenkliche Geschichte erzählt er im Brief vom 30. August 1715: »Bei der letzten Sonnenfinsterniss war auf dem Königl. Observatorio eine grosse Frequenz von allerlei feinen Leuten. Einer von den Fremden fragte ein Membrum der Societät, ob nicht die Societät anfinge, eine Fabel zu werden, wenn man nicht besser continuirte. Da zeigte ihm dieser das Observatorium und sagte: »Tantum nobis profuit haec fabula«.« Über die Arbeiten der

der Hofprediger häufiger und suchte das gute Verhältniss mit Leibniz wiederherzustellen.

Allein während er das that, spielte sich noch ein letzter Act der Verhandlungen über Leibnizens Gehalt und über seine ganze Arbeit für die Societät ab, der dem Hofprediger nicht zur Ehre gereicht und den wir lieber verschweigen würden. Am 3. September 1715 theilte er Leibniz mit[1], dass ihm bis auf Weiteres sein ganzes Gehalt entzogen sei — die Königliche Verfügung darüber ist nicht aufzufinden, auch ist nicht bekannt, was den Monarchen zu diesem Befehle bewogen hat: der Hofprediger setzte hinzu, das Concilium habe dagegen nichts thun können, bitte aber um Geduld, bis Majestät vom Feldzug zurückgekehrt sei.

Die Reduction seines Gehaltes hatte sich Leibniz ruhig gefallen lassen, aber die Einziehung wollte er nicht stillschweigend hinnehmen. Er richtete an den Protector von Printzen am 15. October 1715 ein Schreiben, dessen Concept sich erhalten hat[2].

> Mon absence ne m'avait point empêché d'avoir soin de la Société des sciences de Berlin, et malgré tous les empêchements j'avais pris des mesures pour faire paraître un nouveau tome des Miscellanea Berolinensia, les habiles gens dans les pays étrangers qui ont goûté le premier, le sollicitant, et y voulant même fournir quelques matériaux, ayant bien voulu être de la Société. C'était, ce me semble, assez bien soutenir la réputation d'un établissement royal. Et j'attribuais aux embarras suscités à la Société par un homme envieux et médisant de son naturel [Gundelsheim], qui avait l'oreille du roi, le délai de mon payement, espérant qu'après la

beiden Jablonski zur deutschen Sprache (Übersetzung des Germania des Tacitus durch J. Th. Jablonski) und Orthographie, die zum Theil im Druck ausgegangen waren und durch ihre Mangelhaftigkeit die Akademie blossstellten (»es moquiren sich viel darüber und sagen, man spüre den Pollacken gleich im ersten Periodo«), spricht er sich rückhaltlos aus, und Leibniz (Nr. 32, undatirt, Fischer S. 41) stimmt ihm bei. Von der Übersetzung des Tacitus schreibt Frisch (Nr. 33 vom 28. December 1715): »Ich hab sie mir abschreiben lassen und finde so grosse Fehler wider den Genium unserer und der lateinischen Sprache darinnen, dass es eine Schande wäre, wenn sie unter der Societät Namen publicirt würde«. »Drei Departements liegen völlig darnieder«, schreibt er in demselben Brief (das Cuneau's, Schott's und Krug's von Nidda, »der selten kommt, oder wenn er kommt, Niemand von den membris antrifft«), »das vierte — es ist das orientalisch-christliche — wird dem Hrn. Directori desselben zu Gefallen noch gestützet, wird aber niemal darinnen etwas ausgebrütet werden, denn es sind lauter Dinge, die sich in infinitum trainiren werden. Die Diplomata sind jetzund so wohlfeil, dass man nur recommendiren darf, ohne weitere Untersuchung, und dürfte wohl die Genever Reise (er meint die Reise des Secretars) eine grosse Zahl der Mitglieder bringen.«

[1] Der Brief wird in Hannover aufbewahrt, wie auch alle folgenden des Hofpredigers.

[2] Klopp, Werke 10. Bd. S. 458 f.

mort de ce personnage tout irait mieux. Mais j'ai appris enfin depuis peu par M. Jablonski, le prédicateur du roi, que c'est par un ordre de Sa M^té^ qu'on a sursis ce payement. Je ne saurais l'attribuer qu'à de fausses impressions données par quelques personnes du caractère de celle dont je viens de parler, auxquelles devrait, ce me semble, prévaloir l'opinion publique. Peut-être n'est-elle pas assez connue de Sa M^té^; mais j'espère que V. E. me rendra justice et fera lever ces obstacles, qui ne servent qu'à décourager les bien-intentionnés, et pourraient donner quelque atteinte à la gloire d'un établissement royal même auprès des gens qui ne connaissent pas assez la générosité de Sa M^té^. Si j'avais été, ou étais un peu mieux secondé, je ne doute point que le roi ne pût avoir le plaisir de voir cet établissement aussi utile au pays qu'il a été applaudi ailleurs. Comme je puis m'attribuer d'avoir porté le feu roi à cette fondation, par la suggestion d'un moyen propre à jeter les fondements de sa subsistence, je m'intéresse à la voir florissante, et j'avais espéré qu'on m'en aurait quelque obligation.

Les lumières de V. E. me dispensent de dire davantage, et sa bonté me fait prendre la liberté de mettre mes intérêts là-dessus entre ses mains. Et je suis entièrement, etc.

Leibniz glaubte, dass der König auf Einflüsterungen von Gundelsheim ihm das Gehalt genommen habe und die Societät unbetheiligt sei. Aber von Printzen wollte seinen König nicht blossstellen. Er hielt es jetzt für seine Pflicht, Leibniz davon in Kenntniss zu setzen, dass das Directorium selbst hinter der Sache stehe bez. gestanden habe. Wie muss es Leibniz überrascht und gekränkt haben, als er zur Antwort auf seine Beschwerde folgenden Brief von von Printzen (5. November 1715) empfing[1]:

Mr. Aussitôt que j'ai reçu l'honneur de votre lettre très chère du 15 du mois passé il y a à peu près huit jours, je n'ai pas manqué de la communiquer aux chefs de la Société des sciences, pour savoir d'eux le fondement des plaintes que vous y faites sur ce que l'on a sisté le payement de vos appointements. Sur quoi les chefs de la Société m'ont délivré le papier ci-joint, par lequel ils prétendent que les 600 écus qui vous y sont promis, n'avaient été stipulés que pour les frais de voyages et correspondances dont vous vous étiez chargé pour le bien de la Société, et comme ils prétendent que, pendant le cours de trois ou quatre ans, vous n'aviez pas écrit aucune lettre à la dite Société ou pour elle[2], ni fait aucun voyage, ils croient être d'autant moins autorisés de vous pouvoir continuer ce payement, à moins d'un ordre exprès du roi, puisque Sa Majesté, par la nouvelle disposition qu'Elle a trouvé bon de faire des revenus de la dite Société, leur avait lié tellement les mains, qu'ils ne pouvaient pas faire de pareils payements, qui ne fussent autorisés du roi même, et là où il leur semblait que vous avez abandonné tous les soins de la Société. Voilà leurs raisons que j'ai cru vous devoir communiquer franchement telles qu'ils me les ont alléguées, et dans lesquelles je trouve le principal point que ces appointements n'ont point été fixés par aucun rescrit ni

[1] Klopp, Werke 10. Bd. S. 459f.

[2] Das war eine flagrante Unwahrheit.

du roi défunt, ni du roi présent. J'attends donc ce que vous aurez à y répondre, et soit que vous trouviez bon d'envoyer pour cela une requête au roi, ou que vous vouliez d'une autre manière me faire savoir vos intentions et sentiments, je ne manquerai pas d'en faire un exact rapport au roi, et je m'emploierai toujours avec autant de plaisir que de zèle, quand il s'agit de vous marquer avec quelle passion sincère et parfaite je suis et serai toujours, etc.

Die Antwort, die Leibniz auf dieses Schreiben von Printzen gab, der ihm das Intriguenspiel des Conciliums enthüllte, ist die letzte officielle Schrift, die er in Sachen der Societät verfasst hat. Sie macht dem misshandelten Präsidenten in jeder Hinsicht Ehre und muss hier vollständig zum Abdruck kommen[1]:

Monsieur. Je suis bien obligé à V. E. de ce qu'Elle m'a bien voulu désabuser. J'avais cru que l'interruption entière de mon payement venait des ordres du roi, et je vois par l'honneur de sa lettre, qu'elle vient d'ailleurs. M. le secrétaire Jablonski m'avait écrit, un peu avant son départ, que, depuis une certaine disposition sur les revenus de la Société, Sa M^té^ trouvait bon que mes 600 écus fussent réduits à 300. Quelque temps après, son frère M. Jablonski, prédicateur du roi, m'apprit, que mon payement était suspendu. Je joins ici les extraits de leurs lettres. Maintenant il se découvre que cela vient en bonne partie de quelques membres de la Société. Mais la raison qu'ils en allèguent dans la lettre de V. E., est un fait dont je ne conviens point. Ils disent qu'en trois ou quatre ans je n'ai écrit aucune lettre à la Société, ni pour elle, ni fait aucun voyage. Je puis réfuter l'omission de la correspondance par les lettres de M. le secrétaire et de plusieurs savants hommes, dont j'ai voulu tirer et tiré des matériaux pour la continuation de nos Miscellanea. Mais il pourrait sembler qu'on a voulu prouver l'omission qu'on m'impute parce que, depuis quelques années, M. le secrétaire de la Société ne m'a donné aucune ou très peu d'information de ce qui s'y passait, quoique je l'eusse demandée, et à peine ai-je pu avoir quelque réponse imparfaite à force d'interroger. On a pris plusieurs nouveaux membres non seulement sans me consulter, mais même sans me l'apprendre. On a fait imprimer et distribuer des pièces de la part de la Société sans me les avoir communiquées, comme touchant les listes des membres, sur l'histoire et l'institution de la Société, et sur l'orthographe allemande, et cette dernière pièce n'est pas encore venue jusqu'à moi. Quand ces imprimés tombaient enfin entre mes mains, j'en remarquais et redressais quelquefois les fautes, mais trop tard. Dans les listes des membres on mettait quelquefois des gens pour morts qui se portaient bien, et qui s'en plaignaient à moi. On a même cessé de me communiquer les observations et les almanachs astronomiques et d'autres dont la réputation était établie depuis années. Et M. Hofman, observateur de la Société, ne m'a point écrit, quoique je l'en eusse prié, au lieu que M. Kirch, dont la réputation était établie depuis tant d'années, me rendait compte de ses observations. J'avais encouragé M. Frisch à pousser notre privilège de la culture de la soie, et cela allait d'un assez bon

[1] Nach dem Original, datirt auf den 19. November 1715, im Geheimen Staatsarchiv; nach dem etwas anders lautenden Concept in Hannover hat Klopp, Werke 10. Bd. S. 460 ff., gedruckt; eine Abschrift findet sich auch im Akademischen Archiv.

train; mais on lui en ôta le soin contre mon avis, et on recula au lieu d'avancer.

Je n'ai pas laissé de faire mon devoir malgré ce comportement à mon égard. Et sans parler de beaucoup d'autres de mes correspondances conformes au but de la Société, M. l'Abbé Varignon, membre célèbre de l'Académie Royale des sciences de Paris, sur la vue de nos Miscellanea, me témoigna son désir d'être de notre Société; il fut reçu, et depuis il m'a envoyé une belle pièce de mathématique, que j'ai transmise avec mes additions. M. personne[1] et d'autres personnes célèbres ont aussi envoyé des pièces considérables par mon entremise, et ils ont témoigné d'en vouloir envoyer d'autres, pourvu qu'on se mette en devoir de continuer nos Miscellanea. C'est ce que j'ai toujours pressé, et j'ai prié M. le Secrétaire de mettre ensemble toutes les pièces choisies qu'on croyait pouvoir servir pour un nouveau Tome, et de m'en envoyer le Recueil pour le revoir comme il serait sans doute nécessaire; et je me préparais à y mettre aussi plus d'une pièce de mon chef, mais on n'en a rien fait. Et cette inaction (qu'on ne doit pas imputer à moi) a fait baisser la réputation de la Société.

Partant de Berlin la dernière fois je pris des mesures pour avoir bientôt un nouveau Volume des Miscellanea. J'engageai certaines personnes à certains travaux; je priai le jeune M. Naudé de donner une description de la belle invention du métier des bas à soie; et j'ai appris qu'il l'a donné. Je priai M. d'Angicourt de faire des expériences sur les couleurs, parce qu'il avait commencé d'y faire attention, et qu'il a du génie pour méditer. Je demandai aussi qu'on fît observer avec soin en plusieurs lieux la variation de l'Aimant, chose très importante pour la géographie et pour la navigation. Je ne sais ce qu'on a fait. Mais je crois que ce qu'il y a de bon et de conséquence dans les recueils de la Société est dû en bonne partie à mes soins, aussi bien que sa fondation même. Je presse qu'on agisse, je m'offre de contribuer (quelque précieux que mon temps me soit à mon âge), on le néglige, et on m'impute ces inactions. Une partie des membres qu'on prend ne servent qu'à grossir la liste, et à rebuter ceux qui méritent d'être distingués, de sorte qu'il faudrait faire à mon avis un nouveau règlement en vertu duquel on rayerait ceux qui pendant le cours de trois [ans][2] n'envoyeraient [sic] rien de convenable.

Quant à ma présence[3], elle n'est point absolument nécessaire, pourvu qu'on veuille se servir de mes conseils, sans quoi aussi elle serait inutile. Cependant j'avais dessein de passer à Berlin à mon retour de Vienne; mais le grand changement de notre Cour m'obligea de hâter mon voyage pour y être au plus tôt. Des occupations pressantes, jointes à quelque indisposition, ne m'ont point permis de venir cette année; mais mon dessein était de venir celle qui vient, et j'avais souhaité qu'on préparât auparavant le nouveau Recueil pour l'ajuster à mon arrivée, mais à présent je ne sais que dire.

Pour ce qui est de mon payement, je ne demanderai point l'impossible; je ne veux pas aussi intenter un Procès à ces messieurs-là auprès du roi: il me semble que de telles poursuites ne soient guère bien à un

---

[1] Wie das Concept zeigt, ist das eine Verschreibung; es muss »Bernoulli« heissen.

[2] Ist nach dem Concept einzuschalten.

[3] So im Concept; in der Reinschrift heisst es irrthümlich »mon absence«.

homme de ma sorte: mais je remets le tout aux sentiments de V. E. dont je connais les principes généreux et les lumières dignes de son poste, ne doutant point qu'Elle ne soit portée à me rendre justice auprès du roi. Après avoir pris les informations nécessaires, Elle jugera ce qui est faisable et raisonnable à mon égard. Elle jugera aussi ce qu'il faudra faire pour rétablir la réputation chancelante de la Société, et s'il faut écouter mes avis là-dessus. Et je suis entièrement, Monsieur, de V. E., etc.

Dieser Brief, dessen Tragik jeder Leser empfinden, dessen vornehmen Geist und Ruhe er bewundern wird, traf in Berlin am 30. November ein. Noch an demselben Tage forderte von Printzen das Concilium zum Bericht auf. Der Hofprediger erstattete ihn im Namen desselben am 11. December[1].

Des Herrn Ober Marschallen Hoffreiherrl. Excellenz stattet die Societät der Wissenschaften vor die gnädige Communication des hiebei gehorsamst zurückkommenden Schreibens von dem Hrn. v. Leibnitz, unterthänigen Dank ab.

Dasselbe bestehet aus vielerlei Artikeln und Puncten, bei deren jedem Verschiedenes zu erinnern wäre, wenn solches nicht zu weitläufig u. Sr. Exc. zu verdriesslich fallen müsste.

Das Hauptwerk kommet darauf an, dass die Correspondenz mit dem Hrn. v. Leibnitz unterbrochen worden, und dass Miscellaneorum Tomus II. so lange nachgeblieben.

Beides ist wahr, man kann aber kühnlich sagen, beides vornehmlich durch des Hrn. v. Leibnitz eigene Schuld, als welcher nicht allein selbst seit Niedersetzung der Societät nur ein einziges Mal (und in den letzten fünfthalb Jahren gar nicht) in Berlin gewesen, sondern auch die Correspondenz so lau geführet, dass zu der Zeit, da er die Wienerische Reise gethan, er an die zwei Jahre nicht anher geschrieben[2], auch vorher bisweilen in etlichen Monaten oder einem halben Jahre nicht, da es sich wohl zugetragen, dass man in Hannover selbst von ihm nicht gewusst, wo er sich etwa verborgen, seinen Meditationibus nachzuhangen, er auch gleichsam nur dann geschrieben, wenn er Geld verlanget[3].

Nun ist bekannt, dass die Societät sonderlich in den letzten Jahren mancherlei Traversen gehabt, auch die activesten Mitglieder allhier theils gestorben, theils lange krank gewesen, unter welchen letzteren der Hr. Rath Chuno sich befindet, welcher die Besorgung der Miscellaneorum über sich genommen, auch alles, was dazu etwa gesammlet worden, noch itzo wirklich in seiner Verwahrung hat. Je schläfriger es nun erwähnter Ursachen halber bei der Societät zuging, je mehr würde es dem Hrn. v. Leibnitz angestanden haben, durch seine Anwesenheit dieselbe aufzumuntern, ihr zu assistiren und das Werk mit Ernst und Nachdruck zu secundiren.

Die Particularität in des Herrn v. Leibnitz Schreiben, welche sonderlich in die Augen fällt, betreffend den Abt de Varignon, zu berühren,

[1] Concept im Akademischen Archiv, Original im Geheimen Staatsarchiv.

[2] Das ist eine grosse Übertreibung; zur Entschuldigung der Societät lässt sich nur sagen, dass der Secretar damals auf Reisen war und die anderen Herren sich der Briefe von Leibniz nicht erinnert haben mögen.

[3] Diesen letzten unwahren Satz hat Krug von Nidda dem Concept des Hofpredigers hinzugefügt, und er ist aufgenommen worden.

so ist der Herr Chuno neulich befraget worden, wie es darum stehe, und hat derselbe vermeldet, dass der Herr v. Leibnitz ihm etwas von desselben Arbeit zwar zugeschicket, aber mit Ordre, in die Leipziger Acta Eruditorum es einbringen zu lassen, welches er auch sagte gethan zu haben.

Wann nun der Hr. v. Leibnitz die Angelegenheiten der Societät im Ernst wollte zu Hertzen nehmen, so könnten die bei dem Hrn. Chuno vorhandene, zu den Miscellaneis dienenden Stücke demselben währender seiner Krankheit abgenommen werden, einige andere Stücke, welche der Herr v. Leibnitz bei sich haben wird, könnt er hiernächst mitherbringen und bei seiner Anwesenheit könnte dieser Tomus II. in Ordnung gebracht und zum Druck übergeben werden. Auf solche Weise würde man des Hrn. von Leibnitz Affection zu der Societät und seinen Eifer, derselben Incrementum zu befördern, erkennen, und wann er mit solcher Sorgfalt und Besuchung dieses Orts jährlich continuirete, würde ihm die jährliche Erkenntlichkeit zu solcher Reise gemäss S. K. Maj. allergnädigsten Verordnung keineswegs geweigert werden.

Der Punct wegen Reception einiger Membrorum in die Societät ist zwar wichtig, aber hier allzu weitläufig. So lang der Hr. v. Leibnitz diesen Ort besuchet und ordentliche Correspondenz mit selbtem gehalten, ist kein einziges Mitglied ohne seine Approbation erwählet worden. Nachgehends hat es bei so langer Abwesenheit und unterbrochener Correspondenz unmöglich so sein können. Wir getrauen uns aber die geschehenen Wahlen gar wohl zu rechtfertigen. Und haben nur noch neulich zween berühmte Männer in Italien, nämlich Illustris Marchio Johannes Polens, Philos. Prof. ord. Patavinus, und Dn. Petrus Ant. Michelotti, Phil. et Med. Dr., Collegii apud Venetos medici Assessor ord. et Practicus ibidem celeberr., recipiret zu werden verlanget. Weil aber die Diplomata noch nicht ausgefertiget, und Hr. v. Leibnitz in der Nähe, wird man an denselben dieserhalb vorher schreiben.

Nomine Societatis ist ausser dem Tomo I. Miscell. nichts herausgekommen. Doch sind ein paar Tractätchen, privato nomine, von einem Mitglied der K. Societät der Wissenschaften ans Licht gegeben worden, und zwar mit Vorbewusst und Consens der Glieder des Departements, dahin sie gehöret.

Übrigens wird die Societät in dieser so wohl als allen anderen Sachen lediglich von Sr. hochfreiherrl. Excellenz gnädigem Befehl und erleuchtetem Gutachten dependiren, welchem sie sich mit schuldigstem Respect gehorsamst unterwirft.

In concilio Societatis,
d. 11. Dec. 1715.

Um dieses Schreiben einigermaassen zu entschuldigen, muss man sich erinnern, dass Leibniz elf Jahre in allen Dingen die Initiative ergriffen, nun aber fast fünf Jahre sich zwar theilnehmend, aber ganz passiv verhalten hatte und auch in der letzten Zeit, obgleich er in Hannover weilte und die Societät mit dem Tode rang, nicht nach Berlin gekommen war. Auch dann freilich noch erscheint die Eingabe, die nicht einmal überall das Thatsächliche respectirt, als grober Undank. Leibniz hat sie nie zu Gesicht bekommen, und wie von

Printzen sie beantwortet hat, wissen wir nicht[1]. Merkwürdig aber ist, dass der Hofprediger, bald nachdem er sie abgesandt, wieder in den regsten Verkehr mit Leibniz, nicht nur in Sachen der Societät, sondern auch in der Unionsfrage, die mit dem Willen des Königs wieder aufgenommen wurde, getreten ist. In den zahlreichen Briefen des Hofpredigers vom Jahre 1716, die nahe bis an den Todestag von Leibniz reichen, tritt das alte Vertrauen und die Ehrfurcht vor dem grossen Mann wieder hervor. Alles wird ihm vorgetragen, und man darf vielleicht annehmen, dass der Hofprediger sich jener Schriftstücke geschämt hat, die leider aus den Acten der Societät nicht zu tilgen sind.

Was er Leibniz im Jahre 1716 von der Societät zu berichten hatte, lautete freilich traurig. Es begann jene Zeit, die La Croze seinem Freunde Fabricius in Hamburg also beschrieben hat[2]: »Hic omnia frigent, ipsaeque litterae non negliguntur modo, verum ut *περιψήματα* militum et aulicorum omni ludibrio traduntur«.

Es machte grosse Schwierigkeit, einen Director für die mathematische Klasse an Cuneau's Stelle zu finden. »Sie besteht aus zwei Deutschen, Jägwitz und Behr [Beer], die aber Beide seit dem Tode Friedrich's I. (also seit 3 Jahren!) nicht mehr in die Sitzungen gekommen sind[3], und vier Franzosen (des Vignoles, d'Angicour und Naudé, Vater und Sohn). Man hätte gern evitiret, einen Franzosen zum Director zu haben, weil man im Concilio, auch wohl sonst, mit der Sprache nicht so wohl fort kann.« Aber Jägwitz, an den zu denken sei, müsse, seitdem er seine Pension verloren, de pane lucrando arbeiten und sei ausserdem in der höheren Mathematik nicht bewandert. Man habe nun die Wahl aufgeschoben und bitte Leibniz um seine Antwort auf folgende Fragen:

1) was Ew. Wohlgeboren generaliter vermeinen bei jetzigem Zustand der Societät zuträglich zu sein,
2) wie in specie die Classis mathematica zu besorgen, und wie des Herrn Chuno Verlust utcunque zu ersetzen sei,
3) die ersten 18 Stücke für den 2. Band der Miscellanea sind abhanden gekommen, ob sie sich vielleicht bei Leibniz befinden,
4) über die Aufnahme einiger Gelehrten, die sich gemeldet haben und den Beifall der Societät besitzen, »ob Ew. Wohlgeboren gleichfalls solches gut heissen, allermassen wir nie Sinnes gewesen, ohne Ew. Wohlgeb. Vor-

[1] Man kann allerdings schliessen, dass er das Concilium angewiesen hat, mit Leibniz fortan fleissig zu correspondiren.

[2] Thesaur. epistol. T. III p. 122 vom 4. September 1716.

[3] Frisch sagt von Jägwitz, er sei nicht gekommen, »weil ich die Ehre habe ein membrum zu sein« (Nr. 35 vom 11. Februar 1716, Fischer S. 43).

wissen, wann Sie nur in der Nähe und abzureichen sind, etwas Wichtiges vorzunehmen«,

5) ob Ew. Wohlgeb. uns nicht Hoffnung machen wollen, nächsten Sommer, wills Gott, einmal näher zu kommen und die languirende Societät durch Dero Anwesenheit hoffentlich zu erquicken und sie zu stärken. Wie bekannt, mein Bruder ist auch entfernt, und wir beide nur noch allein übrig von denen, die zur Errichtung der Societät den ersten Stein geleget. Es sollte mir leid thun, wenn ich dieselbe überleben sollte, absonderlich nachdem derjenige, der ihr am meisten nach dem Leben gestanden [Gundelsheim], vom Tode bereits dahingerissen worden[1].

Als der Astronom Hoffmann einige Monate später starb, wandte sich der Hofprediger wieder an Leibniz: er nannte ihm den jüngeren Kirch oder Wagner als Assistenten des Astronomen, diesen selbst aber — er müsse eine Kraft ersten Ranges sein — solle Leibniz vorschlagen[2]. In einem etwas späteren Brief kommt Jablonski auf die ominöse Gehaltsfrage[3]. Das Schreiben ist etwas zuversichtlicher; er erwartet, dass die Societät »ihren Credit beim König allmählich recuperiren«, und versichert, dass er Leibnizens Interesse wahrnehmen werde, nur müsse er noch Geduld haben. Bald darauf kann er in zwei Briefen die Hoffnung aussprechen, dass der König die Anatomie der Societät einverleiben werde[4]. In den letzten Briefen vom October kündigt er seine Ankunft in Wolfenbüttel und Hannover an (in der Unionsfrage, deren Behandlung in jenen Monaten Leibniz und Jablonski fast ausschliesslich beschäftigte); er werde persönlich über die Lage der Societät Vortrag halten. Dazu sollte es nicht mehr kommen. Am 14. November 1716 starb Leibniz nach kurzer Krankheit.

[1] Brief vom 11. Juni 1716. Jägwitz wurde wirklich Director.

[2] Brief vom 11. April 1716.

[3] 7. Juli 1716.

[4] Briefe vom 8. August und 26. September 1716. In dem ersten (Kvacsala S. 149) heisst es: »Wir avanciren in dem Vorschlag, die Anatomie der Societät zu incorporiren, und ist der jetzige Prof. Anatom. D. Henrici, eine Creatur des Hrn. Gundelsheim, selbst der Meinung, welcher ein Diploma als Socius dankbarlich angenommen und von der Sache mit mir weitläuftig gesprochen hat. Der König besoldet diesen Professorem doch aparte, und den Aufwärter bey der Anatomie hat Hr. Gundelsheim uns ohne dem aufgebürdet. Also würden wir nicht viel mehr Unkosten bey der Anatomie tragen dürfen, hingegen uns dadurch bey Hofe fest setzen«. In dem anderen schreibt Jablonski (a. a. O. S. 153): »Von der Anatomie dürfte ehistes ein mehres zu schreiben sein; denn ich sehe, dass die Sache bey Hofe in Bewegung gerathen; ich weiss aber nicht, wie favorabel vor die Societät der Ausschlag sein möchte. Eine kurze Zeit wird es uns geben«. Leibniz billigte die Aufnahme der Anatomie; er schrieb am 1. September (a. a. O. S. 151 f.): »Die Incorporirung der Anatomie bey der Societät ist allerdings nöthig. Es sollten billig junge Chirurgi, so etwa im Felde zu gebrauchen, gebührend darin instruirt werden, und könnte etwas aus der Krieges-Cassa wie anderswo brauchlich dazu kommen, und also dasjenige, so man der Societät abgezogen, derselben wieder gegeben werden«.

Keiner seiner letzten grossen Pläne hatte sich verwirklicht — der eine war dem anderen hinderlich geworden[1]. Was er gebaut hatte, schien zusammenzubrechen: in tiefer Vereinsamung ist er gestorben, vom hannoverschen Hofe vernachlässigt[2]. Aber was er im Reiche des Gedankens geschaffen hat, ist unvergänglich geblieben, und darüber hinaus — fast alle seine grossen Projecte sind doch im Laufe der Zeiten allmählich verwirklicht worden. Er hat nicht nur Saaten in die Zukunft gestreut, sondern er hat auch der wissenschaftlichen Arbeit der Zukunft die Form gegeben und ihr das Haus gebaut. Seine verfrühte Schöpfung, die Berliner Societät, die erste Gesammtakademie Europas, schien dem Untergange nahe, als er starb; aber er hat niemals daran gedacht, ihr die Auflösung anzurathen: er hoffte, in der Gewissheit, die richtige Form geschaffen zu haben, auf bessere Zeiten und tüchtigere Männer.

Niemand hat ihm in Berlin eine Gedächtnissrede gehalten[3]; auch in London schwieg man — in dem Streit mit Newton stand die Royal Society parteiisch auf Seiten ihres einheimischen Mitgliedes gegen ihr vornehmstes auswärtiges. Nur die Pariser Akademie ehrte am 13. November 1717 den grossen Todten durch die würdigste Lobrede. Fontenelle hat sie gehalten[4].

---

[1] Klopp, Werke. 11. Bd. S. XXXVII sucht zu zeigen, dass Leibniz wenige Tage nach seinem Tode wirklich zwischen der Stellung eines Historiographen in London und einem hervorragenden Amt am Hofe Carl's VI. in Wien zu wählen gehabt hätte, dass man dagegen in Berlin die Undankbarkeit gegen ihn bis zur moralischen Misshandlung getrieben habe. Sicher war keine jener beiden Aussichten, und in Hannover war man Leibniz nicht dankbarer als in Berlin; man hat ihn dort noch viel schlimmer behandelt. Das hat Doebner (»Leibnizens Briefwechsel mit dem Minister von Bernstorff« 1882) gezeigt. An seinem Leichenbegängniss nahm Niemand Theil.

[2] Nach dem Tode der Kurfürstin Sophie traten die Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, und die Prinzessin von Wales, Caroline, gleichsam in die Correspondenz ein (s. Bodemann i. d. Ztschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1884 S. 1—66 und Klopp, Werke, 11. Bd. 1884); denn mit geistvollen Prinzessinnen Austausch zu pflegen, war Leibniz ein Bedürfniss. Unter den männlichen Gliedern des Hauses Hannover stand er Niemandem nahe. Seine Erholung suchte er, der Unverheirathete, in Kinderfesten, die er gerne gab. Auch hier tritt die Heiterkeit seines Gemüths hervor, das Freude stiften wollte.

[3] Erst im Jahre 1785 trugen Müchler und M. Mendelssohn dem Könige den Plan vor, Leibniz (zusammen mit Sulzer und Lambert) eine Denksäule mit Medaillons zu errichten. Der König billigte den Plan am 24. April (s. Œuvr. T. 27 3, S. 237) und bestimmte den Opernplatz für die Aufstellung; allein unbekannte Umstände verhinderten die Ausführung.

[4] Siehe Hist. du Renouvellement de l'Acad. Royale des sciences etc. T. II (Amsterdam 1720) p. 274—333. P. 275 liest man die berühmte Charakteristik: »Une lecture universelle et très assidue, jointe à un grand génie naturel, le fit devenir tout ce qu'il avait lu; pareil en quelque sorte aux anciens qui avaient l'adresse

Leibniz ist der Begründer des modernen Geistes in unserem Vaterland. »Mit ihm wächst der deutsche Geist in das europäische Culturleben hinein, mit ihm ringt sich der deutsche Protestantismus aus seiner theologischen Incrustation los; könnte er heute auf die Erde zurückkehren, er würde sich in kürzester Frist orientiren[1]«. Das Erbe, das uns Goethe hinterlassen hat, ist der Nation noch immer als Aufgabe gestellt; was Leibniz gewollt und erarbeitet hat, ist in reicher Entfaltung in die deutsche Cultur und Wissenschaft übergegangen. Bis zur Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft hat er den Gang der mechanischen Wissenschaft, bis zu den Monumenta Germaniae und bis zur Überwindung der rationalistischen Geschichtsbetrachtung hat er die Entwicklung der historischen vorausgesehen. Die Veränderungen der Karte Europas, die nationale Wiedergeburt Deutschlands auf dem Boden des Protestantismus und die Bedeutung Russlands, ja der Küsten des Stillen Oceans, ahnte sein vorauseilender Geist ebenso wie die Umwälzungen, welche die Technik hervorbringen werde. Das Innenleben hat er wenig bereichert; denn überall streifte sein realistischer Sinn die subjectiven Formen der Erfahrungen und die feineren Empfindungsmomente ab; aber das Wirkliche als Individuelles und als Wirkendes hat er in einem Umfange geschaut und gedeutet, wie nie Jemand zuvor, ohne doch dem Materialismus zu verfallen. Er hat vielmehr nach Luther und Melanchthon die zweite Stufe des deutschen Idealismus aufgerichtet, und seine freudige und ehrfürchtige Betrachtung der Natur und der Geschichte als eines Kosmos wirkender Gedanken lebt in der deutschen Wissenschaft fort. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts kann sich auf ihn als auf einen ihrer Väter berufen; aber auch die führenden Geister des 19. sind ihm verpflichtet.

Und doch — sein tragisches Geschick ist kein ganz unverdientes gewesen. Er kannte eigentlich nur Dinge und Ziffern; sein Idealismus hatte etwas Frostiges. Darum fehlte ihm auch die Macht der Sprache und, wie ein grosser Historiker richtig beobachtet hat, die Macht über die Menschen. Als Persönlichkeit hat er Niemanden gefesselt, geschweige Liebe und Hingebung erweckt. War doch der persönliche Eindruck so gering, dass selbst ganz

---

de mener jusqu'à huit chevaux attelés de front, il mena de front toutes les sciences. Ainsi nous sommes obligés de le partager ici, et pour parler philosophiquement, de le décomposer. De plusieurs Hercules l'Antiquité n'en a fait qu'un, et du seul M. Leibnitz nous ferons plusieurs savants«.

[1] Julian Schmidt, Gesch. der Deutschen Litt. 1. Bd. (1886) S. 66.

untergeordnete Geister es sich herausnahmen, über ihn hinwegzuschreiten und ihn zu beleidigen. Er war kein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der Schatten spendet, an dessen Fusse Blumen blühen und in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Wohl gab er mit vollen Händen überreichlich, aber jene hohe Kraft fehlte ihm, die den Menschen zum Menschen zwingt und ihn im Innern bildet. Doch was ihm fehlte, hat nur den Gang seines eigenen Lebens tragisch bestimmt; was er besass, hat den ganzen Zustand der Nation und ihr Leben bereichert und gehoben.

Viertes Capitel.

Fortsetzung: Geschichte der Societät der Wissenschaften unter Friedrich Wilhelm I.

Die weitere Geschichte der Societät unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. seit Leibnizens Tode (von 1717–1740) ist einförmig verlaufen. Das Urtheil über die Bedeutung des Monarchen in militärischer, politischer und staats-ökonomischer Hinsicht ist durch die neuere Forschung sichergestellt: deutlich hat man erkannt, dass der Staat Friedrich's des Grossen auf den Grundlagen ruhte, die der Vater geschaffen[1], und dass dieser »das grosse Staatsproblem gelöst hat, ein faules Volk arbeitsam, ein üppiges Volk sparsam, einen verschuldeten Staat reich zu machen«. Allein das Verhältniss des Königs zur Wissenschaft ist nicht so einfach zu fassen, wie diejenigen glauben, die sich lediglich nach den — sei es auch verbürgten — Anekdoten richten, die von ihm erzählt werden.

Der König achtete die Wissenschaft, sofern sie nützte, und die Gelehrten, welche wirklich arbeiteten und greifbare Früchte ihres Fleisses aufweisen konnten. Er entzog den wissenschaftlichen Instituten seinen Schutz und seine Fürsorge nicht, aber er beurtheilte fast den ganzen gegenwärtigen Betrieb der Wissenschaften an den Universitäten und hohen Schulen als leeren Formelkram, als ein ödes, eitles und gespreiztes Wortgepränge, das nicht mehr werth sei als das prunkende Hofceremoniell; er sah in den Zunftgelehrten mit ihrem Latein, ihren Floskeln, ihrer steifen Schulweisheit nur alte, unnütze Ceremonienmeister der Wissenschaft, die nichts

[1] Niemand hat das sicherer erkannt als Friedrich der Grosse selbst: »S'il est vrai de dire qu'on doit l'ombre du chêne qui nous couvre, à la vertu du gland qui l'a produit, toute la terre conviendra qu'on trouve dans la vie laborieuse de ce prince et dans les mesures qu'il prit avec sagesse, les principes de la prospérité dont la maison royale a joui après sa mort« (Œuvr. I, 175).

wirklich förderten. Den ganzen Apparat umzugestalten oder gar einfach aufzuheben, dazu konnte er sich aber doch nicht entschliessen: er mochte bei seiner grossen Gewissenhaftigkeit empfinden, dass ihm das letzte Wort in diesen Dingen zu sprechen nicht zustehe, da seine eigene Bildung lückenhaft war. So ergriff er den Ausweg, die hohen Schulen bestehen und die Wissenschaften, wie sie waren, gewähren zu lassen, aber alles das, was ihm an der Gelehrsamkeit und den Gelehrten antipathisch und verächtlich war, in der schonungslosesten Weise lächerlich zu machen und in den Staub zu ziehen — war es ein Mittel, sie zu zwingen, ihre Lebensfähigkeit zu erweisen? Mit Peitschen und Fusstritten — nicht nur mit moralischen — misshandelte er die unwürdigen Diener der Wissenschaft, und auch die würdigen erfuhren manche herbe Demüthigung. Aber wie er selbst zeitlebens darauf bedacht war, sich zu unterrichten und keine Stunde müssig sein wollte, so darf man ihm auch eine unmittelbare Empfindung für productive Wissenschaft, für wirkliche geistige Arbeit und für die Charakterbildung, die aus ihr entspringt, nicht absprechen. Dass ihm jene selten begegnete, und dass er sie nicht immer sicher herausfand, war nicht seine Schuld; denn hervorragende und uneigennützige Gelehrte waren spärlich, und der Betrieb der Geisteswissenschaften steckte überall in anspruchsvollen und staubigen Formen. Die groben und barbarischen Spässe übrigens, die er sich einzelnen Vertretern der »Wissenschaft« gegenüber gestattete, waren nicht immer ein Zeichen seiner Verachtung. Dieser Monarch mit dem strengsten Pflichtgefühl und einem zarten Gewissen hatte nur an ungeschlachter Komik Gefallen und brauchte sie zu seiner Erheiterung. Niemals aber hat er, soviel wir wissen, seine groben Spässe mit den Lehrern der Medicin und Chemie gemacht; denn er respectirte ihre Wissenschaft — nicht allein deshalb, weil sie der Armee nützlich war — und suchte sie mit allen Mitteln, ohne zu knausern, zu unterstützen. Hier hat sich der geniale Blick des Königs ebenso glänzend bewährt, wie auf anderen Gebieten. Chemie und Medicin waren damals wirklich die einzigen Disciplinen, in denen Berlin etwas Hervorragendes leistete, und die durch glänzende Vertreter repräsentirt waren — Stahl, Neumann, Pott. Diese Disciplinen auf jede Weise zu fördern und auch die Societät für sie in Contribution zu setzen, war sein stetes Anliegen. In ihnen sah er mit Recht allein den Fortschritt des Zeitalters ausgeprägt; um ihretwillen liess er die Societät bestehen; denn — etwa von Frisch und dem litterarisch wenig productiven,

auch nicht kritisch scharfen La Croze abgesehen — gab es denn in Berlin oder in Preussen in dem Menschenalter zwischen 1710 und 1740 hervorragende Philologen, Historiker, Rechtsgelehrte oder Theologen? Hat der König nicht Recht daran gethan, wenn er die Wissenschaften, welche wirklich fortschritten, ermunterte, die anderen durch Demüthigungen bei Seite schob, aber gewähren liess? und — nicht nur Ärzte wie Gundelsheim, sondern auch solche wie Stahl urtheilten über die Humanisten genau so abfällig wie der König.

Auch die Societät der Wissenschaften liess der König gewähren, nachdem er sich nach längerer Wartezeit überzeugt hatte, dass sie in seinem Sinne nichts zu leisten vermochte[1]. Eine gelehrte Societät, die ausser der Herausgabe des Kalenders[2] nichts oder doch nur weniges that, schien ihm die unnützeste Einrichtung von der Welt zu sein. Er weigerte sich mehrere Jahre, ihre Rechte zu bestätigen; er beargwöhnte ihre Einnahmen und Ausgaben; er griff in ihren Etat ein und zwang sie, Beiträge zur Unterhaltung der medicinisch-chirurgischen Akademie zu leisten; er verhöhnte sie, indem er ihr unwürdige Präsidenten gab und ihr schliesslich auferlegte, die königlichen Hofnarren zu bezahlen, aber er hob sie nicht auf; er schärfte vielmehr ihren Mitgliedern die Pflicht, mindestens jährlich eine wissenschaftliche Arbeit zu leisten, streng ein[3] und

[1] Nicht einmal die Frage, warum der Champagner moussire, die der König an die Societät gerichtet haben soll, konnte sie beantworten. Die Legende berichtet, die Akademiker hätten sich allem zuvor für die Untersuchung 60 Flaschen erbeten, der König aber erwidert, er wolle sie lieber selbst trinken und zeitlebens über die Ursache des Moussirens unwissend bleiben. Anders erzählt Bielfeld (Lettres famil. et autr. II. Bd. 1763 p. 134) die Geschichte: der König habe die Societät gefragt, warum zwei mit Champagner gefüllte Gläser beim Anstossen nicht so gut klingen wie dieselben Gläser, wenn sie mit Wein gefüllt sind. »Les Académiciens firent répondre que, n'étant pas à même de boire du vin de Champagne, ils ignoraient cet effet. Le roi leur en envoya une douzaine de bouteilles, pour les convaincre de la vérité du phénomène. Ils burent le vin et n'éclaircirent rien.«

[2] Ganz einfach war die Kalenderberechnung nicht. So erhob sich im Jahre 1722 ein Streit zwischen den Astronomen über den Tag des Osterfestes für das Jahr 1724. Von Berlin aus wurde an den Gesandten in Regensburg, von Metternich, geschrieben, um ein einheitliches Vorgehen bez. die Beseitigung der Differenz zu bewirken. In seinem Antwortschreiben (14. September 1722) theilt Metternich übrigens einen Extract aus einem Bericht vom 12./22. Januar 1700 über einen Beschluss des Corpus Evang. mit. Da heisst es am Schluss: »Von einem Collegio Mathematico, welches im Reich an einem gewissen Ort aufzurichten und denen die Duction des Kalenderwesens zu übergeben, wurde zwar damahlen etwas discurirt; man findet aber hiebey soviel Bedenken, dass hierauf so bald kein Conto zu machen sein wird« (Geheimes Staatsarchiv).

[3] Jenes Schreiben des Königs an den Kriegsrath von Happe (Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels 1888 S. 359) darf man nicht generalisiren (»Ich habe aus

war ihr auch zeitweilig freundlicher gesinnt, wenn er eine Spur nützlicher Thätigkeit in ihrer Mitte zu bemerken glaubte.

Bei den eigenthümlichen Vorstellungen, die Friedrich Wilhelm I. von den Geisteswissenschaften hatte, wäre es wohl auch der glänzendsten wissenschaftlichen Körperschaft nicht gelungen, seine volle Gunst zu erwerben; aber dass der König überhaupt keinen Respect vor der Societät gewann und nur einige ihrer Mitglieder persönlich hochachtete, war doch auch ihre eigene Schuld. Nach Leibnizens Tode wurde ihr Zustand wo möglich »noch schläfriger«[1], und die 5 ziemlich dünnen Bände Miscellanea, die sie in den Jahren 1713 bis 1740 hat erscheinen lassen — die einzigen Zeugnisse ihres Lebens —, sind ihr vom Könige gleichsam abgepresst worden. Ohne diesen Druck hätte sie vielleicht gar nichts geleistet als Kalender. Von einem bedeutenden Einfluss der Societät in Berlin, geschweige im Königreich oder gar in Deutschland, kann in allen diesen Jahren keine Rede sein.

Unter solchen Umständen lässt sich keine »Geschichte« schreiben; denn es wuchs nichts und wurde nichts. Es muss genügen, in knappen Zügen die äusseren Veränderungen anzugeben, welche die Societät von Leibnizens Tode bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Grossen erlebt hat, und die wissenschaftlichen Publicationen kurz zu charakterisiren, in denen das Gedächtniss an ihre Existenz in jenen Jahrzehnten bescheiden fortlebt[2].

euern Schreiben ersehen, dass ihr abermals Willens seid, einige Bücher drucken zu lassen. Ich will solches durchaus nicht haben. Werdet ihr es euch dennoch unterstehen, will ich euch aufhängen und eure Schriften durch den Büttel verbrennen lassen«). Der König wollte nicht, dass seine Kriegsräthe Bücher schrieben.

[1] Der Hamburger J. Ch. Wolf, auswärtiges Mitglied der Societät, schrieb (8. November 1722) an La Croze (Thes. epist. Lacroziani) T. II p. 183): »Quid quaeso de scientia academiarum [sic] regia agitur apud vos? de ea nihil fere inaudivi longo tempore ... Ego quidem eam intercidisse quasi opinatus fortasse id non egi, quod praestare debueram?« Seit 12 Jahren hatte die Societät nichts erscheinen lassen. Fünfzehn Jahre später (1737) schreibt der Kronprinz Friedrich in einem seiner vertrauten Briefe an Voltaire (Œuvr. T. 21 p. 76): »Nos universités et notre Académie des sciences se trouvent dans un triste état; il paraît que les Muses veulent déserter ces climats«.

[2] Aus frischer Erinnerung schrieb Formey in seiner Hist. de l'Académie p. 56 f. Folgendes (wobei man sich erinnern muss, dass Formey selbst für die exacten Wissenschaften weder Sinn noch Verständniss besass): »Personne n'ignore que le règne du roi ne fut point favorable aux sciences. Ce monarque, occupé de vues toutes différentes, et uniquement attentif à régler ses finances, et à former des troupes nombreuses et bien disciplinées, crut que tout ce qu'on appela savoir et étude, n'était que spéculations creuses, et temps perdu pour le bien public. Se livrant donc à ce préjugé, auquel après tout bien des savants donnent lieu par la

1.

Bis zu seinem Tode am 8. November 1725 führte der treffliche Minister von Printzen das Protectorat der Societät[1]. Nachfolger wurde der Minister von Creutz (am 21. November bez. 24. November, 6. December 1725). Wie sein Vorgänger, war er zugleich Chef des medicinischen Collegs. Jenem kam er weder an Talenten noch an Adel der Gesinnung gleich, und die Societät bewahrt in ihren Acten ein beredtes Schweigen über ihn: aber man braucht nicht Alles zu glauben, was die Markgräfin von Bayreuth und von Pöllnitz in ihren Memoiren von ihm erzählen. Ihm folgte nach seinem Tode (13. Februar 1733) am 20. (bez. 28.) April 1733 der Minister von Viereck. In seiner Bestallung als Protector heisst es ausdrücklich: »Ihr habt auch als Protector der Societät Euch von allem so bei derselben vorgehet, fleissigen Rapport thun zu lassen, auch zu urgiren, dass von den Membris der Societät wenigstens alle Jahre ein Specimen dem Publico bekannt gemachet und in den Druck herausgegeben werde[2]«.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger besass von Viereck ein wirkliches Interesse für die Wissenschaft und ein warmes Herz für die Societät. Ihm verdankte sie es, dass den unwürdigen Zuständen in ihrer Präsidentschaft ein Ende gemacht wurde (s. unten). Die Societät hat diesen Dienst dadurch anerkannt, dass sie den 4. Band ihrer »Miscellanea« (1734) ihm gewidmet hat[3]: »Domino ac Maece-

stérilité des recherches auxquelles ils se consacrent, il ne jeta pas d'abord des regards fort favorables sur un corps aussi étranger à ses desseins que l'était la Société; et peu s'en fallut qu'il ne la supprimât entièrement. Il courut pendant assez longtemps des bruits qui annonçaient cette catastrophe; et les assemblées de la Société dans lesquelles on délibérait sur ces bruits, étaient fort embarrassées à prendre quelque parti qui pût leur ouvrir un accès au trône«.

[1] In der Societät hielt ihm Gundling die laudatio funebris, gedruckt in dem Ehrengedächtnissband auf Printzen in der Königlichen Bibliothek.

[2] In Bezug auf sein Amt als Ober-Director des medicinischen Collegs heisst es in derselben Urkunde: »Im übrigen ist auch unser allergnädigster Wille und Befehl, dass wann ein Patient einen Medicum angenommen, dabei aber auch zu einem andern Medico oder Chirurgico ein Vertrauen haben möchte, der erste bei Verlust der Practique, allenfalls noch härteren Strafe, den Patienten desshalb nicht verlassen, sondern beide Medici zusammen zu dessen Retablissement allen Fleiss anwenden sollen« (Akademisches Archiv und Geheimes Staatsarchiv). Dieselbe Bestimmung findet sich schon in der Bestallung von Creutzens. — Das Concept der Rede, mit welcher von Viereck das Protectorat der Societät übernommen hat (5. Juni 1733), wird im Akademischen Archiv (»Fundation«) aufbewahrt (vergl. Mém. 1760 p. 475).

[3] Der 2. Band (1723) ist von Printzen gewidmet. In dem Eloge auf von Viereck, das Formey am 15. Januar 1759 gelesen hat (Mém. 1760 p. 472 ff.), heisst es:

nati benevolentissimo.« In der Zuschrift bekennt sie, dass sie »amissione eorum qui summam reipublicae nostrae literariae tenuerunt« — sie denkt wohl an Leibniz und von Printzen — »in eam perturbationem« gerathen sei »quae navigantibus obtingere solet, quum fato periit moderator«, nun aber habe sie durch von Viereck ihre alte Kraft und ihren vormaligen Glanz(!) wieder erlangt; denn er stehe inmitten »dieses für die Wissenschaften so frostigen Jahrhunderts« als ein Patron und Freund der Musen.

Der Protector hatte die Wahlen zu bestätigen und war die entscheidende Instanz in allen wichtigen Fragen, denn der König wollte mit ihnen nichts zu thun haben. Nur für die Finanzverwaltung der Societät interessirte er sich.

Der Präsidentenstuhl der Societät blieb nach Leibnizens Tode 16 Monate unbesetzt. Dann (5. März 1718) ernannte der König den Ober-Ceremonienmeister und Geheimen Rath Jacob Paul Gundling (1673 geb., 1724 in den Freiherrnstand erhoben) zum Präsidenten. Dass er die Societät durch diese Ernennung verhöhnen wollte, ist unrichtig. Zur Verhöhnung wurde die — freilich von vorn herein traurige — Wahl erst durch das schimpfliche Betragen Gundling's selbst. Der Sohn eines Nürnberger Predigers, hatte er als Student mit Auszeichnung seine Studien vollendet, hatte dann als Reisebegleiter eines jungen Edelmanns das geistige Leben Deutschlands an seinen Hauptstätten kennen gelernt und war endlich von dem Geheimen Staatsrath von Danckelmann im Januar 1705 als Professor des bürgerlichen Rechts, der Geschichte und Litteratur an der kurz vorher gestifteten Ritter-Akademie in Berlin und als Historicus am Oberheroldsamt angestellt worden. Acht Jahre hat er auf's Fleissigste gearbeitet und, unterstützt durch ein vorzügliches Gedächtniss, sich sehr umfassende Kenntnisse in Geschichte, Geographie und den verwandten Disciplinen erworben. Friedrich Wilhelm I. hob das Heroldsamt und die Ritter-Akademie

»Pour sentir tout le prix de la conduite du Protecteur de la Société, il faudrait se rappeler ce qu'était alors la Société, combien de contre-temps elle avait éprouvé, et combien elle en avait encore naturellement à craindre. Je ne lèverais pas un bout du voile qui cache, et qui doit cacher, ces temps nubileux, si je pouvais m'en dispenser sans ingratitude pour la mémoire de celui dont je fais l'Eloge, et dont l'Eloge intéresse surtout l'Académie par cet endroit. M. de Viereck fut le Protecteur, mais Protecteur effectif de la Société dans toute la force du terme; il fut le sage pilote d'une nacelle battue des flots, il la préserva du naufrage, et la conduisit jusqu'au port assuré de ce renouvellement qui l'a mis pour jamais à l'abri des écueils et des tempêtes. Il agit en véritable père de cette Société, en ami généreux et affectionné de tous ceux qui la composaient«.

auf, und Gundling war brotlos. Dieses Erlebniss war das Verhängniss des schwachen und charakterlosen Mannes. Er verfiel dem Wirthshaus und unterhielt und belustigte die Stammgäste durch Anekdoten und politisch-geschichtliche Erzählungen, die er mit grotesken Witzen verbrämte. Durch dieses Talent wurde er in der Stadt bekannt, und noch im Jahre 1713 ernannte ihn der König zu seinem Zeitungsreferenten und Hofrath. Die Stellung war eine ganz bedeutende, und wenigstens das lässt sich zu Gundling's Lobe sagen, dass er sie nicht zum Schaden Anderer — obgleich er zeitweilig wirklich einflussreich war — missbraucht, vielmehr sich bestrebt hat, einiges Nützliche und Gute zu stiften. Er wurde dem Könige bald unentbehrlich[1], aber nicht nur als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und einem zutreffenden Urtheil in politisch-ökonomischen Fragen, sondern leider auch als Zielscheibe der rohesten Spässe im Tabakscollegium; denn, dem Weine nicht widerstehend und systematisch zum Trinken gezwungen, verlor er bald allen Halt und liess sich die Rolle des lustigen Raths und gelehrten Hofnarren, den man anhörte und prügelte, gefallen. Doch hatte er nach drei Jahren noch so viel Kraft, sich der entsetzlichen Lage, in die er gerathen war, durch die Flucht zu entziehen. Als er dann zurückgebracht worden war, wurde seine Stellung zeitweilig eine erträglichere. In den Jahren 1717–1719 benahm er sich etwas würdiger, und der König, obgleich er ihn stets als gelehrten Narren behandelte, zeigte doch mehr Respect. Er verhöhnte ihn freilich einerseits, indem er ihm eine Reihe hochtönender Hofämter-Titel verlieh, oder vielmehr, er verhöhnte damit das Hofceremoniell; aber andererseits war es kein Scherz, wenn er ihm Sitz und Stimme in verschiedenen Landescollegien gab, das Seidenwesen ihm unterstellte[2] und ihn auch zum Präsidenten der Societät ernannte. Der König gab wirklich etwas auf sein Urtheil und glaubte in ihm den rechten Mann zur Leitung solcher Wissenszweige gefunden zu haben, deren Vertreter ihm nur durch Polyhistorie und durch die Fähigkeit, witzig zu unterhalten und spielend zu belehren, erträglich erschienen.

[1] Treffend spricht Bartholmèss (Hist. I p. 90) von den »étranges relations entre deux esprits baroques, également mais diversement bizarres«.

[2] Die Cabinetsordre vom 19. Februar 1718 abgedruckt bei Förster, Friedrich Wilhelm I. 1. Bd. 1834 S. 260f. Die S. 261 abgedruckte Königliche Erbverschreibung an Gundling ist bereits scherzhaft zu verstehen. Gundling machte übrigens wirklich Miene, sich des Seidenbaues anzunehmen, s. seinen Brief vom 10. März 1718 an Ludewig im Geheimen Staatsarchiv.

Allein vom Jahre 1719 ab[1] sank Gundling wieder immer tiefer und wurde dementsprechend, obgleich nun Freiherr und Kammerherr, immer roher behandelt. Dennoch fand er bei allen Ausschweifungen und Erniedrigungen Zeit, in den letzten 15 Jahren seines Lebens eine stattliche Anzahl (fast zwei Dutzend) historische und statistisch-geographische Arbeiten zu verfassen[2] und einen Codex diplomaticus Brandenburgicus aus mehreren Tausenden von Urkunden anzulegen.

Jene geschichtlichen Werke sind nicht unbedeutend; sie gründen sich auf archivalischen Studien. »Gundling ist einer der ersten, die nach dem Vorgang des grossen Samuel Pufendorf die Bedeutung der Urkunde als Grundlage der Geschichtschreibung voll würdigten[3]«, und auch seine geographisch-statistischen Zusammenstellungen gehören zu den ersten in ihrer Art. Wäre er nicht ein moralischer Schwächling gewesen und ein Lump geworden, seine Kenntnisse und sein gesundes Urtheil[4] hätten ihn zu der Stellung als Präsident der Societät wohl befähigt[5].

Dreizehn Jahre lang hat dieser Mann als Leibnizens Nachfolger an der Spitze der Societät gestanden; je tiefer er sank, desto tiefer sank auch das Ansehen der Societät bei Hofe. Einige Anläufe hat er genommen, ihre Rechte beim König zu schützen und wissenschaft-

---

[1] Dass er bis dahin keineswegs nur komische Figur gewesen ist, zeigt seine Verheirathung im Jahre 1718 mit der Tochter des Legationsraths de Larrey, eines hervorragenden Gelehrten in Berlin und späteren preussischen Gesandten in London.

[2] Siehe die Titel bei Förster, a. a. O. S. 255 f.

[3] Isaacsohn in der Allgemeinen Deutschen Biographie 10. Bd. S. 128.

[4] Auch über Friedrich den Grossen hat er richtig geurtheilt, als dieser noch ein Knabe von 13 Jahren war. In einem Brief Gundling's an den Secretar Jablonski vom 28. November 1725 (Akademisches Archiv; vergl. auch das Sitzungs-Protokoll vom 27. Juli 1725) findet sich das Postscript: »Des Kron-Prinzen K. Hoheit hat das Microscopium höchst vergnügt und wird ein Maecenas sein«. Der Kronprinz Friedrich erwähnt Gundling in der Correspondenz mit seinem Vater einmal (Œuvres, T. 27, 3 p. 7 f. vom 12. Juli 1721): »Ich habe Gundling bei mir zum Essen gehabt, welcher mir Alles erzählet und sehr lustig gewesen«. Dass Gundling — die Societät kaufte nach seinem Tode einen Theil seines gelehrten Nachlasses an — sich um die geographisch-topographisch-historischen Wissenschaften wirkliche Verdienste erworben hat, erkennt auch Bartholmèss an (a. a. O.). Mit Recht fährt er fort: »il donna l'exemple de l'ardeur et de l'habileté, étonnant ses confrères plus d'une fois par des prodiges de mémoire, par des éclairs de sagacité et de pénétration, et leur faisant alors oublier la mortification de l'avoir pour chef«. Ausführlich handelt über Gundling Geiger in seinem Werk »Berlin« 1688–1840 Bd. 1 S. 226 ff.

[5] Die Bestallungsurkunde vom 5. März s. im Urkundenband Nr. 131; sie ist nicht scherzhaft gemeint, übrigens der Bestallungsurkunde für Leibniz nachgebildet.

liche Arbeiten anzuregen[1], aber wirklich geschaffen oder auch nur gefördert hat er nichts.

Nach seinem Tode (11. April 1731) — er wurde auf Befehl des Königs in einem Fass beerdigt, das mit den schimpflichsten Versen beschrieben war[2] — sollte es nicht besser, sondern noch schlimmer werden. Der andere Historicus und Spassmacher des Königs, D. Fassmann, der ganz verächtliche, wissenschaftlich völlig unbedeutende Rivale Gundling's — sie hatten die unwürdigsten Kämpfe und Balgereien mit der Feder und der Faust zur Belustigung des Tabakscollegium aufgeführt —, schrieb seinem Herrn, er verzichte auf das Präsidentenamt der Societät, bäte sich aber die 200 Thlr. aus, die Gundling bezogen[3], und wünsche daher Mitglied der Societät zu werden[4]. Es wurde ihm bewilligt und er ausserdem, trotz seiner Ablehnung, am 25. April 1731 vom Könige zum Präsidenten ernannt[5]. Allein schon nach wenigen Wochen fiel er in Ungnade und verliess bald darauf ohne Erlaubniss Berlin[6]; der König verbot der Societät (1. Juni), ihm das Gehalt auszuzahlen, bestimmte zuerst, dass es dem Hofrath Drost angewiesen werden solle (16. August), nahm am 27. September diese Ordre wieder zurück — es solle dem Rentmeister Albrecht gezahlt werden — und erliess dann am 18. October 1731 folgende Verfügung[7]:

S. K. Maj. in Preussen, Unser allergnädigster Herr befehlen der Societät der Wissenschaften hiermit in Gnaden, diejenigen funfzig Thlr. so unterm 27. Sept. an den Renthmeister Albrecht von Trinitatis a. c. an quartaliter zu bezahlen geordnet worden, sub Titulo Vor die sämtliche Königl. Narren zur Rechnungs Ausgabe bringen zu lassen.

Signatum Berlin den 18. Oct. 1731.

Auf S. K. Maj. allergnädigsten Special Befehl

M. v. Viereck v. Kebahn.

Mit dieser entsetzlichen Verhöhnung der Societät — der Rechnungsposten bestand unter diesem Titel bis zur Regierung Friedrich's

[1] So entwickelte er in einem Schreiben an von Creutz den Plan, die Mitglieder der Societät sollten mit ihm eine umfassende »Geographie« herausgeben, indem sie die einzelnen Länder unter sich vertheilen (11. Mai 1727). Es wurde natürlich nichts daraus.

[2] Siehe Förster, a. a. O. S. 276.

[3] Obgleich die Präsidentenstelle ebenso wie die des Protectors unbesoldet sein sollte, so hatte Gundling doch bald 200 Thlr. als Gehalt empfangen.

[4] Förster, a. a. O. S. 284.

[5] Anzeige der Ernennung im Akademischen Archiv.

[6] Er liess im Jahre 1737 anonym ein umfangreiches Buch drucken: »Leben und Thaten ... Friederici Wilhelmi«.

[7] Dieses und die Belege für die folgenden königlichen Bestimmungen im Akademischen Archiv bez. im Geheimen Staatsarchiv.

MARINE BIOLOGICAL LABORATORY LIBRARY WOODS HOLE MASS.

des Grossen (s. unten) — begnügte sich der König noch nicht, sondern er befahl am 19. Januar 1732, dass sein Spassmacher, Graben zum Stein, ein entsprungener Mönch und ehemaliger Feldprediger (aus Tirol), der die Stelle eines Vorlesers und höheren Lakaien beim König bekleidete, ein unwissender, scurriler Mensch, der weder Gundling's Kenntnisse noch seinen Geist besass — »das anstössige Haupt der Societät« nennt ihn von Viereck in seinem ersten Bericht an Friedrich II. —, die Stelle eines Vicepräsidenten der Societät erhalten solle[1], und dass ihm »ein recht ansehnliches Patent ausgefertigt werde, worinnen dieses Mannes sonderbare Wissenschaften und Meriten in antiquitatibus, re nummeraria, der Geister- und Präadamitenlehre, in physicis, botanicis gerühmt werde[2]«.

Wie er es befohlen hatte, so geschah es. Der Protector von Creutz machte nicht einmal Gegenvorstellungen; die Societät erklärte (16. Februar 1732) durch den Hofprediger Jablonski, dass sie gehorsam Alles nach Wunsch thun und den Graben zum Stein — er hat nie in Berlin, sondern stets in Potsdam gewohnt und war bisher natürlich nicht einmal Mitglied der Societät gewesen — introduciren werde. Die grotesk-komische Bestallung für ihn ist als Probestück der königlichen Witze öfters gedruckt worden. Wer der Verfasser ist, weiss man nicht; aber die »Ideen« sind gewiss vom Könige angegeben[3]. Als Scherz im Tabakscollegium ist das Schriftstück lustig und harmlos, aber dass aus dem Scherz Ernst gemacht und die Societät gezwungen wurde, einen solchen Menschen als ihren wirklichen Vicepräsidenten zu introduciren, das ist in der Geschichte der Wissenschaften aller Zeiten ein Unicum[4]. Soll man sagen, die Societät

[1] Ihn zum förmlichen Präsidenten zu ernennen, das wollte der König der Societät doch nicht bieten. Dieses Amt war vom 1. Juni 1731 bis 14. Juli 1733 unbesetzt (s. unten).

[2] So schreibt der Cabinetssecretär Schumacher im Auftrag des Königs an den Wirklichen Geheimen Etats- und Kriegs-Minister von Thulemeyer, und noch an demselben Tage wurde das Patent ausgefertigt. Der Graf Manteuffel nennt ihn in einem Brief an den Kronprinzen Friedrich (24. August 1736; Œuvres T. 25 p. 481) »l'incomparable Astralicus«; Graben von Stein hatte nämlich die Theorie aufgestellt (in seinem Buche »Unterredungen von dem Reiche der Geister« 1730), dass der Mensch aus Seele, Leib und einem »Astralgeist« bestehe.

[3] Siehe den Abdruck der Bestallung im Urkundenband Nr. 132.

[4] Die Ernennung Graben's vom Stein zum Vicepräsidenten war nicht etwa nur eine nominelle. Das Akademische Archiv bewahrt eine Verfügung der Minister an »den Grafen von Stein« vom 20. August 1732, das Inventar der Societät aufnehmen zu lassen. Die Protokolle zeigen, dass er auch in die Sitzungen gekommen ist, und am 12. Juni 1732 hat er seine Bestallung, jenes Narrenpatent, in einer beglaubigten Copie zu den Acten gegeben!

verdiente eine solche Behandlung, weil sie sie duldete? Aber hätte es irgend etwas geholfen, wenn sie sich gewehrt hätte?

Zum Glück für die Societät wurde von Viereck im folgenden Jahre — wider seinen Willen — Protector, und seine erste Amtshandlung (18. Mai 1733) bestand darin, dass er die Ernennung des Hofpredigers Jablonski zum Präsidenten beim Könige durchsetzte[1]. Am 14. Juli 1733 trat der greise Mitstifter der Akademie das Amt als Präsident an mit einer Zulage von 100 Thlr. zu seinem ebenso grossen Directorialgehalt. Ausdrücklich aber bemerkte der König, dass Graben von Stein als Vicepräsident die unter dem Titel »Vor die sämmtlichen Königl. Narren« stehenden 200 Thlr. fortbeziehen solle.

Unter von Viereck's und Jablonski's Leitung kam ein etwas frischerer Zug in die Societät. Sie veröffentlichte nun doch wenigstens alle drei Jahre einen Band Miscellanea (1734. 1737. 1740. 1743). Mit dem letzten gelehrten Narren des Königs, Morgenstern, wurde die Societät nicht mehr behelligt. Er wurde durch ein Patent vom 1. September 1737 zum »Vicekanzler derer sämmtlichen Espaces imaginaires« ernannt.

Der Secretar J. Th. Jablonski starb am 28. April 1731 im 77. Lebensjahr. Nachdem er mehrere Jahre als Reisebegleiter eines Prinzen von Berlin entfernt gewesen, hatte er gegen Ende des Jahres 1717 sein Amt bei der Societät wieder aufgenommen, und der König bewilligte ihm auf seine Eingabe die einst entzogene Hälfte seines Gehalts wieder[2]. Seine Stelle blieb nach seinem Tode zwei Jahre unbesetzt: dann erhielt sie auf Antrag der Societät (11. März 1733) der Hofrath von Jariges (geb. am 13. November 1706 zu Berlin, gest. am 9. November 1770), der spätere Präsident des Kammergerichts und Grosskanzler der Justiz unter Friedrich II.[3]. Kurz vorher war das Amt eines Rendanten von dem des Secretars getrennt und vom Könige dem Professor und Hofapotheker Neumann ver-

[1] Der geistliche Stand Jablonski's diente ihm bei der Gemüthsverfassung, in der sich der König damals befand, zur Empfehlung. Bartholmèss (I p. 120) vermuthet, dass der König auch Gewissensbisse gehabt habe des burlesken Leichenbegängnisses wegen, das er für Gundling veranstaltet hatte.

[2] Ordre vom 28. März 1720. Im December 1725 wurde ihm, weil er alterte, ein Secretarius adiunctus in der Person des Hofraths Coeper beigegeben, s. Urkundenband Nr. 138 und Akademische Protokolle vom 29. December 1725.

[3] Er war auch Mitarbeiter Cocceji's an der Justizreform und seit 1755 dessen Nachfolger im Amt. (Eloge von Formey in den Mém. 1771 p. 41—45). Friedrich's II. günstiges Urtheil über ihn siehe in den Œuvres T. 20 p. 195 vom Jahre 1776.

liehen worden (11. Mai 1731). Hier hatte der König souverän eingegriffen und Neumann eingesetzt, während die Societät den bisherigen Secretarius adjunctus Coeper wünschte[1]. Neben dem Societäts-Factor (Buchdrucker) erscheint zum ersten Mal im Adresskalender für 1738 als Societäts-Kassirer David Köhler. Im Jahre 1735 (9. Mai) war auch ein besonderer Societäts-Bibliothekar ernannt worden (der erste war J. W. Wagner)[2]. Die Veranlassung dazu wird später mitgetheilt werden.

In dem Concilium kamen folgende Veränderungen vor: an Stelle des recht unfähigen Jägwitz (1716–1728) trat der tüchtigere, aber schon hochbejahrte des Vignoles als Director der mathematischen Klasse (seines Alters wegen bekam er d'Angicour als Adjunct). In der deutschen Klasse folgte auf Schott im Jahre 1718 der Kammergerichtsrath Schlüter, dann seit 1732 der treffliche Frisch; in der physikalisch-medicinischen Klasse, in der die Ärzte dominirten, folgte Henrici 1719[3] dem Krug von Nidda und wurde 1725 durch Buddeus abgelöst; neben ihm setzte der König am 20. September 1735 den Hofrath Eller, ersten Leibmedicus und Director des Königlich medicinisch-chirurgischen Collegs, als ausserordentlichen wirklichen Director auch in der Societät ein; er hatte also Sitz und Stimme im Concilium. In der orientalischen Abtheilung blieb der Hofprediger bis zum Anfang der Regierung Friedrich's II. an der Spitze. Im

[1] Für Neumann war die Stelle lediglich aus dem Grunde geschaffen worden, um ihm zu seinem spärlichen Gehalt von 200 Thlr. (als Hofapotheker) weitere 200 Thlr. aus der Societätskasse zuzuwenden. Als Neumann nun nach einigen Jahren starb (20. October 1737) und damals gerade die Societät wieder einmal vom Könige angewiesen wurde, 200 Thlr. jährlich an zwei Ärzte zu bezahlen, stellte von Jariges den Antrag, die Rendantenstelle wieder mit der seinigen (der des Secretars) zu vereinigen und ihm den Aufwärter der Societät, Köhler, dem bereits der Debit verschiedener Kalender von der Societät übertragen war, zu Dienstleistungen mit 50 Thlr. Remuneration beizugeben. Dann könnten die 150 Thlr. gespart und jenen beiden Ärzten ausgezahlt werden; die Societät hätte nur 50 Thlr. aufzubringen. Der König entschied wesentlich in diesem Sinn (18. November 1737).

[2] Seine Ernennung hatte noch ein Vorspiel. Als es beschlossen war, dass die Societät einen Bibliothekar erwählen müsse, wandte sich der Geheime Rath und Leibmedicus Horch, Mitglied der Societät, an den König und erwirkte einen königlichen Befehl, seinen Sohn mit 200 Thlr. Besoldung als Bibliothekar anzustellen (6. März 1735). Die Societät machte eine Gegenvorstellung (2. April 1735); sie erklärte, Wagner gebühre die Stelle, der seit 20 Jahren für die Societät arbeite; auch thue es Wagner für 100 Thlr. Der König schrieb an den Rand der Eingabe: »habe es. FW« — wurden doch 100 Thlr. gespart.

[3] Henrici hatte sich direct beim Könige um die Stelle beworben; dieser setzte ihn ohne Weiteres ein und liess das fait accompli der Societät mittheilen (3. Juni 1719), ohne ihr Vorschlagsrecht zu respectiren. Sie erfuhr die Ernennung officiell erst nach mehreren Wochen.

Vicepräsidium wechselten die vier Directoren jährlich ab und behielten diese Ordnung auch bei, nachdem Graben von Stein zum Vice-Praeses perpetuus ernannt worden war. Als Advocatus fisci mit 100 Thlrn.[1] wurde am 7. April 1740 der Generalfiscal Uhden auf Vorschlag der Societät ernannt. Der Astronom der Societät, der jüngere Kirch, starb im Jahre 1740, nachdem er wiederholte Berufungen nach Petersburg, wo eine Akademie der Wissenschaften nach Leibnizens Ideen und dem Muster der Berlinischen eingerichtet war, ausgeschlagen hatte. An seine Stelle trat (16. April 1740) J. W. Wagner[2].

Auf einem Blatte hat der Secretar Jablonski im Jahre 1730 verzeichnet, wie viele Mitglieder in den Jahren 1716–1729 (einheimische und auswärtige zusammen) aufgenommen worden sind. Ihre Zahl betrug 92[3]. Im Adresskalender für 1739 erscheint folgender Bestand der Societät:

Protector: v. Viereck,
Präses: der Hofprediger Jablonski,
Vice-Präses: Graben v. Stein.
Secretar: v. Jariges.
Medico-Physik. Klasse: Buddeus, Director; Barfeknecht, Carita, Frisch, Grischau, Holtzendorff, Horch, Kirstetter, M. M. Ludolff, G. Fr. Ludolff, Marggraf, Pott, Schaarschmidt, Sprögel[4].
Mathem. Klasse: Des Vignoles, Director; Frisch, Grischau, Kirch, Naudé, J. W. Wagner (zugleich Bibliothekar).
Historisch-philol.-deutsche Klasse: Frisch, Director; Hering, v. Jariges (zugleich Secretar), Küster, v. Scharden, Des Vignoles.
Historisch-philol. kirchl.-orient. Klasse: Jablonski, Director; Elsner, Frisch[5], Heinius, Küster, Noltenius, Reinbeck, Stubenrauch, La Croze.

Abwesende Mitglieder werden 116 aufgeführt, unter ihnen Barbeyrac, Bentley, Joh. Bernoulli, Celsius, Gerike (Helmstädt), Gottsched, Maupertuis, Sloane, Chr. Wolff (Marburg).

Die directe und indirecte Correspondenz der Societät mit dem Könige ist unter Friedrich Wilhelm I. grösstentheils durch finanzielle Zumuthungen veranlasst worden. Der Monarch, der es überhaupt unnütz

[1] Duhram verlor 1731 sein Amt, s. Fassmann, Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's (1735) S. 1038.

[2] Über Kirch's verzögerte Bestattung s. Friedrich's des Grossen Œuvr. T. 21 p. 373.

[3] In den Jahren 1716 und 1717 wurden keine Mitglieder aufgenommen; im Jahre 1729 2; in den Jahren 1718, 1719 und 1727 je 4; 1720 5; 1722 7; 1721, 1724, 1728 je 8; 1725 9; 1723 13; 1726 20 Mitglieder.

[4] Sieben von diesen 14 Mitgliedern gehören auch dem Collegium medico-chirurgicum an; der berühmte Marggraf erscheint hier zum ersten Mal.

[5] Frisch ist in allen vier Klassen und hat thatsächlich für alle vier gearbeitet.

fand, dass ein so werthloses Institut wie die Societät das bedeutende Kalenderprivileg besass, und der ausserdem argwöhnte, die Akademie sei reicher, als sie glauben machen wolle, dictirte ihr immer wieder neue Auflagen, grösstentheils zu Gunsten seines medicinisch-chirurgischen Collegiums und der Militärärzte. Dieses Collegium rückte er dadurch und durch andere Bestimmungen immer näher an die Societät heran, augenscheinlich in der Absicht, den Etat desselben zu verbessern. Die hervorragenden Mediciner wurden regelmässig auch Mitglieder der Societät, und die medicinisch-physikalische Klasse verschmolz nahezu mit dem medicinischen Collegium[1]. Dass bei dem damaligen Stande der Wissenschaften, zumal in Berlin, diese Politik des Königs wohl berechtigt war, wurde bereits oben (S. 216) gezeigt.

Nach dem Tode Gundelsheim's und Leibnizens willigte der König ein, dass statt der 1000 Thlr., die die Societät bisher für das medicinisch-physikalische Colleg hatte zahlen müssen (sie besoldete den Professor der Anatomie, zwei Anatomie-Diener und gab einen Beitrag für die anatomischen und chirurgischen Instrumente), fortab nur 800 Thlr. erlegt würden. Dadurch wurden (mit den 300 Thlrn., die Leibniz gehabt hatte) 500 Thlr. frei, welche die vier Directoren und der Fiscal erhielten. Am 15. Mai 1717 übergab der König das anatomische Theater ganz der Societät, »es in einen guten und nützlichen Stand zu setzen und dahin zu sehen, dass solche anatomische Übungen zu bequemer Zeit und gewissen Stunden das Jahr durch beständig fortgesetzet werden, wovon sie dann von Zeit zu Zeiten allerunterthänigsten Bericht abstatten soll«. Dafür bestätige der König hiermit die Fundation der Societät und versichere ihr bei seinem königlichen Wort, dass derselben keine weiteren Ausgaben, unter welcherlei Namen, Prätext oder Schein es immer sein möge, zugemuthet werden sollen[2]. Die Societät beeilte sich (29. Mai 1717) in einem Schreiben an von Printzen, diesen ihren Protector zu bitten, »die fast von ihrer Einrichtung an sehr gedrückte Societät bei der K. Gnade, deren sie diesesmal eine éclatante Probe geniesset, beständig zu erhalten«. Am 14. August 1717 liess der König die Societät seiner Huld und Gnade versichern, weil sie seinem Befehl das Theatrum Anatomicum betreffend nachgekommen

[1] Mehrere königliche Ordres sind an die Societät der Wissenschaften und das Collegium medico-chirurgicum gemeinsam gerichtet.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 133. Am 5. März 1719 erfolgte dann eine königliche Ordre: »Wie es bei dem Etablissement der Anatomischen Wissenschaften soll gehalten werden«.

sei, und als ihr auf Betreiben Stahl's am 28. September weitere Ausgaben für medicinische Zwecke zugemuthet wurden und sie Gegenvorstellungen machte, unter Hinweis auf die grossen Kosten, die ihr die Anatomie verursache, und auf die Ordre vom 15. Mai, da zog der König die neuen Forderungen diesmal noch zurück[1].

Im Frühling des nächsten Jahres befahl er ihr, sämmtliche medicinische Werke des Joh. Doläus in's Deutsche zu übersetzen, und zwar binnen Jahresfrist, »worauf wir sodann des Drucks halber Verfügung thun werden[2]«. Am 2. April desselben Jahres ordnete er an, dass die Societät die Pflege und Vermehrung aller Gewächse in dem (von Gundelsheim) zu einem Apothekergarten umgewandelten Hopfengarten übernehmen solle, dass aber der Garten selbst bei der Hofapotheke verbleibe[3].

Der Societät waren damit neue Ausgaben anbefohlen; aber man kann nicht sagen, dass sie ausserhalb ihres Kreises lagen. Sie remonstrirte daher auch nicht; als ihr aber einige Monate später auferlegt wurde, dem vom König zum Commerzienrath ernannten Leipziger Mechaniker Leopold (Leupold) jährlich 100 Thlr. zu zahlen, »wegen des Schönebeckischen Salzwesens«, erklärte sie zwar in einer umfangreichen Eingabe, sich zu fügen, bat aber, sie mit weiteren Auflagen zu verschonen, sie könne sonst das grosse Werk, welches sie vorhabe, nämlich eben jenes Leopold's Theatrum Machinarum Universitatis, eine genaue Beschreibung aller Maschinen der Welt mit Abbildungen, nicht publiciren[4]; auch sei der König

[1] Siehe Urkundenband Nr. 134 und 135.

[2] Ordre vom 15. März 1718. Motive: der König selbst werde die Übersetzung gern sehen und dem Publico sei sie höchst zuträglich. Es ist mir nicht bekannt, dass die Societät den Auftrag ausgeführt hat. Doläus (1651—1707) war ein gelehrter, aber in der mystischen Medicin Paracelsisch-Helmontischer Richtung befangener Arzt.

[3] Siehe Urkundenband Nr. 136.

[4] Diese Aufgabe hat die Societät lange Zeit beschäftigt (1718—20), s. den Fasc. »Revenuen« im Akademischen Archiv. Der König war dem Unternehmen sehr geneigt. Es sollten 1800 Blätter in 6 Jahren mit Beschreibungen erscheinen. Die Societät sollte die Kosten aufbringen; aber Leupold (der Mechaniker) meinte, das Werk werde sich glänzend bezahlt machen und den Fundus der Societät verbessern. Mit geheimnissvollen Vorschlägen zur Erhöhung desselben drängten sich nicht Wenige an die Societät heran. Einer will bereits während der Verhandlungen über sein Geheimniss wöchentlich einen Ducaten; ein Anderer weiss ein Mittel (10. Juli 1720), wodurch die Societät das erste Jahr wenigstens eine Tonne Goldes, hernach aber jährlich und perpetuirlich den 3. Theil davon ziehen und einnehmen kann. Natürlich bedingt er sich seinen Antheil aus. Ein Dritter schlägt die Gründung einer Zeitung vor: »Da die Societät insbesondere die Ausübung und Reinigkeit der teutschen Sprache beobachten und in Stand zu bringen auf sich hat, es aber dieser K. Residenz zu nicht geringem Übelstand gereichet, dass die gedruckten Zeitungen

von böswilligen Leuten über die Societätskasse falsch berichtet; jene sprengten aus, es müsste in ihr viel Geld sein, wenn es nicht wider die Bestimmung anderweitig verausgabt wäre (28. September 1718).

Allein als Antwort kamen neue Auflagen; der König schenkte den »böswilligen Leuten« (gemeint ist wohl vor allem Stahl) Glauben. Unter dem 27. Mai 1719 befahl er, dass die Societät den Gärtner des Hofapotheken-Gartens, Michelmann, jährlich mit 286 Thlr. 18 Groschen besolde, und am 24. und 28. October erhielt die Societät zwei Schreiben der Amtskammer, nach denen der König verfügt hatte, sie solle die ausländischen Pflanzen in den Gewächshäusern zu Oranienburg und Alt-Landsberg abholen lassen und in Zukunft für sie Sorge tragen, die dortigen Gärtner würden kein Holz mehr zur Heizung der Orangerien erhalten.

Die Societät reichte diesen Zumuthungen gegenüber dem Minister eine ausführliche Eingabe ein (23. December 1719), wies auf ihre zahlreichen Aufgaben, die alle kümmerlich vorbereitet seien, und auf die königlichen Zusicherungen vom 15. Mai, 14. August und 20. November 1717 hin und erklärte, dass die Gerüchte über ihren Reichthum aus »übelgesinnten und heimtückischen Absichten« entsprungen seien. Um ihnen zu begegnen, legt sie ihrem Schreiben eine Übersicht über Einnahme und Ausgabe für die Jahre 1717 und 1718 bei[1]. Diese ergiebt, dass sie bei einem jährlichen Etat von etwa 6100 Thlrn. im Jahre 1717 ein Minus von 83 Thlrn., im Jahre 1718 ein Plus von 666 Thlrn. gehabt hat. Nicht näher specialisirt ist der Posten »Besoldungen«, der im Jahre 1717 2000, im Jahre 1718 1548 Thlr. betragen hat. Doch wird ausdrücklich bemerkt, dass für 1718 noch 250 Thlr. Besoldungen rückständig seien, und 16–1700 Thlr. fixirte Besoldungen kann man nach den Acten sicher ausrechnen.

Die Eingabe fruchtete nichts. Als die Societät zwei Jahre später (21. October 1721) um Wiederholung des Kalenderprivilegs bat, rechnete sie dem Könige vor, dass sie an ordentlichen Auf-

sowohl was die Sprache als auch was die übrigen Umstände belanget, sehr schlecht beschaffen sind, u. s. w.«. — Ausserdem wurden der Societät damals und später die verschiedensten Erfindungen und technische sowie medicinische Verbesserungen zur Begutachtung vorgelegt, z. B. neue Stubenöfen, Verfertigung von Hemden ohne Naht, Verbesserung von Kalk und Mörtel, Verhinderung von Viehseuchen, Mittel gegen Weinverfälschung u. s. w. Nur in einigen Fällen scheint sie geantwortet zu haben, nämlich wenn der König es verlangte.

[1] Das Actenstück ist grösstentheils im Urkundenband Nr. 137 abgedruckt.

lagen 1036 Thlr. zu zahlen habe[1] und ihr ausserdem die Unterhaltung der Gewächse im Apothekergarten und andere extraordinäre Lasten oblägen.

Durch Nachdrucke und durch die Einschleppung fremder Kalender, ferner durch säumige Buchhändler, die die von ihnen vertriebenen Kalender nicht bezahlten, erlitt die Societät empfindliche Verluste. Sie trug deshalb wiederholt auf Einschärfung ihres Privilegs an. Endlich im December 1723 theilte ihr Gundling im Auftrag des Königs mit, das Privileg werde erneuert werden. Wirklich erschien das königliche Ausschreiben am 14. December 1723[2]. Jener Brief Gundling's an den Vicepräsidenten ist auch sonst von Wichtigkeit. Er zeigt, dass der König — durch den Chirurgen Holzendorff bestimmt — zeitweilig ein freundlicheres Urtheil über die Societät gewonnen hatte, und dass man allen Ernstes damit umging, ein chemisches Laboratorium nebst Auditorium zu bauen. Der König, heisst es, habe beschlossen, das medicinische und physikalische Departement zu erweitern.

»dieweilen auch ein Laboratorium soll gebauet werden und das Haus des Hrn. Schützens dazu soll genommen werden, so wäre das Laboratorium loco congruo zu bauen, das Haus aber zum Auditorio zu aptiren, wobei in Acht zu nehmen, dass solches mit den mindesten Kosten geschehe, von dem Hausbau aber ist gänzlich zu abstrahiren. Die Operationes Chymicae werden zwar Impensas machen, jedoch aber dürfen wir dafür Douceurs zu gewarten haben, wann wir die Praeparation und den Debit des Siegel-Lacks unice werden erhalten...«

»Die Conchylia, so Hr. v. Gundelsheim nachgelassen, wird unsere Naturalien-Kammer erhalten; wir werden aber 200 Thlr., so ehemalen der Factor gehabt, der Chymie widmen müssen. Ich suche Alles zu menagiren ... Den grössern Riss vom Hause bitte zurückzuhalten. Im sondern es ist genug, wann das Laboratorium und Auditorium maius et minus wol angeleget wird. S. K. Maj. haben durch Hrn. Chirurgum Holzendorff ein gnädiges Concept von dem Fleiss und Treu der Societät erhalten; redeant in aurum secula prisca! Die Collection der Miscellanea bitte gehorsamst zu urgiren; denn dieses wird hier pressiret.«

Gundling berichtet weiter, der König werde demnächst kommen und alle Räume, Naturalien und optische Instrumente der Societät besichtigen; Alles soll daher in guten, reinlichen Stand gesetzt werden. Man soll Alles thun, »so das Anschauen Potentissimi Regis vergnügen kann. Ich verspreche fest der Societät etwas Gutes.

---

[1] 500 Thlr. dem Professor der Anatomie, Henrici, 200 für die anatomischen Bedürfnisse, 50 für den Anatomie-Diener, 100 für Leupold zu Leipzig, 186 für den Gärtner Michelmann.

[2] Geichzeitig wurde erst jetzt die Fundation der Societät durch eine Urkunde bestätigt (doch s. schon zum Jahre 1717). — Der Kalenderpreis ist im Jahre 1724 etwas erhöht worden (s. den Bericht des Secretars von Jariges an von Viereck vom 8. Juni 1740).

wann der Fundus conserviret und erweitert wird, denn ich schätze, dass 400 Thlr. erfordert werden, wobei Dero Herr Bruder sein augmentum debitum salarii mandato Regis erhalten wird. Der Maulbeer-Garten im Societäts-Hof wird ein hortus botanicus werden, dannen hero auf künftigen Frühling locum commodum wir erhalten werden. Der liebste Gott gebe zu Allem sein Gedeihen«.

Geld gab der König nicht, im Gegentheil — an demselben Tage, an dem er das Kalenderprivileg erneuert hatte, verfügte er, die Societät solle dem Prof. Buddeus, Pott und dem Hofapotheker Neumann jährlich je 100 Thlr. bezahlen und »der aus Frankreich gekommenen Waisenmutter Motet« 50 Thlr.; der Secretar erhielt eine Zulage von ebenfalls 50 Thlrn. Als Henrici als adjungirter Garnisonsmedicus nach Magdeburg versetzt wurde, bestimmte der König, er solle dort das Societätsgehalt von 300 Thlr. bis zum Absterben des alten Medicus weiter beziehen[1].

In finanziellen Dingen erreichte Gundling also nichts für die Societät[2]: dagegen hat er seinen an sich schon so trübseligen Namen in tiefen Schatten versenkt durch den Antheil, den er — die Sache ist nicht ganz sicher — an Chr. Wolff's Vertreibung aus Halle genommen haben soll. Zu den Gegnern Wolff's, nicht aus Princip, sondern aus Brodneid, gehörte sein College, der Jurist H. Gundling in Halle. Er soll nun seinen Bruder, den Präsidenten der Societät, veranlasst haben, dem Könige die praktischen Gefahren des Wolff'schen Determinismus durch zwei befreundete Generäle im Tabakscollegium drastisch vorzuführen — dass fahnenflüchtige Grenadiere nach Wolff nicht zur Verantwortung gezogen werden können, da alles prästabilirt sei —, und soll im Bunde mit den pietistischen Theologen jene berüchtigte

[1] Im Mai 1727 legte der König der Societät eine weitere Auflage auf: die 100 Thlr., die bisher der Director adjunctus der mathematischen Klasse, d'Angicour, der gestorben war, bezogen, sollte der Regimentsfeldscheer Senf erhalten. Ganz witzig schreibt Gundling über diese Zumuthung an den Protector von Creutz (11. Mai), indem er ihm den Thatbestand darlegt und ausführt, dass die 100 Thlr. dem blinden Dr. Jägwitz gebühren: »Es ist zu beklagen, dass auch Herr Stallmeister Beer sich gemeldet (scil. für die 100 Thlr.) und vermeinet, dass weilen das Observatorium auf dem Stall stände, die Pferde gleichfalls davon was haben müssten«. Die Societät machte auch ihrerseits eine Gegenvorstellung (4. Juni), in der sie darauf hinwies, dass der König selbst den Directoribus adjunctis 100 Thlr. ausgesetzt habe; aber dieser Einwand hat schwerlich etwas genützt.

[2] Da er für seine historischen Arbeiten Medaillen und Münzen brauchte, so erwirkte er einen königlichen Befehl, die Münzsammlung Raue's (eines Mitglieds der Societät) anzukaufen; aber die Societät musste sie bezahlen. Immerhin fand sich noch Geld zu solchen Erwerbungen.

Cabinetsordre vom 8. November 1723 bewirkt haben, nach welcher Wolff binnen zweimal 24 Stunden bei Strafe des Strangs Halle verlassen musste. Während die Wolff'sche Philosophie in den Kreisen der Societät viele Anhänger zählte, veranlasste ihr Präsident, dass der Philosoph wie ein gemeiner Verbrecher behandelt wurde! Die Freude aber erlebte die Societät nach zehn Jahren, dass ihr neuer Präsident, der Hofprediger Jablonski, einen sehr wesentlichen Antheil an der Rehabilitirung Wolff's in Preussen nehmen durfte[1].

Das wenigstens erwirkte Gundling noch für die Societät, bevor er völlig versank, dass ihre Bibliothek von allen in Preussen erscheinenden Büchern ein Pflichtexemplar erhielt[2] und dass ihr das Recht der Publication der Gesetzessammlung und geographischer Karten als Monopol übertragen wurde.

In der für die Societät dunkelsten Zeit von 1727–1733, unter der Leitung von von Creutz und Graben von Stein, kam es so weit, dass die Akademie ein ausführliches Gutachten abgeben musste über

[1] Der Hergang ist in neuerer Zeit öfters erzählt worden, s. Erdmann, Die Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts 1849 S. 333, Zeller i. d. Preuss. Jahrb. 1862 S. 47, Schrader, Gesch. d. Univ. Halle 1. Bd. S. 168 ff., 211 ff., Hettner's Litt.-Gesch. u. s. w. Nach zehn Jahren schlug das Urtheil des Königs vollständig um. Eine Commission von Theologen, unter denen sich Jablonski und Reinbeck (unter Cocceji's Vorsitz) befanden, sprach sich in jeder Hinsicht günstig über die Wolff'sche Philosophie aus, so dass ihn der König wiederholt nach Halle zurückzuführen versuchte und kurz vor seinem Tode sogar die Wolff'sche Philosophie an den preussischen Universitäten für obligatorisch erklärte. Erst Friedrich dem Grossen gelang es im ersten Jahr seiner Regierung, den Philosophen zur Rückkehr nach Halle zu bewegen. Förster in seinem Leben Friedrich Wilhelm's I. 1835, 2. Bd. S. 352 f. berichtet nichts über den Antheil Paul Gundling's an Wolff's Vertreibung, sondern nennt nur die Namen der Generale von Natzmer und von Löben, die Wolff feindlich gesinnt waren und mit den Theologen in Halle in Verbindung standen. Aber die boshafte Nutzanwendung der Wolff'schen Philosophie auf desertirende Soldaten ist doch wohl ein Gundling'scher Witz, der den Generalen suppeditirt worden ist. So stellt die Sache auch Denina dar (La Prusse littér. 1791 III. Bd. S. 495). Das Akademische Archiv enthält natürlich über die Katastrophe nichts. Schrader (Gesch. d. Univ. Halle, 1. Bd. S. 231) hält die Betheiligung P. Gundling's an ihr für nicht erwiesen, die Aufstachelung durch den Bruder für höchst unwahrscheinlich. — Jablonski und Reinbeck hatten schon kurz vor der Katastrophe des Jahres 1723 (am 29. October) ein für Wolff günstiges Votum abgegeben, aber der König hatte es damals nicht beachtet. Über Reinbeck's Verhältniss zu Wolff s. Büsching, Beiträge 1. Bd. 1783 S. 3 ff., der übrigens Gundling's Betheiligung an der Vertreibung Wolff's auch nicht erwähnt.

[2] Am 30. October 1724 regte Gundling dies beim Protector von Printzen an, und bereits am 31. October erschien die königliche Ordre (erneuert am 19. März 1746). Man hatte dem Könige gegenüber die Motivirung gebraucht: »damit die jungen Feldscheerer mit nöthigen Büchern versehen und bei der Societät medicinische, chirurgische und andere dienliche Bücher angeschaffet werden können« (Geh. Staatsarchiv).

den Bericht eines Feldscheers in Serbien, dass sich dort mehrere Personen in Vampyre verwandelt und Anderen das Blut ausgesaugt hätten, »solche seien auch zu Vampyren geworden«. Jede Klasse musste über diesen Bericht für sich votiren: diese Gutachten fielen übrigens so verständig aus, als es die auch in jenem Zeitalter bereits absurde Frage zuliess[1].

Etwas bessere Zeiten kamen seit 1733. Zwar steigerten sich die finanziellen Zumuthungen des Königs unaufhörlich, so dass beim Regierungsantritt Friedrich's des Grossen die Leistungen der Societät für fremde Zwecke gegen 2400 Thlr. betrugen[2]; aber durch eine bedeutende Schenkung vergrösserte der König doch auch das wissenschaftliche Inventar der Societät in sehr willkommener Weise. Er überwies ihr im Januar 1735 aus der Königlichen Bibliothek gegen 3000 mathematische und medicinische Bücher, dazu 300 Stück seltene Naturalien u. A. Den Directoren, die sich für die reiche Gabe bedankten, schärfte der König ein, fleissiger als bisher zu arbeiten, damit der Zweck erreicht werde, zu dem sie eigentlich gestiftet worden war. Die Societät solle sich auf solche Erfindungen legen, welche capable wären, die Künste und Wissenschaften immer höher empor zu bringen, und zwar solche, die der Welt zum wahren Nutzen gereichen, keineswegs aber in blosser Windmacherei und in falschen Träumereien beständen, womit sich viele Gelehrte aufzuhalten pflegten[3]. Im Mai desselben Jahres wurde die erste Instruction für den Societäts-Bibliothekar (Wagner) entworfen. Man erfährt aus ihr, dass der König in Bezug auf die geschenkten Bücher bestimmt hatte (Ordres vom 22. und 26. Januar), »dass Jedermann jung oder alt die Freiheit haben solle, vorerwähnte Bücher in der Societäts-Bibliothek zu gebrauchen, den Königl. Bedienten aber solche auf

[1] Im Akademischen Archiv wird das seltsame Actenstück aufbewahrt.

[2] Siehe den Bericht von Viereck's an den König vom 9. Juni 1740. Im Jahre 1737 (4. Juli) verfügte der König, dass die Societät den medicinischen Professoren Sprögel und Schaarschmidt je 100 Thlr. jährlich auszahlen solle. Auf den Rand der Gegenvorstellung der Societät bemerkte er lakonisch: »Sossietet soll mit der Ch[arité] zahlen. F. W.«. Am 19. Juni 1739 wurde durch königliche Ordre der Leichen-Kanon von 400 auf 500 Thlr. erhöht; die Summe floss in die Kasse der Societät; allein sie hatte keinen Vortheil davon; denn 400 Thlr. sollten, wie bisher, die Pensionair-Feldscheers erhalten und 100 Thlr. sollte der Prof. Sprögel haben.

[3] Siehe Förster, Friedrich Wilhelm I., 1835 2. Bd. S. 351 f. nach Fassmann, Friedrich Wilhelm 1735 S. 543. Da der betreffende Abschnitt Fassmann's augenscheinlich nach Eingaben der Societät und königlichen Kundgebungen gearbeitet ist, die wir jetzt nicht mehr besitzen, so ist er im Urkundenband Nr. 139 abgedruckt.

ihren Zettel nach Hause gelehnet, desgleichen gegen Ausstellung eines sicheren Scheins an Leute sowohl in als ausserhalb der Stadt bis auf 20 Meilen umher zum Lesen ausgeliehen werden dürfen, ausserhalb Landes aber niemals«. Auf vier Wochen können die Bücher verliehen werden. Die Instruction bestimmt aber, dass diese liberalen Bestimmungen nur für die geschenkten Bücher gelten; die früher von der Societät selbst angeschafften Werke sollen in einem besonderen Raume stehen und zum ausschliesslichen Gebrauch der Mitglieder bleiben, die sie auf vier Wochen entleihen können[1].

Im Jahre 1738 wurde, zunächst für die elf jährlichen Sitzungen der medicinisch-physikalischen Klasse[2], eine feste, am Anfang jeden Jahres zu veröffentlichende Leseordnung auf Vorschlag des Hofraths Buddeus eingerichtet. Die zehn Mitglieder der Klasse verpflichteten sich, in jedem Jahr je einen selbständigen Vortrag und ein Referat über eine wichtige litterarische Erscheinung in ihrem Fache zu halten[3].

2.

Während der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. hat die Societät nur 5 Bände Miscellanea herausgegeben; zwei von ihnen fallen in die Zeit von Gundling's, drei in die von Jablonski's Präsidium. Da die Philosophie ganz ausgeschlossen war und Themata von principieller Bedeutung nicht behandelt wurden, so ist der neue Geist der Wissenschaft nicht kräftig in diesen Bänden ausgeprägt, verleugnet sich aber doch in vielen Abhandlungen nicht[4]. Akademische

[1] Akademisches Archiv, vergl. auch Wilken, Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin 1828 S. 81. Am 3. Februar 1735 wurden die Bücher der Societät übergeben.

[2] Jede Klasse hielt monatlich am Donnerstag je eine Sitzung; im August waren Ferien.

[3] Siehe den Vorschlag im Urkundenband Nr. 140. Er ist die Grundlage der noch gegenwärtig geltenden Ordnung.

[4] Das Urtheil Geiger's (Berlin 1688—1840 Bd. 1 S. 240): »(In der Zeit Friedrich Wilhelm's I.) waren statt Männer der Wissenschaft unwissenschaftliche Thoren Hauptmitglieder der Societät«, ist nicht nur übertrieben, sondern einfach falsch. Die Hauptmitglieder waren stets respectable Gelehrte; Missgriffe bei Aufnahme neuer Mitglieder waren allerdings nicht selten, aber diese Dunkelmänner haben niemals der Societät das Gepräge gegeben. Noch unrichtiger aber ist es, wenn Geiger weiter bemerkt: »Es erschien geradezu als das Streben der gelehrten Gesellschaften, die Wissenschaft ins Burleske zu verkehren«, und dann allen Ernstes die Societät für das ridicule Patent Graben's von Stein verantwortlich macht. Sie hat stets ihre Behandlung seitens des Königs als schwere Kränkung empfunden und ist weit davon entfernt gewesen, die Wissenschaft in's Scherzhafte zu ziehen (Bielfeld, Lettres

Schönrednerei, wie sie Montesquieu in den Lettres Persanes (1721) verspottet und wie sie sich später in den Abhandlungen so breit gemacht hat, vermisst man mit Genugthuung, freilich — man vermisst auch noch jene treffliche formale Schulung des Geistes, durch die Frankreich die Völker Westeuropas im Zeitalter Ludwig's XIV. und des Regenten erzogen hat[1]. Der 2. Band (1723), zu welchem die Mediciner und Chemiker noch nichts beigesteuert haben, enthält vornehmlich mathematische und astronomische Abhandlungen, ausserdem nur sechs litterarische, unter denen der Vorschlag einer Universalschrift von D. Solbrig[2] und eine Untersuchung von Wachter über die Sprache des Codex Argenteus hervorzuheben sind[3].

Endlich entschlossen sich die Mediciner und Chemiker, nachdem das Collegium Medicum enge mit der Societät verbunden worden war, zur Mitarbeit. In dem 3. Band (1727) nehmen ihre Abhandlungen einen stattlichen Raum ein, und nicht minder in den folgenden Theilen. Es ist die Schule Georg Ernst Stahl's (1660–1734; Professor in Halle seit 1693, Leibarzt des Königs in Berlin seit 1716), des grössten Chemikers seiner Zeit, des Vaters der Phlogiston-Theorie, die nun zu Worte kam. Jene Theorie, von Lavoisier widerlegt, hat doch fast ein Jahrhundert lang geherrscht und sich fähig erwiesen, die bisher zerstreuten und unzusammenhängenden empirischen Beobachtungen in eine Einheit zu fassen und neue, fruchtbare Untersuchungen anzuregen. Durch sie ist die Chemie erst zu einer

T. II p. 134 schreibt allerdings: »Le roi ne faisait proposer de temps à autre que des plaisanteries à la Société, et celle-ci n'y répondait guère sur un meilleur ton«; aber als Beweis wird lediglich die zweifelhafte Champagner-Geschichte mitgetheilt). Auch die Behauptung: »Statt wissenschaftlicher Vorträge leistete man sich eine Production Schönemanns«, der bei seiner Introduction 200 Verse angeblich aus dem Stegreife recitirte über das Thema »Gott ist das Licht«, ist aus der Luft gegriffen. Solche poetische Leistungen waren auch in der französischen Akademie üblich, sind aber niemals an die Stelle wissenschaftlicher Vorträge getreten.

[1] Der Kronprinz Friedrich schreibt in einem Brief an Voltaire (17. Juni 1738, Œuvres T. 21 p. 210): »Les Mémoires de l'Académie, que je fais venir, seront ma tâche pour cet été et pour l'automne«, aber er meint die der französischen Akademie; die der Berliner hat er als Kronprinz niemals erwähnt.

[2] Er will die Begriffe durch Zahlen ausdrücken und hat mit Beihülfe der Societät darüber ein grosses Werk nebst einem Lexikon im Jahre 1726 in Salzwedel erscheinen lassen.

[3] Wachter hat der Akademie nur zwei Jahre (1720–1722) angehört; dann siedelte er nach Dresden, bald darauf nach Leipzig über. Hier hat er seine beiden deutschen Lexika herausgegeben, durch die er sich um die deutsche Sprache verdient gemacht hat. Das Bestreben, bei Worterklärungen auf die älteste Gestalt der Sprache zurückzugehen, ist bemerkenswerth.

Wissenschaft geworden, während sie bis dahin die dienende Magd der Medicin und der Goldmacherkunst gewesen war. Aber Stahl war nicht nur experimentirender Chemiker, sondern auch Arzt, und seine Eigenart bestand darin, diese beiden Aufgaben nicht vorschnell zu vermischen. Der Empirie hat er auch auf dem Gebiete der Heilkunde gehuldigt, aber eben deshalb lehnte er die mechanisch-mathematischen Theorien seines Rivalen Hoffmann, die ihm in fremdes Gebiet zu führen schienen, ab und suchte auf ein scheinbar näher liegendes Element, das Princip des Animismus, die Vorgänge im gesunden und kranken Körper zurückzuführen. Unter den Berliner Naturforschern und Ärzten, die zugleich Mitglieder der Societät waren, ragen besonders der viel gereiste und mit den Gelehrten des Auslandes in Verbindung stehende Caspar Neumann, der Hofapotheker (1683–1737), Eller, der Leibarzt (1689–1760), vor allem aber Pott, der bedeutende Chemiker, der Erforscher der Natur des Porzellans und Begründer der keramischen Pyrochemie (1692–1777), hervor. Pott hat auch zuerst die Natur der Bernsteinsäure als eine Pflanzensäure erkannt und andere wichtige chemische Entdeckungen vorbereitet[1]. Neben diesen Männern standen die trefflichen Anatomen Buddeus, ein Schüler Boerhave's, und Holtzendorff, der Reformator des preussischen Militärlazarethwesens und Begründer des Theatrum Anatomicum, denen sich bald der genaue Beobachter J. Nathanael Lieberkühn (1711–1756) zugesellen sollte. Alle diese Gelehrten befanden sich in scharfem Gegensatz zu den »Literaten« und den Franzosen[2] der Societät, deren Arbeiten sie als unnütz und unsolide bespöttelten. In dieser Haltung wurden sie durch den König selbst bestärkt[3]. Nur der Akademiker Frisch, dessen zoologische Untersuchungen anerkannt waren, der aber zugleich als Sprachforscher und Historiker Bedeutendes leistete, bildete ein Mittelglied zwischen den beiden Gruppen der Societät, der medicinisch-chemi-

[1] Sein Name lebt, allen bekannt, in der »Pott-Asche« fort.

[2] Es gab allerdings auch einen Arzt unter den Mitgliedern der Societät, der Franzose war, Carita; aber von ihm sagte La Croze: »Vous savez le nom de toutes les maladies en grec; vous n'en savez pas guérir une en français. Votre art est doublement muet« (Bartholmèss, Histoire I p. 86).

[3] Umgekehrt waren die »Literaten« am Hofe der Königin gern gesehen und waren zum Theil die Erzieher der königlichen Kinder. Hier traf man die Pastoren Beausobre und Lenfant, Jablonski und Reinbeck und die Franzosen du Han, La Croze, Chauvin, Naudé, Pelloutier u. s. w. Für die Zurücksetzung am Hofe des Königs entschädigte sie einigermaassen die Gunst der Königin, und den Kronprinzen gewannen sie für ihre Sache.

schen und der litterarischen[1]. Die mathematisch-astronomischen Publicationen standen nicht mehr auf der Höhe, namentlich seit des jüngeren Kirch's Tode[2].

In dem 3. Bande (1727) haben Buddeus, Frisch, Neumann, Holtzendorff und Pott eine Reihe von Abhandlungen geliefert[3]; der fleissige Kirch jun. hat nicht weniger als 12 astronomische Aufsätze beigesteuert. In der litterarischen Abtheilung ist besonders die Münzkunde gepflegt.

In dem 4. Bande (1734) sind Frisch und Wagner in der mathematischen Abtheilung die fleissigsten, in der litterarischen ebenfalls Frisch, in der medicinisch-naturwissenschaftlichen Caspar Neumann und wiederum Frisch.

Der 5. und 6. Band (1737. 1740) haben ihre Bedeutung fast ausschliesslich in den naturwissenschaftlich-medicinischen Arbeiten[4]. Der unermüdliche Frisch veröffentlichte seine zuverlässigen Beobachtungen weiter; aber neben ihm, Pott und Neumann erscheint im Jahre 1740 bereits der junge A. S. Marggraf mit einer Abhandlung über den Phosphor (»Relationes Phosphori solidi versus metalla et semimetalla«). Unter den litterarischen Abhandlungen ragt die von Brucker »De vestigiis philosophiae Alexandrinae in libro Sapientiae« vor allen hervor; sie behandelt ein Thema, welches, weiter gefasst, in der Folgezeit eines der fruchtbarsten auf dem Gebiete der alten Kirchengeschichte werden sollte.

Was die Geisteswissenschaften noch nicht zu einem frischen Leben gelangen liess, das war der Mangel einer die Erkenntniss beherrschenden und die Einzeluntersuchungen bestimmenden Weltanschauung und damit der Mangel an Problemen. Der alte melanchthonische Betrieb der Wissenschaften war aufgelöst; ihre Emancipation von der Kirche und der Theologie war im Princip vollzogen; aber die Elemente für einen neuen Bau waren noch zerstreut und besassen noch nicht die Kraft durchschlagender productiver und kriti-

---

[1] Bemerkenswerth ist, dass Frisch (in der Sitzung vom 10. Februar 1734) den Antrag gestellt hat, einen Theil der akademischen Arbeiten in den Miscellanea in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Der Antrag ist einstimmig angenommen, aber nicht ausgeführt worden (Akademisches Protokoll).

[2] Siehe den Brief Euler's an von Jariges (7. September 1742, Akademisches Archiv), in welchem er schreibt, die Astronomie sei bei der Societät sehr in Verfall gekommen.

[3] Frisch besonders zur Insecten- und Parasitenkunde (10 Abhandlungen).

[4] Auch schon der Zahl nach; es sind 40 Abhandlungen, während die litterarische Klasse nur 19, die mathematische nur 14 geliefert hat.

scher Principien[1]. Wohl waren sie längst Besitz einzelner hervorragender Geister, aber in der ganzen Breite der wissenschaftlichen Arbeit wirkten sie noch nicht mit souveräner Kraft. Weder die Philosophie des Cartesius, noch die Leibnizens oder Spinoza's bestimmte den Betrieb der Wissenschaft überhaupt: die Antithesen Bayle's erschütterten die Berliner Akademiker noch nicht: noch weniger waren die Feinheit und der strenge Stil in der Ausbildung litterarischer Formen, wie sie Frankreich lehrte, in den allgemeinen Besitz übergegangen. Auch das, was die Engländer an Sicherheit und Schärfe der Beobachtung und an praktischer Regelung des Lebens darboten, war erst von Wenigen in Deutschland aufgenommen. Hieran lag es, dass die wissenschaftlichen Arbeiten der Gelehrten zweiten Ranges, wie sie die Societät besass, in dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts nicht den Eindruck einer neuen Epoche der Cultur hervorrufen[2].

Aber eben in dem Jahrzehnt, welches dem Tode Friedrich Wilhelm's I. vorangeht, vollzog sich der grosse Umschwung, der bisher auf den Höhen des geistigen und wissenschaftlichen Lebens stattgefunden hatte, auch in den Niederungen und riss Alles mit sich fort. Das System Chr. Wolff's ist es gewesen, in welchem die Aufklärung ihre erste universale Ausgestaltung in Deutschland empfing und den Sieg auf dem ganzen Schlachtfelde erstritt. Scheinbar conservativ, war es doch, gemessen an den alten Überlieferungen, durch und durch radical und aggressiv, da es die Autorität in jeder Form negirte, an ihre Stelle die Vernunft setzte und die Geschichte nicht nöthig zu haben glaubte[3]. Mit ihm wirkte der von Englands

[1] Man kann das an der Haltung so bedeutender Prediger wie Jablonski und Reinbeck studiren. Sehr bezeichnend ist es auch, dass noch am 12. October 1740 — also bereits unter der Regierung Friedrich's des Grossen — die Akademie dem Verfasser eines philosophischen Werks, der ein Urtheil über sein Buch wünschte, die Antwort gegeben hat, »die in dem Essai philosophique enthaltenen Lehren seien sowohl den protestantischen als katholischen Gottesgelehrten höchst anstössig, und die Societät könne sich daher dieser und anderer Ursachen wegen hierüber mit ihm gar nicht einlassen« (Sitzungs-Protokoll).

[2] Angesehen blieb die Akademie durch ihre Miscellanea bei den auswärtigen Gelehrten. Im Jahre 1735 bewarb sich Maupertuis um die Aufnahme; Wolff schrieb ihr 1738, er habe die Absicht, »seine lateinische Philosophie der Societät zu übermachen«; in demselben Jahre fragte Gottsched an, ob er seinen kritischen Beiträgen, deren 5. Theil der Societät gewidmet war, den Titel geben dürfe: »Von einigen Mitgliedern der K. Preuss. Societät der Wissenschaften in Berlin«.

[3] »Alle moralischen Wahrheiten liegen in der Vernunft; wir brauchen dazu so wenig eine Offenbarung, als zu dem Satz: $2 \times 2 = 4$« — so sprach man in Thomasius' und Wolff's Schule.

Aufklärung illuminirte und sie umformende französische Geist in eigenthümlicher Verbindung zusammen, um jene Culturstufe heraufzuführen, in der das Mittelalter in unserem Vaterlande erst wirklich beseitigt worden ist[1].

Die Societät, so wie sie eingerichtet war und sich bis zum Jahre 1740 entwickelt hatte, war trotz der hohen Absichten ihres Stifters Leibniz nicht das zweckmässige Organon zur Durchführung des Umschwungs geworden[2]. Beweis dafür, wenn ein solcher noch nöthig ist, ist die Thatsache, dass mit ihr concurrirende wissenschaftliche Gesellschaften und Unternehmungen in Berlin emporwuchsen. Sie zeigten, dass die Societät den Bedürfnissen nicht entsprach. Französische Mitglieder der Societät versammelten sich seit 1720 regelmässig im Hause Lenfant's und gaben als »Société anonyme« eine »Bibliothèque Germanique« heraus, die später als »Nouvelle Bibliothèque Germanique« erschien und es bis auf 25 Bände gebracht hat. Hier schuf sich das französische Element auf deutschem Boden ein Organ[3]. Die Mediciner und Chemiker gaben seit 1717 bis 1732 »Acta Medicorum Berolinensium in incrementum artis et scientiarum collecta et digesta« heraus; eben deshalb entschlossen sie sich so schwer, für die Miscellanea der Societät Beiträge zu liefern. Im Jahre 1736 stifteten die Anhänger der Wolff'schen Philosophie in Berlin, unter des Grafen von Manteuffel und des Propstes Reinbeck Führung, eine Gesellschaft der Alethophilen zur Verbreitung dieser Philosophie und des »begründeten Denkens«[4]. Sie bedeutete an sich wenig — ursprünglich war sie gegründet »par badinerie plutôt que dans une intention sérieuse« —, aber sie war doch ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit; denn sie wies auf den Mangel hin, der der Societät der Wissenschaften anhaftete: diese Akademie war noch immer ganz unphilosophisch. Endlich, wenige Jahre später, bildete sich in den vornehmsten Kreisen Berlins eine französisch-litterarische Gesellschaft,

[1] Auch der Höhepunkt der Wirksamkeit Gottsched's, in der sich eine Combination des Wolff'schen Geistes mit französischem Formensinn darstellt, fällt in die Zeit 1730—1735.

[2] Siehe Friedrich's, des Kronprinzen, Schilderung der Entstehung und Geschichte der Societät in dem vertraulichen Briefe an Voltaire vom 6. Juli 1737, theilweise abgedruckt im Urkundenband Nr. 141. Ebendort (Nr. 142) ist seine spätere Skizze der Geschichte der Societät in einer akademischen Abhandlung vom Jahre 1748 mitgetheilt.

[3] Siehe Formey, Souvenirs I. Bd. p. 37; Büsching, Beiträge, I. Bd. S. 16 ff. 124 f.

[4] Die Gesellschaft hatte sich den Spruch der Aufklärung »Sapere aude« zum Motto erwählt und führte auf ihren Diplomen die Namen von Leibniz und Wolff.

die die Existenz der Societät der Wissenschaften geradezu bedrohte. Wir werden sie im nächsten Buch kennen lernen.

Kein Zweifel — die Societät in ihrem »schläfrigen« Zustande[1] war von dem Gang der Entwickelung überholt[2]. Ihre Lebensfähigkeit hing davon ab, dass sie eines der grossen Elemente, in denen der Fortschritt des Zeitalters gegeben war, energisch aufgriff und die Protection desselben übernahm, sei es nun die Wolff'sche Philosophie oder die Newton'sche Mechanik oder die französische litterarische Cultur oder eine eigenthümliche Verbindung aller dieser Elemente. Ein Reformator war nöthig, und er kam wirklich.

Am 31. Mai 1740 schloss Friedrich Wilhelm I. die Augen: der einzige preussische König, der nicht Protector der Societät gewesen ist. Sein gerader Sinn hatte es verschmäht, das zu scheinen, was er nicht sein wollte. Bereits die ersten Erlasse des neuen Herrschers aber zeigten, dass die Zeit der Noth und des Drucks für die Akademie nun vorbei war. Die Nacht war vergangen — nicht mehr sollte die Societät im Schatten des Theatrum anatomicum ein kümmerliches Dasein fristen[3] —, und strahlend kam der neue Tag herauf.

---

[1] Viele Mitglieder kamen fast nie in die Sitzungen. Als im Jahre 1727 die Exemplare des neuen Bandes der Miscellanea vertheilt werden sollten, schlug der Secretar vor, neun Mitglieder — unter ihnen La Croze — von der Vertheilung auszuschliessen, da sie nie in den Sitzungen zu sehen seien (Sitzungs-Protokoll).

[2] Nur Eines blühte einigermaassen — das waren die Finanzen der Societät. Seit von Jariges im Jahre 1733 das Secretariat übernommen hatte, hatten sich die Einnahmen aus den Kalendern, Dank seiner Umsicht (s. das Eloge auf ihn von Formey in den Mém. 1771 p. 44 f.), sehr vermehrt. Der Rendant Koehler, obschon er auch in seine eigene Tasche arbeitete, war ein sehr geschickter Subalternbeamter, der unter von Jariges' Oberaufsicht den Vertrieb der Kalender ausserordentlich zu steigern verstand. Als es sich im Winter 1743/44 um die Schliessung der alten Societät und die Eröffnung einer ganz neuen handelte, ist sie durch ihre gute financielle Lage vor dem Untergang bewahrt geblieben. Hätte sie nichts besessen, so hätte man sie schwerlich respectirt.

[3] Bielfeld, Lettres famil. et autres T. II 1763 p. 131. Maupertuis, Brief an Friedrich den Grossen (Le Sueur, Maupertuis p. 87) vom Herbst 1748: »Sous le règne du feu roi la Société des sciences n'a été proprement qu'une société de chirurgie (das ist eine Übertreibung) et même n'a jamais fait faire aucun progrès à cet art«.

ANHANG.

Zum Personalstand der Societät (1700—1740).

1. Protector:

S. Maj. der König Friedrich I. († 25. Februar 1713).
Der Staatsminister von Printzen († 8. November 1725).
Der Staatsminister von Creutz (21. November 1725 bis 13. Februar 1733).
Der Staatsminister von Viereck (seit dem 20. April 1733).

2. Präsident:

von Leibniz († 14. November 1716); seit dem 7. August 1710 stand der Staatsminister von Printzen als Praeses honor. neben bez. über ihm; von Printzen war also von 1713 bis 1718 Protector und Präsident (honor.) zugleich.
v. Gundling (5. März 1718 bis 11. April 1731).
[Fassmann (25. April 1731, musste schon im Mai resigniren)].
D. E. Jablonski (seit dem 14. Juli 1733).

3. Vicepräsident (neben den jährlich im Vicepräsidium wechselnden Directoren):

Graben zum Stein (seit dem 19. Januar 1732).

4. Directoren:

Der physik. Klasse: Krug von Nidda († 1719), Henrici (3. Juni 1719 bis 1725), Buddeus (seit 1725); seit dem 20. September 1735 ist Eller überzähliger Director (vom König eingesetzt).
Der mathem. Klasse: Cuneau († 30. December 1715), Jägwitz (1716 bis 1728), des Vignoles (seit 1728).
Der deutschen Klasse: Schott († 1718), Kammergerichtsrath Schlüter (1718 bis 1732), Frisch (seit 1732).
Der kirchlich-orientalischen Klasse: D. E. Jablonski.

5. Secretar:

J. Th. Jablonski († 28. April 1731: sein Adjunct in den letzten Jahren: Cöper): von Jariges (seit dem 11. März 1733).

6*a*. Vollständige Liste der einheimischen ordentlichen Mitglieder bis zur Mitte des Jahres 1713.

Leibniz († 14. November 1716), D. E. Jablonski, Hofprediger († 25. Mai 1741), Cuneau, Archivrath († 30. December 1715), Rabener, Hofrath († 29. Januar 1701), Ancillon, Legationsrath († 5. Juli 1715), Beer [Behr], Oberingenieur († nach 1715). — Achenbach, Kirchenrath und Hofprediger († 1720), d'Angicour[t], Königl. Secretar und Mathematiker, Beyer, Königl. Bibliothekar († vor dem 11. Juli 1705), Chauvain, Professor († 6. September 1725), La Croze, Bibliothekar († 21. Mai 1739), Frisch, Conrector († 21. März 1743), Gohlius, Mediciner († 1731), Grünberg, Architekt, Henrich, Hofprediger, F. Hoffmann, Mediciner († 12. November 1742), J. H. Hoffmann, Astronom († 6. April 1716), J. Th. Jablonski, Secretar der Societät († 28. April 1731), Jägwitz, Hofarzt († 1727), Kirch, Astronom († 25. Juli 1709), Krug von Nidda, erster Leibarzt († 1719), Lichtscheid, Kirchenrath, Marperger († 1730), von Meisenburg. Naudé sen., Professor der Mathematik († 7. März 1729), Naudé jun., Professor († 17. Januar 1745), Neukirch, Professor der schönen Wissenschaften († 1729), Oelven, Rittmeister, Raue, Pastor, Schlüter, Oberbaudirector (begab sich 1713 nach Petersburg), Schott, Rath und Bibliothekar († 12. December 1718), Spener, Mediciner († 1714), Stapf, Oberst, Stercky [Sterke], Professor und Pastor, Sturm, Hofprediger, Thormann [Thermann], des Vignoles, Pastor († 24. Juli 1744), Volkmann, Gymnasialdirector († 1722), Wagner, Astronom († 16. September 1745), Werner, Director der Akademie der Künste († 21. September 1710).

6*b*. Liste der zwischen 1713 und 1740 aufgenommenen ordentlichen einheimischen Mitglieder, die wirklich für die Akademie gearbeitet haben.

Christfried Kirch (1717 bis 1740), Gundling (5. März 1718 bis 11. April 1731), Wachter (24. Juni 1720, siedelte 1722 nach Dresden über), Seidel (3. Juli 1720 bis 8. Juni 1723), Neumann (1721 bis 20. October 1737), Pott (30. März 1722 bis 29. März 1777), Elsner (5. November 1722 bis 8. October 1750), Buddeus (13. September 1723 bis 25. December 1753), Holtzendorff (16. November 1724, † 1751), Grischow [Grischau] (12. Juli 1725 bis 10. November 1749), Eller

(27. Juli 1725 bis 13. September 1760), Henning (17. Juli 1726), Küster (21. Juli 1728 bis 28. März 1776), de Jariges (31. October 1731 bis 9. November 1770), Heinius (19. April 1732 bis 8. August 1775), Sprögel (17. October 1735 bis 18. Mai 1760), Schaarschmidt (17. October 1735 bis 17. Juni 1747), Horch (15. Januar 1738), Marggraf (19. Februar 1738 bis 7. August 1782), Ludolff sen. (4. December 1738 bis 22. October 1763).

Die Gesammtzahl der Mitglieder zwischen 1700 und 1740 betrug etwa 70.

7. Die bedeutendsten auswärtigen Mitglieder der Akademie (1700–1740)[1].

a. bis Mitte 1713: Barbeyrac, Basnage, Bentley, Jakob Bernoulli, Johann Bernoulli, Heinrich Bernoulli, Chamberlaine, Fabricius, H. A. Francke, Gothofredus, Gottsched, Hartsoeker, Heineccius, F. Hoffmann (Halle), Römer, Sloane, Turretin, Wolff (Halle).

b. bis 1740: Celsius, Clairaut, Gerike, Gesner, P. E. Jablonski, Jussieu, Maupertuis, Reaumur, Schöttgen.

[1] Die Zahl der auswärtigen Mitglieder war gross und betrug z. B. im Jahre 1739 einhundertsechzehn.

ZWEITES BUCH.

GESCHICHTE DER ACADEMIE ROYALE DES SCIENCES ET BELLES LETTRES FRIEDRICH'S DES GROSSEN (1740–1786).

Erstes Capitel.

Die Reorganisation der Societät und ihre Vereinigung mit der »Nouvelle Société Littéraire« (1740–1746): Die Académie Royale des Sciences et Belles Lettres.

1.

»Die Wissenschaften und Künste sind auf den Thron gestiegen« — das war der Jubelruf, mit dem die um Voltaire geschaarte Gemeinde der europäischen Philosophen, welche die Welt regieren und reformiren wollten, den jungen König begrüsste. Sie zählten ihn zu den ihrigen. Seit vier Jahren stand er in lebhafter Correspondenz mit ihnen, und wie einst in den Tagen des Konstantius die neuplatonischen Philosophen auf Julian blickten, der der Barbarei der Kirche ein Ende machen und das goldene Zeitalter heraufführen werde, so schauten jene Männer auf Friedrich und sein Rheinsberg: »Ex oriente lux!« »Votre Majesté ou Votre Humanité«, so redete Voltaire den Monarchen an in dem ersten Brief, den er nach der Thronbesteigung an ihn gerichtet hat[1].

Friedrich kannte die Hoffnungen, die auf ihn gesetzt waren, und wollte die Philosophen und die Dichter nicht enttäuschen; hatte er doch noch dreizehn Tage vor seinem Regierungsantritt im Angesicht des Thrones an Voltaire geschrieben: »Je vous assure que la philosophie me paraît plus charmante et plus attrayante que le trône; elle a l'avantage d'un plaisir solide; elle l'emporte sur les illusions et les erreurs des hommes[2]«. In der That — der Freundschaftsbund mit den gleichgestimmten Geistern, der Austausch mit

[1] Œuvres T. 22 p. 6 vom 18. Juni 1740. Derselbe Ausdruck findet sich auch noch in einem der letzten Briefe (6. Januar 1778 T. 23 p. 419).

[2] Œuvres T. 21 p. 378 vom 18. Mai 1740. Die Worte erinnern an ähnlich lautende seiner Grossmutter Sophie Charlotte.

ihnen, ihr Beifall und Lob, aber auch die tiefen Probleme der Lebensphilosophie und wiederum die Genüsse jener feinen Cultur, die man damals auch »Philosophie« nannte, entzückten seine Seele. Aber sobald er den Thron bestiegen hatte, nahm er alle Pflichten des Herrschers gleichzeitig auf, sich von jeder Einseitigkeit und jeder Abhängigkeit befreiend.

»Non, ce n'est plus du mont Rémus,
Douce et studieuse retraite,
D'où mes vers vous sont parvenus,
Que je date ces vers confus«,

schreibt er am 12. Juni von Charlottenburg aus an Voltaire[1],

»Car, dans ce moment, le poète
Et le prince sont confondus.
Désormais mon peuple que j'aime
Est l'unique dieu que je sers.
Adieu les vers et les concerts
Tous les plaisirs, Voltaire même;
Mon devoir est mon dieu suprême,
Qu'il [qui m'] entraîne de soins divers.«

»Ich bewege mich zwischen zwanzig Beschäftigungen und beklage nur die Kürze des Tages, der vierundzwanzig Stunden mehr haben müsste. Ich versichere Euch, dass mir das Leben Eines, der nur für die Erkenntniss und für sich selber lebt, unendlich viel begehrenswerther erscheint als das Leben des Mannes, dessen einzige Beschäftigung sein darf, für das Glück der Anderen zu sorgen. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der andern für das Volk und die schönen Künste.«

Für die schönen Künste — zu ihnen rechnete Friedrich auch die Wissenschaften in freier, vornehmer Darstellung, und dass ihr wirksamer Betrieb nur auf Akademieen gedeihen könne, war ihm nicht zweifelhaft. So hatte er bereits als Kronprinz einen Plan entworfen, in Berlin eine neue Akademie der Wissenschaften und Künste zu gründen, und hatte schon Umschau in Europa gehalten, um die Gelehrten zu finden und zu sammeln, deren er bedurfte[2].

---

[1] Œuvres T. 22 p. 4 f.

[2] Es ist bekannt, dass Friedrich auch sonst mit ganz bestimmten und wohl durchdachten Plänen den Thron bestiegen hat. Was die neue Akademie der Wissenschaften betrifft, so kommt vor allem der Brief an Voltaire vom 3. Mai 1740 — also vier Wochen vor der Thronbesteigung — in Betracht (Œuvres T. 21 p. 369 ff.). Je deutlicher es wurde, dass das Leben Friedrich Wilhelm's I. zu Ende ging, desto zudringlichere Briefe schrieb Voltaire. Einen besonders schmeichelhaften vom April 1740 (p. 366 ff.), in welchem er einen Traum erzählt, beantwortete der König ebenfalls mit der Erzählung eines Traumes:

Ob und in welcher Weise die neue Akademie an die alte Societät anzuknüpfen sei, das war eine zweite Frage. Zunächst kam es darauf an, die rechten Männer zu gewinnen und die alte Societät von dem Druck, der auf ihr lastete, zu befreien.

Bereits am 6. Juni verlangte der König einen genauen Bericht von der Beschaffenheit des Fonds und der Einrichtung der Societät, da er gründlich orientirt sein wolle[1]. Am 8. Juni lieferte der Secretar der Societät, von Jariges, dem Minister von Viereck das Material für einen solchen[2]. Schon am nächsten Tage reichte der Minister auf Grund dieser Vorlage dem Könige den ausführlichen Bericht nebst einer Übersicht über den Etat ein, nicht nur die Einrichtung der Societät kurz und doch ausreichend schildernd, sondern auch eine Skizze ihrer Geschichte hinzufügend[3]. Weit entfernt, den kümmerlichen Zustand der Societät zu verschleiern, weist der Minister vielmehr deutlich darauf hin, dass sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht lebensfähig sei und dass er bisher nicht mehr habe thun können, als das Schlimmste abzuwehren. Er weiss aber auch, dass der König nicht nur gefragt hat, um orientirt zu sein, sondern um zu helfen. »Übrigens ist Ew. K. M. höchst berühmte.

»L'ange protecteur de Berlin,
Voulant y porter la science,
Chercha, parmi le genre humain,
Un sage en qui sa confiance
Des beaux-arts remît le destin«, etc.

Er findet natürlich Voltaire; dann fährt Friedrich in Prosa fort: »Cet ange, ou ce génie de la Prusse, n'en resta pas là; il voulait, à quelque prix que ce fût, vous engager à vous mettre à la tête de cette nouvelle Académie dont le rêve fait mention. Je lui dis que nous n'en étions pas encore où nous en croyons être;

»Car que peut une académie
Contre l'appât de la beauté?
Le poids seul que donne Émilie
Entraîne tout de son côté.«

Hiernach ist es nicht zweifelhaft, dass Friedrich schon vor seiner Thronbesteigung den Plan einer neuen Akademie gefasst hat. Den Gedanken, Voltaire an ihre Spitze zu setzen, darf man nicht allzu ernsthaft nehmen; denn Friedrich wusste, dass Voltaire sich damals nicht von seiner Freundin, der Marquise, trennen, und diese nicht nach Berlin kommen würde.

Immerhin aber hat Friedrich in diesem Brief Voltaire Aussicht auf die Präsidentenwürde in der neuen Akademie gemacht. Voltaire hat das gewiss niemals vergessen (vergl. seinen Brief vom 18. Juni 1740, s. unten), und das erklärt sein späteres Verhalten zu Maupertuis.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 143.
[2] Siehe Urkundenband Nr. 144.
[3] Siehe Urkundenband Nr. 145.

gnädige Intention vor die Aufnahme der Wissenschaften so bekannt und weltkundig, dass derselben das Wort zu reden oder einige unmassgebliche allerunterthänigste Vorschläge zu thun, eine Verwegenheit sein würde.« Er sollte sich nicht täuschen. Bereits am 11. Juni beantwortete der König den Bericht[1]:

»Ich habe resolviret, dass in dem Etat von nun an die odiöse Ausgabe »Vor die sämmtlichen Königlichen Narren« cessiren soll . . . Ich werde auch noch ferner vor obgedachte Societät alle Vorsorge tragen und derselben von Meine Hulde und Protection reelle marque zu geben nicht ermangeln.«

Damit war der Bann, der auf der Societät 27 Jahre gelastet hatte, gebrochen. Der König kündigte ihr ein neues Zeitalter an! Welche Empfindungen mag diese Botschaft in dem greisen Präsidenten der Societät, dem Hofprediger Jablonski, erweckt haben, der sie vor 40 Jahren mitgestiftet und die bösen Tage vom Anfang bis zum Ende durchlebt hatte! Seine Antwort (vom 17. Juni) an den Minister, der ihm das Königliche Schreiben mitgetheilt, ist voll Dankes, aber verhehlt nicht, dass sich die Societät nun auch ihrerseits aufraffen müsse[2].

Allein mit dem Aufraffen, auch wenn sie es noch vermocht hätte, war es nicht gethan! Nicht nur waren ihre besten Mitglieder, wie Frisch und des Vignoles, alt geworden und jüngere treffliche Kräfte spärlich[3], sondern auch ihre Verfassung und ihre Einrichtung entsprachen der Aufgabe der Gegenwart nicht. Sie bildete keine Gelehrtenrepublik, sondern wurde von den Directoren bevormundet; weder die Wolff'sche noch die französisch-englische Philosophie — die beiden Grossmächte des Zeitalters — regierten in ihr; das Vorherrschen der medicinischen Abtheilung liess sie untergeordnet erscheinen, und die theologisch-kirchlichen Aufgaben, die ihr von ihrem Ursprung her gestellt waren, galten als veraltet. Aber über das alles — sie entbehrte des Zusammenhangs mit der vornehmen höfischen Welt, die die höhere Cultur damals beherrschte. Es fehlten ihr Esprit, Geschmack und Grazie. In schwerfälligem Latein schritt sie daher, »pedantisch«, während sich bereits der Bund der englischen exacten Philosophie mit dem elastischen und schlagfertigen Geiste der

[1] Siehe Urkundenband Nr. 146.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 147.

[3] Lieberkühn, der Mikroskopiker und Anatom, dessen Bedeutung dem scharfen Auge des Kronprinzen nicht entgangen war (s. den Brief an Voltaire vom 4. December 1739, Œuvres T. 21 p. 337, und das Schreiben an Algarotti von demselben Datum, Œuvres T. 18 p. 7 vergl. p. 60 und T. 13 p. 60, T. 2 p. 35), war noch nicht Mitglied der Societät; er wurde es aber bald darauf. Formey in seinem Eloge auf ihn (Mém. 1756 p. 519–532) nennt ihn mit Recht »Philosophe-Artiste«.

Franzosen und ihrer durchsichtigen Sprache vollzogen hatte und in den höheren Kreisen keine Erkenntniss Aufnahme fand, die nicht in Anmuth, Witz oder Ironie getaucht und von gefälligen Formen umflossen war.

Deshalb liess der König in denselben Tagen, da er die alte Societät vom Druck befreite, seine Einladungen ergehen an die Koryphäen der Wissenschaft und der schönen Litteratur, sich nach Berlin zu begeben und eine glänzende Gelehrtenrepublik zu begründen. Der Rheinsberger Freundeskreis Friedrich's reichte dafür nicht aus. Zwar Jordan, der frühere reformirte Prediger, der Vielgereiste, Weltkundige, war ein wirklicher Gelehrter und ein vortrefflicher Cabinetssecretär für die litterarischen Absichten des Königs[1]. Wie er ihn in Bezug auf die französische Litteratur auf dem Laufenden hielt, so bemühte sich von Stille, dem Monarchen Interesse für die modernen Erscheinungen der allerdings noch unsäglich dürftigen deutschen Litteratur einzuflössen und sein Pflichtgefühl auf dieses

[1] Über Charles Etienne Jordan (geb. zu Berlin am 27. August 1700, gest. am 23. Mai 1745) s. die Allg. Deutsche Biographie, 14. Bd. S. 504 ff., Koser, Friedrich der Grosse als Kronprinz S. 128 f. 252. Nach dem Tode seiner Frau gab er seine Predigerstelle auf, machte grosse Reisen und trat zu bedeutenden Gelehrten in Frankreich, Holland und England in persönliche Beziehungen, s. seine Histoire d'un voyage littéraire, fait en 1733 (à la Haye, 1735). Der Wolffianer und frühere sächsische Minister von Manteuffel empfahl ihn dem Kronprinzen, der ihn nach Rheinsberg zog und bald zu seinem Vertrauten machte. Jordan übersetzte Wolff's Moral für den Kronprinzen in's Französische und corrigirte die französischen Arbeiten seines Gebieters (»Jordan, mon critique et copiste«). Daneben aber arbeitete er selbst weiter und suchte namentlich das Andenken La Croze's durch eine umfangreiche Monographie über ihn (Amsterdam, 1741) lebendig zu erhalten. Nach der Thronbesteigung betraute Friedrich den Freund mit Aufgaben, in denen Jordan sein Wissen und seine praktisch-organisatorischen Talente zugleich verwerthen konnte, fand aber doch nicht die rechte Stellung für den trefflichen Mann. Erst sechzehn Monate vor seinem Tode wurde er zum Vicepräsidenten der neuen Akademie ernannt; er hat ihr leider keine Dienste mehr leisten können. Der frühzeitige Tod Jordan's war für den König ein schwerer Schlag, nicht nur, weil sein Herz an dem Freunde hing, sondern vor allem, weil Jordan durch seinen religiösen Sinn und seine ernste Wissenschaftlichkeit ein schätzenswerthes Gegengewicht bildete gegenüber den Einflüssen Voltaire's. Die liebenswürdige und feste Weise, in der Jordan seinen Standpunkt zu vertreten wusste, erfüllte Friedrich mit Respect. Er hat ihm selbst das »Eloge« gehalten (Mém. 1746 p. 457–464, doch vergl. dazu Formey, Souv. I p. 45 ff.). Jordan's Verhältniss zur Religion und zur Aufklärung geht am deutlichsten aus dem letzten Brief hervor, den er an den König gerichtet hat (Œuvres T. 17 p. 264 vom 24. April 1745): »Je sens bien, dans la situation où je me trouve, la nécessité d'une religion éclairée et réfléchie. Sans elle, nous sommes les êtres de l'univers les plus à plaindre. V. M. voudra bien, après ma mort, me rendre la justice que, si j'ai combattu la superstition avec acharnement, j'ai toujours soutenu les intérêts de la religion chrétienne, quoique fort éloigné des idées des théologiens«.

Gebiet zu lenken[1]. Aber beide waren nicht productiv, besassen auch keinen Namen in der Wissenschaft. Die übrigen Freunde aber, der geliebte Keyserlingk[2], Fouqué und die Anderen, konnten in

[1] Über Christoph Ludwig von Stille (geb. zu Berlin am 13. September 1696, gest. am 19. October 1752) s. die Allg. Deutsche Biographie 36. Bd. S. 240 ff., Koser, a. a. O. S. 130, Derselbe, König Friedrich der Grosse 1. Bd. S. 168. 259. 264. 273. 285. 486. 633. Stille, »gleich geschaffen für die Wissenschaften wie für den Krieg, für den Hof wie für die gelehrte Zurückgezogenheit«, genoss bei Friedrich alle Vortheile des hochgebildeten Officiers. Bereits im Juni 1740 wurde er Generaladjutant und Oberst und einige Jahre vor seinem Tode Curator der Akademie. Ein ausgezeichneter Militär und bis zu seinem Tode mit einem Werk über die Cavallerie beschäftigt, fühlte er sich doch vor allem zu den schönen Wissenschaften im Sinne der Alten gezogen und hielt es für seine heilige Pflicht, dem Könige Interesse und Fürsorge für die deutsche Litteratur der Gegenwart einzuflössen, im Gegensatz zur modernen französischen Litteratur, die er um ihrer Leichtfertigkeit willen verachtete. Aber jene war noch zu unbedeutend und Stille's eigene Versuche waren zu schwach, als dass er etwas Nennenswerthes zu erreichen vermochte. Dazu kam, dass sein streng lutherischer Standpunkt, dem er unverhohlen Ausdruck gab, dem Könige ganz fern lag. Auch in der Akademie hat Stille für die Pflege der deutschen Sprache und Litteratur nichts zu thun vermocht, nachdem Maupertuis Präsident geworden war, der kein Deutsch verstand. Immerhin aber gebührt ihm das Verdienst, nach Kräften sich bemüht zu haben, Friedrich's Entfremdung von der Muttersprache zu besiegen und Voltaire's Einfluss zu beschränken. Der König, der wenige Monate vor Stille's Tode ihn durch eine bittere Äusserung tief verwundet hatte, hat in seinem glänzenden »Eloge« auf den Freund (Mém. 1751 p. 152 ff.) die Kränkung gut zu machen versucht: »Il est honteux de le dire, mais il n'en est pas moins vrai, qu'on trouve rarement parmi les personnes de naissance des esprits aussi éclairés que le sien, et un mérite aussi digne de l'Académie, ... il était de ce petit nombre de gens qui ne devraient jamais mourir«. Aber über Stille's patriotische Bemühungen um die deutsche Litteratur schweigt das Eloge; nur sein ernstes Interesse für die alten Klassiker im Gegensatz zu den Modernen wird erwähnt.

[2] Dietrich von Keyserlingk, der dem Könige »Alles war« (s. die Allg. Deutsche Biographie 15. Bd. S. 701 f., Koser, Friedrich der Grosse als Kronprinz S. 129 f.), der lebhafte und bezaubernde Kurländer (geb. am 5. Juli 1698, gest. am 15. August 1745) verdient hier eine Erwähnung, weil auch er Mitglied der neuen Akademie wurde — nicht um wissenschaftlicher Verdienste willen, sondern als Freund des Königs, und weil er wie kein anderer durch die Feinheit seiner Bildung und seiner Formen geeignet war, den ungezwungenen und vornehmen Ton in die Akademie zu tragen und sie vor kleinlichem Sinn zu bewahren. Ursprünglich wollte ihm der König selbst das Eloge verfassen; allein es kam nicht dazu; Maupertuis hat es entworfen und gehalten (Mém. 1746 p. 469–472). Über Bielfeld s. unten. Seinen verehrten alten Lehrer Duhan de Jandun liess der König aus Blankenburg zu sich nach Berlin kommen und gab ihm eine sorgenfreie Stellung. Er wurde nach der Errichtung der neuen Akademie Ehrenmitglied derselben; aber er konnte ihr nichts mehr leisten. Auch dem Könige ist der alte Hugenotte nicht mehr näher getreten. Siehe sein Eloge in den Mém. 1746 p. 475–478. Hier heisst es, er habe »Extraits pour servir à l'Histoire de Prusse et de Brandebourg« gemacht. Hiernach darf man annehmen, dass er dem Könige Materialien für seine historischen Aufsätze geliefert hat.

keinem Sinne den Gelehrten zugerechnet werden, wenn sie auch geistreich und beweglich genug waren, um an jenen Unterhaltungen Theil zu nehmen, in denen wissenschaftliche Fragen leicht und gefällig besprochen wurden. Der König wusste ganz genau, wie weit das Können eines Jeden reichte und wies ihnen darnach — nicht selten zur schmerzlichen Enttäuschung der Betheiligten — ihre Plätze im öffentlichen Leben an.

Nicht ebenso sicher war sein Urtheil in Bezug auf die Ausländer. Der erste, an den schon am 4. Juni der Ruf erging, war der Italiener François Algarotti[1], der im Herbst 1739 in Rheinsberg gewesen war. Als Verfasser eines Fontenelle gewidmeten Werks »Newtonianisme pour les dames« (1736) und als Eleve Voltaire's wurde er von Friedrich ausserordentlich überschätzt[2]; später hat er den »unbeständigen Schmetterling« richtiger zu würdigen gelernt. Aber so lange und so oft er den persönlichen Umgang mit Voltaire entbehren musste, schien ihm Algarotti der beste Ersatz zu sein, und wirklich zeichnete sich der Italiener, der sein Wissen stets in kursfähiger Münze bei sich trug, durch eine ungewöhnliche Klarheit und Schlagfertigkeit des Geistes aus und war durch seine mannigfaltigen Kenntnisse zum Gesellschafter des Königs wie geschaffen. Doch liess er sich, weil der König seine ehrgeizigen Hoffnungen auf eine glänzende Diplomatenlaufbahn nicht erfüllte, nicht dauernd an Berlin fesseln; die Akademie hat ihm wenig zu verdanken.

Voltaire war zunächst unerreichbar; aber er suchte im Voraus Beschlag auf die neue Schöpfung, die Akademie, zu legen; hatte ihm doch Friedrich in seinem Traume ein glänzendes und schmeichelhaftes Bild seiner Zukunft gezeigt: Voltaire, eine Gelehrtenrepublik regierend! Am 18. Juni 1740 schrieb er dem König[3]:

»Je demanderai encore une autre grâce à V. M.; c'est, quand elle aura fait quelque nouvel établissement, qu'elle fait fleurir quelqu'un des beaux-arts, de daigner m'en instruire, car ce sera m'apprendre les nouvelles obligations que je lui aurai. Il y a un mot, dans la lettre de V. M., qui m'a transporté; elle me fait espérer une vision béatifique cette année. Je ne suis pas le seul qui soupire après ce bonheur. La reine de Saba voudrait prendre des mesures pour voir Salomon dans sa gloire. J'ai fait part à M. de Keyserlingk d'un petit projet sur cela; mais j'ai bien peur qu'il n'échoue.«

---

[1] Œuvres T. 18 p. 15. Der ganze Brief lautet: »Mon cher Algarotti, mon sort a changé. Je vous attends avec impatience; ne me faites point languir. Federic.«

[2] Œuvres T. 17 p. 67 vom 2. September 1740 schreibt Friedrich an Jordan aus Wesel: »Maupertuis est arrivé, joli garçon, aimable en compagnie, cependant de cent piques inférieur à Algarotti«.

[3] Œuvres T. 22 p. 7.

Bereits am 27. Juni erwiderte der König[1]:

»J'ai d'abord commencé par augmenter les forces de l'État de seize bataillons, de cinq escadrons de hussards, et d'un escadron de gardes du corps. J'ai posé les fondements de notre nouvelle Académie. J'ai fait acquisition de Wolff, de Maupertuis, d'Algarotti. J'attends la réponse de s'Gravesande, de Vaucanson et d'Euler. J'ai établi un nouveau collège pour le commerce et les manufactures; j'engage des peintres et des sculpteurs; et je pars pour la Prusse, pour y recevoir l'hommage, etc., sans la sainte ampoule, et sans les cérémonies inutiles et frivoles que l'ignorance et la superstition ont établies, et que la coutume favorise.«

Maupertuis und Wolff — das waren die beiden Fürsten der Wissenschaft, deren Gegenwart Friedrich am heissesten ersehnte[2]. Sie sollten ihm die neue Akademie bauen helfen und sie leiten. Noch hing der junge Monarch mit hoher Verehrung an Wolff, dessen Philosophie ihm nach dem Zusammenbruch des confessionell reformirten Glaubens einen Halt gewährte[3]. Aber bereits fascinirte ihn die moderne englisch-französische Wissenschaft, deren vornehmster Repräsentant Maupertuis war — der Mann, dessen Ruhm durch seine Reise an den »Pol«, d. h. nach Lappland, und durch den Beweis der Abplattung des Erdballs, den er geführt hatte, auf aller Lippen war. Friedlich sollten in der neuen Akademie Wolff und Newton — dieser repräsentirt durch Maupertuis — neben einander herrschen; aber nicht nur »zur Parade« sollte sie dienen, sondern »zur Instruction«. Vorlesungen sollten von allen Mitgliedern gehalten werden: schon

---

[1] Œuvres T. 22 p. 12 f.

[2] Sie waren übrigens beide bereits auswärtige Mitglieder der Societät — Maupertuis seit dem Jahre 1735. Er hatte durch einen Freund auf seine Aufnahme angetragen (Akademisches Protokoll vom 23. Juni 1735). Die Schrift, in der er die Ergebnisse seiner lappländischen Reise niedergelegt, hatte er dann in mehreren Exemplaren der Societät übersandt und von ihr ein schmeichelhaftes Schreiben zurückerhalten, in welchem sie einen Theil der Ehre auch für sich in Anspruch nahm, da Maupertuis ihr Mitglied sei (Akademisches Protokoll vom 4. December 1738). Vergl. über ihn die beiden Festreden von du Bois-Reymond und Diels (Sitzungsberichte 1892 S. 393 ff., 1898 S. 51 ff.).

[3] Suhm ist es gewesen, der den Kronprinzen zuerst auf die Wolff'sche Philosophie aufmerksam gemacht hat. In dem Brief an den Grafen von Manteuffel vom 19. August 1736 (Œuvres T. 25 p. 473 f.) zählt Friedrich seine Sterne noch in folgender Rangordnung auf: »Les études se succéderont ici les unes aux autres. Premièrement Wolff, ce prince des philosophes, aura la préférence; ensuite Rollin, cet auteur sage, qui, avec tant de labeur, nous transmet les événements remarquables de l'antiquité, et dont le judicieux pinceau ne sait flatter ni amoindrir les caractères de ses héros. L'aimable, l'élégant, le spirituel Voltaire [die Correspondenz mit ihm hatte Friedrich am 8. August 1736 begonnen] vient ensuite sur leurs traces régayer de ses fleurs, fleurs que les Amours et les Grâces cueillent elles-mêmes, le sérieux et la gravité que les deux auteurs précédents inspirent«. Auch mit Fontenelle, dem greisen Secretar der Pariser Akademie, correspondirte Friedrich vor seiner Thronbesteigung und hielt ihn sehr hoch (s. Œuvres T. 16).

dachte der König an ein Palais, das er der Akademie bauen wollte zusammen mit einem neuen Observatorium. Einen Platz hatte er bereits in's Auge gefasst und die ersten Verfügungen an die Finanzkammer ergehen lassen[1]. Die Zukunft Preussens, die adelige Jugend, sollte hier die Wissenschaft von den grössten Meistern lernen. In diesem Sinne hat er Maupertuis und Wolff gleichzeitig eingeladen. An Jenen schrieb er[2]:

»Mon cœur et mon inclination excitèrent en moi, dès le moment que je montai sur le trône, le désir de vous avoir ici, pour que vous donnassiez à l'Académie de Berlin la forme que vous seul pouvez lui donner. Venez donc, venez enter sur ce sauvageon la greffe des sciences, afin qu'il fleurisse. Vous avez montré la figure de la terre au monde; montrez aussi à un roi combien il est doux de posséder un homme tel que vous.«

Maupertuis, der in Frankreich keine Stellung fand, die seinem Ehrgeiz entsprach, war von Anfang an entschlossen, dem wiederholten Ruf des Königs zu folgen[3].

An Wolff nach Marburg musste der Propst Reinbeck schreiben. In dem Brief, in welchem der König Reinbeck den Auftrag ertheilte (6. Juni 1740), stehen die berühmten, eigenhändig von Friedrich geschriebenen Worte:

»Ich bitte Ihn, sich um des Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muss unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden; und glaube Ich, dass er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wo Er den Wolff hierher persuadiret.«

Aber Wolff war ein vorsichtiger Mann. Der Plan einer neuen Akademie erschien ihm nebelhaft. Die Aussicht, die ihm anfangs gemacht wurde, sie mit zu leiten, lockte ihn nicht, da er bald hören

---

[1] Siehe darüber den Urkundenband Nr. 148.

[2] Œuvres T. 17 p. 335 f. Wahrscheinlich durch Voltaire ist Friedrich als Kronprinz auf Maupertuis aufmerksam geworden, s. Voltaire's Briefe vom 6. August 1738 (T. 21 p. 223 f.) und vom November 1738 (p. 244): »M. de Maupertuis, homme qui ose aimer et dire la vérité, quoique persécutée«. Dass Maupertuis sein berühmtes Werk über die Gestalt der Erde Friedrich übersandte (Œuvres T. 17 p. 335), ist vielleicht auch auf Voltaire's Veranlassung geschehen. Ja es scheint, dass Voltaire Maupertuis auch deshalb in den Gesichtskreis des Prinzen gebracht hat, um diesen dem Einfluss Wolff's zu entziehen. Nicht ganz ohne Spott spricht Voltaire schon in einem Brief vom Juni 1738 (T. 21 p. 205) vom »sapientissimus Wolffius« und möchte sein Urtheil erfahren, »wenn er nur französische Verse lesen könnte«. Fast sich entschuldigend schreibt Friedrich (6. August 1738, T. 21 p. 223: »Quant à sapientissimus Wolffius, je ne le connais en aucune manière, ni lui ayant jamais parlé ni écrit; et je crois, comme vous, que la langue française n'est pas son fort«. Aber Voltaire's Eifersucht auf Maupertuis begann von dem Moment an, wo der König sich wirklich um ihn bemühte.

[3] In einem zweiten Brief des Königs an ihn vom 14. Juli 1740 (Geheimes Staatsarchiv) heisst es: »Je me flatte que la profession d'apôtre de la vérité ne vous sera pas désagréable, et que Vous vous décidérez en faveur de Berlin«.

musste, dass der eigentliche Leiter Maupertuis sein werde. Ein fruchtbares Zusammenwirken mit den ausländischen Gelehrten schien ihm unmöglich; denn nur seine eigene Philosophie liess er gelten; Newton und die Newtonianer betrachtete er nicht als Philosophen, sondern nur als Mathematiker; die englisch-französische Aufklärung war ihm ein Greuel. Dazu — er war mit ganzer Seele Universitätsprofessor und wollte als »Professor generis humani« auf Hochschulen dociren. Als Akademiker »Kadeten zu informiren«, denn darauf werde es hinauslaufen, schien ihm eine Degradation. So bat er den König, ihn nach Halle als Professor und Vice-Kanzler zu versetzen. Nur ungern willigte Friedrich ein, sich vorbehaltend, ihn nach Berlin an die Akademie zu berufen, sobald diese eingerichtet und ein würdiger Wirkungskreis für den Philosophen bereitet sein werde[1].

Wolff kam nicht: auf Voltaire war höchstens für die Zukunft zu rechnen: der berühmte Leydener Mathematiker und Philosoph s'Gravesande und der Pariser Mechaniker Vaucanson lehnten ab. Vergebens bemühte sich der König auch, den liebenswürdigen Dichter Gresset für seinen akademischen Kreis zu gewinnen[2]. Friedrich schwebte noch das antike Ideal des königlichen Genies vor Augen, das in sich und um sich Wissenschaft und Poesie, Gehalt und glänzende Form

[1] Die interessanten Verhandlungen mit Wolff sind in dem Urkundenband Nr. 148 zusammengestellt. Wolff ist bekanntlich in Halle geblieben. — Aus einem Brief Samuel König's an Maupertuis vom Herbst 1740 (Le Sueur, Maupertuis p. 111 ff.) ersieht man, welchen Eindruck es auf die gelehrte Welt Europas machte, als sich durch die Zeitungen die Nachricht verbreitete, der König habe Maupertuis und Wolff in sein Land berufen: »Si j'avais jamais eu le bonheur de vous faire connaître mes sentiments, vous pourriez sentir, ce que je ne puis exprimer, combien je dois avoir triomphé, lorsque j'ai lu dans la gazette, que S. Maj. Prussienne avait reconnu vos mérites et qu'elle l'avait témoigné publiquement d'une façon qui fait également honneur à ce digne roi et à vous, Monsieur .... Le monde est bien surpris de voir reparaître un philosophe couronné, mais la haute opinion qu'on se forme de lui vient en bonne partie de ce qu'on sait qu'il vous a auprès de sa personne. Je souhaite .... que la philosophie, le plus bel ornement de l'humanité et la seule source d'une gloire solide et durable, reprenne son ancienne place auprès des trônes et des rois. Je vois aussi avec admiration combien le monde est touché des efforts d'un prince qui aime et qui veut instruire ses peuples. Il faut que la véritable gloire s'insinue bien puissamment dans le cœur de l'homme, puisque ce prince, qui ne fait que de commencer son règne, jouit déjà d'une plus belle réputation que s'il eût gagné des batailles .... Il me vient dans ce moment une autre bonne nouvelle. J'apprends que M. Wolff est enfin déterminé de suivre la vocation de S. Maj. à Halle. Je l'avais fort exhorté de ne point se refuser aux intérêts des sciences dans cette occasion, mais je vois que toutes les représentations auraient été sans effet sans la bonté que Sa Maj. a eue de lui procurer sa démission«.

[2] Œuvres T. 20 p. 3.

vereinigt. So blieben nur Maupertuis und der Schweizer Euler. Diesen, der als Petersburger Akademiker, 33 Jahre alt (geb. den 15. April 1707 zu Basel), bereits den Ruf des ausgezeichnetsten Mathematikers genoss, hatte der König durch Suhm einladen lassen, nach Berlin überzusiedeln, und im Sommer 1741 kam Euler wirklich[1].

An die Einrichtung der neuen Akademie konnte erst gedacht werden, wenn Maupertuis in Berlin sein würde. Im September lud ihn der König nach Schloss Moyland bei Kleve ein. Es war jene berühmte Zusammenkunft, in der Friedrich auch Voltaire zum ersten Male sah[2]. Dieser war von der Anwesenheit Maupertuis' wenig erbaut und that Alles, um ihn zu bewegen, den Ruf des Königs auszuschlagen. Aber Maupertuis folgte dem Monarchen nach Berlin, während Voltaire zu seiner Marquise zurückkehrte. Er hat schon damals ein doppeltes Spiel gespielt: er speculirte gleichzeitig auf den Präsidentenstuhl der neuen Berliner Akademie und auf den Posten eines französischen Gesandten an dem Preussischen Hofe. Nie hat er es Maupertuis verziehen, dass er wider seinen Rath und Willen nach Berlin gegangen ist; aber zunächst verbarg er seine Stimmung oder gab ihr nur in beissenden Bemerkungen Ausdruck. »Es giebt auch andere Talente in der Welt, als das, Curven zu messen.« An Maupertuis schrieb er: »Als wir beide von Kleve abreisten, Sie rechts und ich links, glaubte ich beim letzten Gericht zu sein, wo Gott die Auserwählten von den Verdammten sondert. Der göttliche Friedrich sagte Ihnen: 'Setze Dich zu meiner Rechten in's Paradies von Berlin', und mir: 'Geh, Verdammter, nach Holland'«.

Mit Maupertuis hat Friedrich die Grundlagen der neuen Akademie besprochen, und schon wurde es allgemein bekannt, dass er ihr Präsident werden sollte[3]. Dem König hatte der vielseitige

[1] Siehe die Briefe an Suhm (den sächsischen Gesandten in Petersburg) vom 14. Juni und 15. Juli 1740 (Œuvres T. 16 p. 391. 394): »Faites ce que vous pourrez pour engager M. Euler, grand algébriste, et, si vous pouvez, amenez-le avec vous. Je lui donnerai mille ou douze cents écus de gages«. Am 25. Juli 1741 siedelte Euler nach Berlin über. Die Königin-Mutter, die gern Gelehrte um sich sah und auch Euler empfangen hatte, stellte ihn bald seiner Einsilbigkeit wegen zur Rede; er antwortete: »Majestät, ich komme aus einem Lande, wo man gehängt wird, wenn man spricht«. Dennoch hatte er dieses Land, in welchem er dreizehn Jahre zugebracht hatte, vor allem aber die Petersburger Akademie, lieb gewonnen.

[2] In Bezug auf Maupertuis schrieb er kurz vorher dem Könige (22. August, Œuvres T. 22 p. 23): »M. de Maupertuis est à Wesel pour vous observer et vous mesurer. Il n'a vu ni ne verra jamais d'étoile d'une si heureuse influence«.

[3] Weidler, Professor der Astronomie in Wittenberg, gratulirte am 15. October Maupertuis (s. Le Sueur, Maupertuis et ses correspondants 1897 p. 405). Am

Gelehrte trotz seiner hochfahrend-brüsken Art bei der Zusammenkunft imponirt, und er war entschlossen, ihn niemals wieder ziehen zu lassen. Wie er ihn allezeit geschützt, mit welcher Grossmuth und königlichen Treue er den unbequemen Mann in allen Fährlichkeiten vertheidigt und aufrecht erhalten hat, das ist ein leuchtendes Blatt in Friedrich's Geschichte. Zunächst liess er ihn nicht von seiner Seite, und als er zeitweilig von ihm getrennt war — Maupertuis war in Berlin, der König in Rheinsberg —, da schrieb er an Algarotti[1]: »Faites mes compliments à Maupertuis, et dites-lui que j'avais arrangé dans ma tête de quoi lui donner de l'occupation suffisante«. Dann rief er ihn nach Rheinsberg zu jenen heiteren Festen, in denen zum letzten Mal — bereits rüstete der König zum Schlesischen Krieg — der Remusberg strahlen sollte. Auch Voltaire war erschienen, »der verkappte Aushorcher«, Alles berückend durch die zauberische Gewalt seines glänzenden Geistes. Maupertuis, obgleich lebhaft und schlagfertig, wusste sich doch nicht in diesen Zirkeln der Jugend und Anmuth zurechtzufinden. »Maupertuis est si amoureux des nombres et des chiffres, qu'il préfère *a* plus *b* minus *x* à toute la société d'ici. Je ne sais si c'est qu'il aime tant l'algèbre, ou si notre monde l'ennuie[2].«

2.

In den ersten Tagen des December zog der König in's Feld; an die Einrichtung der Akademie war jetzt nicht zu denken[3]. Aber

23. Mai 1741 schrieb er ihm (p. 408): »On attend partout avec impatience la nouvelle de l'établissement du nouvel observatoire à Berlin etc.«.

[1] Œuvres T. 18 p. 16, vom 11. October 1740.

[2] Œuvres T. 18 p. 26, Brief an Algarotti vom 21. November 1740.

[3] Die einzige Neuerung im litterarischen Leben, die getroffen worden war, war das »Journal de Berlin«, zu dessen Gründung Friedrich am 2. Tage nach seiner Thronbesteigung durch Jordan den jugendlichen Professor am französischen Colleg Formey (geb. am 31. Mai 1711) hatte auffordern lassen. Es sollte eine litterarisch-politische Zeitung sein, und der König selbst wollte die Materialien liefern. Die Zeitung erschien zuerst am 9. Juli 1740 (s. Formey, Souv. I p. 107 ff.), und wirklich lieferte der König anfangs regelmässig Beiträge. So kam Formey früh zu Ansehen. Bei der Neugründung der Akademie im Jahre 1744 wurde er Mitglied und nicht lange darnach Secretarius perpetuus (die Redaction der Zeitung hatte er schon im Januar 1741 niedergelegt). Die Akademie ist diesen unsäglich eiteln und, wie seine »Souvenirs« bewiesen haben, kleinlichen und boshaften Mann nie wieder losgeworden. Er behauptete den einflussreichen Posten und wurde fast 86 Jahre alt. Friedrich hat ihn bald durchschaut, aber war zu grossmüthig, um ihn zu entfernen. Dafür hat ihn Formey mit giftigem Undank in seinen »Souvenirs« belohnt.

auch im Lager vergass Friedrich Maupertuis und die Wissenschaft nicht. »Dis à Maupertuis«, schreibt er an Jordan von Herrendorf am 27. December[1], »que j'accorde les pensions de ses académiciens, et que j'espère trouver de bons sujets pour des élèves dans le pays où je suis[2]«, und am 3. März 1741 an denselben aus einem Dorfe »dont j'ignore la figure et le nom«: »Mes compliments à Maupertuis; dis-lui qu'il ne dépend que de lui d'opter entre l'Islande[3] et la Silésie, et que, de quelque côté qu'il se tourne, mon amitié et mon estime l'accompagneront toujours[4]«. An Maupertuis selbst richtete er aus Breslau (3. Januar 1741) die liebenswürdigen Zeilen: »J'ai ici une autre espèce d'algèbre à calculer et souvent des fluxions qui me donnent bien du fil à retordre; notre géométrie va grâce à vos bonnes influences parfaitement bien; dès que j'aurai achevé de régler la figure de la Silésie[5], je reviendrai à Berlin et nous songerons à l'académie. Adieu, cher Maupertuis, un peu de patience et Vous serez contenté sur tout ce que vous souhaitez[6]«.

Aber der König fürchtete nicht ohne Grund, Maupertuis, der noch immer ohne Beschäftigung in Berlin weilte, werde ihn doch wieder verlassen. Er rief ihn deshalb zu sich in's Lager[7], und Maupertuis, der seine Laufbahn als Soldat begonnen hatte, folgte dem

[1] Œuvres T. 17 p. 79.

[2] Im zweiten Schlesischen Krieg, als der König in Sachsen war, hat ihn Maupertuis an diese Zusage erinnert in einem Briefe vom 20. December 1745 (Geh. Staatsarchiv).

[3] Das bezieht sich auf einen Brief, den Maupertuis am 13. Januar 1741 aus Berlin an den König gerichtet hatte (Geh. Staatsarchiv), in welchem er ihn um Urlaub gebeten, sei es nach Frankreich, wenn seine Gegenwart dort nöthig, sei es zu einer wissenschaftlichen Reise nach Island. Aus dem Eingang des Briefs geht hervor, dass Maupertuis bereits einen fertigen Plan zur Einrichtung der Akademie (nebst Personen-Bezeichnung) dem Könige vorgelegt hatte.

[4] A. a. O. p. 90.

[5] Ähnlich schreibt die Markgräfin von Bayreuth an den König (17. Februar 1741, Œuvres T. 27, 1 S. 99): »Il faut avouer que vous avez merveilleusement bien profité des leçons de Maupertuis. Celui-ci a arrondi la terre, et vous avez arrondi votre pays«.

[6] Geh. Staatsarchiv, Briefe an Maupertuis. — Auch Euler wurde im Felde nicht vergessen. Nachdem er in Berlin eingetroffen war und sich brieflich beim König gemeldet hatte, schrieb dieser (Camp de Reichenbach, 4. September 1741, Œuvres T. 20 p. 199): »J'ai été bien aise d'apprendre que vous êtes content de votre sort et établissement présent. J'ai donné les ordres nécessaires au grand directoire pour la pension de seize cents écus que je vous ai accordée. S'il y a encore quelque chose dont vous aurez besoin, vous n'avez qu'à attendre mon retour à Berlin«. In einem Briefe, geschrieben in Znaym (1. März 1742, a. a. O.), gestattet der König, dass Euler dem Prinzen von Württemberg Lectionen in der Mathematik ertheile.

[7] Im März 1741 (Geh. Staatsarchiv, Briefwechsel).

Rufe gern. Bereits in der Schlacht bei Mollwitz aber, am 10. April, wurde der Gelehrte von den Österreichern gefangen und ausgeplündert, dann aber, als man erfuhr, wen man vor sich hatte, mit Zuvorkommenheit behandelt, nach Wien geschickt, der Kaiserin vorgestellt und ehrenvoll entlassen. Maupertuis kehrte zwar nach Berlin zurück, aber nur auf kurze Zeit. Da er nichts zu thun fand, so begab er sich wieder nach Paris, ohne Friedrich die Hoffnung, in seine Dienste zu treten, ganz zu rauben. Aber zunächst arbeitete er in Paris für sein Vaterland, stellte wissenschaftliche Untersuchungen an, die sich auch für das praktische Seewesen als förderlich erwiesen, und fuhr fort, der vornehmen Welt die Ergebnisse der astronomisch-geographischen Wissenschaft in fasslicher Darstellung zugänglich zu machen. Er wurde im Jahre 1742 Director der Académie des Sciences, im Jahre 1743 auf Montesquieu's Vorschlag unter die vierzig Unsterblichen aufgenommen und hielt am 27. Juni 1743 seine Antrittsrede, in der er die Thätigkeit des Mathematikers mit der des Dichters und Redners verglich[1]. Sein Ruhm strahlte wie vierzig Jahre früher der Leibnizens!

Die alte Societät führte unterdess ihr stilles Dasein unverändert fort; nur die Alten starben aus. Jablonski verschied am 25. Mai 1741, Frisch am 21. März 1743. Aber man wollte dem Könige doch zeigen, dass nicht alle Lebenskraft erloschen sei. Als Friedrich siegreich aus dem ersten Schlesischen Krieg zurückkehrte, konnte ihm die Societät einen neuen Band ihrer »Miscellanea« widmen und überreichen. Es ist der letzte, den die alte Societät hat erscheinen lassen, der letzte, der in lateinischer Sprache verfasst ist; die Geschichte der Societas Brandenburgica beschliesst er nicht unwürdig. Er enthält fünf Abhandlungen von Euler und ebenso viele von dem Chemiker Pott. Durch die schlesischen Eroberungen Friedrich's wuchsen auch die Einnahmen der Societät; denn die reiche Provinz bot ein grosses Absatzgebiet für die Kalender, auf deren Verkauf noch immer der ganze Etat der Societät beruhte. Trotz der nie aufhörenden Klagen über die Einschleppung fremder Kalender und den Kalender-Nachdruck — Friedrich hat bereits im Jahre 1741 die Societät in ihren Rechten auf's Neue schützen müssen[2] — hoben sich ihre Einkünfte beständig[3]. Ein neuer Astronom wurde am 22. November 1742

[1] Vergl. du Bois-Reymond, Maupertuis, in den Sitzungsber. 1892 S. 393 ff. 412 f.

[2] Siehe Geh. Staatsarchiv, Kalendersachen vom Jahre 1741.

[3] Wie gross die Zahl der vertriebenen Kalender war, kann man aus einer Rechnung ersehen, die im Geheimen Staatsarchiv (Kalendersachen) erhalten ist.

in der Person von Johann Kies angestellt: Euler hatte ihn empfohlen[1]. Dagegen wurde die durch Jablonski's Tod erledigte Director-Stellung in der Klasse der deutschen Sprache zunächst nicht wieder besetzt. Der König befahl vielmehr am 4. Juli 1741, dass für das frei gewordene Gehalt, das um 100 Thlr. zu vermehren sei, ein recht guter und geschickter Mechanicus angenommen werde[2]. Aber andererseits hörten die verhassten Auflagen zu Gunsten der Militärärzte nicht auf — der Krieg liess an keine Abhülfe denken. Noch am 7. April 1743 verordnete Friedrich, dass einem General-Chirurg »aus den Kalender-Revenuen« ein Gehalt von 300 Thlr. ausgezahlt werde[3].

Ohne Maupertuis wollte der König, der übrigens im Jahre 1743 an Wichtigeres zu denken hatte als an eine Akademie[4], die Reorganisation der Societät nicht unternehmen, und der Ersehnte war in Paris. Aber Einen gab es, der ungeduldig an die Errichtung einer neuen Akademie erinnerte, das war Euler. Die Reorganisation war ihm bei seiner Berufung aus Petersburg versprochen, ja er war eigentlich gar nicht an die alte Societät berufen worden, sondern an die zu gründende neue. So schrieb er denn, nachdem ein halbes Jahr seit dem Frieden von Breslau verstrichen war und der König keine Ordre erliess, am 19. Januar 1743 einen freimüthigen Brief an diesen[5]. Durch die Eroberung von Schlesien seien die Revenuen der alten Societät so gestiegen, dass sich jetzt, fast ohne Zuschüsse, eine Akademie der Wissenschaften auf dem Fusse der Petersburger oder Pariser einrichten lasse: die Petersburger koste nicht mehr als etwa 12000 Thlr., und, wenn auch die Einnahmen der Societät nicht öffentlich bekannt seien, so werde doch glaubhaft

Ein Buchdrucker, Hübner in Frankfurt a/O. empfing im December 1741 3500 Duodez-Kalender, 900 in Sedez, 1300 Haushaltungskalender in Quart, 700 historische Kalender, 70 combinirte, 36 Schreib-, 40 Tafel-, 12 Blatt-Kalender, dann noch am 5. Januar 1742 144 Duodez-, 12 astronomische, 48 Sedez-Kalender. Man sieht auch, wie mannigfaltig die gedruckten Kalender waren.

[1] Siehe seinen Brief an von Jariges vom 7. September 1742 im Akademischen Archiv. Euler beklagt hier den tiefen Verfall der Astronomie bei der Societät und macht auf Kies aufmerksam, den man für wenig Geld gewinnen könne (Kies' Bestallungs-Ordre ebenfalls im Akademischen Archiv).

[2] Ordre im Akademischen Archiv.

[3] Noch im Jahre 1748/49 zahlte die Akademie den Medicinern 1950 Thlr. Gehalt, und die Anatomie kostete ihr ausserdem 450 Thlr. (Bericht von Maupertuis an den König bei Le Sueur, Maupertuis p. 87).

[4] Siehe den Brief an d'Argens vom 18. Juni 1743 (Œuvres T. 19 p. 10).

[5] Œuvres T. 20 p. 199 f.

versichert, dass sie schwerlich weniger als 20000 Thlr. betrügen[1]. Mit dieser Summe könne man treffliche Gelehrte in ausreichender Zahl gewinnen und so eine Akademie schaffen, die mit jeder anderen wetteifern werde.

Euler hatte den Etat der Societät stark überschätzt, und seine Mahnung, die neue Akademie einzurichten, war dem König zur Zeit unbequem. »Ich glaube,« schrieb er ihm mit Spott zurück[2], »Ihr seid so sehr an die abstracten grossen Zahlen der Algebra gewöhnt, dass Ihr Euch an den elementaren Regeln des Calculs versündiget. Sonst könntet Ihr Euch nicht einbilden, dass der Kalendervertrieb in Schlesien einen so grossen Gewinn abwerfe.« Von der Einrichtung der Akademie schwieg der König. Aber Euler liess sich nicht abweisen. Umgehend erwiderte er dem Monarchen[3], seine Vorstellung sei dem lebhaften Wunsche entsprungen, endlich in eine Lage versetzt zu werden, die ihm ermögliche, die Dienste zu leisten, um deren willen ihn der König berufen habe. »Ich wollte nur beweisen, dass die Einnahmen der Societät beinahe ausreichen, um eine Akademie der Wissenschaften einzurichten, und Dr. Lieberkühn wird besser als ich die Solidität meines Projects erweisen können.«

Der König erwiderte auf diese Zeilen nichts mehr, oder vielmehr er schrieb wohl an Euler[4] — es waren in dem Briefwechsel auch andere Fragen berührt worden —, aber die Errichtung der Akademie liess er einfach bei Seite. Die Männer, die eine solche in's Leben rufen konnten, schienen ihm zu fehlen, und er vermochte sie im Moment nicht herbeizurufen.

Allein der Gedanke einer neuen Akademie, seit drei Jahren lebendig, liess sich nun nicht mehr zurückhalten, und als der König zögerte, verwirklichte man ihn vorläufig ohne ihn. Verschiedene Umstände wirkten dabei zusammen.

3.

Erstlich waren ohne Aufforderung des Königs, aber gelockt durch den Glanz seines Namens und seiner Regierung, Männer »von Welt«

[1] Die Ausdrucksweise Euler's zeigt, dass die alte Geheimnisskrämerei der Directoren der Societät in Bezug auf die Finanzen, die ihr schon öfters geschadet hatte, noch fortdauerte. Euler, obgleich Mitglied, ist ohne jede zuverlässige Kunde über die Einnahmen der Societät!

[2] Œuvres T. 20 p. 200f. vom 21. Januar 1743 (Charlottenburg).

[3] Œuvres T. 20 p. 201 vom 24. Januar 1743.

[4] Œuvres T. 20 p. 202 vom 29. Januar 1743.

aus dem Ausland nach Berlin gekommen, die sich in ihrer Heimath unterdrückt sahen oder eine bessere Carriere wünschten. Der gütige Jordan war hier häufig der Vermittler. Auch Talente zweiten und dritten Ranges, wenn sie nur die neue französische Bildung besassen, waren ihm willkommen, um auf dem rauhen Felde der Berliner Gesellschaft, wie es Friedrich Wilhelm I. hinterlassen, einen blühenden Garten hervorzuzaubern. Der vielgereiste, bewegliche Kaufmannssohn Bielfeld, der französisch parlirte wie ein Franzose, war schon seit 1739 als Jordan's Freund in Friedrich's Umgebung[1]. Im Winter 1741/42 kam der Provençale Marquis d'Argens[2] zusammen mit seiner Protectrice und Freundin, der wunderlichen Herzogin von Württemberg, nach Berlin und blieb daselbst mit dem Titel eines königlichen Kammerherrn. Er hatte sich bereits durch seine »Jüdischen Briefe« in der litterarischen Welt als witziger Gegner der Kirche und des Christenthums einen Namen gemacht und wurde nach dem zweiten Schlesischen Krieg dem Könige unentbehrlich, der ihn auch mit allerlei litterarischen Aufträgen im Interesse der Akademie betraute. Bereits im Sommer 1743 trachtete d'Argens darnach, an Maupertuis' Stelle eine Akademie einzurichten, und schrieb dem Könige in diesem Sinn. Sein Brief ist leider nicht mehr erhalten, wohl aber die Antwort des Königs, die nicht so abweisend ist, wie die Euler gegebene, aber zur Geduld ermahnt[3]. Bald sollte der Marquis Director in der neuen Akademie werden. Im October 1742 trat Joseph du Fresne de Francheville[4] durch Jordan's Vermittelung in den preussischen Staatsdienst, nachdem er sich in Frankreich als national-ökonomischer Schriftsteller und Litterat unmöglich gemacht

[1] Geb. zu Hamburg am 31. März 1717, gest. in Altenburg am 5. April 1770. Eloge von Formey in den Mém. 1770 p. 68—74. Seine »Lettres familières et autres« (2 Bände 1763 Haag) enthalten viele zeitgeschichtlich interessante Notizen.

[2] Geb. im Jahre 1704, gest. am 12. (13.) Januar 1771. Eloge von Formey in den Mém. 1771 p. 46—52.

[3] Œuvres T. 19 p. 10 vom 18. Juni 1743 (Magdeburg): »Je viens de recevoir votre lettre au sujet de l'Académie des savants que vous pensez établir à Berlin, sur laquelle je vous dirai que, étant actuellement occupé à des affaires sérieuses qui demandent toute mon attention, je serais bien aise si vous vouliez prendre patience sur la susdite jusqu'à ce que je serai de retour à Berlin, et que j'aurai assez de loisir pour y penser«. Der König wollte sich die Aufgabe, selbst die Akademie zu begründen, nicht nehmen lassen.

[4] Geb. am 18. September 1704, gest. zu Berlin am 9. Mai 1781. Eloge von seinem Sohne in den Mém. 1782 p. 70—77. Nach Denina, La Prusse litt. II p. 57, war Francheville dem Weingenuss ergeben. Die Akademie hat er als Dichter durch widerliche Schmeicheleien, die er dem Könige widmete, und als Historiker durch lächerlich unkritische Abhandlungen blamirt.

hatte — als Historiker, Philosoph, dilettirender Naturforscher und Dichter gleich unbedeutend, aber fähig, sich über alle Fragen in Prosa oder Poesie zu äussern und bei Festen französische Oden vorzutragen. Diese Männer und andere, ihnen ähnliche, dazu einige Gelehrte der Berliner französischen Colonie, die nicht in die alte Societät aufgenommen waren, suchten nach einem Zusammenschluss, der ihnen zugleich ein Ansehen verschaffen sollte.

Zweitens hatte Friedrich's Vorbild und Beispiel die Folge gehabt, dass auch in den hohen diplomatischen und militärischen Kreisen Preussens solche Männer in den Vordergrund traten, welche Bildung besassen und litterarischen Interessen huldigten. Sie verachteten die Haudegen Friedrich Wilhelm's I. mit ihren rohen und plumpen Spässen. Julius Caesar, der Feldherr, Staatsmann und Schriftsteller, wurde ihr Ideal, das sie in dem jungen Könige auf's Neue verwirklicht sahen. Ihm und den grossen französischen Aristokraten wollten sie es nachthun, die auch den Degen und die Feder zu verbinden verstanden, die die Truppen in die Schlacht führten, aber sich im Frieden mit der hohen europäischen Politik beschäftigten, die geistige Entwickelung aller Länder verfolgten, sich über die neuen Errungenschaften der Wissenschaft unterrichteten und an der schönen Litteratur lebendigen Antheil nahmen. Schon während des ersten Schlesischen Krieges hatten diese Militärs zusammen mit den Litteraten, die Friedrich in's Feld gefolgt waren, hin und her zwanglose Versammlungen gehalten. Nun im Frieden erwachte das Bedürfniss mit doppelter Stärke, etwa nach dem Muster des Pariser »Club de l'Entresol[1]« in Berlin eine wissenschaftlich-litterarische Gesellschaft zu begründen. An der Spitze dieser Aristokraten standen der Staatsminister Kaspar Wilhelm von Borcke[2], einer der ersten Übersetzer Shakespeare's, und der Generalfeldmarschall Samuel Graf von Schmettau[3]. Dieser darf zu den merkwürdigsten Männern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gezählt werden. Als Preusse geboren, stand er, wie ein alter Landsknecht, bis zum Jahre 1741 erst in dänischen, dann in niederländischen, ansbachischen, hessischen, kursächsischen und kaiserlichen Diensten und brachte es, durch siegreiche Schlachten berühmt, ausgezeichnet im Festungskrieg und als Karto-

[1] Siehe Hettner, Französ. Litt. im 18. Jahrhundert[5] S. 831.

[2] Er starb schon im März 1747 als Curator der Akademie. Eloge von Maupertuis in den Mém. 1747 p. 18–21. Allg. Deutsche Biographie Bd. 31 S. 644ff.

[3] Geb. am 26. März 1684, gest. zu Berlin am 18. August 1751. Eloge von Maupertuis in den Mém. 1750 p. 31–44.

graph, zum österreichischen Feldmarschall. In Oesterreich beneidet und angefeindet, trat er am 12. Juni 1741 in preussische Dienste als Generalfeldzeugmeister und Grand-Maître d'Artillerie und genoss in der ersten Zeit als Militär und als »homme d'esprit« des Königs Vertrauen im höchsten Maasse. Im Jahre 1743 44 war sein Ansehen beim Könige besonders gross. Der Monarch glaubte in dem österreichischen Renegaten einen Mann gefunden zu haben, der im Krieg wie im Frieden, auf dem Schlachtfeld, in der Politik, der Wissenschaft und der höheren Conversation gleich brauchbar und zum Organisator geboren sei. Aber die Zuverlässigkeit (auch die Uneigennützigkeit?) Schmettau's war nicht über jeden Zweifel erhaben, und im November 1744 erfolgte sein Sturz[1]. Doch das liegt bereits hinter dem Zeitabschnitt, der uns hier beschäftigt. Im Jahre 1743 war Schmettau das anerkannte Haupt der »Société de Berlin«, und er war entschlossen, diese »Société« in eine litterarische Gesellschaft, in eine Akademie, zu verwandeln. Ihm verdankt es die Akademie, dass die Frage ihrer Reorganisation wirklich in Fluss kam.

Drittens, in der Societät selbst war nicht nur Euler mit den veralteten Zuständen unzufrieden, auch einige andere Mitglieder erwarteten sehnlichst eine Änderung, vor allem, um die lästige Bevormundung durch die Directoren los zu werden; denn noch immer waren die Mitglieder ohne Charge von der Einsicht in die Finanzverwaltung ausgeschlossen. Die »Arcanisten«, d. h. die Directoren mit dem Secretar und dem Protector, dem Minister von Viereck, besorgten Alles allein. Der eigentlich Eingeweihte war aber, wie es zu geschehen pflegt, der Subalternbeamte Köhler, der den Kalendervertrieb besorgte. Nicht mit Unrecht nahm man an, dass er dabei ebenso viel für sich gewann wie für die Societät. Zwischen den Klassen war aller Zusammenhang geschwunden; eine jede tagte für sich; nur einmal im Jahr wurde eine Gesammtsitzung gehalten. Aber auch die Klassensitzungen wurden schlecht besucht; eine anregende Discussion fand überhaupt nicht statt. Kein Wunder, dass die jüngeren Mitglieder sich nach einer Reorganisation oder nach einer neuen, gehaltvolleren Verbindung sehnten.

Da traten von Borcke und von Schmettau im Juli 1743 zusammen, um eine »Société Littéraire« als dauernde Fortsetzung der zwanglosen Vereinigungen zu gründen, deren man sich während

[1] Koser, König Friedrich der Grosse S. 240.

des Schlesischen Feldzugs in Breslau erfreut hatte[1]. Die Gesellschaft sollte abwechselnd in ihren Hotels tagen. Sie beauftragten Jordan und Bielfeld, Mitglieder zu werben, d'Argens interessirte sich lebhaft für die Gründung, und überraschend schnell konnte die neue Gesellschaft etablirt werden — ein Beweis, welches Ansehen Schmettau genoss. Sechzehn Membres honoraires wurden in wenigen Wochen aufgenommen[2] und zwanzig ordentliche Mitglieder, von denen nicht weniger als zehn der alten Societät angehörten[3]. Mit einem Schlage war erreicht, was damals die Voraussetzung für die Autorität, den Glanz und das Gedeihen einer Akademie schien, die Mischung aller Elemente, die, sei es durch Stand und Erziehung, sei es durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit, oder durch feine litterarische Bildung, etwas zur gegenseitigen Belehrung und Unterhaltung beizutragen vermochten. Diplomaten, Generale, Historiker, Naturforscher, Mathematiker, Journalisten und Litteraten reichten sich die Hand, und da vertraute Freunde des Königs Mitglieder geworden waren, so durfte man der Huld und Gnade des Monarchen sicher sein. Neben Schmettau waren es vor allem die Franzosen bez. Hugenotten d'Argens, Francheville, Formey, Jordan und Pelloutier, die sich der neuen Akademie freuten und den französischen Geist auf sie übertrugen. Sich des Deutschen und der deutschen Bildung zu erinnern, kam Niemandem in den Sinn, auch nicht dem kosmopolitischen Schweizer Euler.

Am 1. August 1743 wurde die erste Sitzung gehalten und der Vorstand gewählt. d'Argens, Sack und von Jariges wurden beauftragt, die Statuten zu entwerfen. Der Letztere — er war zugleich secretarius perpetuus der alten Societät — hat sie abgefasst. Sie wurden in der zweiten Sitzung am 8. August geprüft und angenommen[4]. d'Argens hielt eine Rede über »den Nutzen der litterarischen

[1] Siehe Bielfeld, Lettres familières et autres T. II p. 136 ff. und die Briefe, die vorhergehen.

[2] Ausser von Schmettau und von Borcke der Grossmarschall Graf von Gotter, die drei Minister von Viereck, Graf von Podewils und Graf von Münchow, der Generalmajor von Goltz, von Pölnitz, von Keyserlingk, von Swerts (er leitete die Schauspiele), Vockerodt, von Knobelsdorff, Graf von Finckenstein, der General-Adjutant von Borcke, der Oberst Stille und Duhan de Jaudun.

[3] Euler, Pott, Lieberkühn, Marggraf, Ludolff, Naudé, Kies, Eller, von Jariges, Gleditsch (diese gehörten auch der alten Societät an), d'Argens, Achard sen. et jun., Formey, Pelloutier, Humbert, Jordan, Bielfeld, Francheville, Sack.

[4] Bielfeld a. a. O. erzählt, dass er sie dann redigirt habe und zum Protokollführer und Secretar gewählt worden sei.

Gesellschaften«, und Francheville recitirte eine schwülstige Ode auf »die Errichtung der Berliner Societät[1]«.

Die Statuten[2], die denen der Pariser Akademie, zum Theil auch denen der alten Societät, nachgebildet sind, legen auf die freie, demokratische Verfassung der Societät grosses Gewicht, schliessen alles bloss Unterhaltende aus dem Kreise der Aufgaben aus, ziehen aber Philosophie — sie steht voran —, Mathematik, Naturgeschichte, Geschichte, Litteratur und Kritik hinein. Der Director (aus der Zahl der Ehrenmitglieder) und der Vice-Director (aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder) sollen jedes halbe Jahr neu gewählt werden: der erste Director war von Schmettau. Sitzungen sollen jeden Donnerstag — an diesem Tage waren auch die Sitzungen der alten Societät, die man auf diese Weise umzubringen gedachte — von 4 bis 6 Uhr gehalten werden; die ordentlichen Mitglieder waren zum regelmässigen Erscheinen und zu jährlichen Vorträgen verpflichtet. Die Societät sollte Sitzungsberichte herausgeben; aber nur solche Abhandlungen, die von der Mehrzahl genehmigt waren, durften dem Druck übergeben werden. Als Sprache war das Französische in's Auge gefasst; auch die Statuten waren französisch redigirt. Doch war das Deutsche nicht ausgeschlossen.

Kein Zweifel, dass man mit Ernst an das neue Unternehmen gegangen ist. Wir besitzen einen Auszug aus den Protokollen der 21 Sitzungen, welche die junge Akademie vom 1. August 1743 bis zum 16. Januar 1744 — also ziemlich regelmässig — gehalten hat[3], und erkennen aus ihnen, dass man nicht Allotria trieb. Euler hat über mechanische Probleme gesprochen und astronomische Mittheilungen gemacht; Lieberkühn trug seine Entdeckungen über die »parties plus subtiles dans les intestins« am 14. November vor; Pott sprach über »die chemische Untersuchung der gemeinen Steine und Erden«; Francheville kündigte eine Geschichte der Künste an: der schnellfertige Formey entwarf einen Plan für ein philosophisches Wörterbuch; Marggraf trug über Metall-Lösungen vor; d'Argens sprach über den Pyrrhonismus in der Behandlung der Geschichte bei dem Jesuiten Hardouin; Jordan las eine Abhandlung über das Leben Herodot's. Das Protokoll bemerkt, dass in der Sitzung vom

[1] Rede und Ode sind abgedruckt in Formey's Hist. de l'Acad. Royale (1752) p. 73 ff. 78 ff. Bartholmèss in seiner Geschichte der Akademie (I p. 154 f.) hat sie irrthümlich auf die Eröffnungsfeier der neuen Akademie im Jahre 1744 verlegt.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 149.

[3] Abgedruckt im Urkundenband Nr. 150.

8. October, als Euler physikalische Experimente zeigte, Mr. Voltaire anwesend gewesen sei. Auf Einladung Friedrich's war er im Herbst 1743 zum zweiten Mal auf einige Wochen nach Berlin gekommen[1]; aber er konnte nicht bleiben und das Scepter der Akademie in die Hand nehmen, denn offenkundig war er damals als französischer Geschäftsträger in Berlin. Immerhin erhielt die Societät durch seine Gegenwart in den Augen der »Welt« die Weihe, und der König, der in jenen Monaten keine Zeit hatte, eine Akademie zu gründen, liess sich die neue Schöpfung Schmettau's, Jordan's und d'Argens', die ohne sein Zuthun, aber nicht wider seinen Willen, entstanden war, gefallen, räumte ihr ein Appartement im Schloss ein und erklärte, wenn wir Bielfeld Glauben schenken dürfen[2], das Protectorat der neuen Gesellschaft übernehmen zu wollen.

Die Betheiligten sahen in der »Nouvelle Société littéraire« die neue Akademie, die Friedrich verheissen hatte. Demgemäss schrieb Euler an den König und bat ihn, jetzt sein Versprechen zu erfüllen und ihm die Übersiedelungskosten (von Petersburg) zu erstatten. Bisher habe er an das Versprechen nicht erinnert, weil er dem Könige noch keine Dienste habe leisten können, nun aber sei die Société littéraire eingerichtet, und er werde alle seine Kräfte für sie einsetzen. »Cette Société se trouve, à mon avis, déjà sur un si bon pied, qu'il ne manque plus qu'un bon mathématicien avec un habile astronome pour la rendre aussi et peut-être plus parfaite que celle de Paris.« Er empfiehlt D. Bernoulli in Basel und Heinsius in Petersburg[3].

Man sieht, an die alte Societät wurde überhaupt nicht mehr gedacht. Schmettau und Euler wünschten augenscheinlich, sie sollte still verlöschen. Allein hatte sie nicht noch in eben diesem Jahre einen Band Miscellanea herausgegeben? Stand nicht ein Staatsminister als Protector an ihrer Spitze? Bewahrte sie nicht eine glänzende Erinnerung an ihren ersten Chef, an Leibniz? Und — das war nicht das Geringste — besass sie nicht aus dem Kalenderprivileg reiche Einkünfte, während die »Nouvelle Société Littéraire de Berlin« über keinen Groschen verfügte? So einfach war es doch nicht, die Schöpfung Friedrich's I. und Leibnizens zu beseitigen!

[1] Koser, a. a. O. S. 218.

[2] Die Acten enthalten nichts davon.

[3] Œuvres T. 20 p. 202 f. vom 19. October 1743.

4.[1]

Am 2. November 1743 unterbreitete der Minister von Viereck dem Könige, der bereits unter dem 29. October eine Untersuchung der Fonds und der ganzen Verwaltung der alten Societät verlangt hatte, einen Bericht. Er erinnert in demselben zuerst an seine frühere Eingabe vom 9. Juni 1740 (s. oben S. 249 und Urk. Nr. 145). Sodann bemerkt er, dass Frisch, der Director der historisch-philologischen Klasse, gestorben und einstimmig der Director des Joachimsthalschen Gymnasiums Heinius zu seinem Nachfolger gewählt worden sei. In der mathematischen Klasse stehe es so, dass der nun 95 Jahre alte, treffliche Director des Vignoles gebeten habe, ihm einen Director zu adjungiren; Euler sei von der mathematischen Klasse in Vorschlag gebracht; der Minister bittet, der König möge diese Wahlen bestätigen.

Der König legte diesen Brief Schmettau vor. Dieser äusserte sich in einem Bericht an den König vom 9. November. Es geht aus ihm hervor, dass der Feldmarschall schon früher dem Monarchen vorgestellt hatte, es müsse durch zweckmässige Verbindung der alten Societät mit der litterarischen eine ganz neue Societät, d. h. eine würdige Akademie, geschaffen werden. Der König hatte geantwortet, dass er glücklich sei, Schmettau an der Spitze der neuen Akademie zu sehen, und sich freue, dass er bereits an die Befestigung derselben durch Vereinigung mit der alten Societät denke. Jetzt, schreibt Schmettau, sei der Moment gekommen; denn Euler habe erklärt, er werde die Direction der mathematischen Klasse nicht übernehmen, wenn nicht beide Societäten mit einander vereinigt würden. Demgemäss unterbreitet von Schmettau — gewiss im Einvernehmen mit Euler (wahrscheinlich auch mit Jordan und d'Argens) — dem Könige folgende Vorschläge:

1) De nommer une commission, composée de deux ministres parmi lesquels M. de Viereck [der Protector der alten Societät] devait nécessairement être, de trois des premiers honoraires de la nouvelle Société, comme aussi de deux membres de l'Académie ancienne et de deux de la nouvelle, et de donner les ordres, que

2) Cette commission examine exactement tous les revenus de l'Académie, leurs émoluments, privilèges et pensions accordées,

[1] Die folgende Darstellung fusst fast ausschliesslich auf dem umfangreichen Actenfascikel des Akademischen Archivs, betreffend die Neugründung der Akademie in den Jahren 1743–1746.

3) La même commission formerait un nouveau plan d'Académie, sur quel pied les deux Académies pourraient être réunies. Ce plan devrait être présenté à Votre Majesté pour qu'Elle décide du tout, mais le plus sûr moyen à faire réussir la nouvelle Académie serait.

4) Si Votre Majesté voudrait l'honorer de ses grâces particulières, en Se nommant Son Chef, parce que ce serait le moyen de donner à l'Académie un lustre infini, et aux membres qui la composeront une émulation, au lieu que ci-devant, lorsqu'on y a mis des gens ridicules, cela a discrédité chez les Etrangers l'Académie et bien loin d'encourager les membres savants les a entièrement abattus.

Der König handelte nach dieser Eingabe. Am 13. November theilte er Schmettau mit, dass er in die Verbindung der alten und der neuen Societät willige und nach Schmettau's Vorschlag eine Ordre an die Minister von Viereck, von Marschall und von Arnim gerichtet habe, welche die Untersuchung der ganzen Verwaltung der alten Societät und die Einsetzung einer Commission zur Begründung einer neuen Akademie aus den beiden Gesellschaften anbefehle. Diese Ordre erging ebenfalls am 13. November. Statt zweier Minister, wie Schmettau vorgeschlagen, ernannte der König drei in die Commission, so dass sie aus 10 Mitgliedern bestand; dass er selbst das Protectorat der neuen Schöpfung übernehmen wolle, stellt er bereits in Aussicht. An demselben Tage endlich schrieb der König an von Viereck, seine Eingabe vom 2. November sei wohlbegründet, sie solle aber zusammen mit der Neuordnung der Verhältnisse in der niedergesetzten Commission ihre Erledigung finden[1].

Damit war die Vereinigung der beiden Societäten beschlossen, aber über den Modus war nichts angegeben. Hier mussten Kämpfe entstehen. Die Minister, vor allem von Viereck, und der Secretar von Jariges waren für möglichste Schonung der alten Societät und wünschten deshalb eine einfache, glatte Combination der beiden Societäten bez. die Aufnahme sämmtlicher Mitglieder der neuen litterarischen Societät in die alte; einige Reformen sollten dann folgen. Dagegen verlangten von Schmettau, Euler und ihre Freunde die Aufhebung der alten Societät und eine ganz neue Akademie, die durch Auswahl aus der Zahl der bisherigen Mitglieder beider Societäten geschaffen werden solle (in Wahrheit hätte die »Auswahl« nur die Mitglieder der alten Societät betroffen),

[1] Siehe die drei Actenstücke im Urkundenband Nr. 151–153.

dazu neue Statuten. Wie hoch Schmettau damals beim Könige angesehen war, geht daraus hervor, dass er sich bereits am 12. November — also noch bevor die Königliche Ordre zur Vereinigung der Societäten erschienen war — vom Minister von Viereck die Urkunde über die Fundation der alten Societät erbat; er war also schon im Voraus seiner Sache sicher. Der Minister übersandte ihm das einzige Exemplar, d. h. das Original. Es wird heute im Akademischen Archiv vermisst; hat es Schmettau nicht zurückgeschickt?

Die Minister betrauten den Geheimrath Durham und den Kriegsrath Bastinelles (Bastinet) mit der Untersuchung der Finanzen der alten Societät und forderten am 17. November beide Societäten auf, die Commissionsmitglieder — am 22. November sollte die erste Sitzung stattfinden — zu erwählen. Um aber die Entwicklung der Angelegenheit möglichst in ihrer Hand zu behalten, schlugen sie den beiden Societäten zugleich die Männer vor, die sie gewählt zu sehen wünschten, der neuen Societät den General-Major von der Goltz, den Geheimen Rath Vockerodt und den Grafen von Finckenstein (aus der Zahl der Membres honoraires) und Jordan und Bielfeld (aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder der litterarischen Societät), der alten den Hofrath Eller und den Secretar von Jariges. Sie suchten also im Voraus von Schmettau aus der Commission auszuschliessen. Allein die neue Societät liess sich nichts vorschreiben. Zwar Jordan und Bielfeld wählte sie, aber aus der Zahl der Membres honoraires ernannte sie von Podewils[1], K. W. von Borcke und von Schmettau.

Die Minister, mit diesen Wahlen unzufrieden, thaten nun einen Schritt, der Schmettau mit Recht erzürnen musste. Um den König für ihre conservativen Absichten in Bezug auf den Modus der Vereinigung der beiden Societäten zu gewinnen, übergaben sie am 21. November, d. h. am Tage vor der ersten Sitzung der Commission, dem Könige ein Pro Memoria, welches sie allerdings als ein vorläufiges bezeichneten. Auf's Wärmste traten sie für die alte Societät ein; sie riethen davon ab, sie aufzuheben; man solle sie vielmehr verbessern, vermehren und ihren Glanz erhöhen; ihre Statuten und Ordnungen seien beizubehalten; denn sie seien nach dem Muster der anderen Akademieen gearbeitet und gut, auch gehörten viele auswärtige berühmte Männer zu ihr. Sie erklären, dass auch die

[1] Vergl. über ihn den Artikel von Koser in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 26 S. 344 ff.

neue litterarische Societät ihre Statuten nach denen der alten entworfen habe; diese sei nur »zeither nicht mit der Gegenwart so vieler vornehmer Männer beehrt worden«. Sie schlagen demgemäss vor,

(1) sämmtliche Membra honoraria der neuen litterarischen Societät in die alte als Ehrenmitglieder aufzunehmen,

(2) da von den ordentlichen Mitgliedern der neuen Societät nur etwa acht nicht in der alten seien, so wären diese in die alte aufzunehmen und in die Klassen zu vertheilen,

(3) die so vermehrte Societät könne dann über die nöthigen Verbesserungen im Einzelnen berathen,

(4) die Versammlungen sollen zur Vermehrung des Lustre in einem Zimmer des Schlosses in Gegenwart der Ehrenmitglieder gehalten werden,

(5) wenn der König diese Grundsätze billige, würden sie sie als Richtschnur der Commission mittheilen.

Weiter bemerken sie, dass die Societät seit Jablonski's Tod keinen Präsidenten mehr besitze; bei Aufstellung des Etats sei daher des Königs allerhöchste Intention zu wissen nöthig, »ob ein berühmter Mann aus fremden Landen dazu vorgeschlagen und berufen werden solle, welchenfalls man wohl auf eine zulängliche Besoldung den Vorschlag wird machen müssen«. Schliesslich zeigen sie dem Könige die Namen der gewählten Commissionsmitglieder an und erbitten sich das Recht, von sich aus noch den einen oder anderen hinzuziehen zu dürfen.

Die Vorschläge der Minister waren wohlerwogen und unter den gegebenen Verhältnissen die besten — warum sollte man die alte Societät aufheben, auch wenn sie einige wenig taugliche Mitglieder besass? Allein die Art, wie die Königlichen Räthe vorgingen, war nicht richtig und entsprach auch nicht der Willensmeinung ihres Herrn. Er hatte befohlen, dass die Commission den Modus der Vereinigung der beiden Societäten ausfindig machen sollte; die Minister griffen vor. Stimmte der König ihnen bei, so war die Commission überflüssig; denn alle Directiven für den Modus der Verbindung waren bereits gegeben. Auch die Bitte, die Commission von sich aus durch Hinzuziehung neuer Mitglieder verstärken zu dürfen, kam einem Gewaltstreich gleich. Die Minister fürchteten, dass nach dem Ausfall der Wahlen in der Commission Fünf gegen Fünf stehen würden, und wollten sich daher im Voraus die Majorität sichern. Bereits wurde von den Mitgliedern beider Societäten die Frage der Vereinigung und die Aufstellung eines neuen Statuts auf's Lebhafteste verhandelt.

So schrieb Bielfeld am 21. November, sich beklagend, dass Elsner alle philosophischen Untersuchungen aus dem Kreise der Aufgaben der neuen Akademie auszuschliessen anrathe[1]. »Si au contraire mon avis peut être de quelque considération, j'en proscrirai une infinité de pédanteries philologiques, par lesquelles on a tâché de briller dans l'ancienne Société [das geht direct gegen Elsner]. L'érudition grammairienne serait à mes yeux fort peu de chose en comparaison d'une bonne et solide logique.« Es war der Gegensatz der alten und der neuen Zeit.

Am 22. November hielt die Commission ihre erste Sitzung ab. Da die Minister vom Könige noch keinen Bescheid auf ihre Eingabe erhalten hatten, so liessen sie es zu sachlichen Verhandlungen nicht kommen. Was aber that der König? Er sandte den Bericht der Minister an von Schmettau und forderte ihn zur Äusserung auf[2]. So war in loyalster Weise die Freiheit der Commissionsberathung wiederhergestellt.

Schmettau war verletzt, weil die Minister den Versuch gemacht hatten, vorzugreifen; er war ausserdem mit den von ihnen gemachten Vorschlägen höchst unzufrieden. In zwei Eingaben vom 26. November (einer französischen und einer deutschen, die letztere war wohl für die Commission bestimmt) kritisirte er sie scharf. Es sei unmöglich, wie die Minister wollen, die alte Societät einfach zu conserviren; denn in ihr befinde sich eine »grande quantité de gens qui n'ont ni littérature ni mérite distingué, pour être admis dans une Société dont V.M. même veut bien prendre le titre de Chef«: dieser Meinung sei die ganze neue Societät[3]. Namens eben dieser Societät legt er einen Plan bei über die Gestaltung der zu gründenden Akademie (auch die Mitglieder werden bereits von ihm aufgeführt). Die alte Societät, führt er aus, stand unter ganz anderen Auspicien; sie war fast ein Collegium de propaganda fide [das ist eine sehr starke Übertreibung

[1] Akademisches Archiv; Adressat nicht sicher zu ermitteln, wahrscheinlich von Schmettau.

[2] Siehe Urkundenband Nr. 154.

[3] Hiernach lässt sich leicht feststellen, welche Mitglieder der alten Societät auf der Proscriptionsliste standen. Nicht zur neuen Societät gehörten unter den Mitgliedern der alten die Mediciner Buddeus, Carita, Grischau, Horch, Kirstetter, Ludolff sen., Schaarschmidt, Sprögel, ferner Wagner, Hering, Küster, Elsner, Heinius, Stubenrauch, dazu der emeritirte des Vignoles, der nicht mehr in Betracht kam (er starb als der Nestor der europäischen Gelehrten am 24. Juli 1744; sein Eloge und ein Katalog seiner sämmtlichen Publicationen in den Mém. 1745 p. 111 ff.).

oder vielmehr eine Unwahrheit], »worunter eine theologische Präpotentz mag verborgen gelegen haben«. Sie hat so »abjecta membra« besessen wie den Astralicus Gundling [nicht Gundling war »astralicus«, sondern Graben von Stein], und in Folge dessen wollen Ausländer wie Barbeyrac ihre Mitgliedschaft nicht mehr auf ihre Büchertitel schreiben. Auch ist es des Königs Wille, nicht die neue Societät der alten einzuverleiben, sondern durch Auswahl etwas Neues zu schaffen.

Am 29. November trat die Commission zum zweiten Male zusammen. Sofort drehte sich der Streit um die Frage, was die Intention des Königs sei, ob er die alte Societät restauriren oder mit Aufhebung derselben etwas Neues stiften wolle. Beide Eingaben, die der Minister und Schmettau's, lagen noch unbeantwortet in seinem Cabinet. Man beschloss, den König direct zu befragen; unterdess sollten die Vertrauensmänner beider Parteien, Bielfeld und von Jariges, den Versuch machen, einen Plan »conjunctim zu concertiren«.

Bereits am nächsten Tage traf die Antwort des Königs in Form einer Ordre an die Minister ein[1]. Sie erklärte »die Reflexiones des Grafen von Schmettau für nicht ungegründet«.

Der König trat also auf die Seite von Schmettau's und befahl den Ministern, sich auf der Basis der Vorschläge des Feldmarschalls mit diesem zu verständigen, mit ihm einen Plan auszuarbeiten und ihn der Commission vorzulegen.

Schmettau hatte gesiegt; aber er sollte sich seines Sieges nicht vollkommen freuen. Die Minister hielten zäh an ihrer Ansicht fest, und da man es dabei beliess, dass Bielfeld und von Jariges den Plan im Detail ausarbeiteten, so hatten sie einen grossen Vortheil; denn Bielfeld war nicht sachkundig, dazu leichtfertig, von Jariges aber, der auf Seite der Minister stand, war als Secretar der alten Societät in alle Verhältnisse eingeweiht und ein kluger Mann. Er hat denn auch, wie die Acten ergeben, den Plan der »Verbindung« fast allein bearbeitet, freilich auch von dem Misstrauen der litterarischen Societät, der er doch selbst angehörte, zu leiden gehabt. Zu statten kam es ihm, dass das Gutachten, welches Durham und Bastinelles (s. oben) am 30. November über das Kalenderwesen und den Fonds der Societät abgaben, im Wesentlichen günstig für die alte Societät war, wenn sie auch nicht verhehlen konnten, dass Köhler, der Rendant, auch in seine eigene Tasche gearbeitet

[1] Siehe Urkundenband Nr. 155.

habe: in den Rechnungen herrsche eine schöne Ordnung und Richtigkeit; auch habe der Kassirer Köhler verschiedene gute Vorschläge nach den Actis gethan, »welche aber doch grösstentheils seinen Eigennutz zum Grunde gehabt haben, den er so weit extendiret, dass die Societät und das Publicum dabei gelitten«. Die Revisoren hatten das bisherige Kalenderwesen der Societät sehr eingehend kritisirt und machten viele neue Vorschläge. Man erfährt, dass neun verschiedene Kalender unter eigener Administration der Societät standen und dass vier an Köhler für 1670 Thlr. verpachtet waren. Ausserdem zahlten die Juden für ihren Kalender eine Pauschalsumme von 400 Thlrn. an die Societät. Die Revisoren schlugen vor, dass künftig alle Kalender von der Societät selbst administrirt und den Steuerräthen zum Debit durch die Accisekasse zugesandt werden sollen. Sie glaubten, »dass die Steuer- und Accisebedienten solches gegen 5 Procent gern übernehmen werden«; auch werde so die Einfuhr fremder Kalender desto eher verhindert. Endlich bemerken sie, Köhler solle nicht weiter betheiligt bleiben.

Die Minister hatten sich pro forma mit Schmettau nach Befehl des Königs verständigt. In der Sitzung der Commission vom 6. December wurde bereits der Entwurf von Jariges' und Bielfeld's vorgelesen und im Einzelnen durchgegangen. Es war dabei noch Verschiedenes zu erinnern. Man beschloss, den modificirten Plan abschreiben und bei den Commissions-Mitgliedern circuliren zu lassen; die dann sich ergebenden Monita sollten in der nächsten Sitzung überlegt werden.

Dieser erste, in Wahrheit von Jariges allein ausgearbeitete Entwurf kam Schmettau doch ziemlich weit entgegen. Die Hauptvorschläge waren folgende:

Die beiden philologischen Klassen der alten Societät sollen in eine zusammengezogen und neben ihr eine neue philosophische Klasse gegründet werden, in die die »Physik« aufzunehmen sei; diese soll also von der Medicin getrennt werden, welche eine besondere Klasse zu bilden habe. Die vier Klassen wären also: Mathematik, Medicin, Philosophie (incl. Physik), Philologie (incl. Belles-Lettres: ausserdem war die deutsche Sprache und Geschichte noch immer als Gegenstand der besonderen Pflege der Akademie genannt). Jede Klasse solle eine feste Anzahl von Stellen besitzen, die nicht überschritten werden dürfe, entweder fünf oder sechs. Die Klassensitzungen fallen fort, es sollen sich vielmehr jeden Donnerstag alle Mitglieder (auf dem Schloss) versammeln. Abwechselnd nach den Klassen soll eine Ab-

handlung verlesen werden: das Erscheinen ist für diejenigen Akademiker, zu deren Klasse der Vortragende gehört, obligatorisch. Die Vortragenden sollen schon einige Wochen vorher bestimmt werden und verpflichtet sein, vor dem Vortrage ihre Abhandlung der Klasse zu communiciren, damit diese Zeit habe, die Materie zu untersuchen. Briefe der neuen Societät sollen portofrei sein, auch an sie adressirte Schreiben, »da die Kais. Akademie in Petersburg solche Freiheit geniesset«. Grosse Herren sollen sich gefallen lassen, der Societät als membra honoraria beizutreten[1]; einige von ihnen sollen als Curatores die Einnahmen und Ausgaben überwachen, weil so alle Hindernisse aus dem Weg geräumt würden. Diese »grossen Herrn« könnten sich auch bei der Administration in die Klassen theilen und in dem Präsidium abwechseln. Ausserdem sollen bei jeder Klasse Directores ordinarii eingesetzt werden für die laufenden Angelegenheiten; sie könnten zugleich mit den Herrn Curatoribus die Administration der Oekonomie führen. Auch wird für jede Klasse ein besonderer Secretar in Aussicht genommen. Monatlich sollen die Curatoren, Directoren und Secretare Sitzungen halten und wichtigere Sachen alsdann der grossen Versammlung vortragen. »Diese monatliche Versammlung würde also mit dem Concilio der alten Societät übereinkommen.« Auch die Zahl der auswärtigen Mitglieder soll fest bestimmt werden, damit nicht Wahlen geschehen, die nicht zur Ehre gereichen; nur 24 Auswärtige, sechs für jede Klasse, von den berühmtesten Leuten werden in Aussicht genommen. Bei Vacanzen soll jede Klasse dem Concilio zwei bis drei Personen vorschlagen: dieses stellt den Erwählten immediate dem Könige zur Bestätigung vor, »wie in Paris zu geschehen pflegt«. Jährlich soll ein Volumen aus den besten vorgetragenen Stücken gebildet und publicirt werden — in welcher Sprache, das lässt der Entwurf noch offen.

Aber nun der difficilste Punkt: wie soll es mit den bisherigen Mitgliedern der beiden Societäten gehalten werden? Die beiden Societäten zählten zusammen 34 Mitglieder, aber nur 24 Stellen waren für die neue Akademie in's Auge gefasst! Hier macht der

[1] Auch Leibniz hat seiner Zeit darauf hohes Gewicht gelegt (s. seinen Briefwechsel mit J. Th. Jablonski i. d. Abh. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1897, Nr. 10 v. 24. März 1701), aber das Gewünschte nicht erreicht, weil der König Friedrich I. ihn in dieser Hinsicht nicht unterstützte. Unter den damaligen socialen Verhältnissen war eine Akademie, mochte sie auch die berühmtesten Gelehrten umfassen, ohne Einfluss und Ansehen, wenn die Hofgesellschaft ihr fern blieb.

Entwurf Schmettau die grosse Concession, nicht sämmtliche Mitglieder der alten Societät in die neue Akademie überzuführen, aber er hält sich doch vorsichtig[1]. »Die habilsten Mitglieder aus beiden Societäten sind für die neue Akademie auszuwählen; solches kann aber nur der König selbst thun auf Vorschlag der Curatores.« In der Folgezeit soll sich jede Klasse bei Vacanzen nach tüchtigen Leuten umsehen und solche den Curatoren vorstellen: diese sollen dann unter der Autorität des Königs die Wahl vollziehen.

Dieser Entwurf circulirte bei den Mitgliedern der Commission. Das akademische Archiv enthält mehrere, leider nicht unterzeichnete Gutachten (nicht nur von den Mitgliedern der Commission); sie gehen sämmtlich weiter als der Entwurf, erklären ihn für zu conservativ und fordern Aufhebung der alten Societät.

In dem einen Gutachten heisst es: »Die hiesige Societät der Wissenschaften ist seit ihrer Einrichtung nicht nur nicht weiter in die Höhe gekommen, sondern hat noch dazu abgenommen. Die Ursachen davon sind: 1. die Geringhaltung der Societät bei der vorigen Regierung, 2. die wenigen Revenuen, 3. die üble Administration der Revenuen, indem man theils nicht gesucht hat, die Fonds zu vermehren, theils das wirklich Eingekommene nicht wohl ausgetheilet hat, 4. die wenige Capacität der jetzigen Membrorum, welches des Herrn von Viereck Exc. in einem Schreiben an den König vom Jahre 1740 selbst anführen, 5. die Arcanisten, da gewisse Membra der Societät dominirten und durch das harte Tractament die übrigen Membra leidig machten. Seitdem des jetzigen Königs Maj. die Regierung angetreten haben, ist nicht mehr als das erste Hinderniss abgegangen; nun solle auch den übrigen geholfen werden. Ad 2., es scheint, dass die Revenuen nur aus dem Kalenderwesen, welche bis dato auf 10000 Thlr. höchstens gekommen, sehr leicht auf 13 bis 14000 Thlr. gebracht werden und mithin eine Summe von 15000 Thlr. ungefähr erzielet werden könne. Ad 3., die Fonds können vermehrt werden, 1. durch eine Instrumenten-Manufactur, 2. wenn die Societät die Intelligenz-Blätter

[1] Ausserdem hatte Jariges durch Beibehaltung sämmtlicher Klassen der alten Societät (auch der medicinischen und der deutschen, die in der philologischen untergebracht ist) dafür gesorgt, dass man nicht leicht Mitglieder ausweisen konnte. Er rechnete wohl darauf, dass der König unter solchen Umständen doch alle Mitglieder in die neue Akademie überführen, und dass die Herabsetzung der Zahl der Mitglieder auf 24 erst allmählich eintreten werde.

wieder bekommt[1]. 3. wenn ihr das Collegium med.-chirurgicum abgenommen wird. Die Revenuen können wohl ausgetheilet werden, wenn Niemand als wirklich in nützlichen Dingen arbeitende Personen besoldet werden. Ad. 4. Da des Königs Maj. selbst Chef der künftigen neuen Akademie sein wollen, so können nur capable Leute darin aufgenommen werden, und wenn man die Sache recht besiehet, so dürften die zwei Departements vor der Mathematik und der Physik vor das erste die zwei einzige sein, deren die beste Membra gute Besoldung nöthig haben. Die Classis medica, soweit sie nicht unter die Physica mitbegriffen, gehört nicht in die Akademie; dass sie aber in den Plan von Jariges gesetzt worden, ist Ursach, weil man immer die Akademie mit einem ganzen Haufen von Medicis chargiren will. Aus der alten Societät sind die zwei einzige Membra Wagner und Grischau, welche man in Ansehung ihres Alters bei der neuen Einrichtung zu bedenken hätte, ausser dem, dass sie sonst keine Besoldung haben. Die übrigen, als Buddeus, Elsner, Heinius, Sprögel, Schaarschmidt etc. sind Leute, die ihre Besoldung anderswoher haben und der Societät wenig Ehre machen können. Wenn nun viele unnöthige Personen von der neuen Societät und Participirung der Besoldung ausgeschlossen werden, so wird sich zeigen, dass vor die übrigen geschickte Leute convenable Gages können bestimmt werden. Ad 5., dem Arcanisten-Wesen kann gesteuert werden, 1. wenn das Directorium jedes Departements alle halbe Jahr sich ändert, 2. wenn die Verwaltung der Oeconomie jemand anders als Jariges — er also galt als der »Hauptarcanist« — gegeben wird«. »Dass Köhler ein unnützes Membrum sei, ist ohne diess klar.«

Wie kräftig, aber auch wie pietätslos wird hier der neue Begriff der reinen Wissenschaft geltend gemacht. Leibniz war noch für den überkommenen Complex der Wissenschaften eingetreten, obgleich schon er der Mathematik und Mechanik die Führung zuwies; aber ein radicaler Schnitt war nöthig, sollte das Neue sich wirklich kräftig entfalten: wenigstens in der Akademie mussten die reinen Wissenschaften von den angewandten scharf geschieden werden; nur jene gehören in ihren Bereich. Derselbe Geist spricht sich auch in anderen Gutachten aus.

In einem zweiten heisst es schonungs-, aber nicht grundlos, in dem Entwurfe stände, der König wolle die deutsche Sprache und die

[1] Dass sie sie früher besassen, darüber ist aus den Acten nichts bekannt; es muss sich um eine Concession handeln, die nie ausgeführt worden ist (s. unten).

Reichs- und Brandenburgische Historie besonders excoliret wissen; »wie weit aber Sr. Maj. Gedanken hiervon entfernt sein, kann Wenigen unbekannt bleiben«. In Bezug auf den Vorschlag, alle Mitglieder der alten Societät in die neue Akademie aufzunehmen, wird rund gesagt, »dann würde die Akademie in eben die Verachtung fallen, worinnen eine gewisse Societät sich befindet«. Dieses Gutachten möchte gar nur zwei Klassen errichtet sehen, die der Physik und Mathematik; wolle es S. Maj., so können »Belles-Lettres« hinzugethan werden: aber »Medicin und Teutsche Sprache sind ganz besondere Dinge«. Weiter: die Stelle eines Vice-Präsidenten solle man aufgeben, »welche Stelle wegen des Graben von Stein nicht in dem besten Andenken ist«.

Ein drittes Gutachten bezeichnet den Entwurf von Jariges als schlechterdings verwerflich und verlangt den Bruch mit der alten Societät. Jariges, heisst es, sei in allem verdächtig in Ansehung der alten Societät, er wolle die neue Akademie auf den Fuss der alten bringen, »damit ratione der Mitglieder ordentliche subalterne alle Zeit existiren und Arcanisten in Ansehung der Ausgabe und Einnahme der Akademie beibehalten werden mögen«. Die deutsche Sprache gehöre überhaupt nicht in die Akademie: zu Gefallen von zwei Mitgliedern sei ihre Vertretung beibehalten; wünsche man sie aufzunehmen, so sei ein Stuhl dafür genug, rathsam aber sei es nicht; »denn bald würden sich die lateinische, griechische, italienische u. s. w. Sprache melden. Da es aber hier Grundwahrheiten und reale nützliche Experimente zu des Königs Ehre und gemeinem Besten betrifft, nicht aber schöne Worte und Redensarten, so kann dieses gar nicht einmal stattfinden«. Directores perpetui sollen nicht regieren; denn sonst entstehen die Arcanisten wieder; die Leitung solle wechseln wie auf den Universitäten.

Ein viertes Gutachten stimmt der gänzlichen Ausschliessung der Theologia revelata sowie der Rechtsgelehrsamkeit zu, wünscht aber fünf Klassen (Physik, Mathematik, Medicin, Litteratur und Belles-Lettres, Deutsche Sprache). Ein fünftes Gutachten endlich in französischer Sprache ist ebenso radical wie das dritte. Von den vierzehn Mitgliedern der alten Societät, die nicht zugleich Mitglieder der neuen sind, sollen nur fünf in die zu begründende Akademie aufgenommen werden; die anderen sollen, so lange sie leben, den Titel »Associé de la vieille Société« führen. Eine unbeschränkte, aber kleine Zahl von »Associés« neben den ordentlichen Mitgliedern soll auch bei der neuen Akademie zugelassen werden.

Die Frage nach dem periodischen Wechsel in der Leitung wurde auch in besonderen Gutachten erörtert, ebenso die Besoldungsfrage. Einer bemerkt, dass der Akademie die besten Kräfte entführt werden würden — z. B. nach Göttingen, »wo ein Professor 600 Thlr. erhält« —, wenn man nicht für ausreichende Besoldungen sorge; aber diese seien auch zu beschaffen: nach dem Etat von 1740 seien 10063 Thlr. eingenommen worden; Köhler hat 1521 Thlr. für sich erarbeitet; wenn ihm das in der Folgezeit entzogen wird, verfüge man über 11584 Thlr., mit Schlesien aber dürfe man auf 13000 Thlr. rechnen; die 2400 Thlr. für die Mediciner müssten fortfallen; dann habe man für die wirkliche Wissenschaft eine stattliche Summe.

Nach Kenntnissnahme dieser Gutachten[1] bearbeiteten Bielfeld und von Jariges (oder vielmehr der letztere) den Entwurf zum zweiten Mal. In der Frage der Constitution der neuen Akademie änderten sie wenig (sie strichen die Medicin und setzten dafür Physik); dagegen ging von Jariges — es war eine kluge Digression — jetzt ausführlicher auf die Absichten ein, die Einnahmen der alten Societät zu steigern und in Zukunft allen Mitgliedern einen Einblick in die Finanzverwaltung und eine gewisse Theilnahme an derselben zu gestatten. Alle sechs Wochen solle eine allgemeine Versammlung für die allgemeinen und ökonomischen Angelegenheiten abgehalten werden. Das Kalenderwesen solle gründlich beaufsichtigt werden. »Die Intelligenzblätter waren vor diesem zu dem Einkommen der Societät bestimmt, seit einiger Zeit aber dem Potsdamischen Waisenhaus gegeben; dieses habe fundos genug; K. Maj. ist zu bitten, solches Recht der Societät wiederzugeben.« »Sollte dies nicht thunlich sein, so wäre zu bitten, dass doch in anderen grossen Städten als Breslau, Königsberg, Magdeburg der Societät die Intelligenzblätter zugestanden würden. Bücher und Zeitungen, sonderlich eine gelehrte französische Zeitung, könnten durch die Societät besorget und unter ihrer Approbation und ihrem Stempel publicirt werden. Eine wöchentliche Publication der meteorologischen Observatorien dürfte ebenfalls guten Abgang finden. Wann unter der Societät Aufsicht allerlei Instrumenta mathematica und physica, als tubi astronomici, Perspective, Globi, Landkarten, Microscopia, Thermometra, Barometra, Quadranten, Brennspiegel u. s. w. verfertiget,

[1] In einem findet sich auch die Bemerkung: »Leibniz hat zu einer Zeit gearbeitet, da der gusto der Gelehrsamkeit anderst war, als heute zu Tage, da man grammaticalische Sachen nicht mehr so sehr achtet«.

examinirt und also approbirt und eingravirt und durch Beidruckung des Stempels verkauft würden[1], so dürfte solches mit der Zeit eine gute Revenue werden. Endlich — wenn die Societät das Privilegium bekäme, protestantische Religionsbücher drucken zu lassen und solche in die angrenzenden Lande als Polen und Ungarn zu debitiren, so ist ebenfalls ein Zuwachs der Revenuen zu hoffen«[2].

Auch über diesen verbesserten und vermehrten Entwurf von Jariges ist ein Gutachten von Schmettau's erhalten. Er ist noch keineswegs zufrieden. »Sr. Maj. Willensmeinung ist, eine ganz neue Académie des Sciences zu errichten, welche in der Welt brilliren soll« — das ist sein ceterum censeo. Also dürfen nur solche aufgenommen werden, welche in suo genere excellent sind. »Bei der Akademie sind nur solche Sachen abzuhandeln, welche ganz besondere Untersuchungen nöthig haben, dem Publico nützlich sind und auf Schulen und Universitäten nicht tractirt werden können. Nur soviele Mitglieder sind aufzunehmen, als aus den Fonds rechtschaffen besoldet werden können, damit sie mit Lust arbeiten«; »nicht Crethi und Plethi sind aufzunehmen, damit die Akademie nicht in Verachtung gerathe«. Für den Wechsel in den Directorialstellen tritt er auf's Lebhafteste ein; denn alle Mitglieder müssten dazu geschickt sein. Bevor die Curatoren und Directoren erwählt würden, müssten Sr. Maj. die Listen der ordentlichen Mitglieder beider Societäten vorgelegt werden, damit Er auswähle.

Die beiden Auffassungen, die sich gegenüber standen, waren jede in ihrer Weise berechtigt: aber es war bei gutem Willen nicht unmöglich, einen Ausgleich zu finden, der das Beste auf beiden Seiten bewahrte. Dort stand die ehrwürdige Schöpfung von Leibniz, ein umfassender, aber nicht geklärter Begriff von Wissenschaft, die Aufgabe, die deutsche Sprache und die vaterländische Geschichte zu pflegen, dazu die Verpflichtung, die Wissenschaft in Fühlung zu erhalten mit dem Protestantismus und seinen Interessen. Hier begehrte die moderne, auf Mechanik und rationaler philosophischer Speculation ruhende, reine Wissenschaft freie Bahn und souveräne Geltung: sie duldete nichts Halbes und wollte kein altes Kleid tragen

[1] Jariges wollte also der neuen Akademie die Aufgaben zuweisen, die heute der physikalisch-technischen Reichsanstalt obliegen.

[2] Wollte Jariges auf diese Weise die der alten Societät gestellte Aufgabe de propaganda fide festhalten? Man wird das annehmen dürfen; denn man versteht sonst nicht, wie er mit diesem Vorschlag kommen konnte in einem Moment, wo der kirchlich-theologische Zweck der Societät auf's Äusserste gefährdet war. Er suchte ihn durch den Hinweis auf die finanziellen Vortheile festzuhalten.

und sich endlich aus den Fesseln der Vergangenheit befreien. Aber daneben waltete auch der Gegensatz des bescheidenen, kleinbürgerlichen Betriebs der Wissenschaft — der mit geringen Erfolgen und geringem Lohne zufrieden war — und ihrer Ausbildung in freien, vornehmen Formen, in der Sphäre der europäischen Gesellschaft und getragen von dem Beifall der aristokratischen Kreise. Kein Zweifel — wenn Leibniz wieder erstanden wäre, er hätte sich auf von Schmettau's Seite gestellt, aber er hätte ihm auch klar gemacht, dass die Wissenschaft nicht erst von gestern ist, dass Philologie und Geschichte auch Wissenschaften sind, dass man Kosmopolit und Patriot zugleich sein kann, und dass aller Radicalismus sich durch Rückschläge rächt.

Ein Compromiss wurde wirklich geschlossen. Das endgültige Statutenproject, wie es die zehn Commissionsmitglieder am 20. December 1743 unterzeichnet haben, ruht ganz auf dem Entwurf von Jariges. Es bezeichnet die zu begründende Königliche Akademie der Wissenschaften als die »vereinigten Societäten« und umgeht damit die Frage nach der Aufhebung der alten Societät. Die Vorschläge, nur zwei Klassen (Mathematik und Physik) beizubehalten, sind zurückgewiesen und der Akademie so die umfassenden Aufgaben gelassen, die ihr Leibniz gestellt hat. Ausdrücklich heisst es, dass die neue Gesellschaft »alle die Vorwürfe zusammenfassen soll, womit die zu London und Paris aufgerichteten Societäten und Académie's des sciences, des inscriptions et des belles lettres beschäftigt sind«; aber ausgeschlossen werden die geoffenbarte Theologie, die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit, die blosse Poesie und Beredsamkeit. Was die Mitglieder der neuen Akademie betrifft, so schwieg man über die feste Zahl von 24 Ordinarien; man reichte vielmehr dem Könige eine Liste ein, auf der man kurz die einzelnen Mitglieder beider Societäten charakterisirte, ihm die Auswahl überlassend. In Wahrheit aber machte man doch einen Vorschlag: man hatte sich nämlich zu folgendem Compromiss vereinigt. Von den 14 Mitgliedern der alten Societät, die nicht zugleich Mitglieder der neuen litterarischen waren[1], stellte man sechs in die Hauptliste ein, nämlich Grischau, Wagner, Hering, Küster, Heinius und Stubenrauch, und erklärte sie damit als der Aufnahme würdig; die fünf Mediciner Buddeus, Ludolff sen., Sproegel, Schaarschmidt und Pallas bezeichnete man als solche, die lediglich

[1] Vierzehn ohne des Vignoles.

als Professoren am anatomisch-chirurgischen Colleg auch Mitglieder der alten Societät gewesen seien; man müsse es dem Könige überlassen, ob er sie zu der neuen Akademie zulassen wolle (d. h. man wünschte die Mediciner überhaupt zu entfernen); über die drei Mediciner Carita, Horch und Kirstetter aber ging man einfach schweigend hinweg[1]. Die 16 Ehrenmitglieder der litterarischen Gesellschaft (s. oben) sollten in derselben Eigenschaft in die neue Akademie übergehen[2]; aber auch die 84 auswärtigen Mitglieder der alten Societät sollen von ihr übernommen werden — damit war auf's Deutlichste ausgesprochen, dass die neue Schöpfung keine Neuschöpfung, sondern die Fortsetzung der alten Societät sei. Sobald der König, dem man den Statuten-Entwurf einreichte, ihn genehmigt und die Mitglieder der neuen Akademie bestätigt haben würde[3], sollte die Wahl der vier Curatoren, der

[1] Von Horch und Kirstetter ist auch weiter nicht mehr die Rede; sie waren also das Opfer der Neugründung, während der König die anderen Mediciner [ausser Pallas?] für die neue Akademie bestätigte. Die Akademie konnte jene beiden gewiss missen; denn für die Miscellanea hatte nur Horch geschrieben, und auch dieser nur eine einzige Abhandlung »Ueber die Milbe des Kanarienvogels« (Miscell. Berol. T. VI.). Carita war ein Mediciner der alten Schule, der allen Fortschritten zum Trotz an der medicinischen Wissenschaft der Römer festhielt. Uebrigens taucht er nach 1744 doch wieder in den Listen der ordentlichen Mitglieder auf, und Formey hat ihm ein Eloge gehalten, als er 80jährig im Jahre 1756 gestorben war (Mém. 1756 p. 515–518).

[2] Dazu standen noch zwei weitere in Aussicht, nämlich der Graf von Dohna und der Lieutenant Colonel von Keith.

[3] Die Personalvorschläge lauteten:

I. Département de Physique: Eller, on le propose pour Directeur à cette Classe, parce que sa capacité est connue; Lieberkuehn, d'un savoir notoire; Ludolff jun., bon physicien; Marggraf, bon physicien et grand chimiste, NB ce n'est pas l'apoticaire; Pott, bon physicien et très fort dans la chimie; Gleditsch, très bon botaniste et pour l'histoire naturelle; Francheville, pour la physique et l'histoire naturelle; Buddeus, Ludolff sen., Sproegel, Schaarschmidt, Pallas, ces cinq membres sont dans l'ancienne Société membres du Collège d'Anatomie et de Chirurgie. On suppose que quoique ce collège doive continuer à recevoir des fonds des Almanacs 2400 écus jusqu'à temps qu'on puisse proposer à S. Maj. un autre fonds qui ne soit pas à charge au pays; on ne sait pourtant pas, si S. Maj. voudra les admettre à la Nouvelle Académie.

II. Département des Mathématiques: des Vignoles, éméritus, c'est pourquoi on propose de lui laisser le titre et les 100 écus de gages, qu'il a eus du fonds de l'Académie; Euler, proposé pour Directeur de cette Classe; Grischau, pour la météorologie, NB il a 400 écus de pension du fonds; Humbert, pour l'architecture civile et militaire, et en général pour la pratique des mathématiques; Kies, pour l'astronomie, on propose, qu'outre les 200 écus de gages qu'il a et avec lesquels il ne peut pas subsister, on lui ajoute 200 autres; Naudé, pour les mathématiques et l'algèbre; Wagner, observateur et bibliothécaire, fort vieux, il a 400 écus de pension du fonds de l'Académie.

Directoren — diese hatte man zum Theil dem Könige schon vorgeschlagen — und der Secretare erfolgen. Die Sprachenfrage liess man noch immer offen, proponirte aber, in der philologischen Klasse zwei Directoren zu ernennen, einen für die deutsche Sprache und die orientalischen, und einen für die »Belles-Lettres«, den Marquis d'Argens.

Am 27. December wurden diese Vorschläge dem Könige unterbreitet. Bereits nach drei Tagen genehmigte er in einer Ordre an den Grafen von Schmettau und die fünf Staatsminister den gesammten Entwurf (incl. der Personalvorschläge; Buddeus, Ludolff sen., Sproegel und Schaarschmidt wurden Mitglieder, Pallas nicht), befahl ihn auszuführen und die vier Curatoren auszuwählen, »que vous jugez nécessaires«. »Si cette nouvelle Académie«, fügte er hinzu, »s'efforce de répondre dignement à mon attente et au louable but de son institution, elle peut toujours compter sur ma protection Royale«[1].

Schmettau war doch keineswegs durch diesen Gang der Dinge zufriedengestellt, vor allem waren auch die finanziellen Fragen noch nicht gelöst. Er wollte den Einfluss von Jariges auf sie brechen und den eigennützigen Rendanten Köhler entfernen. Daher fanden noch Berathungen zwischen den Ministern und ihm selbst, dem Vertrauensmann des Königs, statt[2].

Die Ober-Rechnungskammer wurde vom Könige aufgefordert, dem Köhler die Rechnung über den Kalender-Debit mit aller Accuratesse abzunehmen und eine genaue Uebersicht über die gesammten Einnahmen aus den Kalendern nach einem sechs-

III. Département de Philosophie: Heinius, pour l'histoire, les langues orientales et la critique, Jariges, pour l'histoire et philosophie, il est proposé pour Secrétaire perpétuel; Formey, prof. de Philosophie, sans gages auprès du fonds de l'Académie; Sack, pour l'histoire, la philosophie et la critique; les deux Achard.

IV. Département de Philologie: Jordan, sa capacité est connue; Elsner, pour les langues orientales, antiquités et inscriptions et pour l'histoire et la langue du pays [das behielt man also bei], on le propose pour Directeur des langues allemande et orientales; il a 500 écus de l'Académie; Marquis d'Argens, pour les belles lettres, on le propose pour Directeur des dites belles lettres; Bielfeld, pour les belles lettres; Hering, pour l'histoire et géographie; Lamprecht, pour l'histoire; Pelloutier, Küster, pour l'histoire de Brandebourg; Stubenrauch.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 156.

[2] In einer Sitzung vom 10. Januar 1744 ist auch vom »Hopfengarten« die Rede. Der König soll gebeten werden, ihn zu verkaufen und einen anderen in oder neben der Stadt zu kaufen. Der Garten lag also zu weit entfernt!

jährigen Durchschnitt zu geben[1]. Noch am 15. Januar richtete von Schmettau eine Eingabe an den König in Bezug auf die Finanzverhältnisse, die sich sehr scharf gegen die alte Societät richtete, Jariges als Protector Köhler's bezeichnete und anrieth, den Secretar ganz von der Administration des Oekonomischen auszuschliessen; auch der Minister von Viereck sei zu beschäftigt, um sich gründlich um die Fonds zu kümmern. Weiter hielt sich Schmettau darüber auf, dass in der philologischen Klasse zwei Directoren eingesetzt werden sollten: Elsner solle wieder gewöhnliches Mitglied werden; so könne man die 100 Thlr. sparen.

Unterdessen rückte der Geburtstag des Königs, der 24. Januar, heran. Am Vortage, einem Donnerstag, sollte die feierliche Eröffnungssitzung der neuen Akademie gehalten werden: ihre Statuten wollte der König an seinem Festtage bestätigen und ausgehen lassen. Mit der peinlichsten Sorgfalt wurde Alles für die Sitzung vorbereitet; sie fand im Schloss statt. Die Königlichen Prinzen, die Ehrenmitglieder und andere Standespersonen waren anwesend: aber der König selbst erschien nicht. Die Akademie war doch nicht so geworden, wie er es gewünscht hatte — Maupertuis fehlte, und manches Compromiss war geschlossen, das er nicht missbilligen, dessen er sich aber auch nicht freuen konnte[2]. In der Sitzung sprach zuerst von Schmettau und setzte die Absichten des Königs bei der Gründung dieser neuen Akademie auseinander. Dann las von Jariges die Statuten vor; zum Schluss wurden elektrische Experimente gezeigt. Zu Curatoren wurden durch die Commission, der der König die Wahl überlassen hatte, die HH. Grafen von Schmettau, von Gotter[3], von Viereck und von Borcke ernannt[4].

---

[1] S. Urkundenband Nr. 157.

[2] Die Kritik, die Maupertuis in dem Eloge auf von Schmettau an den Statuten von 1744 übt, ist im Sinne des Königs.

[3] von Gotter († 28. Mai 1762) war in der Hofgesellschaft der liebenswürdigste und frivolste unter den Deutschen, »Juppiter tonans und der Fürst der Epikureer«, ein kluger, beweglicher Thüringer, der ganz in das französische Wesen eingetaucht war und sich dabei August den Starken zum Muster genommen hatte, ihn aber an Geist und Witz übertraf. Seine litterarischen Kenntnisse waren nicht gering; als Gesellschafter hatte er nicht seines Gleichen; s. Allg. Deutsche Biographie Bd. 9, S. 451 ff. Koser, a. a. O. I S. 490.

[4] Gotter erbat schon im Sommer 1744 seinen Abschied und zog sich nach einem Jahr aus Gesundheitsrücksichten auf sein Gut in Thüringen zurück. »Ich beklage einen liebenswürdigen Mann«, schrieb Friedrich am 16. Februar 1745 mit eigener Hand, »dessen Verlust ein Bankerott für Berlin ist.« (Œuvres T. 17

Die neuen Statuten sind noch deutsch abgefasst[1]. Die »vereinigten Societäten« sollen den Namen einer »Königlichen Akademie der Wissenschaften« führen. Sind auch, wie wir schon erfahren haben, die geoffenbarte Theologie, die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit, die blosse Poesie und Beredsamkeit gänzlich ausgeschlossen, so soll doch »das übrige ganze Wissenschafts- und Kunstwesen« eingeschlossen sein, »in gleichen die alte und neue Historie, sonderlich von Unsern Landen und dem teutschen Reiche, nicht weniger die Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit«. Unter den Aufgaben der physikalischen Klasse ist die Medicin überhaupt nicht genannt, die zur Zeit der Akademie angehörenden Mediciner sind also auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Die neue philosophische Klasse soll alle Theile der Philosophie, die Physik ausgenommen, umfassen, nämlich Metaphysik, Moral, Ius Naturae und die Historia und Kritik der Philosophie. Der Vorstand besteht aus den vier Curatoren und den vier Directoren, die, wenn es nothwendig, den General-Fiscal hinzuziehen; dieser Körperschaft liegt die Verwaltung des Fundus und der ökonomischen Angelegenheiten ob, sowie die Publicationen der Akademie; sie können in lateinischer, deutscher und französischer Sprache erscheinen. Alle drei Monate sollen die Curatoren im Präsidium abwechseln und mindestens alle sechs Wochen eine Directorialsitzung berufen. Die Directoren sollen auf Lebenszeit von den Klassen unter dem Vorsitz der Curatoren gewählt werden; ausserdem soll aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder ein Vice-Präses erwählt werden auf Lebenszeit, der zu allen Sitzungen Zutritt und auch im Directorium Stimme hat (Jordan wurde vom Könige zum Vice-Präsidenten ernannt). Ein Secretarius perpetuus für die ganze Akademie soll die Geschäfte führen, ausserdem wird aber eine jede Klasse ihren besonderen Secretar haben; daneben soll noch

p. 325. Später kehrte Gotter wieder nach Berlin zurück und bekleidete wiederum das Curatorenamt). An seine Stelle als Curator der Akademie trat der Minister G. D. von Arnim (geb. 1679, † 1753). Er hatte unter Friedrich Wilhelm I., so weit es möglich war, die Gelehrten und Künstler geschützt und ihnen sein Haus geöffnet. Es war daher eine sehr glückliche Wahl. Worauf jedoch Bartholmèss in seiner Geschichte der Akademie das Urtheil stützt (I p. 153), Arnim sei der eifrigste Curator gewesen, den die Akademie je besessen habe, ist mir unbekannt geblieben. Die Curatoren waren sämmtlich fleissig im Interesse der Akademie und kümmerten sich, wie die Acten ausweisen, auch um die kleinsten Dinge. Aber bereits im Jahre 1746 wurde ihr Amt ein blosser Titel, da Maupertuis alles allein besorgte.

[1] Abgedruckt im Urkundenband Nr. 158.

ein Tresorier auf Lebenszeit stehen. Ausser den wöchentlichen Sitzungen sind zwei öffentliche im Jahr zu halten (die Königstage, der 24. Januar und 31. Mai, wurden dazu bestimmt). Neue Mitglieder sollen erst durch die Klasse, dann durch das Directorium, endlich durch die General-Versammlung gewählt werden[1]. Von Wichtigkeit wurde die Bestimmung, dass jährlich Preisaufgaben zu stellen seien: »Das Directorium hat jährlich ein Praemium von etwa 50 Ducaten zur Ausarbeitung einer wichtigen und dem Lande nützlichen Materie aus den Wissenschaften oder Litteratur auszusetzen und das Problema durch die Zeitungen bekannt zu machen. Es werden zu dieser Ausarbeitung zwar sonderlich auswärtige Gelehrte eingeladen, jedoch aber sollen auch die Abhandlungen einheimischer Gelehrten, nicht weniger Mitglieder der Akademie, angenommen werden. Die zur Erhaltung dieses Praemii eingekommene Stücke sollen in der jährlich zu haltenden Versammlung aller Glieder verlesen, wem der Preis zuerkannt worden, öffentlich angezeigt, und dabei diese Regel beobachtet werden, dass wenn die Abhandlungen eines ausländischen und hiesigen Gelehrten in gleichem Grade der Gründlichkeit und Schönheit stehen, in solchem Falle dem Fremden allemal der Vorzug zu geben sei.« Im letzten Abschnitt heisst es: »Ob gleich im Articulo XII. der ordentliche Versammlungs-Platz auf dem hiesigen K. Schlosse bestimmt ist, so bleibet jedoch dem Directorio frei gestellet, wenn es für rathsam erachtet, diese Zusammenkünfte in dem Observatorio auf dem K. Marstall halten zu lassen«. Soviel bekannt, ist das nicht mehr geschehen; die Räume, in denen die Leibniz'sche Societät getagt hatte, wurden für die Versammlungen nicht mehr benutzt. Man konnte die »grossen Herrn« nicht gut in diese hochgelegenen und kleinen Räume einladen.

Die Verfassung der neuen Akademie, wie diese Statuten sie vorzeichnen, war von grosser Schwerfälligkeit: vier Curatoren, ein Vice-Präsident, vier Directoren, fünf Secretare, ein Tresorier — und doch kein Präsident; denn der König konnte den Mann noch nicht wieder erreichen, den er allein der Präsidentschaft für würdig hielt. Auch von Schmettau hat er nicht zum Präsidenten ernannt, sondern liess sich in der Zwischenzeit das complicirte Verwaltungssystem gefallen, das der Graf erdacht hatte, um die Akademie nicht wieder unter die Bürgerlichen fallen zu lassen, und um einer

[1] Diese tritt nur hier und in den beiden öffentlichen Sitzungen hervor; sonst sind nur Klassensitzungen vorgesehen.

ökonomischen Geheim-Verwaltung vorzubeugen. Auch zum Protector ernannte sich der König noch nicht — der deutlichste Beweis, dass er den neuen Zustand nicht als einen definitiven ansah. Dass es noch nicht »Seine« Akademie war, ergiebt sich auch daraus, dass er sich die drei Sprachen gefallen liess. Da er deutsch nicht lesen wollte und lateinisch nicht lesen konnte, so bedeutete das Zugeständniss dieser Sprachen, dass er von den Publicationen der Akademie keine Notiz nehmen werde. Aber er schaute nach einer Akademie aus, deren Schriften ihn belehren und erfreuen sollten, und er wusste, dass er sie noch schaffen werde. Dieses aus zwei Societäten — die eine gab den Glanz und das Ansehen, die andere die finanziellen Mittel — entstandene zwei- und dreisprachige Gebilde ohne strengen, einheitlichen Stil war nicht im Sinne Friedrichs.

War der König mit dem Erreichten nicht zufrieden, so hatte auch Schmettau keineswegs durchgesetzt, was er wollte. Noch kurz vor der Bestätigung der Statuten hat er eine Eingabe an den König gerichtet, in der er Jariges, dem die Akademie die Erhaltung ihrer philologischen Klasse verdankt, in böser Weise denuncirte und sich über die Annahme seines Entwurfs in der Commission also äusserte: »Cependant la ruse de Jariges a réussi, dont le nouveau plan dernièrement présenté à V. M. est une preuve convaincante. On y voit les mêmes Directeurs perpétuels qui l'étaient auparavant, excepté le seul Euler; il y a le même Secrétaire Jariges, qui veut encore être trésorier, et on est résolu d'employer de nouveau le rendant Koehler. Mes instances opposées n'ont pas pu prévaloir, et il n'y a plus autre remède à y porter, qui [que que?] V. M. ordonne, 1. Que le Directoire change tous les ans; car c'est le moyen d'empêcher les arcanistes, 2. Que Jariges soit tout-à-fait exclu du maniement des affaires de l'économie, en cas que V. M. trouve pourtant à propos de le laisser comme Secrétaire.«

Auch nach der Neugründung war Schmettau noch unermüdlich thätig, seine neuen Gedanken durchzusetzen, und bestürmte den König mit Eingaben und Projecten. Er mochte noch immer hoffen, zum Präsidenten ernannt zu werden, um so mehr, als der König in den ersten Monaten des Jahres 1744 in der Regel durch ihn mit der Akademie verhandelte.

Die Frage der Gehälter war durch die neuen Ordnungen noch nicht völlig geklärt. Man musste sie jetzt behandeln, und dabei musste die ganze finanzielle Lage der Akademie auf's Neue erwogen

und festgestellt werden[1]. Am 27. Januar erklärten die Minister dem Könige, auf dem von Durham und Bastinelles erstatteten Gutachten (s. oben) fussend, dass die finanzielle Verwaltung der Societät in guter Ordnung, dass aber die Verpachtung ungünstig sei: Köhler habe zwar bereits für das Jahr 1744 tausend Thaler mehr zahlen müssen, aber für 1745 werde man noch andere Einrichtungen zu treffen haben, da allein aus Schlesien 3200 Thlr. zu erwarten seien. Die Minister brachten weiter bereits Gratificationen und Pensionen für die Mitglieder der neuen Akademie aus den Überschüssen in Vorschlag, fügten aber hinzu, es sei das alles jetzt der Akademie selbst zu überlassen, da sie in Activität gesetzt sei.

Drei Tage später legte Schmettau dem Könige eine Reihe von Beschlüssen des Directoriums vor: Köhler habe man bei den Kalendern gelassen, »à cause de sa capacité et expérience«, aber man habe ihm eine viel genauere Instruction gegeben, die es unmöglich mache, dass er seinem eigenen Vortheil nachgeht. Man habe beschlossen, 1. dass nicht die vier Directoren, sondern vier eigens dazu (und nur auf ein Jahr) gewählte Klassen-Deputirte zusammen mit den Curatoren das Ökonomische besorgen sollen[2], 2. dass keine Klasse mehr als einen Director habe[3], 3. dass das Amt des Secretarius perpetuus und des Tresorier getrennt sein solle[4], 4. dass Buddeus, da er nicht mehr Director, auch die 100 Thlr. nicht mehr beziehen soll, die er bisher gehabt[5], 5. dass die Mitglieder der philosophischen und philologischen Klasse erst dann Gehälter beziehen sollen, wenn sich die Revenuen vermehrt haben würden[6].

[1] Der Etat, der dem Könige zusammen mit dem Statuten-Entwurf vorgelegt und von ihm bestätigt worden ist, existirt meines Wissens leider nicht mehr. Soviel ist gewiss, dass in ihm für die Directoren je 100 Thlr. und für je vier arbeitende Mitglieder der vier Klassen 1600 Thlr. (400 Thlr. für jeden) ausgeworfen waren. Dazu kamen die Gehälter für den Astronomen, den Secretarius perpetuus, den Fiscal, die Diener, und die besonderen Gehälter, wie sie einzelne Mitglieder der alten Societät besassen, und wie sie z. B. Euler zugesichert waren.

[2] Damit war ein Hauptwunsch Schmettau's in Bezug auf die Finanzverwaltung erfüllt.

[3] Damit war Elsner abgesetzt und d'Argens einziger Director in der philologischen Klasse.

[4] Das war gegen von Jariges gemünzt.

[5] Das war eine Kränkung für den verdienten Mann; aber Schmettau verachtete die Mediciner.

[6] Damit waren die Mitglieder dieser Klassen zu Akademikern zweiten Grades herabgesetzt; Schmettau wollte diese Klassen ursprünglich überhaupt nicht in der Akademie. Für je vier »arbeitende Mitglieder« der vier Klassen waren im Etat 1600 Thlr. ausgesetzt, und der König hatte das bestätigt.

Schmettau hatte, wie offenbar, in der letzten Woche wieder das Heft in die Hände bekommen — wie, weiss man nicht[1]. Der König billigte in Ordres an ihn und an die Commission vom 2. Februar alle diese Vorschläge bis auf den Buddeus betreffenden. Sein Gerechtigkeitsgefühl gestattete es ihm nicht, dem Gelehrten die 100 Thlr. zu entziehen; er behielt auch den Charakter als Director bei. Mit Zuversicht blickte Friedrich nicht auf die neue Schöpfung: das zeigen auf's Neue die Schlussworte der Ordre an Schmettau[2]:

»ainsi voyant cette affaire de l'union des deux sociétés terminée, il ne me reste que d'en attendre des fruits, tels que Vous et les autres membres en espèrent.«

Am 13. Februar wählte man die vier ökonomischen Deputirten auf ein Jahr (Eller, Humbert, Formey und Pelloutier) und die vier Klassen-Secretare (Lieberkühn, den neu aufgenommenen Faber, Formey und Lamprecht); weder diese noch jene haben wirkliche Bedeutung zu erlangen vermocht; die ganze Einrichtung kam bald wieder in Wegfall. In der Sitzung der Curatoren und Deputirten am nächsten Tage wurde beschlossen, ein neues Diplom »nach dem Muster des Petersburger« anfertigen zu lassen, aber das Siegel der alten Societät und ihr Motto beizubehalten; nur die Umschrift soll jetzt »Academia Regia Scientiarum Berolinensis 1744« lauten. Faber, der Secretar der mathematischen Klasse, wurde zum Tresorier erwählt, sollte aber eine Caution von 3000 Thlrn. stellen. Eller zeigte, wie man von der Summe, die dem chirurgischen Collegium zu zahlen sei, 100 Thlr. abstreichen könne; sie wurden Pelloutier als Gehalt zugebilligt. Der neue Entwurf Durham's, Uhden's und Bastinelles' zur Administration des Kalenderwesens wurde geprüft[3]. In der Sitzung vom 16. Februar wurde der Diplom-Entwurf, wie ihn

[1] Schmettau's Einfluss ist es wohl auch zuzuschreiben, dass die Leseordnung für das Jahr 1744 so festgestellt wurde, dass die philosophische und philologische Klasse nur halb so oft an die Reihe kamen wie die beiden anderen. Das im Archiv der Akademie aufbewahrte Schema für 1744 lautet: Phys., Math., Phys., Math., Philos., Philol. Viele Jahre lang blieb es bei dieser Ordnung.

[2] Die Ordre an ihn ist abgedruckt im Urkundenband Nr. 159. In Nr. 160 (vom 7. Februar) theilen von Schmettau und die Minister der Akademie die vom Könige genehmigten Bestimmungen mit. Aus dem Actenstück Nr. 161 vom 8. Februar ergiebt sich, dass der kecke Vorschlag der Suspension der 2×400 Thlr. für die arbeitenden Mitglieder der philosophischen und philologischen Klasse, der allzu schnell vom Könige genehmigt worden war — wahrscheinlich war dieser Punkt im Cabinet übersehen worden —, sich doch nicht so glatt durchzusetzen vermochte.

[3] Nebenbei erfährt man, dass die Ober-Rechnungskammer bisher mit der Finanzverwaltung der Societät nichts zu thun gehabt hat. Die Akademie wünschte begreiflicher Weise, dass es auch ferner so bleibe.

von Jariges und Formey vorgelegt hatten, angenommen und weiter über die Kalendersache verhandelt[1].

Schmettau, der in den ersten drei Monaten das Präsidium verwaltete, nahm es mit seinen Obliegenheiten sehr ernst (während Jordan, der Vice-Präsident, sich in dieser ganzen Zeit im Hintergrunde gehalten hat, ja wahrscheinlich in den Sitzungen gar nicht erschienen ist). So theilte er mit, dass er jüngst auf dem Observatorium gewesen, den Vorrath von Instrumenten, Naturalien, Modellen, sowie die Bibliothek in Augenschein genommen »und manche Unvollständigkeit gefunden habe«; auf seinen Vorschlag werden Lieberkühn und der Secretar der mathematischen Klasse mit der Aufsicht über den Apparat betraut. Schmettau berichtete ferner, dass Reparaturen an dem Observatorium selbst nöthig seien, und

[1] Was für Fragen sonst noch verhandelt werden mussten, mag das Protokoll einer Sitzung lehren:

»Ob in den Kalendern nicht eine Colonne, den katholischen Kalender enthaltend, beigegeben werden solle.

Ob nicht in den Kalendern gemeinnützige Anweisungen über Feuerung, Brunnen, Baumpflanzungen, Culturen aufzunehmen seien.

Ob nicht die Pacht des Juden-Kalenders zu erhöhen sei.

Ob nicht ein holländischer Kalender (wegen Wesel und Westfalen) zu drucken sei.

Über Buchdruckerei und Anfertigung von Instrumenten.

Ob nicht die Intelligenzblätter in grösseren Städten der Akademie zu übertragen seien.

Ob nicht jeder Pfarrer seine Gemeindemitglieder fragen solle, wie viele und was für Kalender sie brauchen, damit die Quantität richtig bemessen werden könnte.

Ob nicht die Akademie die Censur für alle hebräisch gedruckten Bücher haben soll und ohne ihre Approbation nichts zu drucken sei; ob es nicht mit allen Büchern in fremden Sprachen so zu halten sei.

Ob nicht die Einnahmen von den Maulbeerblättern, Pacht vom Leichenwesen und das Einkommen von dem Garten zu erhöhen?

Ob nicht wöchentlich eine gelehrte Zeitung edirt werden soll und meteorologische Observationen?

Protestantische Religionsbücher, so nach Polen, Hungarn zu debitiren, könnten auch gedruckt werden, wie das bisher schon Köhler mit Vortheil gethan.«

Man sieht, Schmettau hat bald Wasser in seinen Wein der reinen Wissenschaft schütten müssen. — Die von der Akademie herausgegebenen Staatskalender, welche, wie heute der Gothaische, die Genealogieen der europäischen Fürstenfamilien enthielten, waren übrigens auch im Ausland hochgeschätzt. So schrieb ein Londoner Buchhändler im Jahre 1744, indem er sieben Exemplare für das englische Ministerium bestellte, der Minister habe erklärt, dass unter allen Almanachen die der Preussischen Akademie die besten seien (Geh. Staatsarchiv). Gegen das Unwesen des Nachdrucks (der Kalender und der Mémoires) hatte sich deshalb die Akademie auch stets zu wehren. So erging am 2. October 1745 an alle einzelnen Staaten der Eidgenossenschaft das Ersuchen, den Nachdruck der Mémoires zu verbieten.

auf seinen Antrag wurde Humbert beauftragt, mit Bauverständigen einen Kostenanschlag zu machen.

Weiter setzte er als Präsident das Directorium davon in Kenntniss, »dass die Söhne von Naudé und Grischau Lust zur Astronomie bezeigen und schon manches auf dem Observatorium gethan hätten. Da man zu Paris und Petersburg alumnos zuziehet, so solle man auch dergleichen einführen und der mathematischen Klasse mittheilen, man würde von Zeit zu Zeit jenen ein Gratial zufliessen lassen«. Auch einen Vorschlag Euler's befürwortete der Präsident, einen gewissen Schumacher als Calculator zur Fortsetzung der Manfredischen Ephemeriden für 100 Thlr. zu gewinnen[1].

Zunächst — nach dem ersten Anheizen — schien die schwerfällige Maschine mit ihren vier Kammern[2] ganz gut zu functioniren; aber bald zeigte es sich, wie unzweckmässig es war, das wissenschaftliche und das ökonomische Directorium von einander zu trennen und die ökonomischen Deputirten jährlich wechseln zu lassen. Schon schlug man vor, das Verbot, sie wieder zu wählen, aufzuheben.

In den wenigen Monaten bis zum Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges hat Schmettau noch allerlei finanzielle Pläne — darin Leibniz ähnlich — gehegt und durchzusetzen versucht. Vom 7. März stammt das Project, durch Errichtung einer Druckerei dem Fundus aufzuhelfen und, damit sie beschäftigt sei, ihr ausser den Kalendern und Opera der Akademie den Druck der Medicinal-Ordnung, des Dispensatorium Brandenburgii und der kleinen protestantischen Religionsbücher zu übertragen. »Übrigens hat sich der König selbst dahin geäussert, wie Sie wünschten, dass eine solche Druckerei errichtet werden möchte, welche an Schönheit und Feine sowohl des Papiers als der Buchstaben und Drucks dem Holländischen und Französischen gleich käme.« Auch unterbreitete Schmettau dem Könige eine Eingabe, der Akademie den Debit der protestantischen Religionsbücher für Polen und Ungarn, sowie aller hebräischen Bücher zu

[1] Alle Gesuche um Gehaltserhöhung u. s. w. gingen in den Jahren 1744 und 1745 an die Curatoren. In den Acten des Akademischen Archivs findet sich ein solches von Lieberkühn (vom 13. Februar 1744), in welchem er seinen Lebenslauf, seine Studien in Holland unter Boerhaave u. s. w. erzählt. — Laut Cabinetsordre vom 6. April 1744 wurde Schaarschmidt wegen Nachlässigkeit als Medicus in der Chirurgie die Stelle genommen und ihm ausserdem von seinem akademischen Gehalt (150 Thlr.) zwei Drittel gestrichen.

[2] Das Plenum, das Präsidium der vier Curatoren, das wissenschaftliche Directorium (bestehend aus den vier Curatoren und den Directoren), das ökonomische Curatorium (bestehend aus den vier Curatoren und den vier Deputirten).

übertragen und ihr das allgemeine Censurrecht zu ertheilen »in Bezug auf alle Bücher und andere Stücke (ausgeschlossen die Affaires d'état), die in Berlin und in den anderen Städten, wo es keine Universitäten giebt, gedruckt werden«.

5.

Aber der König konnte seit dem Frühjahr 1744 seine Sorge der Akademie nicht widmen: es galt, die im ersten Krieg gewonnene Grossmachtstellung Preussens zu behaupten. Der zweite schlesische Krieg brach aus, und bis zur Schlacht von Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 hören wir nichts von Beziehungen des Königs zur Akademie, ausser einer eigenhändigen Bemerkung, die er an den Rand einer Eingabe derselben geschrieben hat[1]. Sie hatte vorgeschlagen, die durch den Tod des Astronomen Naudé erledigten 200 Thlr. Lieberkühn zu geben, und glaubte damit die Meinung des Königs zu treffen; er aber erwiderte (30. Januar 1745):

»Nein der Eilers [lies Euler] wirdt einen aus Russlandt verschreiben der Habil ist und Profeser in Nodé Seiner Stelle werden kan.«

Man sieht, der König hat die Akademie nicht ganz vergessen und nicht darauf verzichtet, ihr Directive zu geben.

Kurz nach der Schlacht von Hohenfriedberg aber empfing er eine Nachricht, die sein volles Interesse an der gelehrten Gesellschaft wieder wachrief. Maupertuis schrieb ihm, dass er die Erlaubniss erhalten habe, Frankreich zu verlassen, und dass er nun nach Berlin kommen werde. Mit beiden Händen griff der König zu. Nicht weniger als sechzehn Briefe hat er in dem halben Jahr bis zum Frieden von Dresden aus dem Felde an den Gelehrten gerichtet, um ihn festzuhalten[2]. »Das Opfer, das Ihr mir bringt, ist gross; was kann ich thun, Euch Euer Vaterland, Eure Freunde und Eure Eltern zu ersetzen!« Dann, mit freudigem Ausblick, dass die Zeit kommen wird, wo diese Kriege aufhören: »alors, mon cher Maupertuis, alors nous pourrions philosopher à notre aise«[3]. Wie zu einem vertrauten Freunde redet er zu dem Gelehrten, und darum spricht er ihm gegenüber auch seinen Schmerz über den

[1] Akademisches Archiv.

[2] Diese Briefe und die im Folgenden citirten befinden sich fast sämmtlich im Geh. Staatsarchiv; in den Œuvres sind nur fünf Briefe des Königs an Maupertuis und zwei von diesem gedruckt.

[3] Camp de Rusec v. 10. Juli 1745.

Verlust Jordan's und Keyserlingk's in diesen Briefen aus — »ich suche vergebens in meiner Philosophie und in Cicero's Tusculanen Trost und besitze nicht die Fähigkeit des Stoikers, der sagen konnte: Ich wusste wohl, dass er nicht unsterblich war; Keyserlingk und ich waren wie eine Seele«. Voll Freude aber empfing er die Nachricht, dass sich Maupertuis bald nach seiner Ankunft in Berlin mit einem Fräulein von Borck verlobt habe und die Hochzeit bevorstehe. Diese Verbindung des Gelehrten mit einer der vornehmsten Familien des Landes schien ihm Gewähr dafür zu sein, dass er ihn nicht wieder verlieren werde. »Ich wünsche, dass Ihr ebenso glücklich seid, das was Ihr sucht in Eurer Liebe in Berlin zu finden, wie Ihr glücklich gewesen seid in Euren physikalischen Entdeckungen in Lappland.« Die wiederholten Klagen über den Tod der Freunde unterbricht er durch den Ausruf: »Lassen wir das Klagen und sprechen wir von den Hymnen, die Urania und Newton zu Eurer Hochzeit anstimmen«[1].

Es war selbstverständlich, dass der König sofort den früheren Plan wieder aufnahm, Maupertuis an die Spitze der Akademie zu stellen[2]. Er gab Ordre, ihm ein Gehalt von 3000 Thlrn. auszuzahlen; zugleich liess er schon Mitte Juli an die Akademie — sie war eben mit der Herausgabe des ersten Bandes ihrer Abhandlungen beschäftigt[3] —

[1] Brief v. 6. October aus Soor.

[2] Ihr Personalstand war im Jahre 1744 folgender: Vice-Präsident Jordan. Physikalische Klasse 11 Mitglieder (Eller, Buddeus, Francheville, Gleditsch, Lieberkühn, Ludolff sen. et jun., Marggraf, Pott, Schaarschmidt, Sproegel); Mathematische Klasse 7 Mitglieder ausser dem Veteran des Vignoles, der am 24. Juli 1744 starb (Euler, Faber [Januar 1744 aufgenommen und bald darauf gestorben], Grischau, Humbert, Kies, Naudé, Wagner); Philosophische Klasse 7 Mitglieder (Heinius, Achard sen. et jun., Formey, Jariges, Sack, Stubenrauch [dieser ist aus der philologischen in diese Klasse übergegangen]); Philologische Klasse 6 Mitglieder (d'Argens, Elsner, Hering, Küster, Lamprecht, Pelloutier [Bielfeld wurde Ehrenmitglied]). In der Zeit bis zu Maupertuis' Antritt ist nur Süssmilch (29. Januar 1745) hinzugekommen und Carita wurde wieder in den Listen geführt (s. oben). Uhden, der General-Fiscal, ist bei der philosophischen Klasse erwähnt, und Sack ist in die physikalische übergegangen. Lamprecht, Redacteur der Spener'schen Zeitung und Herausgeber einer moralischen Wochenschrift »Der Weltbürger« (Geiger, Berlin, I S. 413f.), starb im December 1744, Naudé starb am 17. Januar 1745.

[3] Der Contract wurde am 16. September mit dem Buchhändler A. Haude in Berlin abgeschlossen (Geh. Staatsarchiv). Kurz vorher war in Bezug auf die Kalender ein merkwürdiges Ansinnen an die Akademie gestellt worden. Die Busstage lagen in den verschiedenen Landestheilen des Königreichs verschieden, und in den Kalendern der Akademie wurden diese Verschiedenheiten nicht immer hinreichend berücksichtigt, woraus sich Unzuträglichkeiten ergaben. Daher schrieb die Preussische

die Verfügung ergehen[1], dass diese Publicationen sämmtlich in französischer Sprache zu erscheinen haben (wünsche es der Autor, so könne das Original in einer fremden Sprache mitgedruckt werden)[2]. Das war bereits die Vorbereitung auf Maupertuis' Präsidentschaft. Ferner bestimmte er, gewiss im Hinblick auf den Tod Jordan's, dass jährlich eine Lebensgeschichte der verstorbenen Mitglieder, wie in Paris, in den Mémoires gegeben werde. Endlich theilte er mit, er habe Formey mit 200 Thlrn. zum Historiographen ernannt.

Aus der Bestallung Formey's[3] ersieht man, dass in allen Stücken die Publicationen der Pariser Akademie der Berliner zum Muster dienen sollten. Wie in diesen sollten künftig neben den Abhandlungen die »Lebensgeschichten« stehen; Alles aber sollte »in der überall beliebten Sprache«, dem Französischen, gedruckt werden, »damit die ganzen Mémoires auf eine dem Gelehrten sowohl als dem Publico angenehme und nützliche Art an's Licht treten mögen«. Formey übernahm ausserdem die schwierigen Verpflichtungen, alle deutsch oder lateinisch eingereichten Stücke in's Französische zu übersetzen, die Lebensgeschichten der Verstorbenen jährlich zu verfassen und endlich für den ersten Jahrgang der Mémoires eine Geschichte der Akademie von ihren Anfängen (d. h. vom Jahre 1700) an zu schreiben. Er hat die drei Aufgaben mit der ihm eigenen Leichtfertigkeit zu lösen verstanden.

Bereits im October 1745 wollte Maupertuis mit dem Könige über Details der Einrichtung der Akademie verhandeln. Aber noch winkte der Monarch ab.

»Si le règlement de l'académie était l'affaire la plus difficile à régler, je vous réponds, mon cher Maupertuis, qu'à moins de huit jours tout serait réformé, mais j'ai tant d'embarras, et des choses si difficiles à manier, que je n'ai pas pensé

Provinzialregierung am 29. Mai 1745 »nomine des Departements der christlichen Sachen« an die Akademie: »Wir stellen der hochlöblichen Societät der Wissenschaften [sic] anheim, ob es nicht dahin zu richten, dass künftig die Busstage in Preussen und in denen übrigen Königl. Landen an einem und demselben Tage gefeiert werden«. Dass die Akademie allgemeine Busstage für das Königreich einrichten helfen solle, ist wohl die auffallendste Anforderung, die je an sie gestellt worden ist.

[1] Die Verfügung selbst ist nicht erhalten, wohl aber das auf ihr fussende Schreiben der Curatoren vom 19. Juli (Akademisches Archiv).

[2] Von dieser Erlaubniss ist nie Gebrauch gemacht worden.

[3] Siehe Urkundenband Nr. 162. Jariges, mit Geschäften überhäuft, war factisch schon im Jahre 1745/46 von dem Secretariat zurückgetreten; im April 1748 legte er es auch formell nieder. Die Stelle erhielt ebenfalls Formey. Das Amt eines Bibliothekars erhielt am 7. November 1745 Pelloutier.

à l'académie, ce soin sera l'ouvrage de mon loisir. Vous en êtes le directeur et du moment de mon retour à Berlin (qui sera dans 12 jours) vous voudrez bien vous en charger[1].«

Es dauerte doch noch mehr als zwei Monate, bis der König nach Abschluss des Dresdener Friedens nach Hause zurückkehren konnte. Noch mancher Brief wurde mit Maupertuis gewechselt. Die Schreiben des Königs drücken immer wieder die Freude aus, die er an der Correspondenz empfindet: sie sind zugleich ergreifende Zeugnisse von den schrecklichen Eindrücken des Kriegs auf die Seele des Königs und von seiner heissen Liebe zu seinem Volke.

Endlich konnte Friedrich Maupertuis von Potsdam aus begrüssen (3. Januar 1746) und ihm die tröstlichen Worte schreiben: »je fais un grand état sur les ressources de Votre Société«. Am 15. Januar richtete Maupertuis an den König jene Vorstellung, die für die weitere Geschichte der Akademie entscheidend geworden ist. Mit scharfem Blick erkannte er, dass die Wissenschaften in Preussen so lange nicht in der ihnen gebührenden Achtung standen, als nicht ein Mann der Wissenschaft mit der vollen Gewalt eines Präsidenten die Akademie regiere, anders ausgedrückt: er weigerte sich Präsident zu werden, wenn er nicht auch den vier Curatoren in der Akademie übergeordnet würde (ausserdem lehnte er es ab, sich an der Finanzverwaltung der gelehrten Gesellschaft irgendwie zu betheiligen). Der Brief, der einen vollen Einblick in die Schwierigkeit der Lage zeigt, lautet:[2]

> Votre Majesté pourrait croire que j'ai perdu de vue l'objet pour lequel elle m'a pris à son service, si je ne lui parlais de son académie. J'aurais honte de mon loisir et des bienfaits mêmes dont V. M. m'honore, si je ne pouvais les mériter. Je vois beaucoup de contradiction et de mécontentement dans la manière dont cette compagnie est administrée, fort peu d'espérance pour le succès de ses ouvrages. Je ne puis cependant remédier à rien, pas même assister à ses assemblées, jusqu'à ce que V. M. m'ait fait expédier la patente pour la place de président, que je n'ai encore que par les appointements et par le billet de V. M., dont je n'oserais pas me servir sans son ordre.
>
> Cette place, rendue d'abord honorable par Leibniz, ridicule ensuite par Gundling, et enfin médiocre par Jablonski, sera pour moi, Sire, ce que vous voudrez qu'elle soit. Je sens la difficulté de la bien remplir et d'exciter l'émulation parmi des gens de lettres gouvernés par des ministres d'Etat et des généraux d'armée, que leurs seuls titres rendent supérieurs à tout le reste. J'ai cependant souvent présidé, dans l'Académie des sciences, des ducs et des ministres; mais en France, le goût de la nation pour les sciences, et peut-être une espèce de fortune, m'avaient donné

[1] Rohnstock, den 22. October 1745.

[2] Œuvres. T. 17 p. 336 f. (Original im Geh. Staatsarchiv.)

une certaine considération qu'il est impossible que je trouve ici, si vous ne me la donnez. Les sciences y sont dans un affaissement et un état d'humilité marqués par le règlement même de l'Académie; on peut y dire jusqu'ici ce que Fontenelle a dit des temps gothiques de la France, où il n'était pas encore décidé si les sciences ne dérogeaient point. Je sens, Sire, que, tandis que je vous parle pour les sciences, il semble que je parle aussi pour moi; je ne vous cacherai pas même le degré d'ambition que je joins au bien de votre service. Je vous demanderai tout ce qui pourra me donner la considération et le crédit nécessaires pour le bien de l'Académie et pour remplir avec honneur une place qui doit être honorable sous le règne d'Auguste.

Mais, s'il est permis de mettre des restrictions à vos grâces et des limites aux fonctions qui regardent votre service, j'oserai prier V. M. de me dispenser d'une partie d'administration dont, étant étranger ici, je craindrais de ne pouvoir pas bien m'acquitter: c'est celle des deniers de l'Académie, à laquelle je voudrais bien n'avoir aucune part. Je suis, etc.

Friedrich war entschlossen, alle Wünsche Maupertuis' zu erfüllen. Bereits am 1. Februar liess er ihm die Bestallung als beständigem Präsidenten zugehen[1]; aber noch blieb das Verhältniss des Präsidenten zu den Curatoren unklar. Das Directorium der Akademie hatte schon vor der förmlichen Bestallung Maupertuis' am 6. December 1745 verhandelt, wie man den künftigen Präsidenten aufzunehmen habe. Dass auch für die Discussion in den Sitzungen nunmehr nur das Französische, höchstens noch das Lateinische, zulässig sei, da der Präsident kein Deutsch verstand, war klar. Als nun seine Ernennung eintraf, als man merkte, dass der König Alles durch ihn bei der Akademie zu betreiben ent-

[1] Abgedruckt im Urkundenband Nr. 163. Unmittelbar vor der Einsetzung Maupertuis' zum Präsidenten muss der erste Jahrgang der Hist. und Mém. der Akademie für das Jahr 1745 erschienen sein. Er trägt bereits die Jahreszahl 1746, aber in dem kurzen Abriss der Geschichte der Akademie, die Formey verfasst hat, ist Maupertuis noch nicht erwähnt. Der übrigens noch ziemlich dünne Band ist dem Könige gewidmet und unterscheidet sich dadurch von den folgenden, dass den Mémoires ausführliche, besonders paginirte Sitzungsberichte vorangehen. Maupertuis hat das wieder abgeschafft. Abhandlungen enthält der Band nur zwölf (drei für jede Klasse), aber von gediegenem Inhalte. Ludolff hat über »Electricité des Baromètres« geschrieben, Marggraf über Metalllösungen, Lieberkühn über ein anatomisches Mikroskop, welches es gestattet, lebende Thiere zu beobachten. Zwei mathematische Abhandlungen haben Euler zum Verfasser, eine dritte ist von D. Bernoulli geschrieben. Die neue philosophische Klasse führt sich würdig ein durch eine kritische Abhandlung von Jariges über den Spinozismus und die Einwürfe Bayle's gegen dies System. Elsner schreibt über »l'Excellence de la Palestine«, d. h. über die besonderen klimatischen u. s. w. Vorzüge des Landes im Alterthum. Süssmilch versucht den Beweis der Abhängigkeit des Keltischen und Deutschen von den orientalischen Sprachen. Die Vorrede ist deshalb bemerkenswerth, weil sie das hohe Selbstbewusstsein des 18. Jahrhunderts in ausgeprägter Form zeigt.

schlossen war[1], als man den Enthusiasmus fühlte, mit dem Friedrich dem grossen Gelehrten anhing[2], da erklärten die Curatoren von Arnim, von Viereck und Borcke ihr Amt niederlegen zu wollen (19. März). Schmettau, der in diesen Monaten wieder die Geschäfte führte, wandte ein, er könne nicht allein diesem Werke vorstehen; auch genüge es nicht, den Rücktritt im Protokoll zu verzeichnen; sie müssten ihren Abschied beim Könige einreichen. Allein Arnim erwiderte, er habe das Amt nur auf Probe übernommen; Viereck erklärte, nicht der König, sondern die Commission habe sie zu Curatoren ernannt, und Borcke antwortete, er wolle seine drei Monate noch abdienen, damit es nicht an einem Curator fehle, aber auf längere Zeit engagire er sich nicht[3]. Man kann es den hohen Herren nicht verdenken, dass sie ihre Mitwirkung versagten — es war etwas Unerhörtes, dass ein Gelehrter, und dazu ein Ausländer, über den höchsten Staatsbeamten stehen sollte; ihnen war das Präsidium anvertraut worden, und sie sollten es plötzlich verlieren! Aber der König liess sich nicht beirren. Er verlangte, dass die Curatoren blieben[4] — nur von Viereck, der frühere Protector der Societät, schied aus —, und er war zugleich entschlossen, die Gewalt, die er Maupertuis übertragen hatte, in den Statuten zum Ausdruck zu bringen und ihm auch (obgleich er sich anfangs geweigert hatte, sich mit den finanziellen Fragen zu befassen) das ausschliessliche Recht, Pensionen zu verleihen, zu übertragen. Zu diesem letzten Schritt veranlassten ihn vor allem ärgerliche Verhandlungen, die noch immer über Naudé's erledigtes Gehalt geführt wurden, ob es Gleditsch oder Marggraf beziehen solle[5].

Dass die vor zwei Jahren gegebenen Statuten weitschweifig, schwerfällig und unvollkommen seien, hatte Maupertuis dem Könige

---

[1] Der erste, den Maupertuis empfohlen und Friedrich als Professor der Mathematik angestellt hat, war Beguelin (s. den Brief vom 22. März 1746).

[2] Siehe den Brief vom 5. März 1745, in welchem sich der König mit Maupertuis über die zu schlagenden Medaillen beräth und schreibt: »Es ist Eure und Eurer Genossen Aufgabe, die Ihr als Devise die Unsterblichkeit habt, sie in Bruchstücken denen auszutheilen, die kein anderes Verdienst haben als das der physischen Kraft und des Muthes«.

[3] Die Erklärungen befinden sich im Akademischen Archiv.

[4] Ihre letzte selbständige That war die Einschärfung des Gebotes (vom 31. October 1724), dass die Verleger ein Exemplar der von ihnen gedruckten Bücher an die Bibliothek der Akademie abzuliefern haben. Der König erliess eine entsprechende Verfügung (19. März 1746). Veranlasst war die Sache durch eine Eingabe des Fiscals der Akademie Uhden an Schmettau (Geh. Staatsarchiv).

[5] Akademisches Archiv.

wiederholt vorgestellt. Jetzt beauftragte Friedrich den Präsidenten, neue Statuten zu entwerfen. Dieser unterzog sich der Aufgabe, nahm sich die einfachen und straffen Reglements der Pariser Akademie überall dort zum Muster, wo nicht Besonderheiten der Berliner Akademie eine Abweichung erforderten, und legte dann seine kurz und präcis gefassten Bestimmungen dem Könige vor. Der Monarch billigte am 10. Mai die Vorlage, fügte aber eigenhändig zum 8. und 13. Paragraphen zwei Sätze hinzu, die des Präsidenten Stellung betrafen. In dem ersten verfügte er, dass der Präsident über alle Mitglieder, also auch die Ehrenmitglieder, gesetzt sei, wie ja auch ein General Herzöge und Prinzen commandire; in dem zweiten bestimmte er, dass der Präsident die Pensionen allein zu vergeben habe. In dieser Gestalt erschienen die Statuten am 10. Mai 1746 und wurden in der Sitzung vom 2. Juni verlesen; sie unterwarfen die Akademie der fast autokratischen Gewalt des neuen Präsidenten. Borcke, der bisher präsidirender Curator gewesen, legte sein Amt in die Hände Maupertuis'.

Diese Statuten sind viele Jahrzehnte hindurch gültig geblieben — deshalb mögen sie hier in extenso folgen[1]. Freilich verloren sie dadurch einen Theil ihrer Bedeutung, dass nach Maupertuis' Abgang kein Präsident mehr ernannt worden ist; aber an seine Stelle trat der König selbst; die streng monarchische Verfassung der Akademie blieb also unverändert. So lange aber Maupertuis regierte, fühlte sich der König entlastet; er sah sich als Protector an[2], der die Macht hat, das auszuführen, was der Präsident vorschlägt, und — als wirkliches, mitarbeitendes Mitglied der Akademie.

Règlement de l'Académie:

Le roi s'étant fait représenter les différens règlements de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres, et voulant donner à cette compagnie, une dernière forme, plus propre à augmenter son lustre et ses progrès: Sa Majesté a ordonné qu'elle observe désormais le règlement suivant.

---

[1] Nach der Copie, die sich im Akademischen Archiv befindet; gedruckt sind sie in den Mém. 1746 p. 3ff. und in Formey's Hist. de l'Acad. p. 98ff.

[2] Jetzt erst löste der König sein Versprechen ein und nannte sich »Protector« der »Académie des sciences et belles-lettres« (verkündigt von Maupertuis in der Sitzung vom 23. [nicht 28., wie Formey druckt] Juni 1746). Der Zusatz »belles-lettres« steht noch nicht im Statut von 1744, aber der Sache nach ist er in ihm enthalten, wurde schon in den Jahren 1744 und 1745 officiell gebraucht und findet sich auch auf dem Titel des 1. Bandes der Mémoires der Akademie von 1745.

1.

L'Académie demeurera comme elle est, divisée en quatre classes.

1. La classe de philosophie expérimentale comprendra la chimie, l'anatomie, la botanique, et toutes les sciences qui sont fondées sur l'expérience.

2. La classe de mathématiques comprendra la géométrie, l'algèbre, la méchanique, l'astronomie, et toutes les sciences qui ont pour objet l'étendue abstraite, ou les nombres.

3. La classe de philosophie spéculative s'appliquera à la logique, à la métaphysique et à la morale.

4. La classe de belles-lettres comprendra les antiquités, l'histoire et les langues.

2.

L'Académie sera composée de trois sortes d'académiciens, d'honoraires, d'ordinaires et d'étrangers.

3.

Les académiciens honoraires ne seront attachés à aucune classe, ni obligés à aucun travail. Lorsque leurs places viendront à vaquer, elles ne seront point remplies au-dessus du nombre de seize.

4.

Les académiciens ordinaires formeront les quatre classes; sans que cependant chacun soit tellement confiné dans [la sienne, qu'il ne puisse traiter les matières des autres, lorsqu'il aura quelque découverte, ou quelque vue à proposer.

Chaque classe sera composée de vétérans, de pensionnaires et d'associés.

Les vétérans seront ceux qui, aprés de longs services, auront mérité d'être dispensés des fonctions académiques, et de conserver leurs pensions et toutes leurs prérogatives.

Les pensionnaires seront au nombre de douze, également répandus dans chaque classe. Et comme dans quelques-unes il s'en trouve actuellement plus de trois, l'intention de Sa Majesté est que chacun continue de jouir de tous les avantages dont il jouit; mais qu'on observe à l'avenir de ne point remplir les places au-dessus de ce nombre.

Les associés seront pareillement au nombre de douze, répandus également dans chaque classe: ou réduits à ce nombre, lorsque les places viendront à vaquer.

5.

Les académiciens étrangers seront pris indistinctement dans toutes les nations, pourvu qu'ils soient d'un mérite connu.

6.

Tous les académiciens, tant honoraires qu'ordinaires et étrangers, seront élus à la pluralité des voix de tous les académiciens présents, avec cette seule différence que pour chaque place de pensionnaire on élira trois sujets, dont deux soient de l'Académie et le troisième n'en soit pas, qui seront présentés au roi, afin qu'il plaise à Sa Majesté de choisir celui qui remplira la place.

7.

Aucune élection ne se fera qu'elle n'ait été indiquée huit jours auparavant.

8.

Le président perpétuel nommé par le roi aura soin de faire observer le règlement, d'indiquer les élections, de présenter au roi les sujets élus pour les places de pensionnaire, de faire délibérer sur les matières qui sont du ressort de l'Académie, de recueillir les voix, de prononcer les résolutions et de nommer les commissaires pour l'examen des découvertes, ou des ouvrages qui seront présentés à l'Académie.

Dazu bemerkt der König:

»Il aura la présidence, indépendamment des rangs, sur tous les académiciens honoraires et actuels, et rien ne se fera que par lui; ainsi qu'un général gentilhomme commande des ducs et des princes dans une armée, sans que personne s'en offense.«

9.

Le secrétaire perpétuel tiendra les registres de l'Académie, entretiendra ses correspondances et assistera à toutes les assemblées, tant générales que particulières.

10.

Chaque classe aura son directeur perpétuel, élu entre les pensionnaires, à la pluralité des voix de tous les académiciens présents.

11.

Les assemblées de l'Académie se tiendront tous les jeudis et seront composées des membres de toutes les classes. Ceux qui ne seront pas du corps n'y pourront assister, à moins qu'ils ne soient introduits par le président ou par l'académicien qui préside à sa place.

12.

Chaque académicien pensionnaire lira dans l'année deux mémoires; chaque associé en lira un, à tour de rôle. Ces mémoires seront annoncés quinze jours auparavant au président et remis immédiatement après la lecture au secrétaire, pour être transcrits sur le registre.

13.

Comme les affaires économiques seraient difficilement traitées dans les assemblées générales, l'Académie, à la pluralité des voix de tous les académiciens présents, élira quatre curateurs, qui avec le président, les directeurs et le secrétaire, formeront un directoire pour veiller aux intérêts de l'Académie et décider à la pluralité des voix de tout ce qui les concerne.

Dazu bemerkt der König:

»Le président Maupertuis aura l'autorité de dispenser les pensions vacantes aux sujets qu'il jugera en mériter, d'abolir les petites pensions, et d'en grossir celles qui sont trop minces, selon qu'il le jugera convenable; de plus il présidera dessus les curateurs dans les affaires économiques.«

14.

Le directoire s'assemblera à la fin de chaque trimestre. Il réglera l'état et l'emploi des fonds de l'Académie et expédiera pour cela les ordres au commissaire qui en a la régie, sans que ces ordres regardent le payement des pensions une fois réglées. Et lorsqu'entre deux assemblées du directoire il se présentera quelque dépense qui ne pourra pas être différée, le commissaire payera sur l'ordre par écrit du secrétaire, qui en rendra compte à la première assemblée du directoire.

15.

Le président, les quatre directeurs, le secrétaire, l'historiographe et le bibliothécaire de l'Académie formeront un comité qui s'assemblera à la fin de chaque mois. On y fera le choix des pièces qui seront admises dans le recueil qu'on donnera au public, et, l'on y réglera tout ce qui concerne la librairie de l'Académie.

16.

L'absence d'aucun de ceux qui formeront le directoire, ou le comité, n'empêchera ni n'invalidera les délibérations.

17.

Aucun académicien ne pourra à la tête des ouvrages qu'il fera imprimer, prendre le titre d'académicien, si ces ouvrages n'ont été approuvés par l'Académie.

18.

Les vacances de l'Académie seront de quatre semaines pendant la moisson et de deux semaines à chaque fête de Pâques, de Pentecôte et de Noël.

19.

L'Académie ayant destiné tous les ans un prix pour celui qui aura le mieux traité le sujet qu'elle propose, ses membres ne pourront concourir. Le même jour auquel le prix sera décerné on indiquera le sujet pour l'année suivante.

20.

Sa Majesté veut que le présent règlement soit lu dans la prochaine assemblée de l'Académie et inséré dans le regître pour être exactement observé.

Fait à Potzdam, le 10. mai 1746.

Fédéric.

Am 11. Mai liess der König an von Viereck folgende Ordre ergehen[1]:

»Mein lieber Geheimder Etats-Ministre von Viereck! Nachdem Ich aus eigner Bewegung resolvirt habe, dass wenn forthin bey der Academie der Wissenschaften zu Berlin Pensiones erlediget und vacant werden, alsdann der Präsident von Maupertuis lediglich und allein die Wiedervergebung sothaner Pensionen Mir vorschlaget, auch mir deshalb seinen Bericht erstatten soll, So befehle ich hierdurch, dass Ihr gedachter Academie solches zur Nachricht und Achtung bekannt machen, auch das deshalb erforderliche aussfertigen lassen, und zu Meiner Unterschrift einsenden sollt. Ich bin Euer

Wohlaffectionirter König.«

Demgemäss ergingen Ordres an die Akademie und an Maupertuis[2].

Die vom Könige gegebenen Statuten brachten, auch abgesehen von der Stellung, die sie dem Präsidenten einräumten, einschneidende Neuerungen. Zwar die vier Klassen, wie sie durch die Ordnung vom

[1] Geheimes Staatsarchiv.

[2] Abgedruckt im Urkundenband Nr. 165. 166.

Jahre 1744 festgestellt waren, blieben bestehen[1]; aber die Klassensitzungen wurden sämmtlich in Plenarsitzungen verwandelt, und in jeder Klasse sollten Veteranen, Pensionäre und Associés unterschieden werden. Nur drei Pensionäre sollten in Zukunft in jeder Klasse sein und ebensoviele Associés. Die Zahl der Ehrenmitglieder ist auf 16 beschränkt, die der auswärtigen ist unbeschränkt[2]. Alle Wahlen, auch die der vier Directoren, sind einfach in der Generalversammlung zu vollziehen, mit der Beschränkung, dass bei Erledigung der Stelle eines Pensionärs dem Könige drei Candidaten vorzuschlagen sind, unter denen immer zwei Associés und ein fremder sich befinden sollen. Jeder Pensionär soll im Jahr zwei Abhandlungen lesen, jeder Associé eine. Diese Abhandlungen müssen 14 Tage, bevor sie gelesen werden, dem Präsidenten angezeigt werden. Am Ende jedes Trimesters hat das Directorium, welches den Etat und die Fonds der Akademie zu verwalten hat, eine Sitzung zu halten. Schmettau's vier Klassen-Deputirte für die ökonomischen Angelegenheiten sind wieder weggefallen. Für die Publikationen der Abhandlungen ist ein besonderes Comité eingesetzt, das aus dem Präsidenten, den vier Directoren, dem Secretar, dem Historiographen [die beiden Aemter fielen aber factisch und bald auch ordnungsmässig zusammen] und dem Bibliothekar besteht. Nicht unwesentlich ist die Bestimmung, dass der Titel »Académicien« nur auf die Titel solcher Werke gesetzt werden darf, welche die Akademie gebilligt hat. Die jährlichen Preisaufgaben wurden beibehalten — schon wurde zum zweiten Mal der Preis ertheilt: (am 31. Mai 1745 an Waitz »sur l'Electricité«) nämlich 1746 an d'Alembert »sur la cause des Vents«: durch letztere Preisertheilung markirte die Akademie ihren Platz unter den europäischen Akademieen —, aber es wurde im Gegensatz zu der früheren Anordnung bestimmt, dass Berliner Akademiker nicht concurriren dürfen.

Die Akademie war eingerichtet. Ein anerkannter Fürst der Wissenschaft, zugleich ein energischer Mann, stand an ihrer Spitze. Von allen Seiten kamen die Gratulationen[3], Friedrich aber rief aus:

[1] Auch die Curatoren wurden beibehalten, um den Zusammenhang der Akademie mit der Aristokratie und dem höheren Beamtenthum zu bewahren.

[2] Die ersten von der neuen Akademie (einstimmig) gewählten auswärtigen Mitglieder waren d'Alembert (2. Juni 1746 — in der ersten Sitzung, der Maupertuis präsidirte, und auf seinen Vorschlag), Voltaire und Condamine (9. Juni 1746). In der Sitzung vom 30. Juni wurden nicht weniger als 18 gewählt, unter ihnen Linné und Montesquieu.

[3] Auch Wolff aus Halle gratulirte (s. le Sueur, Maupertuis u. s. w. p. 426 f., Brief vom 15. November 1746).

MARINE BIOLOGICAL LABORATORY WOODS HOLE LIBRARY MASS.

»Maupertuis ist unser Palladium und die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe«. Er wusste jetzt, dass er ihn behalten würde, auch wenn er ihn auf Reisen schickte, auch als er ihm schon im Juni 1746 Urlaub nach Frankreich ertheilen musste, damit er seinen todtkranken Vater noch sähe[1]: in der Ferne wird er für die Akademie sorgen und das Feuer des Prometheus nach Berlin zurückbringen. Nur das körperliche Befinden des Präsidenten verursachte ihm Kummer: Maupertuis litt an einem Lungenübel, das ihn hypochondrisch machte. Mit wirklich väterlicher Sorge wachte der König über dem leidenden Gelehrten, hörte seine einförmigen Klagen geduldig an, empfahl ihm Ärzte, schrieb ihm eine Diät vor und vergass über den Schmerzen des Freundes seine eigene Krankheit. Er sah die Akademie unter Maupertuis' Scepter schnell zur Blüthe kommen, und das entzückte ihn. Mit Freude betheiligte er sich jetzt selbst an ihren Arbeiten. Schon am 10. April 1746 schickte er Maupertuis eine Abhandlung, sie mit einigen scherzenden und ironischen Worten begleitend[2]. Wie stolz der König auf seine Akademie war, was er von ihr erwartete und wie sehr ihn ihre erste Thätigkeit befriedigte, das zeigt die Ode, die er auf ihre Neugründung gedichtet hat[3]. Nicht nur die genauen Kenner des Französischen finden an dem Gedicht allerlei auszusetzen; aber mit Recht ist gesagt worden, dass es als ein besonders charakteristisches Denkmal des Geistes der Epoche und als ein lehrreiches Blatt in der Geschichte Friedrich's zu betrachten sei.

6.[4]

»Un prince chéri des Muses, comme des destinées, devait monter sur le trône: celui qui, s'il fût né dans une autre condition, eût été l'ornement de l'Académie, devait devenir le maître de l'Etat ... La guerre a assez rendu les Prussiens formidables: c'est à la justice à les rendre heureux ... Frédéric rappelle les Muses: cette com-

[1] Brief vom 4. Juni 1746 aus Pyrmont.

[2] Briefe an Maupertuis im Geh. Staatsarchiv. Welche Abhandlung gemeint ist, wissen wir nicht sicher, vielleicht das Eloge auf Jordan, das gedruckt werden sollte.

[3] Abgedruckt im Urkundenband Nr. 167; gelesen wurde sie in der Akademie von Darget am 25. Januar 1748.

[4] Für den folgenden Abschnitt habe ich dankbar die Hist. philosophique de l'Acad. de Prusse von Bartholmèss T. I p. 162 ff. benutzt. Die dort gegebene Darstellung ist so zutreffend und fein empfunden, dass es Pflicht ist, sich an sie anzuschliessen. Die Übertreibungen habe ich unterdrückt.

pagnie reprend sa première vigueur. Il lui donne de nouveaux titres, de nouveaux règlements, une nouvelle vie: il la rassemble dans son palais et se déclare son protecteur. Physicien, Géomètre, Philosophe, Orateur, cultivez vos talents sous les yeux d'un tel maître! Vous n'aurez que son loisir, et ce loisir n'est que quelques instants: mais les instants de Frédéric valent des années.«

Mit diesen Worten schliesst Maupertuis' Festrede am Geburtstag des Königs 1746[1]. Der letzte Satz frappirte die Akademie und Europa, aber die folgenden 17 Jahre haben ihn wahr gemacht, und die Welt stimmte dem Urtheile bei, das Condamine im Jahre 1759 gefällt hat: »Friedrich findet Zeit zu Allem, und man kann von diesem Monarchen sagen: 'Pluribus intentus superest ad singula sensus'«[2].

Die Reden, die Maupertuis in den Festsitzungen gehalten hat, zeigen am besten, in welchem Geiste die neue Akademie nach den Absichten Friedrich's wirken sollte; denn zwischen dem Könige und seinem Präsidenten herrschte volles Einvernehmen hierüber. Die Pflichten des Akademikers[3], die Stellung des Protectors, der erhabene Zweck und der nützliche Einfluss einer zugleich litterarischen und wissenschaftlichen Gesellschaft — über all diese Themata verbreitete sich Maupertuis wiederholt in beredten Reflexionen und Anweisungen. Immer wieder setzte er auseinander, dass der König die Societät der Wissenschaften erneuert habe, um eine ganze Reihe gleich wichtiger Aufgaben durch sie erfüllt zu sehen: Die Universitäten sollten durch ihre Einwirkung von der »Pedanterie« geheilt werden, von dem gelehrten Wörterkram und den steifen Formen; Unterweisungen sollten gegeben werden, nicht schwerfällige und langweilige, sondern geschmackvolle und anziehende. »Gedankenfreiheit« soll über ihrem Hause stehen: die Barbarei der gothischen Zeiten und der Aberglaube in allen Formen soll vernichtet werden; Kritik und Phantasie, nicht nur das Gedächtniss, soll sie wecken und üben, und in das öffentliche Leben soll sie Feinheit und Eleganz, Vernunft und Gerechtigkeit tragen. In diesem Institut begann man allgemein das zweckmässige Mittel zu sehen, um dem Talent das Studium der Natur und die Ausbildung zur Humanität zu ermöglichen und um in Preussens Hauptstadt eine Elite von hohen Geistern zu sammeln, deren Licht die

[1] Abgedruckt in den Mém. 1746 p. 10ff.

[2] Brief an Formey vom 28. September 1759.

[3] Maupertuis hat über dieses Thema eine werthvolle Rede gehalten (am 18. Juni 1750, abgedruckt in den Mém. 1753 p. 511—521 und bei Formey, Hist. p. 137 ff.).

Welt erleuchten und entzücken sollte. Alle sahen in dieser Akademie eine ehrenvolle Bühne für das verkannte Verdienst, ein sicheres Asyl für den unterdrückten Freimuth und die verfolgte Wahrheit; hier winkten Aufmunterung und Belohnung: sie sollte der Mittelpunkt eines fruchtbaren Wetteifers für ganz Deutschland werden.

Um diese Zwecke zu erreichen, hat Friedrich die Statuten der alten Leibniz'schen Societät umarbeiten lassen. Im Grunde kommt hier nur zum vollen Durchbruch, was auch Leibniz gewollt hatte; denn die Gedanken der Aufklärung, die den König beseelten, waren auch bei Leibniz die übergeordneten. Sie waren bei ihm nur niedergehalten durch die Rücksichten, die er nehmen musste in einem Zeitalter, das noch stärker an der Überlieferung hing, und sie waren begrenzt, weil Leibniz mit Recht noch sehr Vieles für beachtenswerth und werthvoll hielt, was für Friedrich und sein Zeitalter allen Werth verloren hatte. Kein Zweifel, Leibniz war ungleich universaler als das Geschlecht, das ihm folgte; aber dafür ist er auch nicht im Stande gewesen, so zu wirken, wie es nur der Einseitige vermag. Jene »philosophische Kirche«, deren Führer in Deutschland der König, deren europäisches Haupt Voltaire war, war eine streitende und erobernde Kirche wie die alte.

Es war, wie man mit Recht gesagt hat, auf einen Vernichtungskampf abgesehen. Die Aufklärungsphilosophie strebte, wie einst der Neuplatonismus im 3. und 4. Jahrhundert, mit allen Kräften darnach, die Kirche zu verdrängen und selbst allgemeine Weltreligion zu werden. Wie man über diese Unternehmungen auch urtheilen mag, was von ihnen geblieben ist, ist uns zum Segen geworden.

Den Zweck, deutsche Sprache und deutsche Geschichte zu pflegen, liess der König zwar nicht ganz fallen — ein Akademiker wurde mit dieser Aufgabe betraut —, aber als genereller Zweck, wie ihn sein Grossvater und Leibniz gedacht hatten, musste er verschwinden. Es ist sehr wohlfeil, heute dem Könige deshalb Vorwürfe vom patriotischen Standpunkte aus zu machen; aber die Frage darf wohl aufgeworfen werden, ob die Universalgeschichte ihm nicht doch Recht giebt. Dass Deutschland zwei Menschenalter hindurch eine streng kosmopolitische Epoche erlebt hat, dass der deutsche Geist in die Schule Europas gegangen ist, ist von unendlichem Segen gewesen. Und, darüber hinaus, wir haben heute mehr denn je Grund, daran zu erinnern, dass die Wissenschaft ihrer Natur nach kosmopolitisch ist, und dass auch die Bildung ver-

kümmert, wenn sie exclusiv als nationale gepflegt wird. Erinnert man sich aber, dass es um 1746 kein Deutschland, weder ein politisches noch ein geistiges, gegeben hat, sondern nur grössere und kleinere Einzelstaaten mit kümmerlichen Bildungscentren, so muss man es verstehen, dass Friedrich die Ideale des Weltbürgerthums seinem Lande zuführen wollte, um es aus der Dumpfheit und der Beschränktheit des Kleinbürgerthums herauszuführen. Dass die Preussen nicht vergassen, dass sie Preussen sind, dafür sorgte des Königs Schwert und sein Lorbeer.

Auch der praktische Zweck, den Leibniz so enge mit dem theoretischen verbunden hatte, trat in der neuen Schöpfung zurück — nicht mehr sollte die Akademie zugleich eine Hochschule der Technik sein. Aber dafür trat die andere Vorstellung kräftig hervor, dass die reine Wissenschaft selbst und jene neue Kunst, Alles vorurtheilslos und nach den Principien einer gesunden Aufklärung zu beurtheilen, die Staatsbürger am besten auszubilden vermöge und zum Wohl des Gemeinwesens das Meiste beitrage. »Le bien public« ist am besten gesichert, wenn das vernünftige Denken regiert und die reine Wissenschaft fortschreitet — in diesem Sinne ist die Arbeit der Akademie »praktisch«, ja die beste Praxis. Bereits in der Vorrede zum ersten Bande der Mémoires (1745) hat Formey, zum Theil in Worten, die der König oft gebrauchte, diesem Gedanken Ausdruck gegeben. Früher, so schreibt er — und erst seit kurzem ist diese Zeit vergangen —, musste man den Nutzen rein theoretischer wissenschaftlicher Arbeiten immer erst nachweisen, wenn man sich mit einem solchen Werke hervorwagte, aber

»les choses ont bien changé. L'empire des préjugés, qui avait déjà reçu de fortes atteintes dans cette partie de sa domination qui concerne l'utilité des connaissances spéculatives, est entièrement détruit à cet égard. On regarde aujourd'hui un grand mathématicien, un habile physicien, un homme de lettres qui excelle dans quelque genre que ce soit, on les regarde, dis-je, comme ils méritent de l'être, c'est-à-dire, non-seulement comme des gens qui font honneur à leur patrie par la sublimité de leurs connaissances, mais comme des citoyens utiles, sous le pas desquels naissent, ou du moins peuvent naître les découvertes les plus intéressantes pour le bien public. Je suppose donc comme une chose avouée, que l'établissement d'une Académie, son maintien, son accroissement, sont des objets dignes de l'attention des souverains, et que la publication de ces savantes archives où les académiciens déposent et consignent à la postérité le fruit de leurs travaux, est un des présents les plus considérables qui puissent être faits au public.«

Immer wieder machte der König selbst darauf aufmerksam, dass die Aufgaben der Akademie und der Staatsverwaltung streng getrennt gehalten werden müssten, und wachte eifrig darüber, dass sie nicht vermischt wurden. Seine Akademiker sollten sich um

die Wissenschaft, nicht um den Staat kümmern. Sie haben die reine Wahrheit zu erforschen und auf allen Linien die Ideale vorzuzeichnen. Sache der Staatsmänner ist es, diese Wahrheiten nach und nach in das öffentliche Leben einzuführen und zu verwirklichen. Niemals sind bei einem Könige die Männer der Wissenschaft so angesehen und zugleich so einflusslos auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gewesen wie unter Friedrich.

Dass der evangelische Charakter der Societät sowie die Aufgabe, dem Protestantismus zu dienen und sich an der Mission zu betheiligen, wegfielen, war in dem neuen Zeitalter selbstverständlich. Formey, obgleich ein orthodoxer Theologe, spricht in seiner Geschichte der Akademie nur mit Verwunderung und einem Lächeln von jener Bestimmung der alten Statuten. Allein wie Friedrich selbst sich höchstens zeitweilig in seinem Gottesglauben erschüttert fühlte, so sollte auch die Akademie keine Stätte des Atheismus werden. Zwar durfte der Philosoph jeden Gedanken vortragen, wenn er ihn philosophisch begründete: Niemand wurde nach seinem Glaubensbekenntniss gefragt, und Niemand brauchte seinen Glauben oder Unglauben zu verbergen — aber in Wirklichkeit hat in der Akademie Friedrich's zu allen Zeiten eine viel conservativere Haltung der Religion gegenüber geherrscht, als der König selbst sie einnahm. La Mettrie und d'Argens haben ihre Lehren nicht in der Akademie vorgetragen, und der Spott Voltaire's und Friedrich's über die positive Religion ist nicht über ihre Schwelle gedrungen, obgleich die grosse Mehrzahl der Akademiker mit dem Könige der Meinung war, dass die philosophische Religion, der Deismus, die wahre und einzige sei. Sehr charakteristisch, aber mit einer der positiven Religion freundlichen Wendung, hat Maupertuis dieser Überzeugung in einer Rede Ausdruck gegeben.

> »Le premier règlement de la société royale portait qu'une de ses classes devait s'appliquer à l'étude de la religion et à la conversion des infidèles: article plus singulier par la manière dont il était présenté, qu'il ne l'est peut-être en effet. Notre règlement moderne ne charge aucune classe en particulier de cette occupation; mais ne peut-on pas dire que toutes y concourent? Ne trouve-t-on pas dans l'étude des merveilles de la nature des preuves de l'existence d'un Etre suprême? Quoi de plus capable de nous faire connaître sa sagesse, que les vérités géométriques; que ces lois éternelles par lesquelles il régit l'univers? La philosophie spéculative ne nous fait-elle pas voir la nécessité de son existence? Enfin l'étude des faits nous apprend qu'il s'est manifesté aux hommes d'une manière encore plus sensible; qu'il a exigé d'eux un culte et le leur a prescrit.«[1]

[1] »Des devoirs de l'Académicien« (Formey, Hist. de l'Acad. p. 146f.).

Nicht als kirchliche Theologen sollen die Akademiker die religiösen Fragen behandeln; aber sie sollen sie doch nicht ausschliessen, ja Maupertuis scheint, wie Wolff, anzunehmen, dass der Idealismus und das »natürliche« System der Religion beweisbar seien und mit dem christlichen Theismus der Evangelien zusammenstimmen. Ein grosser Theil der Akademiker Friedrich's hat sich mit religionsphilosophischen Fragen fort und fort beschäftigt. Wir sind, sagten sie, weder abergläubisch noch ungläubig; wir leben auf einem Boden, wo man die Grenzen der Vernunft und des Glaubens in gerechter Weise gezogen hat, wo man jene ausbildet und diesen respectirt. »Die Religionsphilosophie verbannen, das bedeutet, sich auf eine Akademie der Sonnette und Madrigale zurückziehen«[1].

Die wichtigste Neuerung in den Statuten von 1744 und 1746 war die Errichtung einer besonderen Klasse für die speculative Philosophie. Wie die Berliner Akademie die erste gewesen ist, welche alle Disciplinen der Wissenschaft in sich vereinigt hat — weil Leibniz mit scharfem Blick erkannt hatte, dass das Princip der kritischen Forschung nicht nur auf naturwissenschaftlichem Gebiete, sondern in allen Wissenschaften anzuwenden sei[2] —, so ist sie auch die erste gewesen, welche die Pflege der speculativen Philosophie unter ihre Aufgaben aufgenommen hat. Maupertuis und Formey haben noch das Bedürfniss gefühlt, diese Neuerung zu rechtfertigen. Beide fassen die Metaphysik als die Mutter und Königin der Wissenschaften, als die Wissenschaft der Wissenschaften, als die Theorie, welche die allgemeinen Principien, die nothwendigen und universalen Ideen liefert, und welche die Quelle der Evidenz und die Grundlage der Gewissheit bildet. Beide zeigen, dass dieses hohe Studium, von den grossen Denkern der neuen Zeit so glücklich weitergeführt und gereinigt von dem scholastischen Roste, aufgehört hat ein »Wörterbuch barbarischer Terminologieen« zu sein und die grundlegende Wissenschaft geworden ist, die jeder Disciplin die massgebenden Grundbegriffe giebt. Sie schliessen daraus, dass eine Akademie der Wissenschaften eine besondere Klasse für die Metaphysik einrichten und eine eigene Abtheilung

[1] Prémontval in den Mém. 1761 p. 416f. Ausdrücklich verweist er dabei auf Leibnizens Theodicée.

[2] Dazu kam, dass er letztlich von der Akademie (bez. von dem Netz von Akademieen, das er gründen wollte) die Herstellung einer grossen Encyklopädie alles Wissenswürdigen oder — wie er sich auszudrücken liebte — Logarithmentafeln für alle Wissenschaften erwartete.

schaffen müsse zur Ausbildung der »rationalen« Philosophie »au progrès de l'esprit universel«[1].

»La métaphysique est sans contredit la mère des autres sciences, la théorie qui fournit les principes les plus généraux, la source de l'évidence et le fondement de la certitude de nos connaissances. Ces beaux caractères ne convenaient pas, à la vérité, à la métaphysique des scolastiques, terre ingrate qui ne produisait guères que des ronces et des épines. Et comme on n'en connaissait point d'autre, lorsque les principales Académies ont été fondées, on l'a laissée à l'écart avec une espèce de dédain, et on l'a regardée comme un obstacle plutôt que comme une aide à l'étendue de nos connaissances. De grands génies, en donnant une nouvelle culture à cette portion de l'empire des sciences, lui ont fait revêtir une tout autre face. Au lieu d'un dictionnaire de termes barbares, nous commençons à avoir une pépinière, où chaque science trouve, pour ainsi dire, sa semence, et d'où naissent tous les principes, toutes les notions directrices qui nous guident, de quelque côté que nous tournions nos pas. Ajoutons que l'examen de ces matières demande des esprits débarrassés des entraves d'un certain respect superstitieux, qui règne dans bien des contrées, où l'on n'a pas fixé d'une manière assez juste les limites de la raison et de la foi, et que nous nous trouvons à cet égard dans la situation la plus favorable que l'on puisse souhaiter.«

So schrieb Formey in der Vorrede der Mémoires von 1745. Es war der Sieg Wolff's über die Scholastik, aber auch über Locke und Bayle, den Formey, der Verfasser der »Belle Wolffienne«, hier verkündete, und er wurde mit derselben Zuversicht und Sicherheit proclamirt, die dem Halleschen Philosophen eigenthümlich war. Noch hatte Kant nicht gesprochen!

Aber auch Maupertuis, der Schüler Newton's, scheint von der speculativen Philosophie in mancher Hinsicht ähnlich wie ein Wolffianer zu sprechen; doch weil er die Methoden der empirischen Forschung und den Begriff der mathematischen Gewissheit kannte, redete er viel vorsichtiger. Er rechtfertigte die Existenz einer besonderen Klasse für speculative Philosophie in der Akademie in folgender wohl abgewogenen Weise[2]:

»La classe de philosophie spéculative est la troisième. La philosophie expérimentale avait examiné les corps tels qu'ils sont; revêtus de toutes leurs propriétés sensibles. La mathématique les avait dépouillés de la plus grande partie de ces propriétés. La philosophie spéculative considère des objets qui n'ont plus aucune propriété des corps. L'Etre suprême, l'esprit humain, et tout ce qui appartient à l'esprit est l'objet de cette science. La nature des corps mêmes, en tant que répresentés par nos perceptions, si encore ils sont autre chose que ces perceptions, est de son ressort.

Mais c'est une remarque fatale, et que nous ne saurions nous empêcher de faire: Que, plus les objets sont interéssants pour nous, plus sont difficiles et incertaines les connaissances que nous pouvons en acquérir! Nous serons exposés à bien des erreurs, et à des erreurs bien dangereuses, si nous n'usons de la plus

[1] Der Ausdruck ist von Fontenelle geprägt.

[2] »Des devoirs de l'académicien«, bei Formey, Hist. p. 142 f.

grande circonspection dans cette science qui considère les esprits. Gardons-nous de croire qu'en y employant la même méthode ou les mêmes mots qu'aux sciences mathématiques, on y parvienne à la même certitude[1]. Cette certitude n'est attachée qu'à la simplicité des objets que le géomètre considère, qu'à des objets dans lesquels il n'entre que ce qu'il a voulu y supposer.

Si je vous expose ici toute la grandeur du péril des spéculations qui concernent l'Etre suprême, les premières causes et la nature des esprits, ce n'est pas, MM., que je veuille vous détourner de ces recherches. Tout est permis au philosophe, pourvu qu'il traite tout avec l'esprit philosophique, c'est-à-dire, avec cet esprit qui mesure les différents degrés d'assentiment: qui distingue l'évidence, la probabilité, le doute: et qui ne donne ses spéculations que sous celui de ces différents aspects qui leur appartient.

Si la plupart des objets que la philosophie spéculative considère, paraissent trop au-dessus des forces de notre esprit, certaines parties de cette science sont plus à notre portée. Je parle de ces devoirs qui nous lient à l'Etre suprême, aux autres hommes et à nous-mêmes: de ces lois auxquelles doivent être soumises toutes les intelligences; vaste champ, et le plus utile de tous à cultiver! Appliquez-y vos soins et vos veilles: mais n'oubliez jamais, lorsque l'évidence vous manquera qu'une autre lumière aussi sûre encore doit vous conduire[2].«

Das waren die Gedanken, auf Grund deren das Departement der speculativen Philosophie an der Berliner Akademie eingerichtet worden ist. Fast fünfzig Jahre hindurch besass nur sie eine solche Klasse. Vier Sitze waren in ihr errichtet: für Metaphysik (einschliesslich Kosmologie, natürliche Theologie, Psychologie und Logik), für Naturrecht (im Unterschied vom bürgerlichen, das eben so ausgeschlossen sein sollte wie die positive Religion), für Moral (Social- und Individual-Ethik) und für Geschichte und Kritik der Philosophie. Mit Stolz blickten die Berliner Akademiker während eines Menschenalters auf diese ihre Klasse. Wenn sie zugestehen mussten, dass ihr physikalisches und philologisches Departement von den Pariser Akademieen des Sciences und des Inscriptions übertroffen wurde, so behaupteten sie, dass ihre philosophische Klasse eine Macht repräsentire, der nichts in Paris entspräche. »Digne fille du grand Leibniz«, riefen sie aus, »notre Académie seule se dévoue à la science des sciences, à la recherche des principes dont tout devrait émaner, auxquels tout va aboutir, et que l'homme est peut-être condamné à ignorer et cependant à chercher toujours!« Und dem Könige sprachen sie immer wieder öffentlich den wärmsten Dank dafür aus, dass er dem freien Gedanken und dem freien Wort nicht nur Schutz gewähre, sondern beide liebe und fördere. In der That, es gab in ganz Europa keine Akademie, deren Mit-

[1] Die Polemik gegen Cartesius und Spinoza ist offenbar.

[2] Hier am Schluss scheint Maupertuis auf die positive Religion, bez. auf die christliche, zu deuten.

glieder über Gott und die Welt so freimüthig reden durften, wie die Berliner, und eben die Einrichtung einer besonderen Klasse der Philosophie bezeugt es, dass der König, der selbst die Luft der Freiheit athmete, nur freie Denker gelten liess und nur solche wollte.

»Les devoirs même que l'Académie vous impose sont-ils autre chose que ce que l'amour seul des sciences vous ferait faire? Trouveriez-vous trop de contrainte dans l'Académie de l'Europe la plus libre? Tous les phénomènes de la nature, toutes les sciences mathématiques, tous les genres de littérature sont soumis à vos recherches: et dès-là cette compagnie embrasse un champ plus vaste que la plupart des autres académies: mais il est certains sanctuaires dans lesquels il n'est permis à aucune de pénétrer: votre fondateur même, tout sublime et tout profond qu'il était, tout exercé qu'il était dans ces routes [Leibniz], n'osa y conduire ses premiers disciples[1]. Les législateurs de toutes les académies, en leur livrant la nature entière des corps, leur ont interdit celle des esprits et la spéculation des premières causes: un monarque qui a daigné dicter nos lois, un esprit plus vaste, plus sûr peut-être aussi de votre prudence, n'a rien voulu vous interdire[2].«

Auf die Forschungen der Akademie wollte Friedrich keinen Einfluss ausüben, aber die Sprache hat er ihr vorgeschrieben. Zwar in den Sitzungen konnten die Abhandlungen lateinisch oder deutsch vorgelesen werden[3]; aber die Sprache der gedruckten Abhandlungen sollte die französische sein. Maupertuis und Formey haben sich verpflichtet gefühlt, auch diese Neuerung zu erklären und zu vertheidigen — war doch selbst die Pariser Akademie des Sciences erst im Jahre 1699 vom Lateinischen zum Französischen übergegangen. Die Weise, in der sie es gethan haben, wirft wiederum ein helles Licht auf den Geist der Zeit:

»On a substitué le français au latin pour rendre l'usage de ces Mémoires plus étendu; car les limites du Pays latin se reserrent à vue d'œil, au lieu que la

[1] Maupertuis, obgleich eifersüchtig auf Leibnizens Ruhm, hat doch sein Andenken wach erhalten und das Genie des grossen Mannes gefeiert. Dagegen hat der Secretar der Akademie und Schüler Wolff's, Formey, ihn todtzuschweigen versucht und in seiner Hist. de l'Acad. theils nur das Nothdürftigste über ihn bemerkt, theils Unrichtiges berichtet. In seiner Rede »Des devoirs de l'académicien« bei Formey, Hist. p. 105, sagt Maupertuis: »C'est un avantage qu'a cette compagnie sur toutes les autres académies de l'Europe, qu'elle a paru d'abord avec tout l'éclat auquel les autres ne sont parvenues que par degrés. Toutes ont eu des commencements obscurs: elles se sont formées peu à peu, étant formés leurs grands hommes: un grand homme forma la nôtre, et elle fut célèbre dès sa naissance«.

[2] »Des devoirs de l'académicien«, bei Formey, Hist. p. 139.

[3] Formey Souv. I p. 165: »Le roi n'a jamais exigé que les académiciens lussent leurs mémoires en français. Il est de notoriété qu'ils ont lu en allemand ou en latin, lorsqu'ils l'ont voulu. Il était d'ailleurs naturel, tant que M. de Maupertuis a été président, et a paru aux assemblées de l'académie, que ceux qui savaient un peu de français écrivissent et lussent dans cette langue: ce qui a produit quelquefois des lectures très singulières par le baragouin des lecteurs«.

langue française est à peu près aujourd'hui dans le cas où était la langue grecque du temps de Cicéron, on l'apprend partout, on recherche avec empressement les livres écrits en français, on traduit en cette langue tous les bons ouvrages que l'Allemagne, ou l'Angleterre produisent; il semble en un mot qu'elle soit la seule qui donne aux choses cette netteté et ce tour qui captivent l'attention et qui flattent le goût[1].«

Maupertuis[2] begründet zuerst aus der Natur der Akademieen, dass sie sich einer Weltsprache bedienen müssen. Nur das Lateinische oder das Französische könne in Frage kommen; aber jenes sei eine todte Sprache; man könne sich hier nur der Phrasen der alten Schriftsteller bedienen, »et dès qu'on s'en écarte, on forme un jargon hétérogène dont l'ignorance seule empêche de sentir le ridicule«. Das Französische dagegen ist heute in Wahrheit mehr die Sprache von ganz Europa als die der Franzosen. Aber es giebt noch andere Gründe, diese Sprache zu bevorzugen:

»Ce sont la perfection de la langue même, l'abondance que nos progrès dans tous les arts et dans toutes les sciences y ont introduite, la facilité avec laquelle on peut s'y exprimer avec justesse sur toutes sortes de sujets, le nombre innombrable d'excellents livres écrits dans cette langue.«

Aber Maupertuis musste bereits einen Einwurf hören. Man ist erstaunt, ihm schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts zu begegnen:

Si l'on peut faire un reproche à notre langue, c'est celui qu'on fit à la langue des Romains, lorsqu'après avoir atteint sa plus grande perfection, elle vint à perdre sa noble simplicité pour cette subtilité vaine qu'on appelle si improprement »bel esprit«. Certaines gens ne sauraient encore pardonner à un auteur français, d'avoir refusé le »bel esprit« aux Allemands. S'ils savaient mieux ce qu'on entend d'ordinaire par »bel esprit«, ils verraient qu'ils ont peu lieu de se plaindre. Ce n'est le plus souvent que l'art de donner à une pensée commune un tour sententieux: c'est, dit un des plus grands hommes de l'Angleterre, »l'art de faire paraître les choses plus ingénieuses qu'elles ne sont« [Baco].

Quelques auteurs allemands se sont vengés en refusant aux Français l'érudition et la profondeur; la vengeance aurait été plus juste, si, nous abandonnant le »bel esprit«, ils s'étaient contentés de dire que nous en faisons trop de cas. Mais si ces auteurs entendent par l'érudition qu'ils refusent aux Français un fatras de citations latines, grecques et hébraïques, un style diffus et embarrassé, on leur saura gré du reproche, et l'on s'applaudira du défaut.

Cette netteté et cette précision qui caractérisent les auteurs français, dépend sans doute autant du génie de la langue, que la langue a dépendu elle-même du tour d'esprit de ceux qui l'ont parlée les premiers et qui en ont posé les règles. Mais ce sont ces avantages qui la rendent si universelle, qui font qu'un monarque dont le goût est le suffrage le plus décisif la parle et l'écrit avec tant d'élégance, et veut qu'elle soit la langue de son Académie.

---

[1] Formey i. d. Vorrede zu den Mém. 1745. Die Ausführung giebt Gedanken des Königs selbst wieder, s. Koser, König Friedrich der Grosse I S. 512f.

[2] »Des devoirs de l'acad.« p. 144f.

Das letzte Argument ist allerdings entscheidend. Der König verlangte es, weil er die Abhandlungen seiner Akademie lesen wollte und weil er wünschte oder voraussetzte, dass die deutschen Gelehrten sich doch bald dem Französischen als der Gelehrtensprache anbequemen müssten[1]. Wäre die Frage, ob die lateinische oder eine lebende Sprache, erst 30 Jahre später brennend geworden, so wäre vielleicht schon damals das Deutsche gewählt worden; aber um das Jahr 1746 und unter der Herrschaft eines französischen Präsidenten musste das Französische den Sieg gewinnen.

Es ist nicht leicht, die Nachtheile und die Vortheile abzuwägen, welche die Akademie von dieser Wahl gehabt hat. Durch die französische Sprache trat sie in bequemeren Austausch mit den Akademieen Europa's und wurde namentlich in Paris beachtet und hochgeschätzt. Den Einfluss auf die mittlere Bildung des eigenen Landes gewann sie doch; denn theils verstand man, vor allem in Berlin, der Stadt der Hugenotten[2], französisch, theils schrieben diejenigen Akademiker, welche jenen Einfluss besassen, ihre Bücher und populäreren Schriften in deutscher Sprache. Gewiss ist aber — wir werden das in einem späteren Capitel zeigen —, dass die wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie von wirklicher Bedeutung grösstentheils deutsch oder lateinisch gelesen und erst nachträglich in's Französische übersetzt worden sind. Nicht die Franzosen, sehr wenige Ausnahmen, wie Maupertuis, abgerechnet, sind die wahren Männer der Wissenschaft in der Akademie gewesen, sondern die Deutschen und Schweizer. Aber die Franzosen glänzten, gaben der gelehrten Körperschaft das Lustre, und in dem französischen Gewand schienen alle Arbeiten Hervorbringungen des französischen

[1] Siehe seinen Brief an Voltaire vom Juli 1737 im Urkundenband Nr. 141. Der König wünschte auch deshalb die allgemeine Verbreitung des Französischen, weil er glaubte, man werde um so mehr Zeit für die Sachen haben, wenn man sich nicht mit Erlernung mehrerer Sprachen plagen müsse.

[2] Keine deutsche Akademie ausser der Berliner hat das Französische als Sprache angenommen: in München schrieb man deutsch und in Göttingen lateinisch; aber die Publicationen dieser gelehrten Gesellschaften fanden desshalb auch eine viel geringere Verbreitung als die der Berliner. Wenn man hier das Französische annahm, so geschah es auch deshalb, weil in der preussischen Hauptstadt ein so hervorragender Theil der eingewanderten Bevölkerung sich seiner Muttersprache, des Französischen, noch immer bediente. Freilich — das Französische verwilderte auch in der Fremde. Schon im Jahre 1761 liess der Akademiker Prémontval seine satirische Abhandlung erscheinen: »Préservatif contre la corruption de la langue française en Allemagne«; sie wurde von den deutsch-patriotischen Schriftstellern mit Schadenfreude gelesen.

Geistes zu sein. Erst die Nachwelt hat Jedem das Seine gegeben und das Bleibende und das Vergängliche geschieden; da ist von den Werken der Franzosen und von den Arbeiten der philosophischen Klasse nur Weniges übrig geblieben. Indessen — sie haben Frucht geschafft für ihre Zeit, und das ist auch etwas. Sie haben nicht nur die Form und den Geschmack der Deutschen bilden helfen, sondern auch ihren Geist geklärt und sie von manchem Aberglauben befreit. In der Geschichte der Wissenschaft und der Aufklärung giebt es Erkenntnisse und Kräfte, die in ihrem Zeitalter wie ein Evangelium gewirkt haben, aber schon in der folgenden Epoche wieder beseitigt werden mussten, weil sie nun hemmten und störten.

Friedrich erwartete mit Antheil und Eifer, dass seine Akademie blühe und Früchte trage. Alle guten Geister wünschte er ihr und liess einem Jeden in der Wissenschaft freien Spielraum; aber mit der Spende irdischer Güter war er sparsam. Er meinte, der Gelehrte müsse nicht nur die Freiheit und die Wahrheit, sondern auch die Armuth lieben[1]. Die Fabel von dem Pferde, das faul wurde, als man es reichlich nährte, schwebte ihm stets vor. Die schlechten Besoldungen hemmten die Arbeit, und manche Bitterkeiten in den Kreisen der Akademiker hat die Sparsamkeit des Königs erzeugt: mussten doch nicht wenige unter ihnen täglich den harten Kampf mit der Noth bestehen: andere verliessen die Akademie und Berlin! Aber über alle diese Stimmungen siegte in den Herzen der Meisten das erhebende Gefühl, einem Könige zu dienen, der Freiheit gewährte. Wie hatten doch ein Richelieu und Ludwig XIV. sogar die vierzig Unsterblichen eingeschränkt! Wie mussten sie als Höflinge und Sclaven nach dem Willen des Mächtigen denken und dichten, reden und schreiben! Die Berliner Akademiker wiederholten dem gegenüber mit Stolz, dass sie weder vom Hof noch von der Sorbonne, weder von Sans-Souci noch von einem Consistorium abhängig seien, dass sie für ihre Mémoires nicht die Approbation von zwei Doctoren der Theologie nöthig hätten, dass sie ihre Sitzungen nicht mit einem Stossgebet an Jesus Christus zu schliessen brauchten oder mit einem Gebet für den König, wie das in der französischen Aka-

[1] An de Catt schrieb der König 1764 (Œuvres T. 24 p. 19): »Les gens de lettres deviennent, à la honte du siècle, aussi avides d'intérêt que les financiers. Ce Toussaint n'a rien à Bruxelles, et refuse 500 écus, qu'on lui offre avec une place à l'Académie. Ce siècle philosophique est très-peu philosophe«.

demie geschehen musste. Sie beglückwünschten sich, dass sie in dem vollem Besitze jenes republicanischen Geistes waren, dessen Erhaltung Fontenelle für seine theure Akademie so heiss begehrte. Ganz frei stand ihnen die Wahl der Themata, und sie durften über sie reden, wie sie wollten; nur im Sinne der Wissenschaft sollten sie sprechen, »avec cette espèce de sentiment du vrai qui le fait découvrir partout où il est, et empêche de le chercher où il n'est pas«.

Fontenelle gratulirte im Jahre 1750 der Akademie, weil sie allein vor allen anderen Akademieen einen grossen König zum Vater habe, »und einen so zärtlichen Vater«. Der Zusatz ist wenig passend; zärtlich ist Friedrich niemals gewesen; er blieb der König, arbeitete für seine Akademie und schützte sie, wenn sie Schutz bedurfte[1]. Und auch jener Freiheit, die ein Maupertuis so hoch pries, waren doch sehr bestimmte Schranken gezogen. Nicht die Freiheit des selbständigen Mannes in einem freien Gemeinwesen galt, sondern der Denker hatte das Recht, frei zu philosophiren in einem absoluten Staat, dessen Herrscher ein aufgeklärter Philosoph war. Lessing's vernichtende Charakteristik der »Berlinischen Freiheit« — »Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts; sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Lassen Sie es aber doch einmal Einen versuchen, über andere Dinge frei zu schreiben; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste von Europa ist« — diese Charakteristik ist stark übertrieben, aber doch nicht falsch. Die Luft der Freiheit wehte in Preussen noch nicht. Die Freiheit aber, welche der Akademie gewährt war, konnte jene nicht ersetzen; ja selbst die Wissenschaft musste allmählich verkümmern: denn erst in der politischen und socialen Freiheit ist die intellectuelle wirklich gewährleistet.

[1] Vor allem in dem Handel zwischen Maupertuis und Voltaire; aber wie wahrhaft königlich ist er für sie auch in dem Brief an Gresset gegenüber dem Director der französischen Akademie eingetreten (28. Dec. 1748, Œuvres T. 20 p. 6)!

Zweites Capitel.

Der König und seine Akademie. Die äussere Geschichte der Akademie 1746–1786.

1.

In einem Actenstück des Akademischen Archivs, das bald nach dem Tode Friedrich's des Grossen entstanden ist, heisst es: »Es sind während des Präsidii des Hrn. von Maupertuis wenig oder gar keine Papiere gesammlet und aufbehalten, mithin sind die Acten von diesem Zeitraum äusserst mangelhaft[1]«. Maupertuis hielt dem Könige in der Regel mündlichen Vortrag und ordnete dann in den Sitzungen das Nöthige an. Unsere Kenntniss der Verwaltung der Akademie unter diesem Präsidenten müssen wir daher grösstentheils aus seinem Briefwechsel mit dem Könige und mit zahlreichen andern Gelehrten schöpfen[2].

So nahe hat Friedrich der Grosse der Akademie später nicht mehr gestanden wie in den Jahren 1746–53. In dieser Zeit betrachtete er sich selbst als »Académicien«, nannte sich auch so, sprach in den Briefen an Maupertuis von »unserer« Akademie[3] und war der fleissigste und beste Arbeiter in der Klasse des Belles-Lettres. Aber man würde sich ein sehr falsches Bild machen, wenn man sich den König vorstellte umgeben von seinen Akademikern und im persönlichen Austausch mit ihnen. Er ist niemals in eine Sitzung gekommen, weder in eine öffentliche noch in eine

[1] Hinzu kommt noch — und dadurch ist das Archiv auch für die Zeit vor und nach Maupertuis nicht ganz vollständig —, dass die napoleonischen Franzosen Stücke aus ihm verschleppt oder vernichtet haben. In der Einleitung zu den Akademischen Abhandlungen 1804/11 heisst es: »Wenn hie und da der Vollständigkeit dieses Berichts und seiner Belege etwas abgeht, so ist es Folge der Verstreuung und theilweisen Vernichtung des akademischen Archivs durch den zweimaligen gewaltsamen Einbruch, der während der feindlichen Besetzung der Hauptstadt geschah«.

[2] Der Briefwechsel zwischen dem König und Maupertuis findet sich im Geh. Staatsarchiv (in den Œuvres sind nur ein paar Briefe abgedruckt); den Briefwechsel mit einigen Gelehrten hat Le Sueur (»Maupertuis et ses Correspondants.« Paris 1897) — leider sehr fehlerhaft — herausgegeben. Unter diesen Briefen befinden sich einige von Maupertuis an den König mit den Antworten des Königs, die im Staatsarchiv fehlen. Sie sind im Urkundenband Nr. 169 abgedruckt. Grobe Fehler sind stillschweigend corrigirt.

[3] Doch nennt er sie fast noch häufiger »Euere« Akademie, um Maupertuis zu bezeugen, dass er volle Gewalt in der Akademie habe.

geschlossene[1], sondern er hat seine Abhandlungen und Eloges von Anderen vorlesen lassen. Auch empfing er die grosse Mehrzahl der Akademiker nicht bei sich. Formey z. B., der beständige Secretar, hat die erste Audienz im 39. Regierungsjahr Friedrich's gehabt und hat ihn dabei zum ersten Male gesprochen[2]. Erst in den letzten Jahren, etwa seit 1779, hat der Monarch, nachdem er das Interesse an der Musik verloren hatte, diesen oder jenen Akademiker zu sich befohlen[3]. Der Kreis, der in Potsdam seine Umgebung bildete, und der Berliner Kreis der Akademiker waren getrennt[4]. Dort verkehrten einzelne bevorzugte Generale und Minister, ferner die beiden Schotten Keith, weiter Chazot, Rothenburg, Algarotti, Fouqué, Pöllnitz, Darget, d'Argens, Maupertuis, la Mettrie und zeitweilig Voltaire. Die Beziehungen der Person des Monarchen zur Akademie hielt erst Maupertuis, dann d'Argens aufrecht; aber der letztere ist, obgleich er Director der Klasse des Belles-Lettres war, höchst selten in die Sitzungen gekommen[5]; die übrigen Tischgenossen Friedrich's kamen nie oder nur in die Festversammlungen. In den letzten achtzehn Jahren fehlte jedes persönliche Mittelglied zwischen dem Monarchen und der Akademie. Der König liess ihr durch de Catt und Andere seine Verfügungen zukommen; nur Merian sprach er öfters, ohne ihn jedoch zum Vertrauten zu machen.

Maupertuis besass die Gunst und das Vertrauen des Königs[6] in unbeschränktem Maasse — »Vous êtes le pape de notre Académie« — und hat dasselbe nie getäuscht. »Das griesgrämigste Gesicht, welches ich in meinem Leben gesehen habe[7]; dabei aber

[1] Aber er hielt darauf, dass die königlichen Prinzen die öffentlichen Sitzungen besuchten, sah es auch gerne, wenn fürstliche Personen und auswärtige Diplomaten und Celebritäten seine Akademie ehrten, empfahl ihnen den Besuch und wies die Akademiker an, sie feierlich zu empfangen.

[2] Allerdings hatte der König von Formey eine sehr geringe Meinung; aber auch bessere Gelehrte haben den König nie oder nur ganz selten gesprochen.

[3] Siehe Denina, La Prusse litt. II p. 53.

[4] Nur von jenem, nicht von diesem gilt die Schilderung Voltaire's: »Jamais on ne parla en aucun lieu du monde avec tant de liberté de toutes les superstitions des hommes, et jamais elles ne furent traitées avec plus de plaisanterie et de mépris! Dieu était respecté, mais tous ceux qui avaient trompé les hommes en son nom n'étaient pas épargnés«.

[5] Das zeigen die Sitzungs-Protokolle.

[6] Als ein unbekannter Feind Maupertuis' in eine Kölner Zeitung die Nachricht einrückte, der Präsident sei in Ungnade gefallen und müsse die preussischen Staaten verlassen, interessirte sich der König für eine energische Berichtigung, die auch erschien (Juni 1749, Geh. Staatsarchiv).

[7] Maupertuis war Choleriker und Pessimist. Seinen oft wiederholten Satz, dass »la somme des maux surpasse celle des biens« hat sich Friedrich später an-

ein ehrlicher Kerl, brutal ehrlich. Nachgeben wollte er nie. Von Voltaire's Liebenswürdigkeit eine Million Meilen entfernt. Aber was das Herz anlangt, so ist der Lappländer Maupertuis ein Jahrhundert von dem Affen Voltaire entfernt«[1]. Der Grundzug der Ehrlichkeit neben der Fähigkeit, durch schlagfertige Antworten die Conversation zu beleben, musste freilich für Vieles entschädigen, wodurch der grosse Gelehrte sonst lästig fiel. Wie Alexander von Humboldt jede Gesellschaft mit seiner amerikanischen Reise unterhielt, als wäre er eben erst von dort zurückgekehrt, so kam Maupertuis zeitlebens »vom Pol« zurück, und das Selbstgefühl, »der Erde ihre Gestalt gegeben zu haben«, sprach er in einer so drastischen Weise aus, »als habe er die Pole selbst abgeplattet«. Jeden, der seine wissenschaftliche Majestät antastete, betrachtete er als abscheulichen Feind — in seinem maasslosen Ehrgeiz der echte Epigone der Renaissance, der nur in einer Wolke von Ruhm zu leben vermochte[2], dabei schrullenhaft und sich in Excentricitäten gefallend. Er kleidete sich seltsam, verblüffte durch Paradoxieen und überspannte Einfälle und sorgte auch dafür, dass von seinem häuslichen Thun und Treiben — er hatte allerlei Thiere um sich, um stets der »Naturforscher« zu sein — gesprochen wurde. Aber über alles das sah Friedrich hinweg; er besass den ersten Gelehrten Europa's, er schätzte das Gespräch mit ihm als gehaltvollste Erholung[3], und

geeignet (s. die Briefe an d'Argens vom 1. und 27. März 1759, Œuvres T. 19 p. 5. 61, und sonst).

[1] Gespräche Friedrich's des Grossen mit H. de Catt (deutsche Ausgabe) Leipzig 1885, S. 30 Nr. 9.

[2] Chr. Wolff, der ebenso selbstbewusst wie Maupertuis war und im Grunde diesen geringschätzte — obgleich er ihm versicherte, seine Liebe sei ihm theurer als Gold und Silber —, hatte es bald heraus, wie man an ihn zu schreiben habe. In einem Brief vom 18. Juli 1747 (Le Sueur p. 433) giebt er nicht undeutlich zu verstehen, dass er mit Maupertuis ein Compagniegeschäft des Ruhms auf Gegenseitigkeit begründen wolle: »Gratias tibi maximas habeo, vir summe, quod famae meae studere velis, nec permittere ut quicquam publicetur quod eamdem laedere possit«. Es handelte sich um die Kritik Leibnizens und seiner Philosophie (die Monadenlehre), namentlich um Euler's ablehnende Haltung zu ihr. Über diesen hatte der Philosoph am 1. Juli 1747 an Maupertuis einen bösen Brief geschrieben (p. 429), in dem er sich sogar zu Verleumdungen der Gegner der Monadenlehre fortreissen liess: »Quis famae suae adeo negligens est, ut eam alii committere velit, aut aequo animo ferre potest ut sibi praeferatur homo ad cavillandum et conducendum [?] conductus, cuius pennam venalem fecit paupertas«. — Wie man an Maupertuis schrieb, zeigt auch der Brief des Herzogs Karl von Braunschweig an ihn (vom 13. März 1752, Geh. Staatsarchiv): »Un savant qui instruit l'Univers après l'avoir mesuré«.

[3] Selbst der Conversation mit Voltaire zog er es auf die Dauer vor, s. den Brief an die Markgräfin von Bayreuth (2. Februar 1751, Œuvres T. 27, 1 p. 200f.):

er kannte ihm gegenüber keine andere Verpflichtung, als ihn sich um jeden Preis zu erhalten[1].

In den ersten Jahren hat Maupertuis Alles gethan, um die Akademie zu heben. Zunächst nahm er in der Zeit bis 1751 nicht weniger als 80 Auswärtige als Mitglieder auf, d. h. er versammelte wirklich die grössten Gelehrten Europas um sie. An die Deutschen dachte er dabei kaum; aber es fanden sich auch in Deutschland nur wenige, die sich mit den Pariser und Londoner Gelehrten als Schriftsteller messen konnten. Die Aufnahme wurde als die höchste Ehre geschätzt; denn Friedrich's Name war auf Aller Lippen, und die Berliner Akademie war seine Akademie. Diderot, der seit 1751 mit d'Alembert die Encyklopädie herausgab, der vielseitig gebildete und liebenswürdige Freigeist, setzte zu seinem Namen lediglich die Worte: »de l'Académie Royale des Sciences et des Belles-Lettres de Prusse«. Andere schrieben, Leibniz würde sich trösten über den zeitweiligen Verfall seiner Akademie, wenn er jetzt Zeuge ihres rapiden Aufschwungs wäre[2]. Vor allem strahlte die Schöpfung Friedrich's, weil die aus anderen Ländern von dem Absolutismus oder Fanatismus vertriebenen Gelehrten hier Schutz fanden. Die Akademie galt besonders als Freistätte und als Burg gegenüber der Intoleranz der Kirchen — sie war wie Potsdam »le tripot d'excommuniés« —, und Männer wie d'Argens sorgten dafür, dass dieser Ruhm sich verbreitete, mehr als der gelehrten Gesellschaft lieb war. Nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände der Encyklopädie dachte d'Alembert daran, das Werk in Berlin erscheinen zu lassen, um sich vor unliebsamen Folgen in seiner Heimath zu schützen.

»A la longue, j'aime mieux vivre avec Maupertuis qu'avec Voltaire. Son caractère est sûr, et il a plus le ton de la conversation que le poète, qui, si vous y avez bien pris garde, dogmatise toujours«.

[1] Und — gesund zu erhalten. Die Stellen in den Briefen des Königs, die von dem Befinden Maupertuis' handeln, würden zusammen gedruckt mehr als einen Bogen füllen. Unter anderem hat er ihm wiederholt gegen sein Magenübel den Gebrauch von Ammenmilch angerathen. In Ernst und Scherz spricht er die Sorge für seinen »Newton« aus. Einmal schickte er ihm Verse und beschloss sie mit dem Ausruf: »Ich bin hoch erfreut, zu wissen, dass es Euch besser geht; ich fürchte nur, dass ihr ein Recidiv bekommen werdet, wenn Ihr meine Verse lest« (December 1746), oder: »Ich werde mich mit der Akademie überwerfen, wenn sie Euch krank macht« (13. Februar 1747).

[2] In dem oben citirten Brief des Herzogs von Braunschweig. — Friedrich war übrigens mit dieser grossen Anzahl auswärtiger Mitglieder nicht ganz einverstanden; »ich will lieber an ihrer Stelle ein paar gute einheimische Mitglieder haben« (Brief an Maupertuis vom 4. März 1747).

Die Aufnahme berühmter Männer, wenn sie in Berlin anwesend waren, geschah nach dem Muster der Pariser Akademie unter besonderen Feierlichkeiten. Der Erste, den man so begrüsste, war der Marquis de Paulmy d'Argenson, der auf einer Reise im Winter 1747 nach Berlin kam. Er hielt in der Sitzung am 2. Februar eine steife Rede »Sur la nécessité d'admettre des étrangers dans les Sociétés littéraires«, die Maupertuis in schmeichelhaftester Weise beantwortete. Die zweite öffentliche Reception fand am 18. Juni 1750 statt. Es waren von Marschall und der junge französische Verseschmied d'Arnaud, die »aufgehende Sonne«, der Rivale Voltaire's, die eingeführt wurden und sprachen. Beide feierten den König. Bald darauf hielt der Spanier de las Torres seine Dankrede (1. October) und suchte seine erstaunten Hörer zu belehren, dass die Philosophie, die Jurisprudenz, die Geschichte und die schönen Wissenschaften nicht nur im letzten Jahrhundert in seinem Vaterland in Flor gestanden hätten, sondern noch immer blühten. In Gegenwart Maupertuis', Euler's und d'Argens', vielleicht auch vor den Ohren La Mettrie's wurden die jesuitischen Scholastiker gefeiert, freilich mit einer brillanten Restriction, die doch Jedem gestattete, über sie zu denken wie er wollte. »Vous y trouverez une métaphysique subtile, où l'esprit prend un essor qui devient à la vérité souvent un vol d'Icare, mais qui ne laisse pas cependant de montrer une grande force de génie, dans ceux même dont les chutes sont célèbres. Si nos Molinas, si nos Suarez et tant d'autres génies profonds que l'Espagne a nourris, n'ont pas trouvé la vérité, c'est plutôt pour avoir été au delà, que pour être demeurés en arrière[1].« Immerhin ist diese Rede ein Beweis, dass die Akademie in schrankenloser Universalität allen anderen überlegen war: in ihrer Mitte steht ein La Mettrie als College neben Süssmilch, dem streng orthodoxen evangelischen Geistlichen, und vor ihnen rühmt ein Spanier die wissenschaftliche Grösse seines Vaterlandes und der spanischen Jesuiten!

Aber nicht nur durch Universalität und Freisinn zeichnete sich die Akademie Friedrich's vor allen aus: von den ernsteren Gelehrten wurde auch anerkannt, dass sie nicht, wie die Mehrzahl der modernen Akademieen, so sehr von der »fureur du bel esprit« ergriffen sei, dass sie nur schöne Phrasen drechsle. Hier wurde

[1] Diese Reden sind in den Mémoires und in Formey's Hist. de l'Acad. p. 119 ff. gedruckt. Von Argenson sagt Friedrich (Brief an Maupertuis vom 13. Februar 1747), er habe »infiniment plus d'esprit que de figure et de connaissances que d'années«.

wirklich gearbeitet, und darum galt das Diplom der Berliner Akademie als die beste Empfehlung zur Aufnahme in andere Akademieen[1].

Maupertuis nahm die auswärtigen Gelehrten nicht deshalb auf, um mit ihnen Staat zu machen, sondern er wünschte ihre Mitarbeit[2].

Zwar gelang es ihm nicht, Wolff's Feder für die Mémoires zu gewinnen — der Hallesche Philosoph schrieb nur dicke Bücher und stellte sich über jede wissenschaftliche Gesellschaft —, aber er brachte doch eine stattliche Zahl von auswärtigen Gelehrten zusammen, welche den ordentlichen Mitgliedern halfen, den Abhandlungen der Akademie Gehalt und Glanz zu geben. Niemals wieder im 18. Jahrhundert haben so viele Ausländer in den Mémoires geschrieben wie in dem Decennium von 1746—1755. Gleich der Jahrgang 1746 brachte Beiträge von d'Alembert, d'Argenson, Condamine, Lerch (meteorologische Beobachtungen aus Astrachan) und Krafft; d'Alembert blieb den Mémoires treu und liess fort und fort mathematische Abhandlungen in ihnen erscheinen. Ausser diesen Gelehrten schrieben Daniel Bernoulli, de Lalande, Cassini, Raynal, Sam. König u. A. Auch »vornehme Herren« lieferten Beiträge. Graf H. C. Keyserlingk veröffentlichte 1748 »Recherches sur l'abrogation du droit d'élire un roi des Romains, faussement imputée

[1] Besonders lehrreich ist hier der Brief de Tressan's an Maupertuis aus dem Jahre 1754 oder 1755 (Le Sueur, p. 345f.): »Je suis au milieu de la société de Nancy comme Cassandre au milieu des Troyens. Je crie en vain pour exciter à quelque travail utile, la fureur du bel esprit les a gagnés: ils sont occupés uniquement à tourner des phrases, et si je ne m'étais opposé à l'impression d'un recueil prêt à paraître, on eût fait voyager en Europe un volume plein de discours supportables à peine dans une classe de rhétorique: rien d'intéressant pour les sciences de fait; enfin je vois avec douleur que cette société aura bien de la peine à sortir de son berceau et c'est un enfant piaillard que je suis bien ennuyé de bercer. Je ne suis pas étonné que les sociétés étrangères croient Sa Majesté prussienne infaillible et son président de l'académie de Berlin. L'honneur que j'ai reçu en étant admis dans cette célèbre compagnie, est le seul titre que je me reconnaisse pour être élu par celle d'Édimbourg«. Auch Haller spricht in einem Brief an Maupertuis (12. October 1749, Le Sueur p. 182f.) von der »Académie célèbre, dont les occupations sont plus relevées et moins pénibles que celles d'une université«, und Kaestner (18. März 1750, Le Sueur p. 278) nennt die Berliner Akademie »la plus illustre dans la république des lettres«. Vergl. auch Denina, Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. (1788) p. 242.

[2] Auch auf methodisches Zusammenarbeiten mit der Pariser Akademie ist Maupertuis bedacht gewesen; namentlich interessirte er sich dafür, dass sich ergänzende, gleichzeitige astronomische Untersuchungen an verschiedenen Punkten der Erde angestellt würden. »Il avait dressé pour cet effet le projet d'un voyage en Irlande«, schreibt Formey in dem Eloge auf ihn, Mém. 1759 p. 487, »et ce fut lui qui proposa à l'académie des sciences de Paris, d'envoyer M. de Lalande à Berlin, où il vint en effet, et fit à notre observatoire les observations correspondantes à celles du Cap«.

à l'empereur Henri VI.«, der junge E. F. von Hertzberg, der 40 Jahre später Curator der Akademie werden sollte, schrieb über die alten Wappen der Markgrafen von Brandenburg (1752), und der damalige Curator Graf Redern publicirte seine »Considérations sur le globe«. Waren bereits die »Miscellanea« der alten Societät in der wissenschaftlichen Welt stets geschätzt gewesen, so wuchs der Ruhm der »Mémoires« weit über sie hinaus, zumal da man in jenen ersten zehn Jahren fast in jedem Bande eine Abhandlung oder ein Eloge von Friedrich selbst erhielt. Auf den Schreibtischen der Gelehrten und auf den zierlichen Tischen der Prinzessinnen und der Damen von Welt lagen die Quartbände der Akademie; ungeduldig wurde das Erscheinen des neuen Jahrgangs erwartet. War ihr Französisch auch nicht untadelig — es wurde darüber manche spöttische und nicht ungerechtfertigte Bemerkung gemacht[1] —, so war es doch

[1] Maupertuis musste bald einsehen, dass nicht wenige Abhandlungen durch die Übersetzung in's Französische verloren — abgesehen davon, dass einige stümperhaft und falsch übersetzt wurden. Er fragte deshalb bei dem König an (22. Juli 1748, Œuvres T. 17 p. 337 f.), ob nicht die chemischen Abhandlungen lateinisch erscheinen dürften, da die Chemie in dieser Sprache eine feste, in Deutschland geläufige und unmissverständliche Terminologie besitze, und da die Übersetzer die termini technici nicht kennten. Er lässt dabei einfliessen, dass auch andere Abhandlungen einen Theil ihres Werthes an dem schönen lateinischen Stil besässen, und dass ihre Verfasser sie in dieser Sprache gedruckt sehen möchten. Er meint, man könne ja daneben ein französisches Résumé geben, und könne es mit deutsch geschriebenen Abhandlungen ebenso halten. Man sieht, Maupertuis ist durch harte Thatsachen von der Alleinherrschaft des Französischen zurückgekommen. Aber der König muss das Gesuch abschlägig beschieden haben; denn in den Mémoires erscheint auch in der Folgezeit ausschliesslich die französische Sprache. — Einen heftigen Angriff gegen die Akademie und gegen Maupertuis richtete Gottsched in seinem Journal, weil die Akademie zur französischen Sprache übergegangen sei und in der Philosophie Sätze zulasse, die von den seinigen abwichen. Maupertuis' Expedition an den Pol nannte er dabei »une de ces bagatelles dont la vanité française tirait gloire pour avoir découvert une chose que Newton et Huygens avaient sue longtemps auparavant«. In liebenswürdiger Weise suchte ihn als »laudator temporis acti« Kaestner bei Maupertuis zu entschuldigen in einem Briefe von 15. April 1750 bei Le Sueur p. 281. — Zu Klopstock's und Lessing's Urtheilen über Friedrich's Bevorzugung des Französischen s. Koser, a. a. O. S. 513. In den Acten der Akademie überwiegt das Deutsche übrigens noch bis etwa 1768; die volle Herrschaft des Französischen gilt erst für die Jahre 1768—1790. Doch brach in den letzten Jahren Friedrich's und unter Friedrich Wilhelm II. das deutsche Selbstgefühl durch. Damals richtete Büsching (Charakter Friedrich's II. 1788 S. 74. 78) seinen scharfen und ungerechten Angriff gegen den längst verstorbenen Maupertuis: »Maupertuis war ein seichter und eben deswegen ein hochmüthiger Gelehrter . . . der König hat sich gleich in der Wahl des ersten Präsidenten geirrt; denn Maupertuis war nicht der Mann, der die Akademie gut einrichten, verständig regieren und zu einem gegründeten und vorzüglichen Ansehen erheben konnte. Sie ward gleich im Zuschnitt verdorben und wurde zu Deutschlands Schimpf und zu der preussischen Länder Schaden eine

Französisch[1]! Männer von wissenschaftlichem Ansehen als ordentliche Mitglieder nach Berlin zu ziehen, war ferner eine Hauptsorge Maupertuis'. Der König liess ihm freie Hand, aber an den noch knappen Mitteln der Akademie scheiterte manche Berufung. Friedrich gewährte zwar ein paar Mal einige hundert Thaler aus seiner Privatchatulle, aber er erklärte seinem Präsidenten, die Sorge für die Invaliden und für die Colonisation in den Provinzen müsse vorgehen[2]. Vergebens bemühte sich Maupertuis, den grossen Physiologen und Dichter A. von Haller aus Göttingen für Berlin zu gewinnen[3]. Ebensowenig gelang es, Kaestner zu überreden, Leipzig mit Berlin zu vertauschen[4]. Aber der tüchtige Anatom Meckel, der Schüler Haller's,

französische Akademie, bei welcher französische und italienische Gelehrte einen beträchtlichen, deutsche Gelehrte aber entweder einen geringen oder wohl gar keinen Geldwerth hatten, und der Titel »Académicien« an und für sich selbst gab weder in der sogenannten grossen, noch in der gelehrten Welt einen Rang«. [Letzteres mag zu Büsching's Zeit der Fall gewesen sein, zu Maupertuis' Zeit war es anders, s. oben]. Büsching erscheint als ein incompetenter Beurtheiler; denn er sagt (a. a. O.), Formey habe Alle an Gelehrsamkeit übertroffen und bis an seinen Tod des Königs Gunst genossen.

[1] Siehe das Schreiben des Herzogs von Orleans an Maupertuis vom 5. September 1749 (Geh. Staatsarchiv).

[2] Siehe den Brief vom Januar 1747 im Geh. Staatsarchiv, und die Briefe im Urkundenband Nr. 169, 1 und 2: »Le roi est pauvre«, schreibt er am 5. Juli 1747, »comme un rat d'église; il établit grand nombre de colonies de paysans; lorsque celles-là sont pourvues, on pensera aux astronomes«.

[3] Für Haller's Berufung interessirte sich der König selbst auf's Lebhafteste, s. Urkundenband Nr. 169, 2. 4 und Le Sueur p. 180ff.; sie spielte im Herbst und Winter 1749/50. Ob Maupertuis Haller's Übersiedelung mit rückhaltslosem Eifer betrieben, ob er nicht in ihm einen gefährlichen Rivalen gesehen hat, darf man fragen. Ganz präcise Bedingungen sind Haller nicht vorgelegt worden. Dieser stellte freilich hohe Anforderungen; u. A. wollte er Curator sämmtlicher Universitäten werden und ein bedeutendes Gehalt beziehen. Doch im Grunde strebte er in die Schweiz zurückzukehren. Die Correspondenz bricht ab und wird dann wieder, am 10. November 1751, von Haller aufgenommen, der sich in würdigster Weise bei dem Präsidenten über La Mettrie beschwert. Dieser hatte in einer Lügenbroschüre einen Bubenstreich gegen den grossen Gelehrten verübt, der ihn für immer unter anständigen Leuten hätte unmöglich machen müssen, wäre er nicht bereits am 11. November gestorben. Maupertuis' Antwort an Haller (Le Sueur p. 440ff.) ist nicht befriedigend. Er sucht das empörende Gebahren seines Landsmanns — auch La Mettrie stammte aus St. Malo — durch den Hinweis auf dessen Haltlosigkeit und Gutmüthigkeit abzuschwächen.

[4] Auch Kaestner war wie Haller ein hervorragender Gelehrter (Mathematiker) und ein Dichter. Es ist charakteristisch, dass Friedrich und Maupertuis nach solchen wissenschaftlichen Männern in Deutschland Umschau hielten, die »zu den beiden Reichen gehörten, dem der schönen Künste und dem der Wissenschaften« (Friedrich an Maupertuis 16. August 1747). Man erwartete von ihnen Wissen, Esprit und eine gefällige Formgebung. Maupertuis hätte Kaestner gerne aus Leipzig nach Berlin gezogen (1750, an Passavant's Stelle); aber die Berufung

kam; durch Lieberkühn und ihn war die anatomische Disciplin nun glänzend vertreten. Die älteren Mediciner, die Maupertuis sammt ihrer Kunst gering schätzte, wurden mit dem Abschied bedroht, wenn sie nicht mindestens alle zwei Jahre eine Abhandlung läsen. Eine königliche Ordre vom 26. August 1749 verfügte dann generell, dass jeder Akademiker, der nicht seine jährliche Abhandlung liefere, in den Stand der »Veteranen« übergehen und seine Pension verlieren solle[1].

»Unsere Chemiker stechen alle Chemiker Europas aus[2]; unsere Mathematiker können es mit den Mathematikern aller anderen Akademieen aufnehmen[3]; unsere Astronomie, ausgestattet mit guten Instrumenten, fängt an sich zu entwickeln[4]; aber unsere beiden

scheiterte an dem geringen Gehalt und an dem Wunsche Kaestner's, in seinem Verwandtenkreise zu bleiben (Le Sueur p. 272ff. 284ff.).

[1] Maupertuis hatte sich darüber beklagt, dass die älteren Mediciner keine Abhandlungen läsen und auch nur selten in den Sitzungen erschienen. Darauf schrieb der König zurück (Winter 1748/49, Le Sueur p. 86, Urkundenband Nr. 169, 2): »Il faut faire une loi par laquelle un académicien qui dans deux ans n'aura pas lu de mémoire, n'étant point empêché du travail par la maladie, sera rayé«. Aber bereits am 26. August 1749 (s. Akad. Protokolle) erschien folgende Cabinets-Ordre, in welcher nicht mehr von zwei, sondern nur von einem Jahr die Rede ist: »Le roi étant informé du peu d'exactitude que quelques académiciens apportent à remplir leur devoir, m'a ordonné de faire savoir à l'académie, qu'il avait décidé irrévocablement que tous ceux de ce corps, tant pensionnaires qu'associés ordinaires, qui passeront un an sans y produire aucun mémoire, seront rangés dans l'ordre des vétérans, et que leurs pensions, s'ils en ont, seront supprimées et rentreront dans les fonds de l'Académie, afin que S. Maj. en dispose en faveur de ceux qui par leurs travaux mériteront des encouragements et des récompenses.

Maupertuis.«

[2] Zu ihnen (Pott, Marggraf) kam im Jahre 1754 der ausgezeichnete Chemiker und Geologe Lehmann.

[3] Mit Vorschlägen, die Zahl der Mathematiker und Geometer zu vermehren, musste Maupertuis zurückhaltend sein; denn es war bekannt, dass der König kein Freund der Mathematik war und gerne auf die Mathematiker stichelte — er hatte sie, wenn sie sonst nichts trieben als Mathematik, in Verdacht, etwas verdreht zu sein; doch zählte er einen Euler zu den wenigen grossen Männern des Zeitalters (Brief an Maupertuis vom 3. Juli 1756). Von Maupertuis behauptete er, er habe ein unersättliches Verlangen nach neuen Curven. »Ihr Mathematiker erhebt euch gleich Adlern in die Wolken, aber auch die am Boden kriechenden Thiere haben Verdienste, freilich der Geometrie gegenüber nur untergeordnete.« Als er einmal gefallen war, schrieb er an Maupertuis: »Das kommt davon, dass man kein Geometer ist. Wenn ich den Schwerpunkt beobachtet hätte« u. s. w. Auch von der Metaphysik hielt der König immer weniger, und deshalb entfernte er sich immer mehr von Wolff. An Voltaire schrieb er schon am 13. Februar 1749 (Œuvres T. 22 p. 181): »La métaphysique est un ballon enflé de vent (so hatte sie Voltaire bezeichnet) .... Je me persuade que la nature ne nous a point faits pour deviner ses secrets, mais pour coopérer au plan qu'elle s'est proposé d'exécuter«.

[4] »Va faire des progrès ou plutôt va naître« — es wurde freilich nicht so, wie Maupertuis es wünschte. Der alte Grischow starb am 10. November 1749,

Klassen der speculativen Philosophie und der Belles-Lettres leiden an äusserster Schwäche und wären vielleicht ohne die so kräftige und mächtige Hülfe, die Ew. Majestät selbst ihnen gewährt haben, bereits an Entkräftung gestorben« — so schrieb Maupertuis im Winter 1748/49 an den König[1]. Grade auf diese beiden Klassen hatte man die kühnsten Hoffnungen gesetzt, aber sie verwirklichten sich nicht. Dass Formey's Arbeiten inhaltlich ungenügend waren, sah man bald ein[2] — erst nach und nach gewöhnte sich die Akademie an seine gespreizten und leeren Worte, und nachdem er durch seine Stellung ein berühmter Mann geworden war, kritisirte man ihn nicht mehr[3] —; Francheville konnte über seine Unbedeutendheit nur Wenige täuschen; d'Argens schrieb nicht für die Akademie, und was er sonst schrieb, war mehr keck als lehrreich; die gehaltvollen Abhandlungen einiger deutscher Gelehrter aber, wie Süssmilch's, wurden nicht genügend geschätzt und waren in ihrem schlechten Französisch keine anziehende Lectüre.

und sein Sohn, der unmittelbar vorher, 23 Jahre alt, ordentliches Mitglied geworden war und auf dessen Fähigkeiten als Astronom Maupertuis viele Hoffnungen setzte, verliess schon nach einem Jahre Berlin und ging an die Petersburger Akademie über. Der König war erzürnt. In seinem Namen theilte Maupertuis dem Secretar Folgendes mit (Akademisches Protokoll): »Le Seign. Grischow, ayant furtivement contracté un engagement avec l'Académie de Russie et Sa Maj. lui ayant non-seulement accordé la permission de le remplir, mais encore ordonné de sortir au plus tôt de Berlin, vous en ferez part à l'Académie et le déclarerez déchu du titre d'académicien« (30. November 1750). Von dem andern Astronomen, Kies, hielt Maupertuis wenig (s. Urkundenband Nr. 169, 3). Auch er verliess später Berlin, ebenso der dritte Astronom, Aepinus, der 1755 Akademiker wurde, aber bereits 1757 Grischow nach Petersburg folgte.

[1] Siehe Urkundenband Nr. 169, 2. Schon im Jahre 1747 (4. März) hatte der König in einem Brief an Maupertuis die Klasse der Belles-Lettres, »à laquelle mon génie peut le mieux atteindre«, für die am meisten vernachlässigte erklärt.

[2] Die Akademie weigerte sich sogar im Jahre 1754, Formey's Eloges auf von Arnim und von Münchow drucken zu lassen. Das kam zu den Ohren des Königs. Wie er über den beständigen Secretar urtheilte, geht aus dem Brief an Algarotti (9. Februar 1754, Œuvres T. 18 p. 93 f.) hervor: »Formey a lu à l'Académie les éloges de MM. d'Arnim et de Münchow, et l'Académie s'est opposée à leur impression. J'ai été curieux de les lire. Jamais il n'y a eu bavardage plus inepte et plus plat. Formey a voulu avoir de l'esprit; il a fait assaut contre la nature, et certainement cela n'a pas tourné à son avantage«. Vergl. den Brief an Maupertuis, der damals in Frankreich war, vom 12. März 1754: »Votre secrétaire fait des éloges si pitoyables, il a la sottise encore plus pitoyable de les faire imprimer, de sorte que je crains pour la réputation de notre Académie. Vous voyez que je n'ai pas eu tord [tort] de dire que vous la vouliez [sic] tout seul«.

[3] Man schmeichelte ihm sogar von vielen Seiten, in Berlin und im Ausland, weil er einflussreich war oder man ihn dafür hielt. Selbst Montesquieu hat ihm starke Schmeicheleien gesagt. Formey hat alle diese Blumen in seinen »Souvenirs« gesammelt.

Maupertuis suchte auch hier nach neuen Kräften, und Bernoulli empfahl ihm den jungen Merian sehr warm. Er wurde wirklich berufen (9. April 1750). Was er in den 57 Jahren, in denen er an der Akademie wirkte, geleistet hat, wird in einem anderen Zusammenhang darzulegen sein.

Maupertuis hatte eine Vorliebe für die Schweizer. Zwei Jahre vor Merian hatte er Passavant berufen, und bereits im Jahre 1747 war Sulzer durch seinen Einfluss Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium geworden[1]. Die Akademie hat Jahrzehnte erlebt, in denen ihr die Schweizer das Gepräge gegeben haben[2] — in höherem Masse als die Franzosen —, denn auch nach Maupertuis' Tode dauerte die Vorliebe für sie beim Könige fort. Sie war nicht unbegründet, und die persönlichen Beziehungen, in die der König zu Merian trat, bestärkten sie. Das kleine, ruhmvolle Land erzeugte mehr Männer der Wissenschaft, als es brauchen konnte. Der Exodus der schweizerischen Gelehrten ist im 17. und 18. Jahrhundert eine ebenso charakteristische Erscheinung wie das Reislaufen der Landsknechte. In München, in Berlin, in Holland, in London, Paris und Petersburg — überall traf man schweizerische Professoren[3]. Ihre Eigenart

[1] Von Sulzer ist zuerst in einem Brief des Königs an Maupertuis vom 16. August 1747 die Rede; man ersieht hier, dass dieser auf ihn aufmerksam gemacht hat. Der König bezweifelt, ob Sulzer sich entschliessen wird, »seine algebraischen Gleichungen in Berlin zu etabliren«. Doch noch in demselben Jahr kam er an das Joachimsthalsche Gymnasium; auch Euler hatte ihn empfohlen. Es war ihm die Aufnahme in die Akademie versprochen worden. Allein bald wandten sich Maupertuis und Euler von ihm ab, weil er Wolffianer und Anhänger der Monadenlehre war, und es bedurfte des Einflusses des Leibarztes Eller, um seine Aufnahme zu bewirken (1750). In dem König-Maupertuis'schen Streit verdarb es Sulzer vollends mit diesem, so dass er, so lange Maupertuis Präsident war, keine Pension erhielt (Sulzer, Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt, herausgegeben von Merian und Nicolai. Berlin 1809).

[2] Beguelin, Bernoulli, de Catt, Euler, Lambert, Merian, Passavant, Sulzer, Weguelin waren Schweizer; auch Castillon, obgleich Italiener von Geburt, darf man als halben Schweizer zählen.

[3] Nach einer Statistik Condolle's (Hist. des Sciences et des Savants depuis deux siècles. 1873 p. 186) stellte von etwa 1750 bis etwa 1850 die Schweiz das relativ grösste Contingent zu den auswärtigen und correspondirenden Mitgliedern der Berliner, Pariser und Londoner Akademieen. Zwischen den Franzosen und den Schweizern in der Akademie muss nicht selten ein Gegensatz bestanden haben; besonders Formey hasste die Schweizer und hat in seinen Souvenirs I p. 153 f., als kaum Einer sich mehr vertheidigen konnte, empörende Anklagen auf Spiondienste, die sie dem Könige geleistet hätten, wider sie ausgesprochen. Ausserdem zeigen die bösen Worte: »Ces académiciens suisses — qui ont eu diverses destinées propres à les avilir«, welches Gift der alte Secretar bis zum Jahre 1789 in sich gegen sie aufgespeichert hat. Über die Bevorzugung der Schweizer vergl. Denina, Essai sur la vie et le

schmiegte sich dem Geist des 18. Jahrhunderts besonders an: alle waren sie kosmopolitisch gesinnt, alle zweisprachig; sie brachten aus Zürich und Basel eine tüchtige Bildung mit und die Traditionen des fleissigen und bücherschreibenden Gelehrten. Dazu zeichnete sie eine leichte, populäre Formgebung aus. Speciell aber für die deutsche Litteratur war Zürich durch Bodmer und Breitinger ein Mittelpunkt geworden und hatte Leipzig besiegt. Wie hätte ein König, der eine französische Akademie in und für Preussen aufrichtete, an den Schweizern vorübergehen können, und wie begreiflich ist es, dass Maupertuis nach ihnen Umschau hielt!

In Passavant hatte er sich freilich getäuscht. Die kleine tragikomische Episode ist erst jüngst bekannt geworden[1]. Im April 1750 schrieb Maupertuis dem Könige einen höchst erregten Brief, Herr Passavant aus Basel habe in den zwei Jahren, seitdem er Mitglied der Akademie sei, die stärksten Proben der Sorglosigkeit und Faulheit gegeben, nun aber habe er gar eine Hauslehrerstelle bei Mad. von Fulmaier angenommen: »Comme cette place non-seulement le met encore plus hors d'état de travailler pour l'Académie, mais dégrade et avilit l'académicien, je crois qu'il conviendrait d'en faire un exemple et de priver de sa pension le Sieur Passavant; j'attends l'ordre de Votre Majesté sur cela«.

Passavant mag ganz untauglich gewesen sein, aber der Zorn Maupertuis' entsprang seiner Eitelkeit: mit einem Hauslehrer wollte er nicht zusammensitzen. Der König verstand ihn vollkommen; er liess ihn gewähren und opferte ihm den armen Passavant, aber in folgenden ironischen Worten:

»Cela dépend du bon plaisir et des lumières supérieures de M. le Président. Quant à moi son fidèle académicien, je l'assure que je n'ai jamais ouï nommer mon confrère Passavant et que dans mon petit particulier je suis très-humilié de l'affront qu'il a fait à votre Académie. Pour ne point mériter pareil traitement de votre part, je vous promets de travailler pour votre séance du mois de mai et de ne jamais me faire précepteur de quelque jeune homme que ce puisse être.

Frédéric.«

Maupertuis verstand in seinem blinden Eifer diese Zurechtweisung nicht, sondern schrieb umgehend an die Akademie, der König erkläre Passavant's Stelle für vacant, da er ein Amt übernommen habe, das mit der Stellung eines Akademikers unverträglich

règne de Frédéric II (1788) p. 239. Als 1752 eine Stelle für deutsche Beredtsamkeit und Poesie am Joachimsthalschen Gymnasium begründet werden sollte, schien es Sulzer selbstverständlich, dass ein Schweizer berufen werde (s. L. Hirzel, Wieland und Künzli, 1891 S. 53).

[1] Siehe Urkundenband Nr. 169, 6. 7.

sei. Passavant erhob keine Einwendung, wohl aber Mad. von Fulmaier, hinter die er sich gesteckt haben mag. Sie wandte sich mit der Bitte an die Akademie, dass Passavant in ihrem Hause unterrichten und doch seinen akademischen Gehalt fortbeziehen dürfe. In heller Entrüstung brachte Maupertuis dieses Ansinnen der Dame vor den König. »Wollten wir solche Dinge billigen, dann würde erstens jedes neue Mitglied sofort eine Erzieherstelle nebenher übernehmen, und wir könnten zweitens nicht mehr erwarten, dass angesehene Männer auf den Titel eines Akademikers stolz wären, wenn wir in unsrer Mitte Domestiken hätten.«

Diesmal gab der König dem Präsidenten eine kürzere Zurechtweisung: »Que fait à vous et à moi Madame de Fulmaïer?« Damit endete diese Correspondenz; aber bei Passavant's Ausschliessung blieb es.

Nicht nur mit Passavant und Grischow jun., sondern auch mit Becmann und Battier — jener arbeitete wenig mit, dieser trat bald zu den Herrnhutern über und verliess die Akademie — hatte Maupertuis kein Glück; d'Arnaud kam als wirkliches Mitglied nicht in Betracht: so blieben unter den neugewählten (bis 1751) neben Meckel nur die drei Schweizer Beguelin, Merian und Sulzer, von denen sich etwas erwarten liess. La Mettrie, der auf Befehl des Königs am 4. Juli 1748 aufgenommen worden war, schrieb nichts für die Akademie, und diese hätte sich auch für seine Mitarbeit bedankt. Sie war entrüstet über diese Aufnahme, zu der Maupertuis der Lokalpatriotismus[1], den König das unbedingte Eintreten für alle verfolgten »Philosophen« verleitet hatte. Drei Jahre hat dieser gescheite, aber völlig haltlose Mann, der den Materialismus nur compromittirte, als geistreicher Causeur — von seiner Philosophie wollte der König selbst nichts wissen — in Potsdam als Vorleser Friedrich's zugebracht. »Il était gai, bon diable, bon médecin, et très-mauvais auteur; mais, en ne lisant pas ses livres, il y avait moyen d'en être très-content[2].«

---

[1] Unter den auswärtigen Mitgliedern der Akademie findet man auch einen Herrn Trublet, Canonicus zu St. Malo (8. Mai 1749), der seine Aufnahme wohl auch nur dem glücklichen Umstande verdankt, dass er, wie Maupertuis, Bürger von St. Malo war.

[2] Œuvres T. 27, 1 p. 203 (21. November 1751). Büsching, Charakter Friedrich II. 2. Ausg. S. 74, nennt ihn einen schlechten Arzt, aber einen guten Trinker, einen Erzspötter der Religion und einen Narren. Dass der König La Mettrie nur anfangs um sich gehabt und später gar nicht mehr gesehen habe, behauptet Krause in einem Brief an Gleim etwa 1750 (bei Geiger, Berlin I S. 484).

Formey griff im Interesse der Akademie in Zeitschriften die Lehre La Mettrie's an und behauptet, dieser habe ihm das übel genommen und ihn beim Könige als intoleranten Theologen und verunglückten Philosophen angeschwärzt. Ob dem so ist, weiss man nicht; aber es ist höchst wahrscheinlich, dass der König mit der Haltung Formey's nicht zufrieden war. Nach dem plötzlichen Tode La Mettrie's beschloss er, die Theologen Europas durch ein Eloge auf den Mann in Schrecken zu setzen. Das Eloge wurde wirklich in der öffentlichen Sitzung vom Januar 1752 verlesen, aber, wie Formey behauptet, mit tödtlichem Schweigen aufgenommen[1]. In der That fühlte sich die Akademie, die diesen Collegen hatte dulden müssen, durch die Lobrede noch mehr gekränkt; aber auch Friedrich gereicht dieser Act der Pietät gegen den zuchtlosen Litteraten nicht zum Ruhme und trübte eine Zeit lang das Urtheil über seine eigene Weltanschauung[2].

Wir besitzen für das Jahr 1749 eine Schilderung einiger namhafter Akademiker aus der Feder Büsching's[3], der damals einen Besuch in Berlin gemacht hat. Da der Bericht manche charakteristische Züge enthält, so mag er hier eine Stelle finden:

Von den damaligen hiesigen Gelehrten besuchte ich folgende, die ich in alphabetischer Ordnung nenne: der Kirchenrath D. Jacob Elsner schien von der Vortrefflichkeit seiner eigenen gelehrten Arbeiten sehr überzeuget zu sein, aber anderer Gelehrten Arbeiten nicht unparteiisch zu beurtheilen. Mir machte er das Compliment, dass meine Einleitung in Paulus' Brief an die Philipper nicht viel Neues enthalte. Ich gab dieses zu, sagte aber, er werde doch gestehen, dass mehr Neues in derselben sei, als in seiner Einleitung in diesen Brief, die er seiner Erklärung desselben vorgesetzet habe. Von dem Augenblick an war er sehr höflich gegen mich. ... Leonhard Euler ist nicht, wie die grossen Algebraisten zu sein pflegen, ein finsterer Kopf und im Umgang beschwerlicher Mann, sondern munter und lebhaft (insonderheit unter Bekannten), und obgleich sein verlorenes rechtes Auge etwas ekelhaft aussiehet, so gewöhnet man sich doch bald daran und findet sein Gesicht angenehm. Die Akademiker Augustin Nath. Grischow (der ein paar Jahre

[1] Souvenirs I p. 116 ff.

[2] Er hat später La Mettrie völlig preisgegeben, als die Materialisten nicht mehr die Verfolgten waren, sondern eine gefährliche Macht bedeuteten, der er zu begegnen für nothwendig hielt. Aber auch dann fühlt man noch, dass es ihm schwer fiel, den Mann zu opfern, den er einst aus den Händen der Priester gerissen hatte. »J'ai été obligé«, schreibt er an d'Argens (12. November 1761, Œuvres T. 19 p. 264), »d'abandonner La Mettrie; c'est un enfant perdu, qu'il m'a fallu sacrifier dans le combat; mais, s'il est devenu une victime nécessaire, j'ai bien arrosé son tombeau du sang des théologiens, et j'espère qu'à l'avenir on ne dira plus qu'on peut juger de la façon de penser du Philosophe de Sans-Souci et des gens de lettres qui l'approchent par les ouvrages du médecin La Mettrie«. Über das Aufsehen, welches Friedrich's dem Schriftsteller huldigendes Eloge gemacht hat, s. Denina, Essai p. 98.

[3] Beiträge z. d. Lebensgesch. denkwürdiger Personen 6. Theil (1789) S. 138 ff.

hernach an die Akademie zu St. Petersburg berufen wurde) und Joh. Kiess zeigten mir die Sternwarte mit ihren Werkzeugen, deren genaue Richtigkeit sie rühmten, und unter denen auch der parisische Quadrant war, den der Präsident von Maupertuis in Lappland gebraucht hatte. Der Anblick der Stadt vom Altan dieses Gebäudes ist ungemein angenehm. In der Bibliothek der Akademie, die eben offen stand, traf ich ausser dem Bibliothekar Wagner den französischen Prediger Pelloutier an. Die Bibliothek war nicht gross, aber schön, und enthielt die besten und meisten mathematischen und physikalischen Bücher, auch die Scriptores medii aevi und, wie man sagt, alle periodische litterarische Schriften vollständig. [Folgen Bemerkungen über den Prediger J. J. Hecker, die drei Rectoren J. Phil. Heinius, G. Fried. Küster und Joh. Jac. Wippel und über den Inspector Ulr. Chr. Köppen; von Heinius heisst es: »er hat in der gründlichen Gelehrsamkeit den Vorzug vor den beiden anderen Rectoren«]. Der berühmte Dr. Nath. Lieberkühn hat ein vortreffliches Cabinet von anatomischen Präparaten, die er selbst mit unbeschreiblicher Mühe und Geduld verfertiget hat. Er zeigte ein Stück von einem Darm, mit welchem er es dreihundert mal versuchet hat, ehe es ihm gelingen wollen, und jeder Versuch hat ihm einen Gulden gekostet. Der Herzog von Braunschweig hat ihm das ganze Cabinet für das Carolinum abkaufen, Lieberkühn aber 20000 Thlr. dafür haben wollen, die der Herzog daran zu wenden sich nicht entschliessen können. Es sind Stücke darin, die sich den blossen Augen kaum, und als kleine graue Klümpchen, zeigen; wenn man sie aber durch ein Vergrösserungsglas betrachtet, so erblicket man nicht nur unzählige Adern, sondern es sind auch die Venae und Arteriae durch verschiedene Farben des eingespritzten Wachses kenntlich gemacht worden. Die mathematischen und physikalischen Erklärungen, die er von einzelnen Dingen machte, waren sehr gründlich und einleuchtend. Sein Microscopium solare ist eine bewunderungswürdige Erfindung. Er leistet viel in den mechanischen und optischen Wissenschaften, wie seine erfundene Werkzeuge beweisen. [Folgen Bemerkungen über den Prediger Joh. Ernst Müller, den Hofprediger A. F. W. Sack — er wird sehr gerühmt; »von ihm habe ich erfahren, dass die Verfasser der Berlinischen Bibliothek lauter geschickte Candidaten sind, einen Mitarbeiter ausgenommen, der ein Prediger ist« —, J. J. Spalding: Von dem Dr. de la Mettrie, Verfasser der Schrift »L'homme machine«, sagte er, »der Verstand desselben sei beständig am hitzigen Fieber krank«, und Joh. Georg Sucro]. Es scheinet, dass Joh. Georg Sulzer, Prof. beim joachimsthalschen Gymnasium, die Theologie fast ganz bei Seite setzet und seinen Kopf und Fleiss ganz der Philosophie und Mathematik widmet. Als ich zu ihm kam, unterhielt er sich mit einem reisenden Schweizer fast zu lustig, welches dem Begriffe nicht gemäss war, den ich mir aus seinen Unterredungen von den Schönheiten der Natur von ihm gemacht hatte; ich sahe aber wohl, dass sein Landsmann dazu veranlassete. Der Consist.-Rath und Probst bei der Peterskirche, Joh. Peter Süssmilch, ist ein Mann von vielen Kenntnissen und gastfrei; man erzählet aber in Gesellschaften viel von seinen Anmaassungen in Consistorialsachen, dessen Wahrheit ich nicht untersuchen kann. [Folgt eine Bemerkung über den gelehrten und klugen, aber als Skeptiker höchst gefährlichen Geh. Rath Joh. Gotthilf Vockerodt]. Süssmilch sammlete eine beträchtliche Bibliothek.

2.

Während das Eloge auf La Mettrie die Akademie zwar peinlich berührte, aber ihren Frieden nicht störte, war bereits eine andere Action im Gange, die sie auf's Tiefste erregte — der grosse Streit

zwischen S. König und Maupertuis, in welchen erst sie selbst, dann Voltaire, dann der Monarch[1] eingriffen, und der mit einer Niederlage aller Acteure endigte. Aber Friedrich's Gerechtigkeit und Edelsinn triumphirte, und ein Gewinn war es, dass er den Mann los wurde, dessen Gegenwart er nur zu lange geduldet hatte:

> Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
> Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt;
> Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
> An diesen Marmorwänden haften soll.

Die Geschichte auf's Neue zu erzählen, ist unerfreulich; aber sie darf hier nicht übergangen werden[2].

Samuel König (geb. 1712 in Büdingen), ein hervorragender Mathematiker, stand vom Haag aus, wo er als Professor lebte, in litterarischen Beziehungen zu den besten Gelehrten seines Fachs. Bereits im Jahre 1740 war er Correspondent der Pariser und 1749 auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie geworden. Er verdankte diese Auszeichnungen seinen trefflichen Untersuchungen zur mechanischen Principienlehre und der Werthschätzung Maupertuis'. Die Briefe König's an ihn, die jüngst veröffentlicht worden sind, zeigen bis zum Ende des Jahres 1750 das beste Einvernehmen und respectvoll bewundernde Freundschaft von Seiten König's; sie erweisen bis zum letzten Blatt seine ehrenhafte Gesinnung. Noch im November 1750 schickte er eine Abhandlung für die Berliner Mémoires ein, die Maupertuis drucken liess[3]. In den Schreiben, die sie begleiteten, durfte er es wagen, dem Präsidenten den Franzosen de Prémontval, der mittellos umherirrte, zur Aufnahme in die Akademie dringend zu empfehlen[4]. Nichts deutet darauf hin, dass ein Zwist zwischen

---

[1] Er hat es später bereut, sich in diese litterarischen Kämpfe und in den Streit Maupertuis' mit Voltaire eingemischt zu haben.

[2] Zuletzt haben du Bois-Reymond und Diels ihren Verlauf ausführlich dargelegt (Sitzungsberichte, 2. Mai 1892 und 27. Januar 1898. Der Verdacht, den Jener gegen König S. 420 erhebt, ist meines Erachtens durch nichts gerechtfertigt). Eine kürzere Darstellung giebt Koser, a. a. O. S. 514 ff. Zu dem bisher bekannten Materiale — s. vor allem Mém. 1750 (hrsg. 1752) p. 52 ff. — sind die Briefe von König an Maupertuis und Formey hinzugekommen, die Le Sueur p. 106 ff. veröffentlicht hat (die Briefe Nr. 11 und 12 sind vom Jahre 1752 und nicht, wie Le Sueur gedruckt hat, vom Jahre 1751). Ausserdem sind in den Akademischen Protokollen einige einschlagende Briefe in Abschrift mitgetheilt, unter ihnen auch der von Le Sueur p. 134 ff. gedruckte wichtige Brief König's Nr. 14 vom 10. December und die dort fehlende Antwort Maupertuis' vom 23. December 1751 (abgedruckt im Urkundenband Nr. 170*a*).

[3] Sie erschien im Jahrgang 1749, der 1751 ausgegeben worden ist.

[4] Prémontval siedelte nach Berlin über und wurde im Sommer 1752 wirklich in die Akademie aufgenommen.

ihnen ausbrechen sollte[1]. König war ein Bewunderer Leibnizens und als Philosoph ein Schüler und Verehrer Wolff's. Gerade damals wurde der Streit über die Monadenlehre auf's Heftigste geführt. Auch die Akademie war in dieser Frage in zwei feindliche Heerlager gespalten. Auf Wolff's Seite standen Heinius, Formey, zu denen bald Sulzer trat; aber die Gegner Euler, Maupertuis und Merian waren ihnen überlegen[2]. König's Eintreten für Leibniz und Wolff musste bereits eine latente Spannung zwischen ihm und Maupertuis erzeugen[3].

Völlig arglos kam König im Winter 1750/51 nach Berlin. Er brachte ein Manuscript mit, welches er unbefangen und »mit helvetischem Freimuth[4]« Maupertuis vorlegte — ohne Zweifel, um es in den Mémoires abdrucken zu lassen. Es enthielt eine scharfe, aber, wie die Kenner behaupten, wesentlich richtige Kritik eines grossen Principes, das Maupertuis entdeckt zu haben glaubte, des »Principe de la moindre action«, d. h., »dass die zu den in der Natur geschehenden Veränderungen verwendete Menge von Action stets ein Minimum sei, so dass man aus der Bedingung für das Minimum Bahn und Geschwindigkeit der bewegten Masse eindeutig erhalte«.

Es ist ein Beweis für die richtigen Spuren, auf denen sich Maupertuis in der Physik bewegte, dass er nach einem Gesetze suchte, in welchem die Newton'sche Theorie ihre Krönung durch Erweiterung empfangen sollte; aber nicht nur war er zu oberflächlich und voreingenommen bei seinen Beobachtungen und zu hastig in seinen Beweisen, sondern auch hier spielten ihm sein Ehrgeiz und seine Ruhmsucht die schlimmsten Streiche. Er wollte etwas entdeckt haben, was allen Wissenschaften zugleich zu Gute komme, ja sie neu begründe. Darum zog er ausschweifende Consequenzen und verkündigte dazu, in seinem »Princip« den einzigen haltbaren

[1] Dass auch Maupertuis noch im Spätherbst 1750 König freundlich gesinnt war, geht daraus hervor, dass er durch ihn seine Werke dem Prinzen von Oranien hat überreichen lassen (Brief des Prinzen an Maupertuis im Geh. Staatsarchiv vom 30. October 1750).

[2] Bis zum Könige drang der Streit, s. den Brief an Voltaire vom Jahre 1752 (Œuvres T. 22 p. 298).

[3] König war einige Jahre früher auch in Cirey bei der Marquise von Châtelet und Voltaire gewesen und hatte die hervorragende Frau in der Wolff'schen Philosophie und in der Mathematik unterrichtet. Fortdauernde Beziehungen zu Voltaire hatten sich daraus aber nicht entwickelt, im Gegentheil — König nimmt, wie ein Brief von ihm erweist (Le Sueur p. 142), an, dass Voltaire ihm ungünstig gesinnt sei.

[4] Siehe Formey im Eloge auf Maupertuis, Mém. 1759 (hrsg. 1766) p. 498.

Beweis für das Dasein Gottes gefunden zu haben; denn es offenbare die Weisheit und Allmacht eines Schöpfers.

Das Princip, wie Maupertuis es fasste, war falsch, die gewählten Beispiele unpassend, und die Beweise, die er nur so hingeworfen hatte, misslungen. Eben das deutete König in seiner Abhandlung an[1]; aber er zeigte noch mehr: er wies nach, dass, soweit das Princip richtig sei, es Leibniz schon im Zusammenhang seiner Untersuchungen über die lebendige Kraft und ihre Erhaltung entdeckt und in einem Briefe an Jacob Hermann im Jahre 1707 ausgesprochen habe[2]. Das betreffende Bruchstück dieses Briefes legte er seiner Abhandlung bei. Natürlich war er weit davon entfernt, Maupertuis des Plagiats zu beschuldigen; er hoffte sogar, diesen sich auf's Neue zu verbinden, indem er auf seine Ideen einging, sie freilich auch kritisirte, aber damit die Discussion in Fluss brachte. Was das Zusammentreffen Maupertuis' mit Leibniz betrifft, so meinte er, »que cette rencontre avec un très grand homme ne peut être que fort honorable«. Um aber alle Rücksicht zu nehmen, überliess er es Maupertuis, indem er ihn das Manuscript zu lesen bat, darüber zu entscheiden, ob es gedruckt werden solle. Dieser, bereits durch den Gedanken eines Widerspruchs beleidigt, gab König die Abhandlung ungelesen zurück mit der Bemerkung, er solle sie nur drucken lassen. So geschah es; sie erschien im Märzheft 1751 der Leipziger Nova Acta Eruditorum.

Maupertuis war ausser sich, als er sie gelesen hatte. Sein ganzer Stolz bäumte sich auf. In krankhafter Verblendung sah er vor allem darin das grösste Attentat auf seine wissenschaftliche Majestät, dass sein »Princip« bereits von Leibniz ausgesprochen sein sollte. Er richtete an König ein Schreiben, in welchem er erklärte, in den gedruckten Leibniz-Briefen nichts von seinem Principe finden

[1] Sehr bald nach König hat der Graf d'Arcy die Unhaltbarkeit des Maupertuis'schen Princips nachgewiesen, welches erst in Euler's Behandlung discutabel wurde. Aber einen allgemeinen Beweis hat auch er nicht zu geben vermocht.

[2] Über das Princip vergl. Adolf Mayer, Geschichte des Princips der kleinsten Action. Akademische Antrittsvorlesung 1877; von Helmholtz, Zur Geschichte des Princips der kleinsten Action (Sitzungsberichte 10. März 1887, S. 225 f., 10. März 1892 S. 459 ff., vergl. dazu die im Urkundenband Nr. 170*b* zum ersten Male publicirte akademische Rede von Helmholtz »Über die Entdeckungsgeschichte des Princips der kleinsten Action«); du Bois-Reymond, a. a. O. S. 418 ff. Lagrange hat bereits im Jahre 1760 das Princip so gestaltet, dass es nach Jacobi's Ausspruch in seinen Händen die Mutter der heutigen analytischen Mechanik geworden ist. Nach ihm haben Hamilton, Jacobi, Neumann und von Helmholtz es ausgedehnt, und namentlich der Letztere hat es auf neue Gebiete von Erscheinungen angewendet.

zu können, König solle daher das Original jenes angeblichen Schreibens an Hermann vorlegen; er drohte zugleich mit einer öffentlichen Antwort. König schrieb zurück, dass er einer weiteren Discussion mit Freuden entgegensehe, dass er aber das Original jenes Briefes in seiner Sammlung von Leibniziana nicht besitze, sondern nur eine Copie; seine Abschriften von Leibniz-Briefen seien aus der Sammlung des Schweizer Capitäns Samuel Henzi[1]; er sei übrigens gern bereit, selbst Nachforschungen in der Schweiz über den Verbleib der Originale anzustellen (Juni und Juli 1751).

Mehr konnte er nicht thun; aber Maupertuis genügte das nicht. Er veranlasste vielmehr die Akademie, die Sache ihres Präsidenten zu ihrer eigenen zu machen und durch ein officielles Schreiben an König die Forderung zu stellen, binnen vier Wochen den fraglichen Leibniz-Brief vorzulegen (7. October). Ein unerhörtes Ansinnen, welches indirect die schwerste Beleidigung für König enthielt! Zugleich richtete man Briefe nach Bern und bat Nachforschungen zu halten, ja Friedrich selbst liess Schreiben an die Berner Regierung ergehen. Als König nach acht Wochen noch nicht geantwortet hatte — weil er sich bemühte, das Original ausfindig zu machen —, wiederholte die Akademie ihre Aufforderung an ihn noch dringlicher.

Das gesuchte Schreiben wurde nicht gefunden; Maupertuis theilte in der Sitzung vom 23. December 1751 der Akademie sehr befriedigt mit, dass auch die vom Monarchen veranlassten Nachforschungen vergeblich gewesen seien. Kurz vorher aber hatte König sowohl Maupertuis (10. December) als der Akademie (18. December) geantwortet. Man kann nichts Ruhigeres und Würdigeres lesen als diese Briefe. Sie mussten auch in den Gegnern die sichere Überzeugung erwecken, dass König in reinster Absicht und mit gutem Gewissen gehandelt hatte. Der Brief an Maupertuis war ausserdem in Worten einer ungeheuchelten Verehrung abgefasst, erklärte, was zu erklären war, bedauerte herzlich die Missverständnisse und autorisirte den Präsidenten überdiess, öffentlichen Gebrauch von diesen Zeilen zu machen.

Maupertuis war nicht im Stande, für seine Person nach diesem Briefe den Streit fortzusetzen; aber, unversöhnlich wie er war, veranlasste er zum zweiten Mal die Akademie, eine unwürdige Rolle

[1] Dieser war am 16. Juli 1749 in Bern als Staatsverbrecher enthauptet worden. Nach Künzli's Muthmaassung (L. Hirzel, Wieland und Künzli S. 59) vom Jahre 1754 wären die von Henzi gesammelten Briefe an einen holländischen Kaufmann gekommen.

zu spielen. Sie musste an König schreiben, der Präsident sei zwar durch die Erklärungen vom 10. December befriedigt, nicht aber die Akademie: denn die Hauptsache sei unerledigt geblieben, der Leibniz-Brief; sie habe allen Grund zu der Annahme, dass der Brief gefälscht sei[1]. Auch jetzt noch blieb König ruhig: er erklärte mit Recht in zwei Briefen vom 15. Februar 1752 (an Maupertuis und die Akademie), dass die Haltung der Akademie der Sachlage nicht entspreche; er setzte noch einmal eingehend seine reinen Absichten bei Veröffentlichung jener Abhandlung auseinander — »mon intention ayant simplement été de remarquer en passant que M. de Leibniz avait eu des idées fort étendues sur la dynamique dont nous nous trouvions privés par l'entêtement des premiers adversaires des forces vives« —, und er wies die Gründe nach, weshalb er an der Echtheit des Briefs nicht zweifle. »Je l'ai donné comme je l'ai trouvé: je crois que la lettre est de M. de Leibniz, quelqu'un veut-il être d'un autre sentiment, cela ne doit point me faire de la peine.«

Friedfertiger konnte er sich nicht ausdrücken. Aber das Unglaubliche geschah. Maupertuis stellte am 13. April in der Akademie den förmlichen Antrag[2], sie solle in ihrer Gesammtheit ein Urtheil abgeben über die Echtheit des Briefs (über die Thatfrage, sagte Maupertuis ausdrücklich, nicht über König's Moral: ein solcher Zusatz fehlte nur noch!). Die Akademie gehorchte wiederum und erklärte feierlich und einstimmig — doch war nur die Hälfte der Mitglieder in der Sitzung erschienen —, der von König mitgetheilte Brief Leibnizens an Hermann sei eine Fälschung, zu dem Zweck gemacht, Leibnizens Ruhm zu erhöhen oder Maupertuis zu schaden[3]!

[1] »Die Argumente der Soc. Reg. Berol. sind dumm, zum Exempel, dass Leibniz an Hermann nur lateinisch geschrieben, und der sei französisch; dass Leibniz an Hermann nur alle halbe Jahre geschrieben und der sei mitten inne« (Künzli, Äusserung an Ring bei L. Hirzel S. 59).

[2] Kurz vorher hatte König noch einmal an Maupertuis geschrieben und mit wirklicher Langmuth versucht, ihm die Zweifel an der Unechtheit des Briefs zu nehmen. Noch immer hoffte er, aus der Schweiz das Original zu erhalten. Dass er Haller Mittheilung von seiner Correspondenz mit Maupertuis gemacht hatte — dieser hatte auch das übel genommen —, erklärt er in befriedigender Weise. Überhaupt ist König in allen seinen Briefen an Maupertuis in liebenswürdigem Entgegenkommen bis an die Grenze des Erlaubten gegangen.

[3] Im akademischen Protokoll ist der Brief Maupertuis' an die Akademie und der ominöse Beschluss der Akademie in extenso mitgetheilt. Es wird hier behauptet, dem von König citirten Brief Leibnizens komme nicht einmal ein Schatten von Autorität zu. Ein officieller Bericht über das Material, welches dem Beschluss der Akademie zur Unterlage gedient hat (ausgearbeitet von Euler), und über ihren Beschluss findet sich auch in den Mémoires 1750 [erschienen 1752] p. 52–64. In

Die einzige Entschuldigung, die die Akademie für diese erstaunliche Erklärung hatte, war die Autorität Euler's. Dieser grosse Mathematiker hatte nicht nur in einem Mémoire, das nicht zu seinen bedeutendsten Leistungen gerechnet wird, Maupertuis' Princip, allerdings in wesentlicher Umformung, zu vertheidigen gesucht (Dissertatio de principio minimae actionis una cum examine objectionum Koenigii), sondern er war auch von der Unechtheit des Leibnizbriefs überzeugt und glaubte Beweise dafür zu besitzen[1]. Ohne Verständniss für Leibnizens Universalität, von seiner Weise zu arbeiten antipathisch berührt, traute er ihm in der Mechanik nichts Gutes zu und war überall bereit, gegen ihn Partei zu nehmen. Sein Mémoire wurde der Erklärung vom 13. April zu Grunde gelegt, und die schwachen Argumente für die Unechtheit des Briefs[2] — als ob das Fehlen des Originals ernsthaft in Betracht käme — für zureichend erachtet.

Jetzt riss auch König die Geduld; er schickte der Akademie sein Diplom zurück[3] und legte in einem »Appell an das Publicum« diesem den ganzen Handel vor — »ein bei aller Lebhaftigkeit doch nicht maassloses, sondern nach Inhalt und Form lobenswerthes Actenstück[4]«, dem der angeblich gefälschte Brief von Leibniz nunmehr beilag, zwar nicht urschriftlich, doch mit allen inneren Merkmalen der Echtheit. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. Waren auch

---

der Sitzung vom 13. April 1752 waren anwesend die beiden Curatoren von Keith und von Redern, die Ehrenmitglieder von Marschall und von Cagnony, die Directoren Eller, Heinius und Euler, ferner Formey, Pelloutier, Sproegel, die beiden Ludolff, Gleditsch, Beausobre, Meckel, Sulzer, Pott, Küster, Becmann, Kies und Merian, ausserdem das auswärtige Mitglied Lalande, dazu die Gäste Hesse und Hirzel. Nicht anwesend waren Maupertuis, d'Argens, Beguelin, [Buddeus], [Carita], Francheville, Lieberkühn, Marggraf, Humbert, die beiden Achard, von Jariges, Sack und Süssmilch. Auf Euler's Autorität hin erklärte man (p. 62), dass das von König verwerthete Brieffragment eine Fälschung sei, »ou pour faire tort à M. de Maupertuis, ou pour exagérer, comme par une fraude pieuse, les louanges du grand Leibniz, qui sans contredit n'ont pas besoin de ce secours«. Jenes officielle Actenstück, in welchem der motivirte Beschluss der Akademie publicirt worden ist (Exposé concernant l'examen de la lettre de Leibniz u.s.w., Mémoires 1750 p. 52ff.), ist in dem Urkundenband Nr. 171 abgedruckt.

[1] Siehe seinen Brief an Maupertuis vom 31. März 1752 bei Le Sueur p. 144f.

[2] Dass der Brief echt ist, ist heute wohl anerkannt (s. du Bois-Reymond S. 423f.); nur das ist fraglich, ob Hermann der Adressat gewesen ist und nicht vielmehr Varignon; Letzteres hat Gerhardt (Sitzungsberichte 1898, 23. Juni) sehr wahrscheinlich gemacht.

[3] Am 6. Juli theilte das der Secretar der Akademie mit; sie beschloss, stillschweigend davon Kenntniss zu nehmen.

[4] du Bois-Reymond S. 425.

die Wenigsten in der Streitfrage selbst sachkundig — um einzusehen, dass der Präsident seine Macht missbraucht und die Akademie sich unwürdig gegen König benommen hatte, dazu bedurfte man der Kenntniss des »Princips« nicht. Maupertuis' Sieg war in Wahrheit eine Niederlage[1]; sein Process war vor der Akademie gewonnen, aber vor dem Forum Europas verloren, und schon nach wenigen Monaten erhielt der Streit ein Nachspiel, in welchem ein unbarmherziges Gericht über den Präsidenten erging[2].

[1] Der sachliche Streit dauerte noch bis zum Tode Maupertuis' fort; denn dieser hatte jetzt für nichts mehr in der Welt Sinn als für das neue Princip, an welches er seinen ganzen Ruhm geknüpft sah. In der Sitzung vom 15. November 1753 las Euler ein Mémoire Maupertuis' gegen d'Arcy vor und am 7. Mai 1756 einen Brief und ein Mémoire von Lagrange über das Princip. Auf Grund dieser Arbeit wurde Lagrange wenige Monate später zum auswärtigen Mitgliede ernannt. So verdankt die Akademie dem unglücklichen Princip doch den Gewinn eines grossen Mathematikers. — Schon im März 1753 hatte König wieder ein versöhnliches Schreiben an Maupertuis gerichtet, voll Anerkennung und Werthschätzung, und ihm in demselben versichert, dass er an den weiteren Angriffen auf ihn völlig unschuldig sei (s. Le Sueur p. 141 ff.). Auf die Seite des Präsidenten trat auch Kaestner in Leipzig, und jener bemühte sich, durch ihn die Abhandlung Euler's in die Leipziger Acta Eruditorum zu bringen.

[2] Dass eine Minorität in der Akademie mit der Art, wie der Streit officiell geführt worden war (und besonders mit Maupertuis), höchst unzufrieden gewesen ist, lehrt der spärliche Besuch der entscheidenden Sitzung vom 13. April 1752 (s. oben). Es wird aber auch aus einem Brief Sulzer's an Künzli vom Martinstag 1752 deutlich (L. Hirzel, Wieland und Künzli S. 55 f.): »Ich habe keinen Antheil an dem Streit, obgleich mein Name in der Liste der Richter steht; denn ich habe zu dem harten Verfahren gegen Herrn König meine Einwilligung nicht gegeben [aber aus dem Sitzungsprotokoll vom 13. April 1752 ergiebt sich, dass er in der ominösen Sitzung anwesend war, und es heisst dort ausdrücklich, dass ein einstimmiger Beschluss erfolgt sei]. . . . Überhaupt ist die ganze Sache ein Streit de lana caprina, und Maupertuis glaubt nur desswegen etwas erfunden zu haben, weil er sich niemalen die Mühe gegeben hat Leibnizens Sachen zu lesen; denn das, was er minimum actionis nennt, ist offenbar das, was Leibniz minimam vim vivam nennt. Ich glaube zwar wohl, dass Maupertuis sich für den Erfinder der Sache hält, aber dass Euler die Sachen so embrouillirt und die vollkommene Identität der beiden Sachen nicht einsehen will, wundert mich. Denn er giebt sich alle Mühe von der Welt, eben das, was Leibniz entdeckt hat, unter andern Begriffen als neu vorzutragen. Überhaupt so gross er in der Mathesi ist, so ein schlechter Philosoph ist er. Indessen hat diese hässliche affaire hier viel Händel gemacht. Weil Maupertuis alle Gewalt in Händen hat, und man nicht sehr laut gegen ihn reden darf, so ist die Verbitterung im Geheim desto stärker, und dieses thut der Academie grossen Schaden. Man siehet die Parteilichkeit überall. Maupertuis ist seit bald einem Jahr stark an der Lunge krank. Er wird kaum davon kommen. Man kann schwerlich sagen, ob sein Tod für die Akademie gut oder schlimm sein wird. Er hat als Präsident seine guten und schlimmen Seiten. Es ist hier ein Brief unter der Presse, den man aus Potsdam zu sein glaubet und sogar dem König zuschreibt, in welchem den Gelehrten ihre Eifersucht und ihre Zänkereien scharf verwiesen werden«. Ein lehrreicher Stimmungsbericht!

Seit dem Juli 1750 weilte Voltaire als Gast des Königs in Sanssouci. Es fehlte ihm nichts zu einem amüsanten Leben; er konnte sich ergehen, wie er wollte, und täglich das Glück geniessen, sich an der Tafel des grossen Königs bewundern zu lassen. Und doch nagte an seiner Seele ein Wurm: er war nur Gast, zwar mit dem Kammerherrnschlüssel und dem Verdienstorden geschmückt, aber nicht aufgenommen in den Kreis der hohen Staatsdiener. Wie lange wird der Monarch ihn bei sich dulden? Durch einen schmutzigen Process hatte sich der Dichter bereits verächtlich gemacht; dazu hatte La Mettrie ihm in's Ohr geflüstert, der König habe über ihn geäussert: »Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr brauchen; man presst die Orange aus und wirft die Schale weg«. Dieses Wort liess ihn nicht mehr los: ob es der König wirklich gesagt oder nicht, darüber grübelte er unablässig: La Mettrie war leider nicht mehr zu einem Bekenntniss zu bringen, denn er starb ein paar Monate nach der Enthüllung.

Wenn Voltaire bei sich überdachte, welche Stellung im Dienste des Königs für ihn erstrebenswerth sei, so haftete sein Auge am Präsidentenstuhl der Akademie. Er war ihm vor zwölf Jahren in Aussicht gestellt worden; aber jetzt fand er ihn breit besetzt von jenem Maupertuis, auf den er selbst den König einst aufmerksam gemacht hatte. Er sah den rücksichtslosen und hochfahrenden Mann, der auch sein Präsident war[1], im Besitze der Macht und in Ehren; aber noch deutlicher sah er die Schwächen des phantastischen Naturforschers. Er beschloss sie zu benutzen und ihn zu vernichten[2]. Der Streit mit König kam ihm wie gerufen.

---

[1] Voltaire war Académicien, aber es lässt sich nachweisen, dass er die Sitzungen nur sehr selten besucht hat; doch knüpfte er mit einigen Akademikern, namentlich mit Francheville, Beziehungen an.

[2] Dass es Voltaire auf den Präsidentenstuhl abgesehen hatte, sagt Friedrich mit dürren Worten in dem Brief an die Markgräfin von Bayreuth vom 12. April 1753 (Œuvres T. 27, 1 p. 226). Dass man schon im November 1750 — also vier Monate nach Voltaire's Ankunft in Berlin — von Zerwürfnissen zwischen Voltaire und Maupertuis sprach, wissen wir jetzt aus dem Brief des Prinzen Wilhelm an diesen (Geh. Staatsarchiv); aber erst zwei Jahre später schritt Voltaire zum Angriff. Ein besonderer Anlass für den Ausbruch der tödtlichen Feindschaft findet sich mehrfach erzählt; der Bericht geht auf den König selbst zurück. »Der Streit begann an der Tafel des Königs. Voltaire war sehr unterhaltend; alle waren darüber einer Meinung, Maupertuis allein schwieg. Nach der Ursache gefragt, sagte er, er habe sich dabei tödtlich gelangweilt« (Lucchesini z. 7. October und 4. December 1780 bei Bischoff, Gespräche Friedrich's des Grossen mit H. de Catt u. s. w. 1885 S. 167. 187); ausführlicher de Catt, a. a. O. S. 11, der den König erzählen lässt, Voltaire habe versetzt: »Das überrascht mich nicht; Sie sind auch ein Mensch zum Langweilen«

Im Herbst 1752 erschien ein angeblich am 18. September von einem Berliner Akademiker als Antwort auf die Anfrage eines Pariser Collegen geschriebener Brief, in welchem die Streitfrage ganz im Sinne König's besprochen, Maupertuis aber ausserdem — daran war König unschuldig — des Plagiats beschuldigt wurde. Das Schreiben schloss mit der Bemerkung, mehrere Akademiker wären entschlossen, eine Akademie zu verlassen, die Maupertuis vergewaltige, wenn sie nicht die Ungnade des Königs fürchteten. Der Brief, der sonst sachlich gehalten war, so dass man den Verfasser nicht sofort errathen konnte, war von Voltaire. Der König war über dieses Pamphlet und andere Angriffe auf Maupertuis auf's Höchste entrüstet. In mehreren Briefen tröstete er seinen Präsidenten und goss die Schale seines Zorns über die Leute aus, die den anspruchsvollen Namen Philosoph tragen wollen, aber alle Leidenschaften in ihrer Seele regieren lassen: »Komödianten, auf der Bühne stellen sie erhabene Gefühle dar, und im Foyer stiften sie Händel an und beschimpfen sich«. Der König muthmaasste richtig, dass Voltaire der Verfasser sei: aber in der Absicht, den hässlichen Streit womöglich noch auszulöschen, respectirte er die Anonymität. Eine scharfe Antwort sollte der »Philosoph« jedoch erhalten, und da die Akademie unbegreiflicherweise schwieg, so beschloss der König sie selbst zu geben; denn »man soll nicht sagen, dass ein Mann von Verdienst ungestraft beschimpft worden ist[1]«. Bereits am 11. November war Friedrich's Gegenschrift, ebenfalls anonym und als Brief eines Berliner Akademikers an einen Pariser, in Maupertuis' Händen, und der König versicherte ihm zugleich, dass er ihre weiteste Verbreitung angeordnet habe.

Die Sorge für Maupertuis — er schrieb ihm damals zweimal wöchentlich, und wie zartfühlend hat er ihm Trost und Muth zu-

(vergl. Urkundenband 172). Die letzten Gründe des Streits lagen tiefer. Es war der Kampf um den König. Voltaire wollte absichtlich eine Katastrophe herbeiführen, weil er hoffte, Sieger zu bleiben und den König allein und dauernd an sich zu fesseln. Wie er über den Monarchen dachte, zeigen die berühmten Verse, die er sogar nach Bayreuth an die Markgräfin zu schicken sich erdreistet hat:

»Assemblage éclatant de qualités contraires,
Ecrasant les mortels et les nommant ses frères,
Misanthrope et farouche avec un air humain,
Souvent impétueux et quelquefois trop fin,
Modeste avec orgueil, colère avec faiblesse,
Pétri de passions et cherchant la sagesse,
Dangereux politique et dangereux auteur,
Mon patron, mon disciple, et mon persécuteur.«

[1] Brief an Maupertuis vom 7. November 1752 (Geh. Staatsarchiv).

gesprochen[1]! — dazu die Entrüstung über einen schlimmen Streich haben den König zu dem ungewöhnlichen Schritt veranlasst, selbst Partei zu ergreifen und sich in den bösen Handel zu mischen. Auch wenn die Sache der Akademie und ihres Präsidenten ganz rein gewesen wäre, war Friedrich's Eingreifen ein Wagniss; nun aber hatten sie einen tüchtigen Gelehrten misshandelt — diese Thatsache war nicht aus der Welt zu schaffen! Doch Friedrich dachte nur an seinen beleidigten Präsidenten und an den giftigen Stich des »litterarischen Insects«. Die zweite Ausgabe der Broschüre erschien mit einer Vignette, die über den königlichen Autor keinen Zweifel liess. Die Ausführungen schossen über das Ziel hinaus und mussten den Gegensinn hervorrufen. Maupertuis wurde in ihnen als der unvergleichlich grosse Mann gefeiert und mit Ruhm überschüttet. Eine scharfe Antwort — man weiss nicht von wem — unter der Maske eines Pariser Akademikers folgte dem Panegyricus auf dem Fusse.

Aber sie genügte Voltaire nicht; er nahm all seinen Witz, die furchtbare Fähigkeit, die er besass, Menschen lächerlich zu machen und durch Spott zu zermalmen, zusammen, um den Präsidenten zu vernichten und dem Könige zu zeigen, welch einen Phantasten und Charlatan er für »den Herrscher zweier Reiche« halte. Der Streit mit König bot ihm für dieses Unternehmen so gut wie keinen Stoff mehr, aber unglücklicherweise hatte Maupertuis im Herbst 1752 eine Sammlung von Abhandlungen in Briefform veröffentlicht, die das Gesuchte in überreichem Maasse enthielt. Sie sind in der That zum Theil höchst sonderbar, diese Briefe! Maupertuis' ungemessener Ehrgeiz, als der Universalgelehrte zu gelten, sein Bestreben, durch Bizarrerien den Eindruck des tiefsinnigen Forschers zu erwecken, der Probleme aufwirft, an die Niemand gedacht, und Unternehmungen vorschlägt, die in Erstaunen versetzen, sein hastiges Übergreifen auf Gebiete, die ihm fremd waren, endlich Nachklänge von Paracelsus und den Alchemisten her, die immer noch fortwirkten, wo die Stimmung der Renaissance herrschte — das Alles trieb zusammen in diesen Briefen die wunderlichsten Blüthen hervor. Auch wenn man erkennt, dass Maupertuis hier nicht Lehren vorgetragen hat, sondern nur anregen und zum Nachdenken reizen wollte, auch wenn Vieles in dem Sinne gesagt ist, in welchem in unseren Tagen Jules Verne

[1] Als Maupertuis trotz der königlichen Broschüre doch noch selbst antworten wollte, hat ihm der König das auf's Dringendste widerrathen und schliesslich ausgeredet; »j'ai été l'organe du public; ce que j'ai écrit sur votre sujet, tout le monde le pensait«.

seine naturwissenschaftlichen Plaudereien vorgetragen hat, auch wenn man anerkennt, dass Manches, was auf den ersten Blick befremdet, doch einen guten Sinn hat — der Eindruck lässt sich doch nicht verwischen, dass der Angriff auf sein Princip der kleinsten Action und auf seine wissenschaftliche Unfehlbarkeit den auch körperlich schwer leidenden Maupertuis aus seiner Bahn geworfen hat.

Vom Stein der Weisen reden die Briefe und von anderen alchemistischen Dingen, von der Fähigkeit der Seele, in die Zukunft zu schauen, von wunderlichen Kuren, die man versuchen solle, von gewagten Vivisectionen, von den zwölf Fuss hohen Patagoniern, deren Gehirn man untersuchen müsse, und von geschwänzten Menschen in der Südsee; sie schlagen vor, ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde zu graben, eine lateinische Stadt zu gründen u. s. w. Dazwischen finden sich allerdings Vorschläge, in denen Maupertuis der Zeit vorausgeeilt ist, und auch in dem Angeführten steckt mancher gute Gedanke, auf den nur ein sinnender Naturforscher verfallen konnte; aber Alles ist so rasch hingeworfen und so stark vermischt mit Absurdem, dass der Eindruck des Ganzen ein peinlicher bleibt, ja an's Lächerliche streift.

Diese Briefe erwählte sich Voltaire, der übrigens von den Naturwissenschaften nichts verstand und der incompetenteste Richter war, und schrieb seine Spottschrift nieder: »Diatribe du Docteur Akakia, Médecin du Pape«. »Jede Ungereimtheit, die dem armen Maupertuis in dem Ringen nach Erhabenheit, das ihm oft beinahe, aber niemals ganz gelang, zufällig entfallen ist, hebt Voltaire auf, manipulirt sie, setzt sie in das Erhaben-Lächerliche und schleudert sie in der Gestalt von brennendem Staub an das Haupt von mon Président[1]«. Voltaire hatte die Kühnheit, dem Könige die Schrift im Manuscript vorzulesen, und wie sollte dieser nicht einen Moment gelacht haben? aber er verbot Voltaire auf's Strengste, sie zu veröffentlichen und liess ihn vor seinen Augen das Manuscript verbrennen. Doch für die Publicität hatte dieser bereits gesorgt: er hatte auf Grund einer Druckerlaubniss, die er für eine andere Schrift erlangt und betrügerisch producirt hatte, das Libell bereits in Potsdam drucken lassen. Als das Friedrich erfuhr, zwang er Voltaire, der zuerst Alles ableugnete, zur Abbitte und zu demüthigenden Erklärungen[2];

[1] Carlyle.

[2] An Maupertuis schrieb er (10. December 1752): »Ich habe ihm den Kopf gewaschen und gesagt, dass mein Haus ein Heiligthum sein muss und nicht eine Zufluchtsstätte für Briganten und Giftmischer«. An Darget (9. April 1753, Œuvres

die ganze Auflage liess er vernichten. Allein Voltaire betrog den König zum zweiten Mal. Er schickte ein Exemplar in's Ausland, und bald erschien der »Akakia« auf's Neue, jetzt in Tausenden von Exemplaren, und wurde mit Schadenfreude vom Publicum gelesen[1].

In hellem Zorn flammte Friedrich auf; er schrieb Voltaire: »Wenn Eure Werke Statuen verdienen, so verdient Eure Aufführung die Galeere«, und er liess am Weihnachtsabend 1752 das Libell von Henkershand auf dem Gensdarmen-Markt zu Berlin verbrennen — die Freiheit der Wissenschaft stand hier nicht zur Frage[2]. Damit war Voltaire's Rolle in Berlin ausgespielt. Zwar suchte der König, nachdem er den Mann »von infamstem Charakter« so hart bestraft hatte, doch noch einen Ausgleich herbeizuführen: allein Voltaire wollte nicht mehr bleiben. Nachdem er noch einmal vor Friedrich Komödie gespielt, d. h. den Verdienstorden wieder angelegt, öffentlich das gegen Maupertuis geschleuderte Pasquill verleugnet und auch gelobt hatte, nicht mehr gegen ihn zu schreiben, verliess er im März Potsdam und die preussischen Staaten, um sofort von Leipzig giftige Schmähbriefe gegen Maupertuis, die Akademie, der er die Mitgliedschaft kündigte, und den König — der »Salomo des Nordens« war nun zum »Dionysius von Syrakus« geworden — ausgehen zu lassen. Das drakonische Nachspiel in Frankfurt, das dieser Wortbruch zur Folge hatte, gehört nicht mehr hierher[3].

Der furchtbare Angriff auf Maupertuis — vergebens hatte er an Voltaire eine Herausforderung geschickt — liess sich durch

---

T. 20 p. 39): »Voltaire est le plus méchant fou que j'ai connu de ma vie; il n'est bon qu'à lire. Vous ne sauriez imaginer toutes les duplicités, les fourberies et les infâmies qu'il a faites ici; je suis indigné que tant d'esprit et tant de connaissances ne rendent pas les hommes meilleurs. J'ai pris le parti de Maupertuis, parce que c'est un fort honnête homme, et que l'autre avait pris à tâche de le perdre«.

[1] Dies in Kürze der Verlauf der Sache; die Darstellungen bei Thiébaut (Souvenirs T. V p. 261 ff.) und Formey (Souvenirs T. I p. 270) lassen sich vereinigen; der Bericht des Ersteren hat an dem Brief Friedrich's an Maupertuis vom 29. November wenigstens theilweise eine Stütze erhalten.

[2] Voltaire fasste es freilich so auf (s. Lucchesini zum 4. December 1780 bei Bischoff S. 187).

[3] Dass Voltaire bereits nach einem Jahre trotz der gemeinsten Verleumdungen, die er über den König ausgesprengt hatte, doch wieder mit ihm anzuknüpfen suchte und dass dieser nach einigem Zögern (Œuvres T. 20 p. 45 vom 1. April 1754) darauf einging, wäre ein Räthsel, hätte uns Molière nicht im Misanthrope gezeigt, dass solche Fälle häufiger sind. Aber auch damals vergass Friedrich nicht, dass Voltaire etwas an der Akademie und ihrem Präsidenten gut zu machen hatte und dass die Einstellung aller Feindseligkeiten gegen sie die erste Bedingung des Friedens sein müsse; s. den Brief vom 16. März 1754 (Œuvres T. 23 p. 3 f.).

keine königliche Huld ungeschehen machen, und der Gegner sorgte im Auslande dafür, dass der Skandal nicht vergessen wurde. Mit unerbittlichem Hass verfolgte er den Präsidenten immer auf's Neue: dieser aber war körperlich und gemüthlich gebrochen. Seit einem Jahre bereits hatte er Urlaub nehmen und in einem wärmeren Klima Heilung suchen wollen; er besass seit Monaten die Genehmigung des Königs zur Reise; aber die Kämpfe hinderten ihn an der Ausführung. Im Frühjahr 1753 endlich, fast gleichzeitig mit Voltaire, verliess er Berlin und begab sich nach Frankreich. Schon früher hatte er dem Könige Euler als den Mann bezeichnet, der am geeignetsten sei, an seiner Stelle die Geschäfte der Akademie zu führen »par sa probité, par ses lumières et par son zèle pour l'Académie«; jetzt wurde Euler förmlich mit ihnen betraut[1]. Der König liess Maupertuis nur ziehen, weil er sein Brustleiden für tödtlich hielt[2] und nichts verabsäumen wollte. Unter der Hand aber musste bereits im Jahre 1752 Darget in Paris sondiren, ob d'Alembert sich nicht entschliessen könne, nach Berlin zu kommen und im Falle einer Katastrophe Maupertuis' Nachfolger zu werden[3]. Doch seine liebevolle Sorge für diesen hörte deshalb nicht auf. Er stattete den Präsidenten mit einem förmlichen Achtungs- und Ehrendiplom aus, das er Jedem vorlegen sollte, der seine Verdienste antasten würde[4]; er schrieb ihm die herzlichsten Briefe, tröstete ihn über die fortgesetzten Angriffe Voltaire's — »wir sind Collegen in dieser Affaire« —, beruhigte ihn über das Befinden seiner Frau, die in Berlin zurückgeblieben war, und gab ihm Nachrichten über die Zustände in »seiner« Akademie, die freilich nicht immer erbaulich waren[5]. »O, wenn doch Einer von Euren Medicinern die Kunst, delabrirte Lungen zu flicken, erfände!« ruft er Maupertuis zu.

---

[1] In einem Brief von Maupertuis an Köhler vom 24. April 1753 (Akademisches Archiv) liest man: »S. Maj. ayant approuvé que je remisse le détail de l'administration de l'Académie pendant mon absence entre les mains de M. le Prof. Euler«.

[2] Er versicherte Maupertuis, er werde für seine Frau sorgen (Frühjahr 1753).

[3] Siehe den Briefwechsel mit Darget vom 31. Juli, vom August und 18. September 1752 (Œuvres T. 20 p. 34ff.). d'Alembert lehnte schon damals ab mit Gründen, die in Friedrich nur den Wunsch verstärkten, ihn zu besitzen.

[4] Siehe Urkundenband Nr. 173 (vom 19. April 1753). Wie gespannt man auch in Frankreich den ganzen Handel mit dem König und Voltaire verfolgt hatte, zeigt der Brief Tressan's an Maupertuis vom 24. Januar 1754 (Le Sueur p. 324ff., vergl. S. 344).

[5] Siehe z. B. den Brief vom 12. März 1754: es handelte sich um Zänkereien zwischen den Chemikern. Aufnahmen in die Akademie fanden während Maupertuis' Abwesenheit nicht statt.

Im Juli 1754 kehrte der Präsident nach Berlin zurück; sein Gesundheitszustand hatte sich wider Erwarten doch gebessert[1]. Aber er war nur noch eine halbe Kraft. Seine Gegenwart konnte kein neues Leben in die Gesellschaft des Königs bringen, der einsam geworden war. »Notre société s'en est allée au diable: le fou [Voltaire] est en Suisse, l'Italien [Algarotti] a fait un trou à la lune, Maupertuis est sur le grabat, et d'Argens s'est blessé le petit doigt, ce qui lui fait porter le bras en écharpe, comme s'il avait été blessé à Philippsbourg d'un coup de canon. C'est la plus grande nouvelle de Potsdam; ne m'en demandez pas davantage. Je vis avec mes livres, je converse avec les gens du siècle d'Auguste, et bientôt je ne connaîtrai pas plus les gens de ce siècle-ci que défunt Jordan ne connaissait les rues de Berlin[2].« In der That — den oberflächlichen, frivolen und pedantischen, immer witzelnden Directeur des Belles-Lettres d'Argens allein zum Gesellschafter, das war eine traurige Gesellschaft! In Friedrich zuckte es manchmal, ihn zu behandeln, wie sein Vater Gundling behandelt hatte. Überhaupt — es erinnert doch Manches in den Zuständen und in der Art, wie der König untergeordnete litterarische Acteure verhöhnt hat, an die Tage seines Vaters, der Streit zwischen Voltaire und Maupertuis an die Balgerei zwischen Fassmann und Gundling, aber aus dem Märkischen in's Französische übersetzt und auf die europäische Bühne gestellt.

3.

Zwei Jahre brachte Maupertuis wieder in Berlin zu. Die Vertheidigung seines »Princips« und die Verstärkung der Akademie beschäftigten ihn[3]. Er nahm sechs neue ordentliche Mitglieder auf, darunter zur Freude des Vaters den jungen Euler. Aber die gewonnenen tüchtigen Gelehrten blieben bis auf L. de Beausobre sämmtlich der Akademie nicht treu[4]. Unter den fünf Ehrenmitgliedern, die

[1] Das Erste, was er that, als er die Geschäfte der Akademie wieder übernahm, war, zu veranlassen, dass die Hospitäler bei Übersendungen von Leichen an die Anatomie womöglich eine psychologische Anamnese der Verstorbenen aufsetzten. Der König verfügte in diesem Sinne (Friedrich an Maupertuis 8. Juli 1754).

[2] Schreiben an Darget vom 25. Februar 1754 (Œuvres T. 20 p. 43).

[3] Ausserdem hat er damals seinen »Schwanengesang« in der Akademie gehalten, das schöne Eloge auf Montesquieu (Mém. 1754 p. 445 ff.). Montesquieu war bei den Berliner Akademikern besonders verehrt.

[4] Auch 26 auswärtige Mitglieder nahm Maupertuis in diesen zwei Jahren auf, unter ihnen den Baron Holbach und den Herzog von Nivernais (8. April 1756). Von ihm, der im Januar 1756 als französischer Unterhändler nach Berlin gekommen

hinzutraten, machte dem Könige die Wahl des Fürstbischofs von Breslau, des lockeren und witzigen Grafen von Schaffgotsch, besonderes Vergnügen. »Er kann in der Eigenschaft eines Schülers des Petronius bei uns eintreten[1].« Gleichzeitig mit ihm wurde der Abbé de Prades zum Ehrenmitglied gewählt, wieder ein Freigeist, der sich aus Frankreich hatte flüchten müssen. Auf d'Alembert's Empfehlung hatte ihn Friedrich zu seinem Vorleser gemacht. Beide Männer sind später beim Könige in Ungnade gefallen[2]. Der Vorschlag, den Prinzen Radziwill aufzunehmen, stiess bei Friedrich auf Schwierigkeiten. »Ihr könnt es mit Eurer Akademie machen, wie Ihr wollt, mein lieber Maupertuis, aber das weiss ich, wenn ich eine hätte, sollte mir kein Fürst und kein Mönch[3] hineinkommen. Wir Fürsten sind in der Regel sehr oberflächliche Geschöpfe, die den Vereinen, in die wir eintreten, nur die lange Litanei unserer Titel bringen und sonst nichts; aber der polnische Prinz, der sich Euch präsentirt, übertrifft unsere Gattung noch durch ein Stück Narrheit, das ihm eigenthümlich ist. Damit ist nicht gesagt, dass ich mich und meine Mitbrüder ausnehme, aber seine Narrheit überragt doch die unsere. Man muss bei der Wahl auswärtiger Mitglieder die strengste Kritik üben, sonst wird die Ehre, nicht zur Akademie zu gehören, grösser sein als die Ehre der Mitgliedschaft. Eine Körperschaft, die Maupertuis, d'Alembert und Montesquieu zu ihren Mitgliedern zählt, darf keine Radziwill's und Ansaldi's aufnehmen[4].« Als Maupertuis bei seinem Vorschlag beharrte, gab der König scheinbar nach[5]. »Da die gemeinen Vorurtheile in Bezug auf Rang und Geburt Eindruck auf Euren philosophischen Kopf gemacht haben, so bin ich bereit zu unterschreiben. Nehmt also Euren Prinzen, aber — um der Ehre Eurer Akademie willen — lasst doch noch vorher eine Berechnung anstellen über die Zahl der

---

war, sagte Friedrich, er sei mehr werth als zwanzig sarmatische Prinzen »oder als dreissig« (Briefe an Maupertuis vom 8. April und 3. Juli 1756).

[1] Siehe den eben citirten Brief vom 3. Juli.

[2] Euler schrieb über sie am 24. December 1757 (Le Sueur p. 149 ff.) an Maupertuis: »On nous a conseillé d'omettre son nom [den des Abbé de Prades] dans la liste des Académiciens que nous allons publier; peut-être même serons-nous obligés d'omettre aussi l'évêque«. Es geschah jedoch nicht. An de Prades' Stelle trat als Secrétaire des commandements und Vorleser beim Könige der Schweizer de Catt, den Friedrich zufällig auf einer Reise als Gouverneur eines jungen Holländers kennen gelernt hatte.

[3] Maupertuis wollte auch einen Dominicaner, Ansaldi, aufnehmen.

[4] Brief vom 12. März 1756.

[5] Brief vom 20. März 1756.

Narren in der Londoner und Pariser Akademie, ob sie grösser ist als in der Eurigen, weiter, ob es sich etwa darum handelt, die ungerade Zahl derselben gerade zu machen. Nehmt Euren Prinzen! nur hütet Euch, mir nicht seine polnische Übersetzung des Milton zu schicken, die er Euch anzubieten nicht ermangeln wird. Ich sehe, dass die Welt in allen Ländern dieselbe ist, und dass die Narren sich überall eindrängen; sie dienen als Schönheitspflaster für solche, welche nicht ganz ebenso närrisch sind wie sie. Bei der Königin von Polen erinnere ich mich eine Negerin gesehen zu haben, ein africanisches Monstrum, und ich kann nicht leugnen, an ihrer Seite nahm sich die Königin weniger abschreckend aus. Euer Prinz wird Euren Herrn Grischow und Sack[1] und noch vielen anderen, die ich nur aus der Entfernung gesehen habe, denselben Dienst leisten....« Maupertuis verzichtete jetzt auf die Aufnahme des Prinzen.

Am 7. Juni 1756 verliess der Präsident, dessen Gesundheitszustand sich wieder verschlimmert hatte, Berlin abermals, diesmal für immer. Gleich darauf brach der Siebenjährige Krieg aus, der Maupertuis, dessen Herz zwischen Preussen und Frankreich getheilt war, besonders hart traf[2]. Aber er blieb dem Könige treu[3]. Als sein Urlaub ablief, wollte er nach Berlin zur See über Hamburg zurückkehren, fand aber die Häfen gesperrt. Er plante nun, von Bordeaux aus die Seereise zu machen, aber Friedrich rieth dem kranken Manne nach Italien zu gehen und verlängerte ihm den Urlaub. Zur italienischen Reise kam es nicht. Maupertuis, immer noch hoffend, in sein Amt zurückkehren zu können, begab sich über Neufchâtel nach Basel zu seinem Freunde Joh. Bernoulli. Dort ist er am 27. Juli 1759 gestorben[4]. Der König hatte ihn auch im Kriege nicht

[1] Der Hofprediger; einen Grischow gab es damals nicht in der Akademie; denn der ältere war seit mehr als sechs Jahren todt, und der jüngere fast ebenso lange schon in Petersburg.

[2] In seinen Briefen aus Frankreich hat Maupertuis daher immer wieder dem Könige vorgestellt, er solle Friedensfürst werden und Pacificator Europas (s. die Briefe im Geh. Staatsarchiv vom 6. October 1756, 27. December 1757, 12. September 1758).

[3] Über einen Versuch, der von Paris aus gemacht wurde, Maupertuis zurückzuholen, s. den Brief Maupertuis' an den König vom 18. Mai 1756 (Geh. Staatsarchiv).

[4] »Zwischen zwei Kapuzinern«, sagte Voltaire höhnisch, und Formey wiederholte das Wort (Souv. I p. 216); aber Voltaire hat in seinem Hass noch mehr gesagt: »Il est mort pour avoir voulu noyer ses chagrins dans de l'eau-de-vie«. — Die interessante Thatsache, dass Wieland sich bemüht hat, Maupertuis' Stelle in der Akademie,

vergessen. Aus Struppen, aus Dresden, aus dem Feldlager von Prag hat er ihm geschrieben. »Ihr seid vielleicht der einzige Franzose in Frankreich, der an mich denkt[1].«

In den letzten Monaten vor Ausbruch des Krieges war Friedrich anscheinend in resignirter Stimmung. »Unser Zeitalter glänzt nicht durch grosse Männer, die es besitzt, sondern durch das grosse Erdbeben; es ist steril[2].« Als ihn Maupertuis ersuchte, wieder etwas für die Mémoires zu schreiben, erwiderte er: »Ich bin nichts als ein trister Politiker; ich könnte nur ein Mémoire schreiben über die besten Mittel, ein ruinirtes Königreich wieder herzustellen; aber man würde sich darüber moquiren und sagen: er hindert das seinige so zu sein, wie es ihm genügen sollte. Bis zur öffentlichen Sitzung sind nur noch drei Tage; ich erwarte daher Eure Ordres für das nächste Jahr oder wann es Euch beliebt[3]«. Das nächste Jahr, ja schon die nächsten Monate sollten andere Aufgaben bringen! Aber während sich bereits die Wolken zusammenzogen, am 3. Juli 1756, sprach er Maupertuis gegenüber noch die Absicht aus, den Wunsch des Fürstbischofs von Breslau zu erfüllen und ihm die Rede für den Eintritt in die Akademie auszuarbeiten: »Ich werde das Vergnügen haben, ihn sagen zu lassen, was ich über Euch denke, und werde die Rede auf die Siege bringen, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes über den Glauben gewinnen. Ich bin zwar für meine Person nicht allzu überzeugt davon, aber es ist gut, dergleichen zu sagen; denn es giebt so dumme Priester« u. s. w. Zu

wenn auch nicht die des Präsidenten, zu erhalten, ist durch L. Hirzel (Wieland und Künzli, S. 139 f.) bekannt geworden. Wieland wandte sich an Bodmer und Künzli, damit diese Sulzer für den Plan gewönnen. Er schrieb an Bodmer (6. September 1759): »Man könnte das 'Gedicht von der Natur der Dinge' und 'Cyrus' so viel gelten machen, dass die Herrn Academiciens mich dieser Ehre wohl so würdig finden könnten, als Herrn Bertrand [Elie Bertrand in Bern, aufgenommen 29. Juni 1752]. Formey kann viel thun. Aber ich möchte mich von hier aus nicht briguiren, sonst wäre die Sache vielleicht auch noch durch Hrn. Bertrand zu machen. Ich will aber unendlich Mal lieber Ihnen und Hrn. Künzli und Hrn. Sulzer dafür verbunden sein, als Jemand anderem«. Wieland's Ambition ist sehr auffallend; denn er hatte die Akademie wenige Jahre vorher bitter verhöhnt. Er wurde übrigens nicht aufgenommen; erst im Jahre 1786 (nach Friedrich des Grossen Tode) ist er auswärtiges Mitglied geworden. — Maupertuis' Eloge hat Formey gehalten (Mém. 1759 [1766] p. 464 ff.) und ihm darin alle Ehre angethan. Dass Voltaire die Unterdrückung der Rede durchzusetzen versucht hat, erfährt man aus einem Brief Tressan's an Formey (Souv. I p. 204). In der König'schen Angelegenheit erkennt Formey an, dass Maupertuis und die Akademie Fehler begangen haben.

[1] Briefe vom 19. October 1756 und vom 18. Januar und 19. Mai 1757.

[2] Brief vom 3. Juli 1756.

[3] Brief vom 21. Januar 1756.

dem Ulanenstreifzug in das feindliche Gebiet der Kirche im Bunde mit dem verweltlichten Bischof kam es nicht mehr; bereits im August rückte Friedrich in Sachsen ein.

Während des furchtbaren Krieges, in welchem der Feind bis in die Hauptstadt vordrang, stockten die Arbeiten der Akademie nicht sofort, aber sie wurden doch sehr gehemmt und hörten zuletzt fast ganz auf[1]. Einige Akademiker verliessen Berlin; sie folgten Berufungen nach Petersburg an die dortige Akademie, die damals der Berliner die gefährlichste Concurrenz machte. Es lassen sich während des Krieges zwei Perioden unterscheiden. In der ersten von 1756–59 gingen die Geschäfte im Ganzen ruhig fort: Euler, der sie leitete[2], correspondirte regelmässig mit Maupertuis, und das Erscheinen der Mémoires wurde nicht unterbrochen. Aber nach Maupertuis' Tode, als Euler factisch Präsident geworden war — den Titel erhielt er nicht —, stellte man unter dem Druck, der auf Allem lag, die Herausgabe der Mémoires ein (von 1760–64 ist nichts erschienen), und auch die Sitzungen wurden nicht mehr ganz regelmässig gehalten »à cause des circonstances publiques[3]«. Ordentliche Mitglieder und Ehrenmitglieder sind bis 1759 (während Maupertuis' Abwesenheit bis zu seinem Tode) überhaupt nicht mehr gewählt worden; dann (1760) ernannte man de Catt und die Mediciner Brandes und Roloff, die schon seit fünf Jahren Associés waren, zu ordentlichen Mitgliedern[4]. Als man aber den König ersuchte, Marggraf's

[1] Über die Stimmung der Akademie während des Krieges belehren vor allem die von Formey in den öffentlichen Sitzungen gehaltenen Reden (s. Mém. 1757 p. 448 ff., 1758 p. 471 ff. und 1761 p. 496 ff.), soweit solche Reden es vermögen, vergl. Bartholmèss (Hist. Philos. de l'Acad. I p. 196 ff.), der die Haltung der Akademie, die schöne Verbindung von Patriotismus und kosmopolitischer Philosophie, von Freimuth und von Verehrung für den König bewundert. Er glaubt auch annehmen zu dürfen, dass Lessing im Jahre 1760 um seiner patriotisch-preussischen Haltung willen von der Akademie zum Mitglied ernannt worden sei, und rechnet es ihr hoch an, dass sie zuerst dem »preussischen Grenadier«, Gleim, den Ehrennamen »der preussische Tyrtäus« gegeben hat.

[2] Im Jahre 1755 war ihm die Ehre zu Theil geworden, unter ganz besonders rühmlichen Umständen auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie zu werden; er hatte aber auch siebenmal den Preis dieser Akademie gewonnen.

[3] Dagegen hatte noch im September 1758 Euler an Maupertuis geschrieben: »Alles ist bei uns ruhig in der Akademie. Wir versammeln uns regelmässig und leben zusammen in bester Harmonie«. Nur Pott störte durch Zänkereien.

[4] Die Wahl des Leibarztes Cothenius, im September 1760, zum Ehrenmitglied war eine blosse Form; als auswärtiges Mitglied gehörte er der Akademie schon seit 10 Jahren an. — In den drei Jahren bis zu Maupertuis' Tode sind zehn auswärtige Mitglieder gewählt worden, aber mit seiner Zustimmung (s. die Briefe Euler's an ihn vom 16. September und 4. November 1758), wenn auch nicht sämmtlich

Wahl zum Director zu bestätigen und die Verleihung einiger erledigten Pensionen zu genehmigen[1], vollzog der Monarch zwar die Ernennung Marggraf's unter Anerkennung seiner grossen Verdienste, genehmigte aber die Pensionen-Verleihung nicht, sondern liess der Akademie durch d'Argens mittheilen[2], alle erledigten Gehälter seien bis zur Beendigung des Krieges zu thesauriren[3] und jede Neuerung habe zu unterbleiben: sobald der Friede geschlossen, werde er der Akademie eine ganz besondere Sorge zuwenden, die eingeschlichenen Missbräuche abstellen und ihr neue Kraft, zur Befriedigung aller Mitglieder, einflössen[4]. Er spricht ferner sein Befremden aus, dass die Drucklegung der Mémoires Schwierigkeiten finde, und ermahnt zur fleissigen Arbeit, »à donner par la diversité des ouvrages et des matières une nouvelle vie à ces Mémoires, que quelques-unes des classes paraissent avoir trop négligés, quoique ce ne soit pas la faute des Académiciens qui composent ces classes, mais celle de quelques abus, que le Roi se propose de réformer à la paix«. Die Mahnung fruchtete nichts; die Mémoires erschienen zunächst überhaupt nicht mehr.

Unmittelbar bevor diese Ordre an die Akademie erging, hatte sie neun auswärtige Mitglieder aufgenommen (13. März, 16. und 23. October 1760), und der König hatte diese Wahlen bestätigt, wahrscheinlich ohne nähere Prüfung. Diese Neun sind mithin die einzigen Mitglieder, die nicht mehr unter Maupertuis' Präsidentschaft und noch nicht durch Initiativentschliessung des Königs (s. unten) aufgenommen worden sind. Sie verdanken ihre Reception also lediglich der freien Wahl der Akademie unter Euler's Leitung. Unter ihnen befanden sich drei Deutsche: Silberschlag in Magdeburg (später ordentliches Mitglied der Akademie), der Arzt

---

mehr auf seine Veranlassung. Unter ihnen befand sich Lagrange. Die Hälfte waren Deutsche.

[1] Süssmilch, Meckel und Euler jun. sollten Pensionen erhalten (s. Akademische Protokolle, 25. September 1760).

[2] Leipzig, den 25. December 1760 (Akademisches Archiv).

[3] Dies geschah; der König genehmigte die Anlage der Capitalien (Mittheilung durch d'Argens an die Akademie, Akademische Protokolle, 6. Januar 1763). Anfangs hatten die Einkünfte der Akademie schwer unter dem Krieg zu leiden (s. Euler's Briefe an Maupertuis); aber theils stellte sich der Kalendervertrieb doch wieder her, theils verringerten sich die Ausgaben durch erledigte Pensionen und durch Einstellung der Zuschüsse zu den wissenschaftlichen Instituten. Schon am 16. September 1758 schrieb Euler an Maupertuis, dass er noch etwa 6000 Thlr. habe auf Zinsen legen können (vergl. die Briefe vom 16. December 1758 und 30. Januar 1759).

[4] Friedrich suchte nach einem neuen Präsidenten — oder vielmehr, er dachte an d'Alembert; bis dahin sollte nichts geschehen.

Huber in Cassel und — Lessing. Wer ihn vorgeschlagen hat (Sulzer?), ist aus den Acten nicht zu ersehen. Von 1748–55 hatte er sich mit Unterbrechungen in Berlin aufgehalten, war bekanntlich auch zu Voltaire in nahe Beziehungen getreten und von seinem Geist und Stil stark beeinflusst worden. Dann aber hatte er, 1758 60 wiederum in Berlin, anonym, jedoch den Freunden bekannt, mit der Geissel in der Hand den Tempel der deutschen Litteratur zu reinigen begonnen. Die Aufnahme war eine würdige Belohnung im rechten Moment — endlich einmal eine Wahl, bei der die Akademie sich ihrer Aufgabe, die deutsche Litteratur zu pflegen, erinnert hat!

Aber der König missbilligte die Entschliessung. Wir wissen bestimmt, dass er mit den Receptionen, die seit Maupertuis' Tode vollzogen worden waren, unzufrieden gewesen ist. Da sich diese Unzufriedenheit schwerlich auf die sechs gewählten Ausländer (in Paris, Bologna, der Schweiz und im Haag) bezogen hat, so kann sie nur durch Silberschlag's, Huber's oder Lessing's Wahl veranlasst worden sein. Von diesen dreien kannte er die beiden ersten kaum, von Lessing aber wusste er genug; Voltaire hatte ihn früher bei ihm verleumdet. Die Folge war, dass der König die nächsten Vorschläge, die die Akademie am 2. April 1761 zur Bestätigung vorlegte — es handelte sich wieder um zwei hervorragende Deutsche, Gellert und Lambert —, zunächst überhaupt nicht beantwortete, dann aber nach drei Jahren (am 6. Januar 1764, s. Akademisches Protokoll und Mémoires 1770 p. 7 f.) durch d'Argens der Akademie erklärte, S. Maj. halte es zur Zeit nicht für opportun, die gemachten Personalvorschläge zu bestätigen, und Sie befehlen, »qu'on ne reçût à l'Académie aucun membre jusqu'à ce qu'Elle eût nommé un président, et qu'Elle se réservait pour le présent le droit de nommer Elle seule jusqu'à ce temps les membres que l'Académie recevrait«. Dabei blieb es. Der König hat in den folgenden 22 Jahren bis zu seinem Tode die Wahlen als sein Reservatrecht behandelt und der Akademie durch diese Ordre das Vorschlagsrecht ganz (so hat es Formey, Souv. I p. 163 f. aufgefasst) oder doch nahezu genommen. Es ist wahrscheinlich, dass die missliebige Wahl Lessing's diesen Entschluss mitverursacht hat. Der erste richtige und muthige Schritt hat der Akademie die Ungnade des Königs zugezogen!

Über Euler's Geschäftsführung (bis 1759) sind wir durch seine Briefe an Maupertuis einigermaassen unterrichtet[1]. Er war gewissenhaft und

[1] Le Sueur p. 146–179.

sparsam, aber kaum weniger heftig und eigensinnig als der alte Präsident, zwar gerecht, aber nicht ohne Vorurtheile. Auf sein Betreiben wies die Akademie eine Abhandlung d'Alembert's — wenn auch in schmeichelhaften Worten — zurück, weil sie eine Polemik gegen ihn enthielt[1]. Dagegen wurde der jugendliche Merian von ihm sehr bevorzugt[2]. Maupertuis, Euler und er bildeten ein Triumvirat, das es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die angeblich übertriebene Hochschätzung Leibnizens auf das rechte Maass zurückzuführen und den Einfluss seiner Philosophie zu brechen. Eine Sammlung von Leibniz-Briefen, beleuchtet durch ein ausführliches Vorwort von Merian, sollte in den Mémoires erscheinen[3]. Maupertuis hatte auch eine deutsche Übersetzung der Briefe gewünscht, aber Merian fand, als er sie unternahm, zu grosse Schwierigkeiten: denn, wie Euler sagte, »die Anhänger Leibnizens sind sehr scrupulös in Bezug auf gewisse Ausdrücke, und es ist fast unmöglich, sie zu befriedigen«. Neben Euler war Eller, der Leibarzt, das einflussreichste Mitglied der Akademie zur Zeit des grossen Krieges[4]. Formey stand noch zurück; über eine seiner Reden bemerkt Euler, dass sie, soweit er urtheilen könne, gelungen war[5]. Es geschieht das in Anlass der Schilderung der öffentlichen Sitzung zur Feier des Geburtstages des Königs im Jahre 1759; sie sei gut verlaufen, auch gut besucht gewesen, obgleich kein königlicher Prinz das Fest verherrlicht habe[6]. Nach diesem Schreiben sind nur noch drei Briefe an Maupertuis erhalten, der letzte vom 9. Juni 1759.

Euler hat dem Präsidenten treulich über alle Vorgänge Bericht erstattet. Es war wenig zu erzählen; aber nach Maupertuis' Tode wurde es noch stiller. Die Acten der Akademie versagen für die Jahre 1760–63 so gut wie ganz[7]. Aber auch Friedrich konnte in

[1] Akademische Protokolle, 17. Februar 1757. d'Alembert suchte ohne Erfolg mit Euler in der Mathematik zu rivalisiren, s. Euler's Brief an Maupertuis vom 3. September 1757, vergl. Formey II p. 239.

[2] Auch d'Argens lobte ihn vor dem Könige: »intime ami de feu Maupertuis et homme sage et de beaucoup de mérite« (Œuvres T. 19 p. 195 vom 25. September 1760).

[3] Siehe Euler's Briefe an Maupertuis vom 14. October, 25. November und 16. December 1758.

[4] Aus einem Legat Eller's wurde im Jahre 1769 ein Preis (physikalisches Thema) gebildet, der alle vier Jahre zur Vertheilung kommen sollte (s. Mém. 1770 p. 29 f.).

[5] Augenscheinlich war das in Euler's Sinn eine Ausnahme; er hielt wenig von Formey, und dieser hasste ihn.

[6] Brief vom 30. Januar 1759.

[7] An alte traurige Zeiten wurde die Akademie erinnert, als sie im März 1760 in kläglichen Worten um eine Unterstützung angefleht wurde. Die Bittstellerin war

dem grossen Kriege nicht für die Akademie sorgen[1]. Er las Vieles, aber er schickte ihr nichts ein. Seinen Abriss der Kirchengeschichte, eine Frucht der Lectüre von Fleury's Werk, unter der schlechten Berathung des frivolen Hoftheologen d'Argens entstanden, liess der König nicht in den Mémoires drucken[2]. Auch was er sonst producirte und zu Papier brachte, theilte er der Akademie nicht mit; denn sie galt ihm gleichsam für suspendirt, solange er ihr keinen Präsidenten schaffen konnte. Einen gewissen Zusammenhang hielt d'Argens aufrecht; aber geschäftliche Mittheilungen waren nur spärlich zu machen[3]. Dafür plauderte der witzige Marquis von diesem und jenem und erzählte akademische Klatschgeschichten, unter Anderem, dass der Botaniker Gleditsch steif und fest behaupte, den verstorbenen Präsidenten Maupertuis im Saale der Akademie neben der grossen Uhr gesehen zu haben; fast eine Viertelstunde habe

die Wittwe des ehemaligen Vicepräsidenten Graben von Stein (Akademisches Archiv »Gratificationen«).

[1] Nur Maupertuis' Andenken in Ehren zu halten, vergass er nicht, zumal da Voltaire noch immer nicht Ruhe gab; s. den Brief an diesen vom 3. April 1760 mit den ernsten Versen (Œuvres T. 23 p. 73):

Laissez en paix la froide cendre
Et les mânes de Maupertuis;
La Vérité va le défendre,
Elle s'arme déjà pour lui.
Son âme était noble et fidèle;
Qu'elle vous serve de modèle.
Maupertuis sut vous pardonner
Ce noir écrit, ce vil libelle
Que votre fureur criminelle
Prit soin chez moi de griffonner.

Aber noch im Jahre 1769 musste er an d'Alembert schreiben: »Voltaire wird mir nie vergeben, dass ich ein Freund Maupertuis' gewesen bin; das ist in seinen Augen ein unverzeihliches Verbrechen« (Œuvres T. 24 p. 457 vom 2. Juli 1769), und an Voltaire am 27. Januar 1775 (Œuvres T. 23 p. 307): »Maupertuis, que vous haïssez encore, avait de bonnes qualités: son âme était honnête; il avait des talents et de belles connaissances. Il était brusque, j'en conviens; et c'est ce qui vous a brouillés ensemble ... Enfin il est bien temps d'oublier les fautes quand ceux qui les ont commises n'existent plus«.

[2] Die Vergleichung dieses in Form eines »Avant-propos« gegebenen Abrisses mit Gibbon's berühmtem Werk hätten die Schmeichler Friedrich's besser unterlassen. Aber interessant ist der kleine Aufsatz, weil sich das 18. Jahrhundert nirgendwo schärfer über die Geschichte der Kirche ausgesprochen hat.

[3] Am wichtigsten ist noch der Bericht d'Argens' in dem Brief vom 25. September 1760 (Œuvres T. 19 p. 194). Er zeigt dem Könige an, dass nach Eller's Tode die Akademie statutengemäss zur Neuwahl eines Directors geschritten sei und Marggraf gewählt habe (s. oben), »sans contredit le plus habile chimiste de l'Europe, grand physicien, et que les Académies de Paris et de Londres consultent comme un oracle«.

MARINE BIOLOGICAL LABORATORY WOODS HOLE LIBRARY MASS.

die Erscheinung gedauert, und ganz Berlin spreche davon. Den König amüsirte und ärgerte die Geschichte zugleich, und er benutzte sie zu einer »Ode«, die für die Akademie nicht schmeichelhaft war[1]:

Quoi! marquis, toujours des prodiges,
Des prophètes et des prestiges,
Tout au beau milieu de Berlin!
Il faut que votre Académie,
Par vétusté, sur son déclin,
Radote ou soit en léthargie;
Et Maupertuis, le trépassé,
Qu'à Bâle on avait enfoncé,
Reclus dans une triste bière,
Dans un recoin de cimetière,
Reparaît aux yeux éperdus
De nos badauds d'esprit perclus!
Voilà la honte de notre âge,
Voilà le coup qui nous présage
Qu'enfin l'erreur, par son poison,
Triomphera de la raison.

Im Winter 1760/61 war der König in Leipzig und liess sich die beiden Koryphäen der Stadt, Gottsched und Gellert, vorstellen. Jener, der grosse Duns, der sich längst überlebt hatte, stiess ihn ab durch die Anmaassung und Eitelkeit, die er im Gespräch zur Schau trug. Dagegen gewann er Respect vor Gellert. Dennoch hat er den Vorschlag der Akademie, der bald darauf erfolgte, ihn zum Mitgliede zu machen, niemals bestätigt (s. oben). Deutsche Litteraten sollten ausgeschlossen bleiben: der eine, der zwei Monate vorher durchgeschlüpft war, Lessing, war schon zu viel. Auch eines französischen Schriftstellers, des grössten Genies, das Frankreich besass, hat Friedrich damals gedacht — Rousseau's[2]. Aber der Mann war ihm unverständlich und antipathisch. Ihn nach Berlin zu ziehen, konnte dem Freunde Voltaire's nie in den Sinn kommen, wenn er auch dem Verfolgten ein Asyl gewährte.

4.

Endlich wurde der Friede geschlossen. Die Akademie hatte während des Krieges 25000 Thlr. »erspart«, aber ihr Personalbestand war reducirt[3] — auf Vorschläge hatte der König seit dem

[1] d'Argens' Brief (4. Februar 1760) und die Antwort des Königs aus Freiberg (7. Februar) in den Œuvres T. 19 p. 123 ff.

[2] Der berühmte Brief an den Marschall Keith über ihn ist vom 1. September 1762 (Œuvres T. 20 p. 288 f.), s. die Dankesbriefe Rousseau's a. a. O. p. 299 ff.

[3] Nicht nur durch den Tod; mehrere Mitglieder hatten die Akademie verlassen (s. das 4. Capitel).

Jahre 1761 überhaupt nicht mehr geantwortet (s. oben) —, ihre Arbeiten stockten, und nicht wenige Mitglieder waren verbittert, weil sie noch immer kein Gehalt bezogen. Friedrich dachte sofort an die Erneuerung der Akademie. Erneuerung — das bedeutete nach seiner Auffassung der Dinge einen neuen Präsidenten; denn der Präsident war ihm die Akademie. Euler, der fast zehn Jahre die Geschäfte geführt hatte, genügte ihm nicht. Einzig d'Alembert hielt er für würdig, Leibnizens und Maupertuis' Nachfolger zu werden. Dass Euler als Mathematiker viel bedeutender als der Pariser Gelehrte war, wusste Friedrich nicht, und wenn er es gewusst hätte, so hätte es ihn nicht anders gestimmt: d'Alembert war Philosoph, Kritiker, Redacteur der Encyklopädie, Franzose!

Schon im Jahre 1752 hatte er ihn nach Berlin ziehen und statt des todtkranken Maupertuis zum Präsidenten ernennen wollen. Nicht nur Darget hatte sich im Auftrag des Königs um ihn bemühen müssen (s. oben S. 344), sondern auch d'Argens. Zwölftausend Franken, freie Wohnung im Potsdamer Schloss, freien Tisch am Hofe und das volle Verfügungsrecht über die akademischen Gehälter hatte er ihm in Aussicht gestellt. Allein d'Alembert, obgleich er nur 1700 Franken Rente bezog, hatte abgelehnt. Er wollte seine Unabhängigkeit und Zurückgezogenheit bewahren: er verwies auf die schlimmen Kämpfe, in die Maupertuis verwickelt worden sei, weiter auf seine gemeinsame Arbeit mit Diderot, ferner auf das ihm unzuträgliche Klima von Potsdam, endlich — auf Maupertuis, der sein Freund sei und ja noch lebe. d'Argens musste in seiner Antwort diese Bedenken zu zerstreuen suchen: werde Maupertuis wider Erwarten gesund aus Frankreich zurückkehren, so bliebe ihm doch die sichere Anwartschaft auf den Präsidentenstuhl und ausserdem alle die günstigen Bedingungen, die der König ihm habe anbieten lassen. Allein d'Alembert verharrte bei seiner Ablehnung — weder seine körperlichen noch seine geistigen und seelischen Kräfte seien der Stelle gewachsen. Auch als ihn Maupertuis selbst im folgenden Jahre persönlich aufsuchte und des Königs Bitten unterstützte, blieb er fest[1]. Den letzten Grund durfte er nicht deutlich aussprechen: »es ist besser, einen König zum Freunde als zum Herrn zu haben«. In dieser Stimmung bestärkte ihn namentlich Voltaire fort und fort: war ihm selbst der Präsidentensitz

[1] Siehe den Briefwechsel zwischen d'Argens und d'Alembert in den Œuvres T. 25 p. 258ff. und Maupertuis' Brief an den Abbé de Prades vom 25. Mai 1753 a. a. O. p. 270.

entgangen, so sollte ihn auch kein anderer erhalten. In übertriebener Weise schilderte er dem Freunde die Gefahren, die den Philosophen am Hofe Friedrich's drohen — als wären sie alle so intrigant wie er oder so hochfahrend und unvorsichtig wie Maupertuis.

Da der König d'Alembert zur Übersiedelung nicht zu bewegen vermocht und auch die Aussichten auf einen Besuch des Gelehrten in Berlin sich zunächst zerschlagen hatten, so hatte er ihm schon im Jahre 1754 eine Pension von 1200 Franken ausgesetzt; denn, wie er an den Marschall Keith schrieb, »d'Alembert ne jouit pas d'avantages de la fortune proportionnés à ses talents et à son caractère«[1]. Eine Empfehlung brauchte d'Alembert schon damals nur auszusprechen — wieder handelte es sich um einen Verfolgten, Toussaint[2] —, und der König versprach seine Protection. Dann kam der grosse Krieg. Die Correspondenz riss nicht ganz ab; denn Friedrich hatte den Plan, d'Alembert an die Spitze der Akademie zu stellen, keineswegs aufgegeben. Unmittelbar nach dem Friedensschluss lud er ihn zu einer Zusammenkunft ein und schrieb ihm am 14. April 1763[3]:

Nos campagnes sont finies. Je suis sensible à la part que vous y prenez. . . . Je vais donc vivre tranquillement avec les Muses, et occupé à réparer les malheurs de la guerre, dont j'ai toujours gémi. Je compte faire en juin ou juillet un petit voyage dans le pays de Clèves. Si vous voulez vous y rendre, je vous ferai marquer le temps précis de mon départ, et je vous ramènerai en toute sûreté à Potsdam.

Friedrich hoffte, durch persönliche Vorstellungen das zu erreichen, was die Briefe nicht vermocht hatten. Im Kreise der Akademie wurde die Absicht des Königs bekannt und mit wenig Freude aufgenommen[4]. Wie musste es Euler empfinden, wenn ihm der Mann vorgesetzt wurde, dem er als Mathematiker unstreitig überlegen war und der in den Beziehungen zu ihm nicht immer

[1] Brief vom Mai 1754 (Œuvres T. 20 p. 257).

[2] Das französische Parlament hatte sein Buch »Les Mœurs« verbrennen lassen, s. d'Argens' Brief vom 20. November 1753 (Œuvres T. 25 p. 266 f.)

[3] Œuvres T. 24 p. 378.

[4] An Diderot als Präsidenten der Akademie ist nie ernsthaft gedacht worden, obgleich Voltaire ihn — den Goethe den »Deutschesten unter den Franzosen« genannt, Lessing als den besten französischen Kritiker gerühmt hat — empfohlen hatte. Dagegen scheint de Jaucourt, der Mitarbeiter d'Alembert's an der »Encyklopädie«, ernsthaft in Frage gekommen zu sein; die Akademie selbst — so behauptet wenigstens Bartholmèss (I p. 220 ff.) — hat ihn als Calvinisten, freisinnigen Mann und Polyhistor gewünscht. Allein sein Artikel »Prusse«\ hatte den König beleidigt, auch soll d'Argens, der noch immer auf die Präsidentenwürde hoffte, gegen ihn gearbeitet haben. Vor allem aber — der König wollte auf dem Präsidentenstuhl der Akademie nur einen Gelehrten und Schriftsteller ersten Ranges sehen, und das war Jaucourt nicht.

die Probität bekundet hatte, die ihn sonst auszeichnete[1]! Wie bitter musste es der Mehrzahl der Akademiker sein, wenn ihnen jetzt wieder — nach einem siegreichen Krieg über die Franzosen — ein Franzose als Präsident gegeben wurde! Welche Gefühle mussten in ihnen aufsteigen, wenn hier 12000 Franken ausgeworfen wurden, während sie nach jahrelanger Arbeit vergeblich um 200 Thlr. baten! Ganz verzweifelt schrieb der alte, hochverdiente Süssmilch in einer Eingabe an das Curatorium, in der er unter Beilegung eines gelehrten Werkes wieder einmal um die ihm vorenthaltene Pension nachsuchte (am 5. Mai 1763)[2]:

Ich bin muthlos und zweifle an einem erwünschten Erfolg, theils weil mein Buch deutsch geschrieben, theils weil die Akademie der neuen Schöpfung des d'Alembert soll unterworfen werden, woraus doch nichts als Tort für die Deutschen zu erwarten. Der Untergang der Akademie erfolgt alsdann gewiss, weil die wenigen Franzosen es nicht ausmachen werden, unter denen ohnedem kein einziger wahrer Gelehrter zu finden. Also hat auch anjetzt die Akademie ihre Stunde der Vorsehung.

Süssmilch hatte Recht: d'Argens, Beguelin, Francheville, Prémontval, Achard sen., Formey, Beausobre jun., de Catt bedeuteten als Gelehrte nichts — das waren die Franzosen und die französischen Schweizer. Euler, Vater und Sohn, Pott, Marggraf, Gleditsch, Merian, Sulzer und Süssmilch leisteten die wissenschaftliche Arbeit, und galten in ihren Fächern als die vorzüglichsten Gelehrten, ja als die ersten Autoritäten Europas — das waren die Deutschen. Aber der König, so hoch er einen Euler und Marggraf schätzte, urtheilte in der Gesammtauffassung nach einem anderen Maassstab, und die Wünsche der Majorität der Akademiker drangen nicht bis zu ihm[3].

---

[1] d'Alembert's Haltung gegenüber Euler ist der schwache Punkt in seinem sonst untadeligen Charakter als Gelehrter. Er suchte Euler hie und da zu verkleinern und zu zeigen, dass er selbst bereits die Entdeckungen gemacht habe, die Euler vortrug (vergl. Denina, La Prusse litt. II p. 38). Andererseits aber hat er ihn doch auch hoch gerühmt (s. die Briefe an Friedrich vom 7. Februar 1764, Œuvres T. 27, 3 p. 304f., vom 1. März 1765, a. a. O. T. 24 p. 394 und vom 29. März 1766, a. a. O. T. 27, 3 p. 312f).

[2] Geh. Staatsarchiv. Noch am 22. September 1765 hat Süssmilch die Bitte wiederholt (Akademisches Archiv) und darauf hingewiesen, dass er nun 20 Jahre umsonst für die Akademie gearbeitet habe; aber er erhielt nichts; denn Friedrich schätzte ihn nicht. Im März 1766 ist er gestorben.

[3] Bald darauf ist auch die letzte Hoffnung, Winckelmann zu gewinnen, durch den König zerstört worden. Dass der Gedanke an Berlin dreimal in Winckelmann's römisches Leben eingegriffen hat, hat Justi (Winckelmann Bd. II 2, 1872 S. 301 ff.) nachgewiesen. Im Jahre 1761 zeigte sich eine entfernte Möglichkeit beim Ankauf des Stosch'schen Museums. Im Jahre 1763 suchte ihn Sulzer zu gewinnen; aber

Wirklich brachte er d'Alembert von Wesel, wo er mit ihm zusammengetroffen war, nach Berlin und genoss zwei Monate den Umgang mit dem verehrten Mann[1], aber zum Bleiben und zur Übernahme der Präsidentenstelle konnte er ihn nicht bewegen. Mit Schmerzen liess er ihn im August 1763 wieder ziehen: endlich hatte er einen Freund gefunden, der Maupertuis ersetzte, ja der ihn, wie er sicher empfand, übertraf, und diesen Mann konnte er nicht halten! Doch für die Nachwelt ist es der höchste Gewinn gewesen, dass d'Alembert nach Paris zurückkehrte; denn der Briefwechsel, der nun begann und fast ununterbrochen bis zum Tode des Gelehrten fortdauerte, ist in der gesammten litterarischen Correspondenz Friedrich's weitaus der gehaltvollste und lehrreichste. Hier gab sich der König völlig ungezwungen und frei; hier kommen alle

Winckelmann waren die in Berlin dominirenden Franzosen fatal sowie die mathematische Richtung der Akademie. Wenn sich Sulzer's Vorschlag verwirkliche, so »müsse die erste Sache in Berlin sein, den Marquis d'Argens — er hatte einen 'Wisch' über die Malerschulen geschrieben — für einen unwissenden Esel auf's höflichste zu erklären; solche Leute sind ein Schandfleck aller gelehrten Gesellschaften«. Aber doch hörte man bereits im Herbst 1763 in Berlin, Winckelmann werde kommen, und im Jahre 1765 hatten es die Freunde so weit gebracht, dass ein förmlicher Antrag an ihn, Bibliothekar des Königs zu werden, durch Nicolai erging. Diesmal willigte Winckelmann mit befremdlichem Enthusiasmus ein und erfuhr eine peinliche Zurückweisung durch den König, der ihn so wenig kannte, dass er ihn mit einem verrückt gewordenen Auditeur und Vagabunden verwechselte. Er stiess sich an den 2000 Thalern, die Winckelmann, irre geführt durch Nicolai's unklares Schreiben, gefordert hatte. »Für einen Deutschen sind 1000 Thaler genug.« Winckelmann war tief verletzt. »Der König weiss nicht, dass man einem Menschen, welcher Rom gegen Berlin verlässt, und sich nicht anzutragen nöthig hat, wenigstens soviel geben müsse, als Jemand, welcher von Petersburg gerufen wird. . . Ich verlasse nicht das Eismeer, wie Euler, oder die Froschpfütze von Holland, wie Catt, sondern den schönsten Ort der Welt. . . Doch sollte er wissen, dass ich mehr als ein Algebraist Nutzen schaffen kann, und dass die Erfahrung nur von zehn Jahren in Rom weit kostbarer sei als ebensoviele Jahre Ausrechnung von Verhältnissen von parabolischen Linien, die man zu Tobolsk so gut als in Smyrna machen kann. . . Ich kann mit eben so viel Recht sagen, was ein Castrat in einem ähnlichen Fall in Berlin sagte: Ebbene! faccia cantare il suo generale.« — Für Winckelmann selbst war es ein Glück, dass er nicht nach Berlin gekommen ist. Nicht vierzehn Tage hätte er es als Privatbibliothekar des Königs ausgehalten. Dafür kam Pernety, aber der falsche; der König hatte eigentlich seinen Bruder, der über Physionomik geschrieben hatte, gemeint. Das Archiv der Akademie enthält über Winckelmann nichts.

[1] Siehe den Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha vom 22. Juli 1763 (Œuvres T. 18 p. 227). — In der Akademie ist d'Alembert einmal gewesen (14. Juli; Euler las in seiner Gegenwart eine Abhandlung) und auf's Ehrenvollste aufgenommen worden. Er besichtigte auch das Observatorium. Seine Persönlichkeit hat überall den besten Eindruck gemacht — endlich ein Franzose, der ein wirklicher Gelehrter war und mit bescheidener Würde auftrat!

seine wirklichen Interessen nach ihrem Maasse und ihrer Stärke zum Ausdruck; hier sucht er nicht Voltaire an Esprit, d'Argens an Gewandtheit zu übertreffen, sondern es spricht sein eigenes Talent und sein eigener Genius. In d'Alembert fand er einen Partner, der ihm gewachsen war. Stahl und Stein liessen hier nicht Funken des Witzes sprühen, sondern Geistesblitze. Aber auch sie sind nicht das Charakteristische. Der Briefwechsel war dem alternden Könige ein wärmendes Feuer. Zu ihm muss man greifen, um den sich gegen seine Umgebung abschliessenden, einsamen Mann theilnehmend und lebendig zu finden[1].

Und die Akademie? — sie erhielt d'Alembert nicht zum öffentlichen Präsidenten, wohl aber zum heimlichen. Am 6. Januar 1764 erliess der König jene Ordre, die bereits oben mitgetheilt worden ist, dass er die Personalvorschläge, die die Akademie vor drei Jahren gemacht habe, zur Zeit nicht genehmige, ferner, dass die Akademie kein Mitglied erwählen solle, bis er einen Präsidenten ernannt habe, und dass er sich selbst bis dahin das Recht reservire, allein diejenigen zu bezeichnen, die die Akademie als Mitglieder aufzunehmen habe[2]. Wie ernst das gemeint war, hatte er bereits sechs Tage vorher durch die That gezeigt, indem er der Akademie einfach befohlen hatte, Quintus Icilius. Bernoulli und Castillon als ordentliche Mitglieder zu begrüssen[3].

---

[1] Am Anfang gab es kleine Plänkeleien zwischen dem königlichen Poeten und dem Geometer (s. Friedrich's »Réflexions sur les Réflexions des Géomètres sur la Poésie«, Œuvres T. IX p. 61 ff., dazu d'Alembert's Antwort vom 27. Mai 1762), aber sie waren schon vergessen, als der König in ein näheres Verhältniss zu dem Philosophen trat. Die Abneigung Friedrich's gegen die »Geometrie« hat auch d'Alembert nicht überwinden können; aber die bitteren Witze über die Mathematik sind in der Correspondenz spärlich. — Ein eingeschränktes Lob d'Alembert's in den Gesprächen Friedrich's giebt Lucchesini wieder (Bischoff, Gespräche Friedrich's des Grossen mit de Catt u. s. w. 1885, S. 244).

[2] Er traute der Akademie nicht die nöthige Kritik bei den Wahlen zu, und er war, wie wir wissen, mit den letzten Ernennungen (Lessing) unzufrieden. Ausserdem hatte ihm d'Alembert gesagt, dass die Qualität der auswärtigen Mitglieder zu wünschen übrig lasse und dass ihrer zu viele seien. Was wir in seinem Briefe vom 3. Juli 1767 (Œuvres T. 24 p. 423 f.) lesen — dass die Liste der Auswärtigen »bien grand dans un sens, mais assez court dans un autre« sei —, wird er wohl schon früher geäussert haben.

[3] Siehe die Akademischen Protokolle. Quintus Icilius (Guischard), geb. 1724, gest. 1775, war erst Theologe gewesen, hatte dann diese Laufbahn aufgegeben und sich durch das Werk »Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains« dem Könige bekannt gemacht, der ihn 1757 zu sich berief. Er blieb auch nach dem Kriege in seiner Umgebung und setzte seine Studien über die Kriegsgeschichte fort. Johann Bernoulli (geb. 1744, gest. 1807) entstammte der berühmten Basler Gelehrtenfamilie;

Durch die Ordre vom 6. Januar hat sich der König selbst zum stellvertretenden Präsidenten erklärt (solange d'Alembert die Übernahme des Präsidiums verweigern würde[1]), und er ist es bis zu seinem Tode geblieben. Er hat alle die Rechte direct an sich genommen und wirklich ausgeübt, die er einst Maupertuis übertragen hatte. Fortab ernannte er die Mitglieder, die ordentlichen und die auswärtigen, und nur selten und unter besonderen Umständen durfte die Akademie es wagen, einen Vorschlag zu machen. Von 1764–1786 hat sie der König regiert und Akademiker berufen, wie er Minister berief. Wie eingehend er sich bis zu seinem Tode auch um das Einzelne bekümmert hat, werden die folgenden Blätter lehren[2]! Im Auslande wusste man es bald, dass jetzt Alles in den Händen des Königs selbst lag, und demgemäss erhielten die Diplome der Akademie einen höheren Werth, ihr Urtheil ein grösseres Ansehen[3].

Aber der wirkliche Präsident war d'Alembert. Kaum eine einzige Ernennung hat der König vollzogen, ohne seinen Rath einzuholen, und er betrachtete diesen Rath fast immer als entscheidend. Aber auch von sich aus hat d'Alembert Vorschläge gemacht[4]. Noch

---

ein frühreifer Knabe, der die Versprechungen nicht ganz gehalten hat, die er erweckte, und die ihm schon mit 19 Jahren den Ruf nach Berlin verschafften. Ursprünglich Astronom (seit 1767 Director der Sternwarte) und Algebraiker, ging er mehr und mehr zur Geographie über. Castillon (geb. 1709, gest. 1791), Mathematiker und Philosoph, hatte bereits in der Schweiz litterarische Beziehungen zu Euler gehabt. Er wurde Professor in Utrecht; Friedrich zog ihn nach Berlin als Lehrer an die Artillerieschule; dann wurde er in die Akademie aufgenommen auf Grund seiner Übersetzung und seines Commentars zu Newton's allgemeiner Arithmetik.

[1] Der König hat die Hoffnung darauf nie aufgegeben. Gleich nach d'Alembert's Abreise schrieb er ihm am 15. oder 16. August 1763 (Œuvres T. 24 p. 381): »Je conservai la place de président de l'Académie qui ne peut être remplie que par vous. Un certain pressentiment m'avertit que cela arrivera, mais qu'il faut attendre jusqu'à ce que son heure soit venue». Vergl. den Brief vom 19. Juli 1765 (Œuvres T. 27, 3 p. 308).

[2] In dem Akademischen Archiv sind die Ordres des Königs sammt den Couverts aufbewahrt. Diese tragen in der Regel die Aufschrift: »à mon Académie des Sciences«.

[3] Siehe Formey, Souvenirs T. I p. 163ff. (»Le Roi a été réellement le curateur aussi bien que le protecteur«); Denina, Essai p. 242.

[4] Allein in den sechziger Jahren hat d'Alembert Castillon, Toussaint, Thiebault, Lagrange und Pernety mit Erfolg als ordentliche Mitglieder vorgeschlagen (vielleicht auch Bitaubé) und Castillon, Bernoulli, Beguelin, Lambert, Lagrange zu Pensionen bez. zur Erhöhung ihres Gehalts empfohlen. Auch neuernannte auswärtige Mitglieder bedankten sich durch ihn beim Könige, s. den Brief vom 7. Februar 1764, Œuvres T. 27, 3 p. 304f. (d'Alembert hatte seinen Collegen an der »Encyklopädie«, Jaucourt, aufnehmen lassen). Wie sehr er sich als latenter Präsident der Akademie fühlte, geht am deutlichsten aus den Briefen vom 26. Mai und

häufiger freilich wandten sich die Mitglieder der Akademie an ihn und suchten ihn für ihre Wünsche zu erwärmen. Es war ein ganz geregelter, aber heimlicher Geschäftsgang. Die Akademiker richteten ihre Gesuche an de Catt, den königlichen Secretär, der selbst Mitglied der Akademie war, und er schrieb confidentiell an d'Alembert. Dieser machte die Vorschläge zu seinen eigenen und trug sie in dieser Form dem Könige vor[1]. Auch Euler scheute sich nicht, im Interesse seines Sohnes d'Alembert's Vermittelung direct anzurufen[2], und man muss anerkennen, dass der Pariser Gelehrte hier wie sonst mit unbestechlicher Uneigennützigkeit, mit viel Wohlwollen und mit gutem Tact seines schwierigen Amtes gewaltet hat. Allerdings nimmt es sich sonderbar aus, wenn er, scheinbar proprio motu, von Paris aus dem Könige den Potsdamer Hofprediger Cochius zum ordentlichen Mitgliede vorschlägt unter Berufung auf ein gutes Buch, das er von ihm gelesen habe[3]. Aber andererseits ist es d'Alembert gewesen, der dem Monarchen Lagrange als Nachfolger Euler's empfohlen und seine Berufung durchgesetzt hat. Auf keine andere Erwerbung ist er, mit Recht, so stolz gewesen. Durch den ganzen Briefwechsel mit dem Könige zieht sich der immer wiederholte Ausdruck der Freude, dass er ihm den grossen Mathematiker hat zuführen können[4].

---

11. Juli 1766 (Œuvres T. 24 p. 404f. 408f.) hervor — aus der Art, wie er hier über die Aufgaben spricht, mit denen die beiden Castillon's, Vater und Sohn, zu betrauen seien, und aus den Worten, in denen er beantragt, Lagrange solle über Paris nach Berlin reisen: »Je pourrais le mettre au fait de plusieurs choses concernant l'Académie, dont il est bon qu'il soit instruit pour pouvoir être plus utile dans la place qu'il va occuper, et qu'il remplira certainement avec succès«. Auch auf die Verbesserung der Einrichtungen des Observatoriums ist er bedacht, unterbricht sich aber dann selbst und schreibt: »mais je m'aperçois, Sire, peut-être un peu tard, que je fais ici ou parais faire le rôle de président de l'Académie, qui n'en saurait avoir de plus digne et de plus éclairé que son protecteur même, et qui n'a besoin, pour obtenir ce qui est juste, que de le proposer à ce grand roi«. In der That erreichte d'Alembert diesmal nicht ganz die Ausführung seiner Vorschläge, was ihm empfindlich war (s. 29. Januar 1768, Œuvres T. 24 p. 431f.): die astronomische Hauptstelle erhielt nicht Castillon, sondern Bernoulli.

[1] Vergl. den gesammten Briefwechsel mit d'Alembert, dazu Denina, La Prusse litt. I p. 327.

[2] Siehe d'Alembert an den König, Œuvres T. 27, 3 p. 304f. vom 7. Februar 1764.

[3] Brief vom 16. October 1769, Œuvres T. 24 p. 462f.

[4] Die Correspondenz über Lagrange beginnt mit dem Brief vom 29. März 1766 (Œuvres T. 27, 3 p. 312f.); die sich anschliessenden Briefe stehen im 24. Bd. p. 403ff. Der König bedankt sich im Brief vom 26. Juli 1766 (Œuvres T. 24 p. 407), dass er für einen einäugigen Geometer einen mit zwei Augen eingetauscht habe. Auch der Wunsch Lagrange's, sofort Director der mathematischen Klasse zu werden, ist durch d'Alembert an den König gekommen (12. September 1766, Œuvres T. 24 p. 409).

Friedrich und d'Alembert waren beide der Meinung, dass die grossen Talente — in Frankreich wie überall — immer seltner würden[1], und dass man eine Akademie lieber spärlich als mit wenig tauglichen Gelehrten besetzen solle[2]. In Folge dessen hat Friedrich in der zweiten Hälfte seiner Regierung, d. h. in 22 Jahren, nur 18 ordentliche Mitglieder und 17 auswärtige ernannt. Es war ein Verhängniss für die Akademie, dass weder der König noch der grosse französische Gelehrte den Fortschritten der deutschen Wissenschaft (mit Ausnahme der Mathematik) und Litteratur folgten, ja sie nicht einmal beachteten[3]. Sie haben in einer Zeit, in der der deutsche Geist mächtig emporstrebte, eben in jenen 22 Jahren, nicht einen einzigen Deutschen zum auswärtigen Mitglied ernannt und nur fünf Specialgelehrte zu ordentlichen. Weder die Begründer und Mitarbeiter der »Allgemeinen Deutschen Bibliothek«, noch die Männer der neu heraufsteigenden Zeit, wie Winckelmann und Herder, obgleich der letztere mehrmals den akademischen Preis gewonnen hatte, wurden der Aufnahme für würdig erachtet! Jetzt erst wurde die Isolirung der Akademie in der eigenen Heimath wirklich vollständig. Auch ihre Geschäftssprache wurde französisch, sie selbst eine Societät französischer Litteraten, in der einige deutsche und schweizer Specialgelehrten arbeiteten, geleitet von dem preussischen Könige, der völlig befriedigt war, wenn ihm der grosse Pariser Géomètre-littérateur das Zeugniss ausstellte, dass seine Akademie in gutem Zustande sei[4]. Und doch — auch Friedrich, der Akademiker, hat einen Geisteskampf gekämpft, den er mit Anspannung aller Kräfte für sein Land und sein Volk

[1] Œuvres T. 24 p. 461 f. vom 14. September 1769 schreibt Friedrich: »Les hommes à talents en tout genre se font rares; on a bien de la peine à trouver des hommes supérieurs«, vergl. den Brief an Voltaire vom 3. November 1766 (Œuvres T. 23 p. 113): »Je ne suis pas le seul qui remarque que le génie et les talents sont plus rares en France et en Europe dans notre siècle qu'à la fin du siècle précédent«.

[2] d'Alembert am 3. Juli 1767, Œuvres T. 24 p. 423 f.

[3] Doch erlaubt sich d'Alembert, mit der dreisten Sicherheit der Unkenntniss zu schreiben (7. August 1769, Œuvres T. 24 p. 460): »Heureusement, Sire, votre Académie des Sciences ne ressemble pas au reste de la nation«. Dieser Franzose ist sonst ein ernster und gerechter Mann gewesen, aber bei Beurtheilung deutscher Zustände dispensirte er sich von aller Kenntniss und Gewissenhaftigkeit.

[4] Als d'Alembert die Mémoires der Akademie als excellent bezeichnet hatte — »sie erweisen, dass diese gelehrte Gesellschaft eine der bestzusammengesetzten in Europa ist« (a. a. O.) —, schrieb Friedrich (14. September 1769, Œuvres T. 24 p. 461 f.): »Je suis bien aise que vous soyez content des Mémoires de notre Académie«, und zwei Monate später (p. 464): »Pour notre Académie, sans être brillante, elle va doucement son chemin. L'approbation que vous donnez à quelques-uns de ses membres me les rend encore plus précieux«.

führte: es sollte aus Superstition und sittlicher Unfreiheit zur Vernunft und zu edlen Formen emporstreben. Aber bei allem Scharfblick fehlte ihm die Einsicht, dass sich kein Volk willkürlich modeln lässt, und dass man volksthümliche Kräfte benutzen muss, wenn man es fördern will. Dazu: das Bildungsideal, das ihm vorschwebte, war abstract und höfisch zugleich; es bot Formen statt Kräfte.

Noch im Winter 1763/64 schritt der König zur Neuordnung der Finanzen der Akademie. Trotz der grossen Summen, die während des Krieges erspart worden waren, war er mit der Verwaltung wenig zufrieden: die Kalender hätten mehr einbringen müssen: Euler sei von dem Ober-Commissar — es war noch immer Köhler — zu abhängig, der ungebührlich viel in seine eigene Tasche fliessen lasse. Das behaupteten auch Andere; aber Euler hielt Köhler für unentbehrlich und traute ihm, wie ihm einst von Jariges getraut hatte; doch wurde das Kalenderwesen nun schärfer controlirt[1]. Ein Theil der ersparten Gelder (s. oben S. 354) wurde auf königlichen Befehl zu einem grossen Umbau des chemischen Laboratoriums und der mit ihm verbundenen Wohnungen, zur Einfriedigung des botanischen Gartens und zur Reparatur aller Gebäude der Akademie verwendet. Die Klagen über die Verwaltung hörten aber nicht auf, und die Kalender wurden nach Inhalt und Ausstattung schlechter. Dennoch scheute Euler vor einer Neuordnung zurück, und eine förmliche Klage Sulzer's bei der Akademie blieb ohne Erfolg; denn die Akademiker fürchteten Euler. Einige sagten wohl mit Beguelin, er werde Berlin verlassen, wenn man ihm Ungelegenheiten mache, und dieser Verlust würde grösser als alle Vortheile einer besseren Einrichtung sein. Jetzt steckte sich Sulzer hinter de Catt, und der König erliess eine Ordre, in welcher er eine Commission niedersetzte zur Reform der Administration der Akademie (21. Februar 1765)[2]. Obgleich Euler selbst (neben Merian, Sulzer, Beausobre, Castillon und Lambert) in die Commission gewählt wurde, empfand er diese Maassnahme doch als ein Misstrauensvotum und als eine persönliche Kränkung; bisher »hatte er alles allein regiert, und er wollte auch nichts Nachtheiliges gegen Köhler geschehen lassen«. Übrigens hatte er wirklich Feinde in der Akademie, vor allem Formey, aber auch Sulzer und Lambert scheinen ihm nicht günstig gesinnt gewesen zu sein.

[1] Schon damals hat Euler daran gedacht, Berlin den Rücken zu kehren und wieder nach Petersburg zu gehen (s. seinen Brief an Goldbach vom 1. October 1763).

[2] Siehe Akademisches Archiv und Sulzer, Lebensbeschreibung S. 43ff.

Die Commission konnte sich über die an den König zu richtenden Vorschläge nicht einigen und sandte daher drei verschiedene ein. Sulzer und Beausobre riethen, das Kalenderwesen zu verpachten: Lambert wollte, die Commission solle es in die Hand nehmen — man behauptete, er wünsche es selbst zu verwalten —; Euler schlug vor, es Köhler unter neuen Bedingungen zu lassen. Ohne Wissen der Commission, um sich den Sieg zu sichern, schrieb er an den König; aber dieser Schritt hatte den entgegengesetzten Erfolg: der König entschied sich für die Verpachtung, bevor ihm noch die Vorschläge eingereicht waren, und richtete an Euler ein scharfes Schreiben[1]: »ich verstehe zwar keine Curven zu berechnen, aber das weiss ich, dass 16000 Thlr. mehr sind als 13000«. Die Commission war entrüstet, als sie von dem Briefwechsel Euler's mit dem König erfuhr, und nöthigte ihn, das wenig schmeichelhafte königliche Schreiben in der Sitzung zu verlesen. Dennoch war er so unvorsichtig, sich noch einmal direct an den Monarchen zu wenden, was ihm nur »eine sehr ernsthafte Antwort eintrug, die er Niemandem gezeigt hat«. »In dergleichen Fällen verrechnete sich unser grosser Geometer erstaunlich«, sagte sein Freund Merian. Schärfer drückte sich Sulzer aus: »Es ist ganz unglaublich, von was für kindischen Besorgnissen — er glaubte, bei einer Neuordnung würde sein Gehalt nicht mehr regelmässig ausbezahlt werden — und Vorurtheilen dieser in seinem Fach so grosse Mann eingenommen war«. Der peinliche Vorgang reifte in Euler den Entschluss, Berlin zu verlassen und nach Petersburg zurückzukehren. Dass er d'Alembert nachgesetzt worden war und nun auch in seinem Wirken für die Akademie durch eine Commission beschränkt werden sollte, war ihm zuviel. Wer wird diesen Entschluss dem Manne verargen, der fast zehn Jahre der Leiter der Akademie gewesen war und jetzt seine Herrschaft mit kleineren Geistern theilen sollte[2]? Erst auf das dritte Abschiedsgesuch antwortete der König, und zwar mit der freundlichen Auf-

[1] Am 16. Juni 1765 (Œuvres T. 20 p. 208f).

[2] Etwas dunkel schreibt Formey (Souv. I p. 159), der Rücktritt Euler's »ne vient d'aucun mépris pour l'Académie. Il l'aimait et aurait volontiers fini ses jours dans une capitale où il jouissait de tous les agréments possibles. Je pourrais raconter au long et fort exactement tout ce qui occasionna son mécontentement et sa retraite. Mais je ne crois pas que c'en soit encore le temps«. Vermuthen darf man, dass Lambert's Art Euler unsympathisch war, und dass dieser sich nicht freundlich zu ihm gestellt hat. Auch ist es wahrscheinlich, dass er an der im Jahre 1765 vom Könige gegründeten Ritterakademie unterrichten sollte, und dass ihm diese Aussicht nicht verlockend war.

forderung, Euler möge seine Eingabe zurückziehen und nicht wieder auf die Sache zu sprechen kommen[1]. Allein er war entschlossen, Berlin zu verlassen, und zwar mit seinem Sohne, dem Akademiker. Am 2. Mai ertheilte ihm Friedrich in kurzen Worten und ohne Dank den Abschied »pour aller en Russie«, und in der Sitzung am 29. Mai war Euler zum letzten Mal in der Akademie, die ihm ihr Bedauern über sein Scheiden aussprach[2]. Fünfundzwanzig Jahre hatte er ihr angehört und ihren Ruhm erhöht[3]. Der König war betrübt und gekränkt; wieder sah er einen Akademiker, und einen so hervorragenden, nach Petersburg ziehen[4]. Auch d'Alembert bestärkte ihn in der schmerzlichen Überzeugung, dass er diesen Verlust nicht hoch genug schätzen könne. Erst nach zehn Jahren hören wir von einer Correspondenz des Königs mit Euler, der unterdess völlig erblindet war, aber fortfuhr, die Welt durch mathematische Arbeiten ersten Ranges in Erstaunen zu setzen. In zwei Briefen dankt ihm Friedrich für seine Vorschläge über eine zweckmässige Calculation der Wittwenkasse, in einem dritten für seine Wahl zum Ehrenmitglied der Petersburger Akademie[5]. Der Friede war nun wieder hergestellt[6].

[1] Brief vom 17. März 1766 (Œuvres T. 20 p. 210): »Je veux bien vous dire par la présente que vous me ferez plaisir de vous désister de cette demande et de ne plus m'écrire sur ce sujet«.

[2] Akademische Protokolle.

[3] Auch sonst hatte er sich im Staate nützlich gemacht. Er hat öfters Gutachten abgegeben über die Besetzung von Universitätsprofessuren und über grosse Unternehmungen, so über Finanzfragen, zu deren Lösung es der Mathematik bedurfte (Lotterien, Pensionskassen u. s. w.), und über technische Pläne (Oder-Havel-Kanal, Wasserwerke zu Sanssouci, Ausbeutung von Salzbergwerken u. s. w.). Lucchesini berichtet (7. Juli 1783), der König habe in einem Gespräch gesagt, Euler habe zwei Irrthümer begangen, erstlich, dass er Berlin für eine Stadt hielt, in der sich etwas machen liesse, zweitens, dass er die Arbeiten für den Kanal zur Herstellung der Wasserkünste im Garten von Sanssouci schlecht leitete.

[4] Es will dagegen wenig besagen, was Lucchesini (19. Juni 1782) von dem Verhältniss des Königs zu Euler erzählt hat (Bischoff, Gespräche Friedrich's des Grossen mit H. de Catt u. s. w. 1885 S. 230f.).

[5] Vergl. den Brief an Domaschnew, den Director der Petersburger Akademie, vom 17. November 1776 (Œuvres T. 20 p. 191).

[6] Briefe vom 16. April und 11. October 1776 und 1. Februar 1777 (Œuvres T. 20 p. 210ff.). — Bei der Übersiedelung Euler's nach Petersburg waren, so hörte der König, seine Papiere untergegangen. Friedrich meldete das d'Alembert nicht ohne Schadenfreude, an der aber seine Abneigung gegen die Mathematik den meisten Antheil hat (26. Juli 1766, Œuvres T. 24 p. 407): »M. Euler qui aime à la folie la grande et la petite Ourse, s'est approché du nord pour les observer plus à son aise. Un vaisseau qui portait ses xz et son kk a fait naufrage; tout a été perdu, et c'est dommage, parce qu'il y aurait eu de quoi remplir six volumes in-folio de mémoires chiffrés d'un bout à l'autre, et l'Europe sera vraisemblablement privée de l'agréable amusement que cette lecture lui aurait donné«.

Die Akademie hatte Euler verloren; aber noch in demselben Jahre trat J. Louis de Lagrange für ihn ein, und das Jahr vorher war J. Heinrich Lambert gewonnen worden. In jenem, der aus Turin kam, erhielt Euler den würdigsten Nachfolger, der sich damals in Europa finden liess, und dieser[1] war neben Kant, mit dem er zusammen genannt werden darf[2], der letzte universale Mathematiker und Philosoph des 18. Jahrhunderts, in Vielem an Leibniz erinnernd, ein genialer Autodidakt von Kenntnissen, Tiefsinn und einem unermüdlichen Schaffenstrieb[3], dazu ein Naturbursche und in dieser Hinsicht der Gegensatz zu Leibniz. Seine erste Begegnung mit dem König war sonderbar genug gewesen. Die Berliner Akademiker hatten es durchgesetzt, dass der König den Gelehrten — er war Münchener Akademiker — nach Berlin kommen liess, um ihn sich anzusehen. Die Audienz enttäuschte den Monarchen bitter; Lambert soll sich »wie ein Bär« benommen und den König zugleich durch hochfahrende Antworten abgestossen haben. Auf die Frage, welche Wissenschaften er vorzüglich verstehe, antwortete er »alle«, und auf die weitere Frage, wie er alles dieses Wissen erlangt habe, »gleich dem berühmten Pascal durch mich selbst«. Der König entliess ihn ungnädig — was Lambert aber gar nicht merkte — und weigerte sich, ihn in die Akademie aufzunehmen. Erst nach einem halben Jahr, als der russische Gesandte den bereits berühmten Mann für Petersburg gewinnen wollte, gab er ihm die Stelle und 500 Thlr. Gehalt. So erzählt Sulzer[4], und ein Brief des Königs an d'Alembert bekräftigt diesen Bericht[5]. Aber bald lernte der König den grossen

[1] Geb. am 26. August 1728 zu Mühlhausen im Elsass, gest. am 25. September 1777. Lagrange ist am 25. Januar 1736 geboren, am 10. April 1813 gestorben.

[2] Siehe den Briefwechsel zwischen beiden Männern in Kant's Werken (herausgegeben von Hartenstein), Bd. VIII, 2 S. 649ff. Sie haben geplant, sich zu gemeinsamen Arbeiten zusammen zu thun, s. Lambert's Brief vom December 1770.

[3] Wie Leibniz interessirte er sich auch für alle Fortschritte der Technik und suchte die mechanischen Wissenschaften für die Praxis nutzbar zu machen. Über »Tinte und Papier« hat er seine Beobachtungen niedergeschrieben (Mémoires 1770 p. 58ff.) und über einen zweckmässigen Krankenstuhl ein Gutachten abgegeben (Akad. Protokolle, 3. März 1774).

[4] Lebensbeschreibung S. 38f.

[5] Friedrich an d'Alembert (Œuvres T. 24 p. 391f.): »On m'a, pour ainsi dire, presque forcé de prendre la plus maussade créature qui soit dans l'univers pour la mettre dans notre Académie. Il se nomme Lambert, et quoique je puisse attester qu'il n'a pas le sens commun, on prétend que c'est un des plus grands géomètres de l'Europe. Mais comme cet homme ignore les langues des mortels, et qu'il ne parle qu'équations et algèbre, je ne me propose pas de sitôt d'avoir l'honneur de m'entretenir avec lui. En revanche, je suis très content de M. Toussaint, dont

Philosophen und Mathematiker schätzen und erhöhte sein Gehalt auf 1100 Thlr.

Ungetrübte Freude hatte der König neben Castillon an Toussaint und Thiébault; jener wurde 1764, dieser 1765 in die Akademie aufgenommen. Toussaint, der freisinnige Verfasser des Buchs über »die Sitten«, war zugleich an der Ritterakademie angestellt. Diese neue Schöpfung (1765) suchte Friedrich in enge Verbindung mit der Akademie zu bringen und wählte nicht selten die Akademiker im Interesse dieser Schule aus. Er glaubte davon einen doppelten Vortheil zu haben; denn erstlich trug die Akademie so einen Theil der Kosten jener Anstalt, zweitens mussten einige ihrer Mitglieder nun dociren. Toussaint hat in Berlin kein grösseres Werk mehr geschrieben: aber er war, wie Denina sagt[1], der einzige von Friedrich bezahlte Franzose, der es sich angelegen sein liess, seine Landsleute mit deutschen Schriftstellern bekannt zu machen. So übernahm er auch die Übersetzung von Winckelmann's Geschichte der Kunst — Winckelmann selbst hatte das gewünscht —, aber er führte sie nicht zu Ende. Eine ähnliche Doppelstellung wie er hatte Thiébault, der an der Ritterakademie französische Grammatik lehrte[2]; aber ausserdem trat er dem Könige selbst persönlich nahe, corrigirte sein Französisch und hat auch Aufsätze Friedrich's in der Akademie

---

j'ai fait l'acquisition. Sa science est plus humaine que celle de l'autre. Toussaint est un habitant d'Athènes, et Lambert un Caraïbe, ou quelque sauvage des côtes de la Cafrérie. Cependant, jusqu'à M. Euler, toute l'Académie est à genoux devant lui, et cet animal tout crotté du bourbier de la plus crasse pédanterie reçoit ces hommages comme Caligula recueillait ceux du peuple romain, chez lequel il voulait passer pour dieu. Je vous prie que ces petites anecdotes de notre Académie ne sortent pas de vos mains. Il n'est pas de même de ce corps, qui en peut imposer de loin, si on l'examine en détail« u. s. w. Hierauf antwortete d'Alembert (1. März 1765, Œuvres T. 24 p. 394), er kenne Lambert nur aus einem guten Buche, das er geschrieben; liege Euler vor ihm auf den Knieen, so sei das thöricht, denn Euler sei viel bedeutender; übrigens gebe es in der Wissenschaft wie im Himmel mehr als einen ehrenvollen Platz, und Lambert sei sehr würdig, einen derselben zu besetzen. Man versichert mich auch, dass er mehrere treffliche Werke verfasst hat. »Je le trouverais encore assez bien partagé, quand il serait à M. Euler (pour parler mathématiquement) en même proportion que des Cartes et Newton sont à Bayle, suivant V.M., ou que Bayle est à des Cartes et Newton, selon un géomètre de votre connaissance.«

[1] La Prusse litt. T. III p. 407.

[2] An d'Alembert, der ihn empfohlen, schrieb Friedrich (October 1764, Œuvres T. 24 p. 387): »Vous me ferez beaucoup de plaisir de m'envoyer le prêtre. Par respect pour l'Être suprême, on ne le chargera pas trop ici du soin de faire un Dieu; on ne lui demandera que de bien connaître la grammaire, en le dispensant de l'Évangile«.

gelesen. Ein dritter Lehrer an der Schule, der Schweizer Weguelin, der sich durch seine Übersetzungen aus dem Französischen bekannt gemacht hatte und historische Studien trieb, ursprünglich auch ein Geistlicher, wurde 1766 aufgenommen. Zwei Jahre später führte der König den Benedictiner Pernety, den er zu seinem Bibliothekar gemacht hatte, der Akademie zu. Es wird behauptet, er sei in Folge einer Verwechselung nach Berlin gekommen (s. oben S. 358); der König habe den Verfasser des Buches »sur les physionomies« gewinnen wollen, den gleichnamigen Verwandten Pernety's[1]. Die Akademie musste den bescheidenen, aber unbedeutenden Mann aufnehmen, um der Cabinetskasse die 1000 Thlr. zu ersparen, die dem Abbé ausgesetzt waren. Noch vor dem Tode Friedrich's nahm er übrigens seinen Abschied (1783) und ging nach Valence. Es ist merkwürdig, wie viele schiffbrüchige Priester und Theologen der König zu sich gezogen hat; nur solche waren ihm willkommen[2]. Solange sie auf ihrem Schiff aushielten, verachtete er sie; aber sie theilten diese Verachtung mit den zünftigen Medicinern. »Pour moi«, schrieb Friedrich an Voltaire[3], »détrompé dès longtemps des charlataneries qui séduisent les hommes, je range le théologien, l'astrologue, l'adepte et le médecin dans la même catégorie«. Auch Bitaubé, der Hugenott aus Königsberg, der in demselben Jahre wie Lagrange und Weguelin aufgenommen wurde, war ursprünglich Geistlicher. Er wandte sich aber bald der schönen Litteratur zu, beschäftigte sich mit Rousseau, lieferte eine geschätzte französische Übersetzung des Homer und verfasste selbst heroische Gedichte. Diese Thätigkeit empfahl ihn dem Könige, und er verlieh ihm einen Sitz in der Akademie; der Markgraf von Ansbach machte ihn ausserdem zu seinem Residenten in Berlin. In der Mitte der achtziger Jahre begab er sich nach Paris, ohne seine akademische Stellung aufgeben zu müssen — der Markgraf hatte ihm das ausgewirkt —, und wurde dort in die Revolution verwickelt.

Alle diese Männer bedeuteten für die Wissenschaft im Grunde wenig[4]. Dagegen ist der einzige Deutsche, der gleichzeitig mit ihnen

[1] Siehe Denina, La Prusse littéraire T. III p. 151. Formey, Souv. I p. 155.

[2] Nie oder ganz ausnahmsweise erinnerten sich diese Männer ihrer früheren theologischen Studien. Weguelin hat in den Mém. 1782 p. 517 ff. eine Studie über Athanasius veröffentlicht; sie ist unbedeutend, aber anerkennender, als es damals einem Kirchenvater gegenüber üblich war.

[3] Œuvres T. 23 p. 91 vom 1. Januar 1765.

[4] Die Grenzen des französischen Geistes kannte übrigens Friedrich sehr wohl. Schon 1760 hat er an Voltaire geschrieben (Œuvres T. 23 p. 83 vom 12. Mai):

aufgenommen wurde[1] (1768). Carl Abraham Gerhard (geb. 26. Februar 1738), einer der hervorragendsten Mineralogen und Geologen seiner Zeit gewesen, wenn er auch durch seine Lehre von der »Verwandlung und dem Übergang einer Stein- und Erdart in die andere« seinem Ruf geschadet hat. Von diesem stillen Gelehrten wurde aber in dem Kreise der französischen Litteraten wenig Aufhebens gemacht. Die Akademie besass andere Sterne, vor allem, seit dem Herbst 1767 — die Kaiserin Katharina.

Es ist ein Beweis, wie hoch Friedrich seine Akademie schätzte, dass er ihr die Kaiserin zugeführt hat. Zunächst wurde sie gebeten, die Ehrenmitgliedschaft anzunehmen (September 1767); dann, nachdem sie dem Könige die von ihr verfasste »Instruction pour la réformation des lois de la Russie« übersandt hatte[2], wurde ihr auf Befehl des Königs die wirkliche Mitgliedschaft angeboten (Januar/Februar 1768), und sie nahm sie an. Seitdem prangte sie in den Kalendern der Akademie an der Spitze der auswärtigen Mitglieder. Der König und die Akademiker waren stolz auf diese Collegin[3] —

»La France a pu produire des des Cartes, des Malebranche, mais ni des Leibniz, ni des Locke, ni des Newton. En revanche, pour le goût, vous surpassez toutes les autres nations, et je me rangerai sous vos étendards quant à ce qui regarde la finesse du discernement et le choix judicieux et scrupuleux des véritables beautés de celles qui n'ent ont que l'apparence. C'est une grande avance pour les belles-lettres, mais ce n'est pas tout«.

[1] Der um die »Allgemeine Deutsche Bibliothek« sich sammelnde Kreis, zu dem auch Sulzer gehörte, versuchte es seit der Mitte der sechziger Jahre, Moses Mendelssohn der Akademie zuzuführen (er hatte im Juni 1763 den akademischen Preis für eine Abhandlung erhalten), allein es gelang nicht. Über die im Jahre 1771 wiederholten Versuche — in der Akademie selbst hatte Mendelssohn die Majorität erlangt — und ihre Zurückweisung durch den König s. unten Cap. 4. — Aus einem Brief d'Alembert's an den König vom 15. December 1775 (Œuvres T. 25 p. 33) geht hervor, dass d'Alembert (bei seinem Aufenthalt in Berlin) dem Könige Johann David Michaelis in Göttingen als Akademiker empfohlen hat; aber Michaelis lehnte den Ruf ab. Man wundert sich, dass d'Alembert die Aufmerksamkeit des Königs auf einen deutschen Gelehrten gelenkt hat; aber das Räthsel löst sich. Michaelis hatte im Jahre 1759 den akademischen Preis gewonnen mit einer Abhandlung, die im Jahre 1760 auch französisch erschienen war unter dem Titel: »De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions«. Diese Übersetzung hatte d'Alembert gelesen. Im Jahre 1775 hat der Pariser Gelehrte die Berufung noch einmal in Vorschlag gebracht, als er hörte, Michaelis sei nun geneigter zu kommen. Es wurde aber nichts aus der Sache.

[2] Siehe die Correspondenz in den Œuvres T. 18 p. 259f., 260ff. vom 17. October und 26. November 1767. Dort auch die Motivirung, weshalb die Kaiserin ihren Aufsatz dem Könige handschriftlich und deutsch gesandt hat.

[3] Der König stellte die nordische Semiramis mit Lykurg und Solon zusammen; sie selbst hatte bescheiden in ihrem Schreiben erklärt, das meiste in ihrer »Instruction« verdanke sie Montesquieu und Beccaria.

die einzige, welche sie gehabt haben; denn die beiden Damen Kirch, Mutter und Tochter, hatten zwar redlich für die Akademie gearbeitet, waren aber nie Mitglieder geworden[1], und die schöngeistige und gelehrte Gräfin Skorzewska durfte zwar ihre Abhandlung »Considérations sur l'origine des Polonais« in der Akademie vorlesen lassen — sie selbst war dabei zugegen (26. Januar 1769) —, aber ein Sitz wurde ihr nicht eingeräumt[2].

Die öffentlichen Sitzungen waren noch immer Veranstaltungen, an denen die ganze Hofgesellschaft Antheil nahm. Für berühmte Gäste liess der König ausserordentliche Sitzungen abhalten. Viel besprochen wurde besonders die Sitzung, in der Achmed-Effendi empfangen wurde (31. December 1763). Die Akademie musste ihm allerlei Experimente vorführen, die den Türken in Erstaunen und Schrecken setzten[3]. Friedrich selbst hat seltener als früher Abhandlungen in der Akademie lesen lassen, in den sechziger Jahren, soviel bekannt, nur das Eloge auf den Prinzen Heinrich (30. December 1767)[4]. Merkwürdig, je skeptischer der König in Bezug auf die theoretischen Wissenschaften wurde, je mehr in ihm Bayle über alle philosophischen Systeme siegte, um so bestimmter wandte er sein ganzes Interesse der praktischen Moral zu und den Mitteln, sie

[1] Über Frau Kirch, die Mutter, s. oben S. 114 f. Die Tochter, Frl. Christine Kirch, hat erst mit dem Bruder, dann nach dessen Tode allein an den Kalendern, und zwar an denen für Schlesien, gearbeitet, für ein so geringes Gehalt, dass sie immer wieder um Gratificationen nachsuchen musste, die sie in der Höhe von 20 und 30 Thlrn. erhielt. Ihre Pünktlichkeit in den Berechnungen war anerkannt. Bis zu ihrem 77. Jahre hat die alte Dame die Kalender besorgt. Am 3. August 1772 wurde ihr mitgetheilt, dass ihr die Akademie unter Belassung des vollen Gehalts ihren Neffen Bode — er zeichnete sich später als trefflicher Astronom aus — beigegeben habe; sie brauche fortan nur so viel zu arbeiten, als sie wolle, und solle Bode anleiten. »Wir können übrigens nicht umhin,« schreiben die Directoren, »der Mademoiselle Kirch darüber Glück zu wünschen, dass diese Sache denjenigen glücklichen Ausgang genommen, den wir uns in Betrachtung der von den beiden Hrn. Kirchen und besonders auch von der Mademoiselle Kirch uns seit hundert Jahren geleisteten guten Dienste vorsetzen mussten« (Akademisches Archiv).

[2] Siehe Œuvres T. 20 p. XI. p. 17 ff.

[3] In der Sitzung vom 26. April 1771 war der König von Schweden zugegen und besichtigte auch das Naturaliencabinet. »Es wurde ihm ein Wurm gezeigt, der lebend aus dem Augapfel eines tartarischen Pferdes genommen war.« Noch immer sollten die Naturforscher »Curiositäten« sehen lassen. Am 24. Juli 1776 wurde auf Befehl des Königs eine ausserordentliche Sitzung gehalten, um einen russischen Grossfürsten zu empfangen.

[4] Vergl. den Brief an d'Alembert vom 7. Januar 1768 und dessen Antwort vom 29. Januar (Œuvres T. 24 p. 429 ff.). Dieses Eloge ist nicht in den Mémoires erschienen (s. Œuvres T. VII p. X, p. 37 ff.).

in einem Volke zu pflegen[1]. »Alle die modernen naturwissenschaftlichen Bemühungen in Bezug auf Elektricität, Gravitation und Chemie haben die Menschen nicht gebessert und ihren moralischen Zustand nicht geändert; sie sind also ein Luxus[2]; die Naturforscher selbst werden ja durch ihre Wissenschaft nicht vorzüglichere Menschen! Was wollen also alle jene Entdeckungen der Modernen für die Gesellschaft bedeuten, wenn die Philosophie das Capitel der Moral und der Sitten vernachlässigt, auf welches die Alten ihre ganze Kraft verwendet haben.« Diese Gedanken trug er d'Alembert vor; er habe sie lange im Herzen gehegt und schütte sie jetzt vor dem grössten Philosophen der modernen Zeit aus. · d'Alembert trat in seiner besonnenen und bestimmten Weise für die theoretischen Wissenschaften ein, schloss aber seine Ausführungen mit den Worten: »Je conviens cependant avec V. M. que la morale est encore plus intéressante, et qu'elle mérite surtout l'étude des philosophes; le malheur est qu'on l'a partout mêlée avec la religion, et que cet alliage lui a fait beaucoup de tort[3]«. Das war das »ceterum censeo« des linken Flügels der Aufklärung, den d'Alembert commandirte. Der König war nicht ganz seiner Meinung.

5.

Die letzten sechzehn Jahre der Regierung Friedrich's des Grossen sind für die Akademie still verlaufen. Nachdem sie die Bände Mémoires, die sie zur Zeit des grossen Krieges ungedruckt gelassen, nachgeholt hatte (von 1766–1770 erschienen je zwei Bände, s. oben S. 349), begann sie eine neue Serie derselben in grösserem Format und besserer Ausstattung, jedesmal eingeleitet durch einen geschichtlichen Bericht. Allein die wirkliche Geschichte der Akademie findet man nicht in diesen Einleitungen. Sie steht, in den Hauptzügen, bis zu d'Alembert's Tode (29. October 1783)

[1] Schon seit der »Instruction pour la direction de l'Académie des Nobles à Berlin« (1765, Œuvres T. IX p. 77 ff.) rückten die paedagogischen Fragen für den König in den Vordergrund. Den schönen Ausspruch: »Es ist ganz sicher der weiseste Entschluss, den man fassen kann, der, ein rechtschaffener Mensch zu sein«, hat er schon im Jahre 1760 gethan (s. Bischoff, Gespräche Friedrich's des Grossen mit de Catt u. s. w. 1885, S. 105).

[2] Aber soweit die naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Arbeiten praktischen Erfolg versprachen, hat sich der König stets für sie interessirt. So wies er (24. Mai 1767) aus den Mitteln der Akademie 200 Thlr. für Gleditsch an zu Versuchen mit »inländischer Baumwolle«.

[3] Briefe vom 7. und 29. Januar 1768 (a. a. O.).

in dem Briefwechsel verzeichnet, den der königliche Protector der Akademie mit ihrem heimlichen Präsidenten fast ununterbrochen geführt hat.

Zunächst setzte sich in der Correspondenz mit d'Alembert das moralisch-paedagogische Hauptthema fort: denn erst seit den siebziger Jahren wurde der König zum vollkommenen Moralisten im Sinne der antiken Moralphilosophen des 2. Jahrhunderts und liess alle anderen Interessen, selbst die belletristischen und musikalischen, hinter die paedagogischen zurücktreten. Die negative und die positive Seite des Problems: wie wird der schädliche Aberglaube überwunden und wie werden Raison und Tugenden gepflanzt? interessirten ihn in gleicher Weise. Während aber d'Alembert, ebenso radical wie streng wahrhaftig, die Ausrottung aller Superstitionen empfahl in der sicheren Überzeugung, dass die Wahrheit den Menschen stets und unter allen Umständen nützlich sei, controlirte in Friedrich der Staatsmann den Philosophen und rieth zu behutsamen Maassnahmen. Schon im Jahre 1769 hatte d'Alembert dem Könige geschrieben[1]: »La question: s'il se peut faire que le peuple se passe de fables dans un système religieux, mériterait bien d'être proposée par une Académie telle que la vôtre. Je pense, pour moi, qu'il faut toujours enseigner la vérité aux hommes, et qu'il n'y a jamais d'avantage réel à les tromper. L'Académie de Berlin, en proposant cette question pour le sujet du prix de métaphysique, se ferait, je crois, beaucoup d'honneur et se distinguerait des autres compagnies littéraires, qui n'ont encore que trop de préjugés«. Damals wagte der König noch nicht, diese Frage als Preisaufgabe zu stellen[2]; aber sie liess ihn nicht mehr los, und schliesslich, im Jahre 1778, entschied er sich zu dem Schritt, der so viel Staub aufgewirbelt und die Akademie in eine peinliche Lage versetzt hat (s. unten). Einstweilen begnügte er sich damit, das höhere Unterrichtswesen zu heben, und auch dabei sollte ihm die Akademie behülflich sein, nicht nur durch gute Übersetzungen antiker Schriften, auf die er das grösste Gewicht

[1] Œuvres T. 24 p. 467 vom 18. December 1769.

[2] Er selbst entscheidet sich in seiner Antwort (8. Januar 1770 p. 469ff.) dafür, dass der Irrthum leider nothwendig sei, und offenbart dabei dieselbe Vorliebe für die Chinesen wie Leibniz; sie hätten von allen Völkern am wenigsten Aberglauben: »unter 10 Millionen Menschen giebt es so wenige erleuchtete Geister, dass nichts übrig bleibt, als die Dinge zu lassen, wie sie sind; wer sie verbessern will, läuft grosse Gefahr«. Er schliesst mit Fontenelle's öfters von ihm citirtem Ausspruch: »Wenn ich die Hand voll Wahrheiten hätte, würde ich sie nicht öffnen, um sie dem Publicum mitzutheilen, weil es sich der Mühe nicht lohnen würde«.

legte[1], sondern auch durch Gutachten über Studienordnungen. Bereits im Jahre 1769 legte der Obercurator der Universitäten von Fürst der Akademie die methodologische Anweisung zum Studium vor, welche die Hallesche philosophische Facultät hatte ausgehen lassen[2]. Es erschienen dann 1770 solche Anweisungen gedruckt für alle Facultäten (Frankfurt a. O.). Auf eine Vorstellung von Fürst's (1770) hat der König randschriftlich befohlen[3]: »Die Professores müssen in der Medicin besonders bei des Boerhaven's Methode bleiben, in der Astronomie Newton, in der Metaphysik Locke, in den historischen Kenntschaften der Methode des Thomasius folgen«. Am 5. September 1779 erfolgte dann der berühmte Erlass an den Etats-Minister von Zedlitz[4] über das Schulwesen, der das Lateinische und Griechische streng festgehalten wissen will, eine wirkliche Einführung in den Geist der alten Schriftsteller fordert (in die »Sachen«, nicht nur in die Worte) und zugleich ein tüchtiges Studium der Logik nach Quintilian und Wolff verlangt. In Zedlitz hatte Friedrich einen Minister gefunden, der der herrschenden paedagogischen Tradition entgegentrat und den Grund zu einem freieren und gediegenen Schulwesen in Preussen legte. Die Akademie nahm ihn im September 1776 als Ehrenmitglied auf[5], und er begrüsste sie in einer sehr ausführlichen Antrittsrede, in der er sein paedagogisches Programm im Rahmen der Frage nach dem Verhältniss von Kosmopolitismus und Patriotismus geistreich entwickelt hat[6].

Der König selbst hat noch zweimal in der Akademie das Wort ergriffen und Abhandlungen über Themata vortragen lassen, die ihm besonders am Herzen lagen. In der Sitzung vom 11. Januar 1770 las Thiébault in seinem Auftrag das Mémoire »Sur le véritable ressort des actions humaines, considéré comme le principe de la vertu«.

---

[1] Auch der Berlinische Hugenotte und Geistliche, den der Grosskanzler von Jariges protegirt hatte und der einst zu Voltaire in Beziehungen getreten war, Moulines (geb. 1730, gest. 14. März 1802), wurde seiner Übersetzungen wegen (Ammianus Marcellinus, später die Scriptores Hist. August. und Cassius Dio) auf Befehl des Königs am 21. Juli 1775 in die Akademie aufgenommen. Er galt als einer der besten französischen Stilisten in Berlin und hat in dieser Eigenschaft dem Könige und dem Hofe Dienste geleistet.

[2] Akademisches Archiv.

[3] Siehe Büsching, Charakter Friedrich's II. (1788) S. 36.

[4] Œuvres T. 27, 3 p. 253ff.

[5] Die Akademie hatte diesmal selbst die Initiative ergriffen (Geh. Staatsarchiv, 6. September 1776).

[6] Mémoires 1776 p. 20ff. Über von Zedlitz' Bedeutung vergl. Rethwisch, Der Staatsminister Frhr. von Zedlitz und Preussens höheres Schulwesen. 2. Aufl. 1886.

Es erschien in den Publicationen der Akademie unter dem Titel: »Essai sur l'amour-propre, considéré comme principe de la Vertu[1]«. Im Jahre 1772 liess er in der öffentlichen Sitzung vom 27. Januar — sie war besonders glanzvoll durch die Anwesenheit seiner Schwester, der Königin von Schweden, und von neun Prinzen und Prinzessinnen — seinen kritischen Essay lesen »Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un état«, der sich gegen Rousseau richtet[2].

So wenig der König von diesem Enthusiasten wissen wollte, so stimmte er doch in der Anerkennung des Daseins Gottes mit ihm überein und beurtheilte in steigendem Maasse die Angriffe der modernsten französischen Schule auf den Gottesglauben als verfehlt und gefährlich. Einst hatte er die Atheisten geschützt, als sie in Frankreich verfolgt waren, ja hatte sich selbst die leichtfertigen Sätze La Mettrie's gefallen lassen; jetzt, als der Atheismus in Paris hoffähig geworden war — in einer Zeit, in der Holbach Hume auf die Bemerkung, er habe noch nie einen Atheisten gesehen, spottend

[1] Im Jahrgang 1763, der aber erst 1770 ausgegeben worden ist (p. 341 ff.). Vergl. dazu den launigen Brief an d'Alembert vom 4. Januar 1770 (Œuvres T. 24 p. 468 f.), in welchem Friedrich wiederum energisch für die Beschäftigung mit der Moral eintritt: »de bonnes mœurs valent mieux pour la société que tous les calculs de Newton«. d'Alembert stimmte dem Könige in seiner Schätzung der Selbstliebe bei, s. die folgenden Briefe p. 472 f. 474 f.; vergl. auch den Brief des Königs an Voltaire vom 4. Januar 1770 (Œuvres T. 23 p. 147). Voltaire's Dank für die Zusendung der Rede ist sehr witzig (p. 148 f.): der Philosoph von Ferney schreibt unter der Adresse des königlichen Copisten Villaume — dieser war früher auch sein Copist gewesen — in Wahrheit an den König selbst:

> »On dit qu'il y a dans votre pays un génie qui apparaît les jeudis à Berlin, et que, dès qu'il est entré dans une certaine salle, on entend une symphonie excellente, dont il a composé les plus beaux airs. Le reste de la semaine, il se retire dans un château bâti par un nécromant; de là il envoie des influences sur la terre. Je crois l'avoir aperçu, il y a vingt ans; il me semble qu'il avait des ailes, car il passait en un clin d'œil d'un empire à un autre. Je crois même qu'il me fit tomber par terre d'un coup d'aile. Si vous le voyez ou sur un laurier, on sur des roses, car c'est là qu'il habite, mettez-moi à ses pieds, supposé qu'il en ait, car il ne doit pas être fait comme les hommes. Dites-lui que je ne suis pas rancunier avec les génies. Assurez-le que mon plus grand regret, à ma mort, sera de n'avoir pas vécu à l'ombre de ses ailes, et que j'ose chérir son universalité avec l'admiration la plus respectueuse«.

[2] Mémoires 1772 (erschienen 1774) p. 9 ff. Vergl. dazu Voltaire's Dankschreiben auf die Zusendung (24. März 1772 Œuvres T. 23 p. 213). Er sagt darin, wenn auch alle vier Akademiker, Formey, Prémontval [aber er war schon seit mehr als sieben Jahren todt!], Toussaint und Merian erklären würden, sie hätten es geschrieben, so würde ich antworten: »Ich glaube das nicht; ich finde auf jeder Seite die Hand eines grösseren Meisters — voilà comme Trajan aurait écrit!«

erwidern konnte, er sässe in diesem Augenblick mit siebzehn Atheisten zu Tisch —, jetzt hielt es der König für nöthig, dieser Richtung entgegenzutreten[1]. Auch die Akademie, die niemals von der neuen Schule etwas hatte wissen wollen, betheiligte sich dabei, aber auf eine Weise, die keine Nachahmung verdient. Ihr Mitglied de Castillon veröffentlichte ein Buch unter dem Titel: »Observations sur le livre intitulé: Système de la Nature«. Vorgedruckt steht dem Werk folgende Approbation der Akademie:

Mss. les Académiciens nommés pour examiner les »Observations sur le Livre intitulé: Système de la Nature«, que M. le Professeur de Castillon fait actuellement imprimer, ont fait rapport d'une voix unanime, qu'ils l'avaient trouvé très digne d'être rendu public, et très propre à détruire les sophismes de ce dangereux ouvrage. En foi de quoi j'ai délivré le présent certificat en pleine Académie.

à Berlin, le 18 Avril 1771.

Formey, Secrétaire perpétuel.

In den Mémoires der Akademie (1771 p. 15f.) ist dieses seltsame Certificat abgedruckt, und Formey hat es mit einer längeren ungesalzenen Ausführung begleitet, in der er das Buch charakterisirt und dabei seinen Abscheu vor den »Absurditäten« des Atheismus zum Ausdruck bringt. Ob das Alles auf Befehl des Königs geschehen ist, lässt sich nicht mehr ermitteln; aber es ist unwahrscheinlich, dass die Akademie diesen auffallenden Schritt gethan hat, ohne sich der Einwilligung des Königs versichert zu haben. d'Alembert, der selbst der »absurden« Schule angehörte, schwieg kluger Weise zu dem peinlichen Verfahren, das ihm höchst anstössig sein musste.

Aber wenn der König und seine Akademie für den Gottesglauben eintraten, so waren sie keineswegs der Meinung, das alte System der kirchlichen Theologie müsse geschützt werden, im Gegentheil — je sicherer sie sich in ihrem Deismus fühlten, um so energischer erklärten sie jenem System den Krieg[2]. Besonders charakteristisch dafür ist die Unterredung, die Sulzer ein Jahr vor seinem Tode

[1] Er sah, dass die Freigeister fanatisch wurden, und das erregte seinen Abscheu. Auf sie beziehen sich die Worte: »Je suis persuadé qu'un philosophe fanatique est le plus grand des monstres possibles, et en même temps l'animal le plus inconséquent que la terre ait produit« (an d'Alembert T. 24 p. 352 vom 13. März 1771).

[2] In der bewundernden Charakterschilderung, die Friedrich von Jesus Christus entworfen hat (an d'Alembert, 18. October 1770, Œuvres T. 24 p. 503ff.), erscheint er als sanfter Essener, purer Deist und stoischer Philosoph. »Wenn ich seine Religion vertheidige, vertheidige ich die aller Philosophen, und ich gebe Ihnen alle Dogmen preis, die nicht von ihm sind.« Über Formey, der freilich kein gediegener Vertreter der kirchlichen Gläubigkeit war, und über seinen plumpen apologetischen Tractat »Confession d'un incrédule« spottete Friedrich in Versen, die er d'Alembert schickte, s. den Brief vom 27. April 1773, Œuvres T. 24 p. 597, dazu T. 13 p. 97ff.

mit dem Monarchen gehabt (31. December 1777) und selbst aufgezeichnet hat[1]. Der König, der sonst nur mit Merian, »notre bon Suisse«, persönlich verkehrte, wollte diesmal — es handelte sich um die Berufung J. C. Schulze's, gegen die der Minister von Heynitz den König im Interesse eines anderen Candidaten ungünstig gestimmt hatte — auch den angesehenen Director der philosophischen Klasse selbst anhören.

»Nachher sprach der König vieles über das epikureische System der Philosophie, dem er nicht abgeneigt schien. Er kam darauf auf die heutigen Philosophen in Frankreich, von denen er, ungeachtet seiner Verbindung mit d'Alembert, keine grosse Vorstellung zu haben schien. Er sagte unter Anderem, dass diese Leute die Menschen reformiren wollten, die sie doch gewiss nicht kennten, dass sie von dem kleinen, sehr eingeschränkten Zirkel ihrer Bekanntschaft auf die Menschen überhaupt Schlüsse machen, die nothwendig sehr einseitig sein müssten u. s. w. Dann kam die Unterredung auf die Religion. Als S. M. unter anderem sagten, dass man in dem Unsinn soweit gegangen, einen Gott anzunehmen, der einen zweiten gemacht hat, und diese zwei dann einen dritten u. s. w., nahm ich mir die Freiheit zu sagen, dass gegenwärtig die vornehmsten Theologen, besonders einige der angesehensten Geistlichen in Berlin, dergleichen abgeschmacktes Zeug nicht mehr vorbringen, dass überhaupt die christliche Lehre, so wie sie jetzt von den im grössten Rufe stehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andere Gestalt habe, als sie zu den Zeiten, da S. M. in der Religion unterrichtet worden, gehabt u. s. w. Unter anderem sagte ich auch, dass der Propst Spalding ein eigenes, mit grossem Beifall aufgenommenes Werk geschrieben habe, worin er den Geistlichen die stolze Vorstellung, dass sie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Priester Gottes hätten, zu benehmen suche und ihnen vorstelle, dass ihr Beruf als bloss politisch betrachtet, dem zu Folge sie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zur Befolgung derselben ermahnen sollten, edel genug sei u. s. w. Worauf der König sagte: 'Cela est très-bien, et je suis le premier à respecter cela[2]'. S. M. setzten hinzu, die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf sei ebenso ungereimt, als das Vorgeben, womit man den Souverainen schmeichelte, dass sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien. Er fügte wörtlich hinzu: Si je réussirais à rendre tous mes sujets parfaitement heureux, je n'aurais opéré que sur une très-petite partie de ce globe, lequel n'est qu'une partie infiniment petite de l'Univers. Comment oserais-je me comparer à cet Être qui gouverne et tient en ordre cet immense Univers?«

Voltaire's Geist spricht aus diesen Worten des Königs, und in der That — Friedrich ist dem Einsiedler von Ferney treu geblieben, obgleich er sich mit viel grösserem Ernst als jener den moralischen Problemen zuwandte. Die Correspondenz mit ihm war wieder lebhaft im Gange. Niemals hat der König Voltaire's Geist und Feder höher gerühmt als in dem Briefe an d'Alembert aus dieser

[1] Sulzer, Lebensbeschreibung, S. 61 ff. Es ist das einzige Gespräch, das er mit dem Könige geführt hat.

[2] Vergl. den Schulerlass des Königs (Œuvres T. 27, 3 p. 256 f.): »Darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, dass die Leute Attachement zur Religion behalten, und sie so weit bringen, dass sie nicht stehlen und nicht morden«.

Zeit[1]. Sofort war er bereit, für eine Büste, die dem Dichter in Paris gestiftet werden sollte, jede beliebige Summe zu zeichnen, und schickte dann 200 Louisd'or. Als Voltaire am 30. Juni 1778 gestorben war, verfasste er das glänzende Eloge auf ihn und liess es in der Sitzung vom 26. November verlesen — es ist die letzte Arbeit des Königs für die Akademie gewesen[2]. Die Ehre war um so grösser, als seit dem Eloge Maupertuis' auf Montesquieu keine Lobrede auf ein auswärtiges Mitglied gehalten worden war. Die Akademie kann nach Allem, was zwischen Voltaire und ihr vorgefallen war, und nach den Gesinnungen, die sie gegen ihn hegte, nur mit sehr gemischten Gefühlen die hochgestimmte Rede auf den einstigen Rivalen Maupertuis' angehört haben[3]. Aber der König hatte alle Ränke und Gemeinheiten des Dichters vergessen. In ihm lebte nur noch das Gedächtniss an den unvergleichlichen Schriftsteller und den Fürsten der Aufklärung. Im Jahre 1781 schenkte er der Akademie eine vorzügliche Büste Voltaire's und befahl, sie in ihren Räumen aufzustellen[4]; sie hat noch heute ihren Platz daselbst. »Nous sommes âgés tous les deux«, schrieb er an d'Alembert, »contentons-nous d'avoir vu la gloire d'un siècle qui honore l'esprit humain[5]«.

---

[1] 28. Juli 1770 (Œuvres T. 24 p. 491 f.).

[2] Mém. 1778 p. 5—23. Brief an d'Alembert vom December 1778 (Œuvres T. 25 p. 119). In dem »Eloge« berührt der König wohl den Streit Voltaire's und Maupertuis', aber er thut es nicht nur in schonendster Weise — »ces deux savants qui étaient faits pour s'aimer et non pour se haïr« —, sondern er verschleiert auch die wahren Gründe der Trennung Voltaire's von Berlin so sehr, dass der Leser glauben muss, der Siebenjährige Krieg habe den Dichter aus der preussischen Hauptstadt vertrieben! Seinen Akademikern stellte er Voltaire als einen zweiten Leibniz vor Augen, indem er verkündigte, dass »M. de Voltaire valait seul toute une académie, et qu'il était du petit nombre des philosophes qui pouvaient dire: Omnia mecum porto«.

[3] Von den Mitgliedern, die den »Akakia« erlebt hatten, lebten noch neun, nämlich Francheville, Gleditsch, Marggraf, Achard jun., Formey, Sack, Beguelin, Merian und Sulzer.

[4] Siehe Mémoires zum 8. Februar 1781. Aus dem Brief d'Alembert's vom 2. Juli 1779 (Œuvres T. 25 p. 126) ergiebt sich, dass er die Anregung zur Aufstellung der Büste in der Akademie gegeben hat; s. auch die Briefe vom 19. September 1779, 15. September, 2. October und 3. November 1780 (p. 128. 162. 163. 165). Von der Aufstellung eines Kenotaphions in der Berliner katholischen Kirche, wie d'Alembert auch gewünscht hatte, sah der König ab. »Il vaut mieux placer son buste dans l'Académie, où il n'y a rien à écraser, et où le souvenir d'un grand homme qui joignait tant de talents à tant de génie peut servir d'encouragement aux gens de lettres et les animer à mériter de la postérité de pareils suffrages.«

[5] Aber wie gering erscheint dem Könige die Frucht dieses Jahrhunderts, wenn er (Januar 1780, Œuvres T. 25 p. 138) d'Alembert gesteht: »En naissant, j'ai trouvé le monde esclave de la superstition, en mourant, je le laisserai de même«.

d'Alembert, der im Jahre 1772 Secretär der Académie française wurde, setzte seine Fürsorge für einzelne Mitglieder der Berliner Akademie ungeschwächt fort: er bedankt sich, dass Cochius aufgenommen worden sei und eine Pension erhalten habe; er bittet für Beguelin um eine Remuneration[1]. Dieser war sein besonderer Schützling, und er kommt in den Briefen immer wieder auf ihn zu reden. Besonders in der Anweisung zur Herstellung dioptrischer Gläser soll er Ausgezeichnetes geleistet haben — »ich kann das beurtheilen, denn ich habe mich auch damit befasst, bin aber nicht so weit gekommen wie er«, schreibt d'Alembert. »Ich will glauben, dass die Berechnung der Gläser bewunderungswürdig ist,« antwortete der König mit trockenem Humor, »aber Thatsache ist, dass ich sie gebraucht und nichts gesehen habe[2]«. Er schätzte Beguelin nicht so hoch wie sein Freund und hat ihn zuletzt (1784) sogar fallen lassen. Auch für Lagrange, der 1772 zum vierten oder fünften Mal den Pariser akademischen Preis erhalten hatte, verwandte d'Alembert sich immer noch, um ihm weitere Remunerationen zu erwirken, ebenso für Bitaubé[3]. Als Toussaint gestorben war, bat der König d'Alembert, für einen Ersatz zu sorgen; er selbst dachte an den Übersetzer des Virgil, Delille, denn er wünschte einen guten Rhetoriker. d'Alembert schickte Borrelly, einen Landsmann d'Argens'. Vor allem sollte er an der Ritter-Akademie unterrichten. Mit Sulzer kam er bald in einen wissenschaftlich-paedagogischen Streit[4]. Der König stellte die Schützlinge seines Freundes ohne Weiteres an, einmal mit den schmeichelhaften Worten: »Ich werde ihn so wenig refüsiren, wie Karl XII. einen Officier, den der grosse Condé empfohlen, zurückgewiesen hätte[5]«.

Aber auch bei der Besetzung der Directorstellen in der Akademie nahm d'Alembert das Wort. Noch bevor Marggraf gestorben war, schrieb er auf die Kunde hin, dass der greise Gelehrte einen Nachfolger brauche, an den König und erklärte sich bereit, für einen

[1] Œuvres T. 24 p. 498 vom 12. August 1770.

[2] Œuvres T. 24 p. 523ff. vom 3. und 29. Januar 1771.

[3] Œuvres T. 24 p. 564ff., 613 vom 16. Mai 1772 und 10. December 1773.

[4] Siehe die Briefe vom 30. Juni, 22. August, 17. September und 6. October 1772. Œuvres T. 24 p. 569ff. Die Akademie, für die sich der König im Brief vom 17. September so besorgt zeigt, ist die Ritter-Akademie. — Der König hatte in Paris stets Jemanden, der für ihn arbeitete, Auszüge aus der französischen Tageslitteratur machte u. s. w. Auch hier hat d'Alembert bei der Auswahl der Personen mitgewirkt (s. den Brief vom 9. October, Œuvres T. 24 p. 582f.), ebenso auch bei Wahlen auswärtiger Mitglieder, s. 25. April 1774 p. 622: Villoison's, des ausgezeichneten Herausgebers der Ilias.

[5] 15. Mai 1774, Œuvres T. 24 p. 625f.

solchen zu sorgen[1]. Zugleich fügt er hinzu, er schlage als Ersatz für den verstorbenen Heinius[2] Beguelin zum Director der philosophischen Klasse vor. In einem zweiten Briefe nannte er ihn noch einmal, empfahl als Chemiker Scheele in Stockholm und theilte ausserdem dem Könige mit, dass jetzt Aussicht zu sein scheine, J. D Michaelis (s. oben) für Berlin zu gewinnen. Der König antwortete — absichtlich oder war es ein Irrthum? — so, als ob d'Alembert Weguelin vorgeschlagen hätte und erklärte, er sei einverstanden; in Bezug auf Marggraf aber schrieb er: »il vit encore, et je ne crois pas qu'il ait envie d'aller sitôt travailler au laboratoire de l'autre monde«. d'Alembert nahm Weguelin für Beguelin und fuhr in der Empfehlung seines Schützlings fort. Friedrich substituirte zum zweiten Mal Weguelin für Beguelin und schrieb: »Pour votre M. Weguelin, dont je connais le mérite, je ne négligerai pas, en temps et lieu, d'avoir égard à votre recommandation; il serait peut-être un Montesquieu, si son style répondait à la force de ses pensées«. Erst nach einigen Wochen löste sich das Missverständniss[3], wenn es ein solches war; übrigens erhielt weder Beguelin noch Weguelin die Directorstelle, sondern Sulzer. Gleich darauf wurde ein gefälschter Brief Friedrich's an d'Alembert colportirt, in dem die Worte standen: »Mon Académie est trop bête pour vous fournir quelque chose d'intéressant«. d'Alembert machte den König auf die Fälschung aufmerksam, aber dieser verzichtete darauf, den Verfasser polizeilich ermitteln zu lassen; »je n'aime point à me venger, et ce n'est pas cette sorte d'athlètes qu'il me convient de combattre. Je lis les Réflexions de l'empereur Marc-Antonin, qui m'enseigne que je suis dans le monde pour pardonner à ceux qui m'offensent, et non pas pour user du pouvoir de les accabler[4]«.

Der briefliche Verkehr des Monarchen mit seiner Akademie war in diesen Jahren ziemlich lebhaft. Der König sorgte nicht nur für die Besetzung vacanter Stellen[5], sondern auch Bücher, technische Er-

---

[1] 3. October 1775, Œuvres T. 25 p. 29.

[2] Er starb, fast 88 Jahr alt, am 8. August 1775. Seit der Errichtung einer besonderen Klasse der Philosophie war er ihr Director gewesen.

[3] Briefe vom 15. December 1775 bis 26. April 1776, T. 25 p. 32—43.

[4] 26. April und 16. Mai 1776, p. 41 und 44. Gehört der Brief vielleicht schon zu den Fälschungen Baumelle's? Es finden sich in ihm die Worte: »J'ai vu bien des choses; j'ai vécu assez pour voir des soldats du pape porter mon uniforme, les Jésuites me choisir pour leur général, et Voltaire écrire comme une vieille femme«.

[5] Im Urkundenbande Nr. 174 ist ein Beispiel eines akademischen Anstellungsdecrets mitgetheilt. — Auch auf die Subalternbeamten hatte der König ein scharfes

findungen, Anerbieten aller Art, welche häufig direct an ihn gingen, schickte er der Akademie zum Bericht und beantwortete ihre Gutachten nicht selten selbst in der bekannten knappen Weise. Einige Beispiele mögen das illustriren[1]:

Auf Büchersendungen erfolgte gewöhnlich ein freundlicher Dank, aber es findet sich auch die Anweisung an den Cabinetssecretär, »dem N. N. soll so ein Compliment zur Antwort gemacht werden, welches nicht viel bedeutet« (9. September 1776). Doch auch eingehender wird der Bescheid:

> »Il est très-bien«, heisst es in einem Schreiben an die Akademie vom 1. Juni 1777, »que vous ayez suivi Mes ordres en faisant examiner l'ouvrage du Prof. Meyer, qui, selon le rapport de ceux qui étaient chargés de cet examen, ne contient rien qui puisse être envisagé comme neuf, mais renferme cependant des observations utiles, et qui prouvent avantageusement en faveur de l'application de l'auteur. Il n'y a donc rien d'extraordinaire, et il Me paraît qu'il n'est pas nécessaire que vous le receviez pour le présent membre de l'Académie«.

Es boten sich dem Könige Gelehrte zur Aufnahme in die Akademie selbst an. In solchen Fällen hat er auf die Akademie verwiesen, bei der man sich melden müsse, obgleich er ihr doch das Vorschlagsrecht entzogen hatte.

»Sa Majesté ne veut cependant pas«, liess er einem mittheilen, »lui dissimuler, que Son Académie des Sciences se choisit elle-même ses membres, et que, pour être Académicien, il faut se concilier ses suffrages et se faire connaître immédiatement à elle par ses ouvrages« (13. September 1780)[2].

Lebhaft interessirte den König das Problem, aus Sand Steine zu machen, nachdem Jemand behauptet hatte, er sei hinter das Geheimniss gekommen. Marggraf, Borrelly und Gerhard haben darüber Gutachten einreichen müssen (1776), und bis 1780 beschäftigte die Akademie diese Frage. In Bezug auf Borrelly's gelehrte Auseinandersetzungen erklärte der König, an der genauen Beschreibung der Sache, die man ihm geschickt, läge ihm nichts; »damit

---

Auge. So hatte zwar die Wahl des Copisten Schröder seinen Beifall; aber er forderte die Akademie doch auf, stets zuerst nach alten invaliden Unterofficieren auszuschauen (1780 Akademisches Archiv). Der Tresorier der Akademie, Jordan, bittet am 17. Mai 1776 um den Titel »Kriegsrath«. Ihm wird geantwortet: »S. K. M. lassen dem Tresorier Jordan auf dessen Vorstellung vom 17. dieses hierdurch bekannt machen, dass, da die Akademie mit dem Kriege nichts zu thun hat, dabei auch keine Kriegsräthe nöthig sind, und würden diese daselbst schlecht placirt sein. Es findet desshalben das Gesuch des Jordan's um den Kriegsraths-Charakter keine statt, wohl aber kann er Friedens-Rath werden; das schickt sich eher für ihn«.

[1] Sie sind theils dem Geh. Staats-, theils dem Akademischen Archiv entnommen.

[2] Vergl. dagegen, was Formey berichtet, Souv. I p. 164f.

müsst ihr mich nicht chargiren, denn darin kann ich mich keineswegs meliren, sondern das müsset ihr mit den Chemisten der Akademie zu Berlin abmachen«; er wünsche nur zu wissen, ob das Geheimniss »allhier gemacht werden könne«: über das Ergebniss ihrer Experimente sollten sie ihm mit Ja oder Nein berichten. Als sie ihm ein anderes Mal (1776) mit Untersuchungen über Indigo kamen, schrieb er: »dass Ich es gerne sehe, wenn ihr mich mit solchen Sachen, wie die sind, zufrieden lasset; denn Ich habe mehr Sachen zu thun«. Die Prüfung einer neuen Maschine war der Akademie anbefohlen (1773). Die Directoren baten den König in einer Eingabe, den Erfinder zu veranlassen, sie ihnen zu schicken. Am Rande des Actenstücks liest man die Bemerkung: »Sie können drum schreiben, Bagatelle«. Die Sammlung von Tabatieren, die der König besass, wurde bereichert durch eine solche von besonderer Composition, die ihm Marggraf überreichte (1774). »Elle m'a réussi«, schrieb dieser, »après beaucoup d'expériences d'une manière singulière: j'ai conservé la transparence avec la dureté, presque semblable à celle des pierres fines.«

Der grosse Chemiker wurde alt, und d'Alembert war recht berichtet, als er dem Könige schrieb, es werde daran gedacht, ihn zu ersetzen. Die Akademie schlug im Januar 1776 vor, den jungen F. Charles Achard (geb. 1752) — er ist der dritte dieses Namens, den die Akademie besessen hat, jener namhafte Chemiker, der Marggraf's Entdeckung des Rübenzuckers technisch nutzbar gemacht hat — als Collaborator seinem Lehrer beizugeben; zugleich bewarb sich Achard beim Könige selbst um die Stelle. Er erhielt sie auch und wurde im Juni desselben Jahres ordentliches Mitglied, aber zunächst ohne Gehalt[1]. Als dann im März 1777 Pott gestorben war, machte

[1] Bald darauf ersuchte Achard den König um einen Heirathsconsens mit der sonderbaren Bemerkung, seine eigene Familie sei mit seiner Wahl nicht einverstanden. Der König antwortete (21. September 1776): »dass er wegen seiner Verheirathung es halten soll, wie er will, und nicht nöthig hat, bei S. K. M. darüber anzufragen, indem S. M. das gar nichts angeht«. Nach einigen Jahren rief Achard noch einmal den König an, aber diesmal für die Scheidung seiner Ehe; wiederum erklärte dieser, er mische sich nicht ein (Œuvres T. 25 p. 302). — Wie Marggraf, so legte auch Achard dem Monarchen Proben seiner chemischen Experimente vor und empfing aufmunternde Anerkennungsschreiben, s. Œuvres T. 25 p. 301 f. In einem (30. Juni 1782) heisst es: »Je suis très-satisfait du résultat de vos expériences sur les effets de l'électricité sur les facultés intellectuelles (vergl. Mém. 1781 p. 9—19) . . . ., mais elles ne me font pas encore présumer que les commotions électriques soient capables de guérir également les fous. Je veux que souvent le siége de la folie soit dans le dérangement du système nerveux, et que la force électrique puisse y rétablir l'ordre; mais reste à savoir et à constater par des expériences réitérées si ce succès est permanent etc.«. Darunter eigenhändig die Worte: »Si vous pouvez

die Akademie auf's Neue eine Eingabe, in der sie den Zustand der chemischen Fächer darlegte und warm dafür eintrat, dass einer der jüngeren Chemiker, Gerhard oder Achard (bez. beide), eine akademische Pension erhalte (1. April 1777). Sie hatte aber bereits gehört, dass der König einen Ausländer zu berufen wünsche, und erklärte für diesen Fall, sich die grösste Mühe um einen solchen geben zu wollen; allein ein Mann ersten Ranges sei für 200 Thlr. nicht zu bekommen (so viel betrug das erledigte Gehalt Pott's) und der Stand der Kasse erlaube keine grössere Ausgabe(?). Umgehend schrieb der König zurück: »Da mir bekannt, dass in Stockholm ein sehr habiler Mann ist, der von der Chymie eine grosse Kenntniss besitzet, sollt ihr also zusehen, den zu bekommen; ihr müsst ihm nur Offerten machen, und euch Mühe um ihn geben; er wird es schon annehmen«. Wirklich schlug die Akademie jetzt drei Schweden vor (Bergemann, Engström, Scheele): Verhandlungen gingen hin und her; der König interessirte sich auf's Lebhafteste für die Berufung; allein keiner der drei Gelehrten nahm an. Ob die Akademie, die Achard das Gehalt zuwenden wollte, die Angelegenheit absichtlich hat scheitern lassen, ist nicht mehr zu ermitteln; der König nahm das an und theilte ihr unvermuthet mit, dass er Ferber in Mitau — der Minister von Heynitz hatte ihn empfohlen — berufen habe; er solle die 1600 Thlr. Marggraf's als Gehalt beziehen, die auch dem Schweden Bergemann angeboten worden seien. Die Akademie antwortete (11. November 1777), Marggraf sei nicht gestorben, sondern arbeite noch immer mit Eifer, auch habe er nie 1600 Thlr. bezogen, sondern Alles in Allem 900 Thlr.; dem Schweden seien niemals 1600 Thlr. angeboten worden; endlich, Ferber's Gehalt in Mitau sei nicht so hoch, dass man ihm eine so grosse Summe geben müsse. In zwei weiteren Eingaben empfahl sie Achard noch einmal dringend und erklärte ausserdem, sie habe bereits drei Chemiker (Marggraf, Gerhard, Achard); viel nöthiger sei ihr ein Astronom; sie habe einen solchen in J. C. Schulze gefunden, den Lagrange auf's Beste empfehle. Der König liess sich Schulze widerwillig gefallen[1], entschied aber, dass ausser ihm auch Ferber (als Chemiker) zu berufen sei; das nöthige Geld

parvenir par l'électricité à donner de l'esprit aux imbécilles, vous valez plus que votre poids d'or, car vous ne pesez pas autant que le Grand Mogol«.

[1] Ordre vom 5. October 1777: »Si les talents et la capacité du Sr. Schultze répondent effectivement au témoignage avantageux que vous venez de M'en rendre, vous pouvez le fixer parmi vous en lui confiant la classe de mathématique, qu'avait ci-devant le Sr. Lambert. Au reste, J'ai de la peine à croire qu'il soit aussi habile que son prédécesseur«.

werde sich schon finden, wenn nicht, so sei es den Überschüssen der Akademie zu entnehmen (7. December 1777). Allein Ferber kam damals doch nicht: der berühmte Mineraloge ist erst nach Friedrich's Tode der Akademie zugeführt worden. Achard erhielt keinen Rivalen und rückte nach Marggraf's Tode (8. August 1782) in die Hauptstelle und in das Directorat der physikalischen Klasse ein.

Auch Meckel's Gesundheit war so erschüttert (er starb am 18. September 1774), dass er im October 1773 seine Stelle niederlegte. Die Akademie empfahl erst den Anatomen Lobstein in Strassburg, von dem uns Goethe erzählt hat, dann Neubauer in Jena; aber auf königlichen Befehl wurde (2. December 1773) Walter, der Schüler Meckel's, ernannt[1]. Hoch geschätzt in seinem Fache, hat er den Grund gelegt zu der grossen anatomischen Sammlung, welche die Berliner Universität besitzt.

Am nöthigsten hatte die philosophische Klasse eine Auffrischung, war doch ihr Director, der hochbetagte Rector des Joachimsthalschen Gymnasiums Heinius, seit dem Jahre 1766 in keine Sitzung mehr gekommen, und sie selbst war auf drei Mitglieder zusammengeschmolzen. Aber der König, an dem Zustand der Philosophie in Frankreich und in Deutschland verzweifelnd — an Kant dachte er nicht! —, suchte einen Philosophen nach seinem Herzen, ohne ihn zu finden. Am 25. Februar 1779 starb Sulzer, der nach Heinius' Tode nur drei Jahre das Directorat bekleidet hatte. Der König hatte ihn nur bestätigt, weil er keinen Würdigeren finden konnte. Nach Heinius' Tode hatte sich sowohl Beguelin (s. oben) als Formey um die Stelle beworben[2], der letztere unter Berufung auf seine Anciennetät. Allein der König hatte beide abschlägig beschieden und die Akademie angewiesen, »einen anderen Menschen, der die Direction zu führen vollkommen geschickt ist, auszumitteln« (8. September 1775). Ein solcher hatte sich jedoch nicht gefunden, und so war nach einigen Monaten Sulzer eingesetzt worden. Nun war auch er gestorben, und wiederum stand die Akademie vor der Frage der Besetzung. Die laufenden Geschäfte führte einstweilen de Beausobre (er wird auch einmal Director genannt, ist es aber nie wirklich gewesen); er erkrankte bald schwer (gest. 3. December 1783), so dass an seine Wahl nicht zu denken war. Der König befahl, nach einem

[1] Geb. am 1. Juli 1734, gest. am 3. Januar 1818. Ein zweiter Mediciner, der im Juli 1776 in die Akademie aufgenommen wurde, Henckel, starb schon nach drei Jahren.

[2] Die Akademie selbst hatte Beguelin vorgeschlagen.

Ausländer zu suchen, aber die Akademie reichte ihm trotzdem einfach die Liste der Mitglieder der philosophischen Klasse zur Auswahl ein (d. h. nur zwei konnten in Betracht kommen), an ihrer Spitze den ältesten, d. h. Formey. »Il était assurément naturel«, schreibt Formey selbst in seinen anonym erschienenen »Souvenirs[1]«, »d'en choisir un, et surtout celui que son savoir distingué, encore plus que la juste reconnaissance du nouveau monarque, a pourvu de ce poste, demeuré vacant jusqu'alors.« Man wird sich wundern zu hören, dass der hier so wohlwollend charakterisirte Akademiker Niemand anders ist als Formey selbst! In der That hat ihn Friedrich Wilhelm II. zum Director der philosophischen Klasse ernannt. Friedrich der Grosse aber schätzte die Talente des beständigen Secretars geringer ein. Er schrieb der Akademie am 8. Juli 1780 zurück[2]:

»Tout ce que vous me dites par votre rapport d'hier ne saurait me faire changer de sentiment. Il faut pour directeur de la classe de la philosophie un philosophe dans toute l'étendue du terme, sans quoi ce serait mettre un architecte à la tête de la chirurgie. Ainsi je me réfère à mes ordres ultérieurs.«

Nun musste man sich doch entschliessen, einen Ausländer zu ermitteln. Prevost aus Genf wurde berufen; man konnte ihn aber nicht sofort zum Director machen. Als er 1784 Berlin bereits wieder verliess, suchte man nach einem Ersatz. Formey erzählt, ein Stuttgarter Gelehrter (Schwab, er erhielt 1784 den akademischen Preis) sei in's Auge gefasst, aber von seinem Monarchen nach längeren Verhandlungen zur Ablehnung bestimmt worden. Bis in's Frühjahr 1782 hatte sich die Frage nach der Besetzung des Directorialpostens neben jenen Bemühungen hingezogen; dann — die Angelegenheit lässt sich aus den Acten nicht völlig in's Klare bringen — muss die Ernennung Formey's zum Director erschlichen, aber gleich darauf vom Könige rückgängig gemacht worden sein[3]. Im akademischen Protokoll ist zum 25. April

[1] I, 161 f.

[2] Formey selbst theilt a. a. O. diesen Brief mit, so sicher war er seiner Reputation bei seinen Lesern!

[3] Nach dem Akademischen Actenfascikel III, 13 (Gehaltsbewilligungen) scheint die Sache so verlaufen zu sein, dass Merian, der Freund Formey's, eine königliche Ordre in Bezug auf Gehaltserhöhungen veranlasst hat, in welcher Formey als Director der philosophischen Klasse bezeichnet war. Der König hat das nicht bemerkt und die Ordre unterschrieben. Sie wurde nun als königliche Ernennung ausgegeben und der Akademie Mittheilung gemacht (den Dankesbrief, den Formey dem Könige geschrieben, hat dieser augenscheinlich nicht gelesen). Der Akademie aber genügte diese eigenthümliche Ernennung nicht; sie fragte an und erhielt nun die Antwort, die S. 385 Z. 5 mitgetheilt ist. Formey, tief gekränkt, hat den Verlauf der Sache zu den Acten gegeben und mit den Worten beschlossen: »Nolite

1782 vermerkt: »Merian a annoncé la nomination de M. Formey à la place de Directeur de la Classe de Philosophie«. Aber als wenige Tage später die ökonomische Commission der Akademie beim Könige anfragte, ob Formey das Directorialgehalt von 200 Thlr. beziehen solle, schrieb Friedrich eigenhändig zurück: »Jamais prêtre ne sera philosophe et jamais philosophe ne peut être prêtre«. Formey selbst hat in seinen Souvenirs nichts von einer Ernennung erzählt, im Gegentheil gesagt (s. oben), dass er die ihm zukommende Anerkennung erst von Friedrich's Nachfolger erhalten habe. Auch die akademischen Kalender bezeichnen in dieser Zeit den Platz des Directors der philosophischen Klasse stets als vacant, und dem entsprechend ist sogar unter Friedrich Wilhelm II. bezweifelt worden, ob sein Vorgänger jemals eine Ordre mit der Bezeichnung Formey's als »Director« ausgestellt hat[1].

Der König hatte sich übrigens in diesen Jahren an den unvermeidlichen Secretar gewöhnt, behandelte ihn freundlich und erhöhte sogar seine Pension; nur zum Director der philosophischen Klasse hielt er ihn für ungeeignet. Seit dem letzten Feldzug im Jahre 1779 liess er in den Spätnachmittagstunden Akademiker zu sich kommen, um sich mit ihnen zu unterhalten und sich zu zerstreuen. Früher hatte er das niemals gethan. So ist auch Formey, der den König bisher nie gesprochen hatte, in den letzten sieben Jahren ein paar Mal befohlen worden und hat nicht unterlassen, von diesen Audienzen — Merian führte regelmässig die Collegen ein — in seinen »Sou-

confidere principibus«; allein man kann nicht verkennen, dass es der König gewesen ist, der sich über ein illoyales Verfahren zu beklagen hatte. — Formey's Mittheilung, dass an Stelle Prevost's (im Jahre 1785) Schwab aus Stuttgart berufen werden sollte, lässt sich aus den akademischen Acten bestätigen. Der König gab den Befehl, mit ihm zu verhandeln. Ein halbes Jahr schrieb man hin und her; schliesslich zerschlug sich die Sache. Eine Zeit lang schien es auch, als werde Prevost wieder nach Berlin zurückkehren — der König wünschte es lebhaft (s. die Ordre vom 1. October 1785) —, aber es gelang nicht, diesen tüchtigen Gelehrten wiederzugewinnen. Die Stellung als Lehrer an der Ritterakademie, die der König nicht von dem Sitz in der Akademie trennen wollte, schreckte ihn ab. Man sieht hier deutlich, wie verhängnissvoll für die Akademie die Personalunion beider Anstalten war. Man hat sich dann noch (1785/86) für den erledigten Stuhl der Philosophie um den Schweizer Valtravers und um L'Evesque — Merian empfahl jenen, Condorcet diesen — bemüht. Der König lehnte den bereits mehr als sechzigjährigen Valtravers mit der eigenhändigen Bemerkung in der Ordre ab: »Er wird hierher kommen, um sich bei uns begraben zu lassen«. Über L'Evesque s. unten.

[1] Bis zum Tode Friedrich's blieb die Directorstelle unbesetzt; doch trat in die fast ausgestorbene Klasse am 23. Februar 1783 d'Anieres ein, vermochte ihr aber nicht viel zu bieten.

venirs« ausführlich und selbstgefällig zu erzählen[1]: ausdrücklich bemerkt er dabei, niemals habe der König durch Spott verletzt, immer sei er lebhaft gewesen und habe durch Geist und Vielseitigkeit der Interessen die Hörer entzückt[2]. Anziehender noch als Formey's Berichte ist die Schilderung seiner Unterredungen mit Akademikern, die der König selbst in einem Brief an d'Alembert gegeben hat[3].

> Depuis mon retour à Berlin, j'ai voulu décrasser mon esprit de la rouille de la campagne par un vernis académique. Je me suis entretenu avec M. Formey. Nous avons savamment et profondément discuté, à ma grande édification, les matières les plus graves, dont notre secrétaire perpétuel a voulu me convaincre. Un autre jour l'homérique Bitaubé m'a fort assuré que l'auteur de l'Iliade et de l'Odyssée était le seul poète qu'eût produit ce long enchaînement de siècles. Puis je me suis corroboré par les sages réflexions politiques et philosophiques de M. Weguelin; et comme les soins de la terre m'avaient fait pour un temps oublier le ciel, M. Bernoulli a bien voulu me communiquer l'itinéraire des astres; il m'a appris qu'on soupçonnait la cour de Vénus d'être plus nombreuse qu'on ne l'avait cru, et qu'on avait des indices d'un de ses satellites. Moi qui vais un peu vite en besogne, j'ai d'abord baptisé ce satellite, que j'ai nommé Cupidon. Je me suis recommandé aux bonnes grâces de cette divinité, du nouveau satellite et des trois Grâces. M. Bernoulli prétend, par le moyen de ce satellite (qui est apparemment un espion), savoir au juste la masse et la taille de la déesse de Cythère, comme s'il l'avait mesurée avec sa ceinture; je l'ai fort prié d'en garder le secret, pour ne point décréditer les chefs-d'œuvre des Phidias et des Praxitèle qui ont sculpté cette déesse si supérieurement. Depuis, j'ai vu M. Lagrange, qui a bien voulu tempérer la sublimité de son langage en raison inverse des carrés de mon ignorance; il m'a conduit d'abstraction en abstraction dans un labyrinthe d'obscurités, où mon pauvre esprit se serait perdu, si notre bon Suisse M. Merian ne m'avait retiré des sublimes régions infinitésimales pour me remettre sur ce globe abject et brut où je végète. Enfin, M. Achard m'a appris ce que c'est que l'air fixe, et il m'a fait convenir sans peine que la matière a une infinité de propriétés qui ont échappé jusqu'ici à notre connaissance, et que ce ne sera qu'en suivant Bacon, à force de faire des expériences, que nous pourrons, avec le temps, étendre de quelques degrés la sphère étroite de nos connaissances. Malheureusement les premiers principes des choses demeureront à jamais hors de la portée de notre faible pénétration. Tel est en abrégé le petit cours académique que j'ai fait durant ma maladie. Cela ne valait pas la peine de le communiquer au sublime Anaxagoras (= d'Alembert); non sans doute; si j'avais vu quelques chose de plus intéressant à lui apprendre, je l'aurais fait[4].

[1] I, p. 122 ff.

[2] Formey erzählt u. A. von einer Audienz, bei welcher der König in mehr als halbstündiger, zusammenhängender Rede den Kaiser Tiberius vertheidigt habe (I, p. 126).

[3] Januar 1780, Œuvres T. 25 p. 139.

[4] Einen ähnlichen, aber kürzeren Bericht hat Friedrich am 13. (23.) Januar 1782 (Œuvres T. 25 p. 212) noch einmal an d'Alembert gesandt: »J'ai vu la plu-

Diese Unterhaltungen, die der König, wie man sieht, nicht überschätzte, hatten begonnen, nachdem die Akademie durch den Befehl, als Preisaufgabe das Thema zu stellen: »S'il est permis de tromper le peuple«, in die grösste Verlegenheit versetzt worden war (1777/78). In dem nächsten Capitel wird näher von dieser Aufgabe die Rede sein müssen. Der König, weit entfernt sich einen frivolen Scherz zu erlauben, nahm die Frage sehr ernst. Seit 1769 hatte er sich mit ihr auf d'Alembert's Anregung beschäftigt (s. oben). Jetzt, nachdem dieser (22. September 1777) förmlich den Antrag gestellt hatte, der König möge das Thema als Preisaufgabe der Akademie vorschreiben, entschloss er sich dazu, weil es ihn tief bewegte, dass der Antragsteller in dieser wichtigen Frage anderen Sinnes war als er. Der Areopag der europäischen Philosophen sollte angerufen werden und die Akademie dann entscheiden. Aber der König bedachte nicht, wie ungeeignet die Frage war, vor einer königlichen Akademie verhandelt zu werden.

Der briefliche Verkehr mit d'Alembert erhielt noch im November desselben Jahres einen starken Stoss durch eine Indiscretion von d'Alembert's Seite. Ein halbes Jahr dauerte die Unterbrechung: dann, nach dem Tode Voltaire's, wandte sich der König dem alten Freunde wieder zu, und bald war das frühere Verhältniss wiederhergestellt. Aber von der Akademie ist in dem Briefwechsel nicht mehr viel die Rede — nicht, weil d'Alembert's Verhältniss zu ihr ein anderes geworden wäre, sondern weil der König an den Dingen wenig mehr rührte und alle Veränderungen auf das geringste Maass beschränkte[1]. Im September 1780 war der Genfer Prevost Mitglied geworden (s. oben), wahrscheinlich auch nicht ohne d'Alembert's Rath: wenigstens rühmte dieser später Prevost's Euripides-Übersetzung dem Könige[2]. Im Jahre 1781 empfahl er ihm den Schweizer Johannes von Müller, der sich damals in Berlin aufhielt und sich

part de nos académiciens. On m'a parlé, les uns d'une nouvelle planète, les autres d'une nouvelle comète; j'attends qu'ils décident de son sort, pour l'honorer en conséquence. Pour M. de Lagrange, il calcule, calcule, calcule des courbes tant que vous en voudrez; M. Formey fait des panégyriques, Achard de l'air déphlogistiqué, Weguelin étudie comment on aurait pu terminer plus vite la guerre de trente ans, et mois, je ne fais rien, sinon des vœux pour votre conservation, des malédictions contre la néphrétique, et des souhaits pour le rétablissement de la paix en Europe«.

[1] Über d'Alembert's Antwort auf die Zusendung der Schrift des Königs über die deutsche Litteratur s. das folgende Capitel.

[2] 16. Februar und 28. April 1783, Œuvres T. 25 p. 250. 253.

jedenfalls an ihn um Fürsprache gewandt hatte, nennt ihn aber »Mayer«. »On me mande«, schreibt er, »qu'il y a actuellement à Berlin un jeune savant, nommé M. Mayer, qui vient de publier en allemand une excellente »Histoire de la Suisse«; que cette histoire a été traduite en français; qu'elle est pleine de philosophie et de vérités courageuses; que l'auteur est en état d'écrire en français; qu'il désirerait se fixer dans les États de V. M., et que l'Académie ferait en lui une excellente acquisition, si V. M. jugeait à propos de l'y attacher, en le fixant d'abord par une modique pension de 400 écus, dont il se contenterait jusqu'à ce qu'il eût mérité par son travail d'obtenir une plus forte récompense«[1]. Der König erwiderte[2]: »Ce M. Mayer a été ici. Je vous confesse que je l'ai trouvé minutieux; il a fait des recherches sur les Cimbres et sur les Teutons, dont je ne lui tiens aucun compte; il a encore écrit une analyse de l'histoire universelle dans laquelle il a studieusement répété ce qu'on a écrit et dit mieux que lui ... Nos Allemands ont le mal qu'on appelle logon diarrhœa«. Müller erhielt damals keine akademische Stellung[3]. Grosse Mühe gab sich d'Alembert, einen gewissen Dubois, der über die Geschichte der polnischen Litteratur geschrieben und bereits Abhandlungen in die Mémoires eingerückt hatte, an Francheville's und Beguelin's Stelle in die Akademie zu bringen[4]; aber auch dazu kam es nicht. Der König war doch zurückhaltender geworden gegenüber Empfehlungen auch

[1] 9. Februar 1781 T. 25 p. 174.

[2] 24. Februar 1781 p. 176.

[3] Schon im Jahre 1773 hätte er, 22 Jahre alt, Director des Joachimsthalschen Gymnasiums werden können. Sein Landsmann Merian hatte ihn dem Minister von Zedlitz für diese Stelle empfohlen, und dieser hat den Ruf an ihn ergehen lassen. Allein Müller schlug ihn aus — er wollte nicht Schulmann, sondern Staatsmann werden —, bewarb sich aber, die Vermittelung de Catt's anrufend, um eine Anstellung im preussischen Staatsdienst. Doch dieser Plan verwirklichte sich damals nicht. Erst nachdem er die »Schweizergeschichte« (erste Bearbeitung 1780) und die »Essais historiques« — beide sind auf Friedrich den Grossen berechnet — veröffentlicht hatte, begab er sich nach Berlin, erreichte aber seine Absichten bei dem Könige nicht trotz d'Alembert's Vermittelung. Nach kurzem Aufenthalt verliess er die Stadt. Erst 23 Jahre später sollte er als gefeierter Historiker und Staatsmann dort eine einflussreiche Stellung erhalten.

[4] 10. September 1781 p. 200ff. Als Bibliothekar hatte er ihm einige Jahre früher Delisle, »einen der Märtyrer der Philosophie«, empfohlen. Seit 1774 wurde an dem neuen Bibliotheksgebäude gebaut. Im Jahre 1780 war es vollendet. »J'ai fait construire à Berlin une bibliothèque publique. Les œuvres de Voltaire étaient trop maussadement logées auparavant« (an Voltaire, 9. November 1777 T. 23 p. 412). Zu Friedrich's Zeiten wurde die Königliche Bibliothek noch nicht in ein näheres Verhältniss zur Akademie gebracht.

von d'Alembert's Seite: nicht alle Empfohlenen hatten auf die Dauer den Erwartungen entsprochen. Er schreibt[1]:

»Vous ne devez pas vous étonner de ce que j'aurais voulu parler à ce M. Dubois avant de l'engager. Vous ne sauriez croire quelles caravanes arrivent ici d'insectes littéraires, dont à peine on peut se débarrasser, d'autant plus que c'est en Pologne où cette vermine pullule; et le séjour que le sieur Dubois a fait dans ce royaume (où ne vont guère des gens de mérite) faisait naître des préjugés défavorables, qu'il ne pouvait détruire qu'en prouvant le contraire par son mérite.«

Dagegen ist der König seinem alten Grundsatz treu geblieben, Verfolgte aufzunehmen und zu ehren. Am 30. October 1782 theilt er dem Freunde mit, dass er den Professor und Abbé Denina aus Turin nach Berlin ziehen werde, weil er dort einiger »phrases raisonnables et modestes« wegen schwere Angriffe erleide. »Il vient pour dire tout haut en Allemagne ce qu'il pensait tout bas en Italie[2].« Denina kam wirklich (7. November 1782); die Akademie hat in ihm einen recht unbedeutenden Vielschreiber erhalten.

In demselben Jahr hielt sich noch ein anderer Verfolgter von grösserem, aber wenig begründetem Ruf in Berlin auf. Es war der Abbé Raynal, der sich durch historische Arbeiten bekannt gemacht hatte, schon seit 1750 auswärtiges Mitglied der Akademie war[3], Frankreich seines Werkes »Histoire philosophique du commerce des Européens dans les Indes« wegen hatte verlassen müssen und es nun nach längerem Aufenthalt in England in Berlin versuchte. Angeblich war er gekommen, um Studien über die Aufhebung des Edicts von Nantes zu machen. Man behauptete aber, dass er Präsident der Akademie werden wollte. Allein er erreichte beim Könige seine Wünsche nicht: »alterte« auch die Akademie nach einem Ausspruch Friedrich's, so konnte ihr doch nicht durch die Einsetzung eines Präsidenten geholfen werden, der selbst bereits siebzig Jahre alt war. Im Mai 1783 verliess Raynal Berlin wieder. Durch einen Preis von 1400 Franken für eine Abhandlung: »Sur la manière d'écrire l'histoire« suchte er sein Andenken zu erhalten. Der Preis wurde nicht ertheilt, und die Summe dem Abbé wieder zugestellt[4].

[1] 13. (23.) Januar 1782 p. 211 f.

[2] Œuvres T. 25 p. 242.

[3] Er ist eines der nicht eben zahlreichen auswärtigen Mitglieder, das einen Beitrag für die Mémoires geliefert hat. Im Jahrgang 1751 steht seine Abhandlung über die Erhebung Karl's V. auf den Kaiserthron.

[4] Siehe Denina, Essai p. 367, La Prusse litt. T. III p. 197 ff. Der sonst so wohlwollende Bartholmèss (I p. 224) bezeichnet den Exjesuiten Raynal als »sophiste corrompu, rhéteur ambitieux, compilateur sans utilité comme sans probité«. Friedrich

Am 29. October 1783 starb d'Alembert. Sein Tod beraubte den König fast des letzten nahen Freundes[1]: aber er dachte bei dem Verluste auch an seine Akademie. »Trois grands géomètres se sont suivis en peu de temps, Bernoulli, Euler et d'Alembert, et l'Académie royale de Berlin a fait une triple perte[2].« Einen Pariser Rathgeber für die Besetzungen meinte der König nicht entbehren zu können — an einen Deutschen dachte er nicht —, und so wandte er sich jetzt an Condorcet, den beständigen Secretär der Académie des Sciences, den Freund und Biographen Voltaire's, mit der Bitte, d'Alembert's Functionen zu übernehmen[3]: Condorcet ist wie d'Alembert »heimlicher Präsident« der Akademie, freilich nur 16 Monate, gewesen. Am 6. April 1785 schrieb ihm der König[4]:

»Autrefois M. d'Alembert m'a fait le plaisir de me procurer quelques bons sujets pour l'Académie des Sciences; il vient de m'en manquer deux, et vous me rendriez un véritable service, si vous pouviez m'en procurer. L'un, c'est Thiébault, qui était grammairien et puriste. Je crois que l'abbé Beauzée serait le plus capable de le remplacer, s'il voulait accepter la place ... L'autre qui nous a quittés, c'est M. Prevost, qui avait le département de la philosophie et des belles-lettres. Personne n'est plus capable que vous de trouver des sujets dignes de les remplacer.«

Condorcet empfahl als Grammatiker Dupuis, Professor an der Pariser Universität[5]. Eine lebhafte Correspondenz mit dem Könige enspann sich, in welcher dieser u. A. dem Marquis versicherte, seine Eloges seien vorzüglicher als die d'Alembert's. Im December 1785 ersuchte ihn Friedrich, ihm L'Evesque, den Condorcet als Philosophen empfohlen hatte, auch wirklich zu besorgen, »dont mon Académie a si grand besoin[6]«. Condorcet antwortete, dass L'Evesque die Stelle annehme; er sei in der exacten Philosophie ein Schüler

hat ihn in früheren Jahren geschätzt, aber dann bald die Declamationen des Mannes richtiger gewürdigt. Als in dem von einigen Akademikern geleiteten »Journal littéraire de Berlin« eine Anzeige des Raynal'schen Hauptwerkes erschienen war, schrieb er in scharfen Worten der Akademie, sie solle mehr Sorgfalt auf die Zeitung verwenden und zusehen, dass seine Akademie sich nicht durch das Blatt compromittire.

[1] Am nächsten stand ihm in dieser Zeit Lucchesini, und wahrscheinlich hätte dieser den Präsidentensitz erhalten, wenn er ihn gewünscht hätte. Einen nachweisbaren Einfluss auf die Akademie hat er nicht ausgeübt, wenn er auch vom Könige, ähnlich wie früher d'Argens, als Mittelsperson benutzt wurde.

[2] Schreiben an von Grimm vom 31. October 1783, Œuvres T. 25 p. 348.

[3] Condorcet, den Voltaire einen »Vulkan, bedeckt mit Schnee« genannt hat, hatte im Jahre 1778 den Berliner akademischen Preis erhalten für eine Untersuchung über die Kometen. Auswärtiges Mitglied wurde er erst nach dem Tode Friedrich's (21. November 1786), jedoch aus politischen Gründen am 25. Januar 1793 wieder gestrichen. Er endete durch Selbstmord am 8. April 1794.

[4] Œuvres T. 25 p. 371.

[5] 2. Mai 1785 p. 373 f.

[6] 12. December 1785 p. 381.

Locke's, in der Moralphilosophie ein Schüler der Alten — das war ein wenig nach dem Munde geredet. L'Evesque sollte Ende April, Dupuis im Herbst 1786 nach Berlin kommen[1]: allein sie sind schliesslich doch nicht Mitglieder der Akademie geworden[2].

Mit ihrem grossen Könige alterte auch die Akademie. Die erledigten Stellen wurden nur zum Theil wieder besetzt. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug nur noch 18. Zwar die physikalische und die mathematische Klasse behaupteten ihr Ansehen und waren gut und ausreichend besetzt; aber die philosophische, einst der Stolz der Akademie, war seit Sulzer's Tode nur ein Schatten und starb aus — der alte Formey und d'Anieres waren die einzigen Mitglieder — und die philologische Klasse war, von Merian abgesehen, nichts anderes als das Lehrercollegium der Ritterakademie. Diese Schule war unter Friedrich II. der Akademie so verhängnissvoll geworden, wie das Collegium medico-chirurgicum unter seinem Vater. Die beiden litterarischen Klassen bedeuteten so gut wie nichts, nichts in der deutschen Litteratur und Wissenschaft, die an ihnen weder Antheil genommen noch erhalten hat, und wenig in der französischen, denn ihre besten Kräfte waren geschickte Übersetzer. Es gab an der ganzen Akademie nur einen Mann, der zwar in den Mémoires französisch schreiben musste, aber deutsch empfand. Er gehörte zu keiner Klasse, sondern war Ehrenmitglied: aber er arbeitete für die deutsche Litteratur und Geschichte: dieser Mann war Hertzberg. Was er für deutsches Wesen schon unter Friedrich's Regierung gethan, wird im nächsten Capitel, was er für die Umbildung der Akademie geleistet hat, im folgenden Buch zur Darstellung kommen.

Dreiundzwanzig Jahre hindurch (1763–1786) sass der wirkliche Präsident der Akademie in Paris, erst d'Alembert, dann Condorcet: die Secretare der französischen Akademie leiteten zugleich die preussische! Wer etwas erreichen oder durchsetzen wollte, wandte sich über Paris an den König! Auch Leibniz hat sechszehn Jahre lang von Hannover aus die Berliner Societät geleitet: aber er war ein Deutscher, und Hannover war nicht Paris! Diese Fremdherrschaft im eigenen Lande hat der König geschaffen und ertragen, der im Felde die Franzosen besiegt hat und der die französische Litteratur als sinkend beurtheilte. Während sich der

[1] Briefe vom Januar und 26. März 1786 p. 382 f.

[2] L'Evesque wurde Professor an der Ritterakademie.

deutsche Geist um 1786 bereits mächtig entwickelt hatte und Unsterbliches schuf, sassen in der Akademie Friedrich's nur fünf Deutsche: Gleditsch, Gerhard, Roloff, Walter und Schulze, fünf Naturforscher; sie repräsentirten die deutsche Wissenschaft und Litteratur! Alle übrigen waren Ausländer: Schweizer, Hugenotten, Franzosen, Italiener. Dieser Zustand war unhaltbar; er wurde jetzt endlich in Berlin, in Preussen, in ganz Deutschland als eine Schmach empfunden und mit Groll und Bitterkeit beurtheilt.

Die Abhandlungen der Akademie blieben geschätzt, und wenn sie weniger Aufsehen machten als früher, so mag Denina's Urtheil zutreffen: »La maturité des productions les rendait moins piquantes«. Die Akademie frappirte nicht mehr wie in den Tagen Maupertuis' und brüskirte nicht wie einst, als La Mettrie, d'Argens und andere Freigeister unter ihren Mitgliedern aufgeführt wurden und Unkundige sie für eine Hochburg des Antichristenthums halten mussten. Die schiffbrüchigen Theologen der letzten Stürme, die sich in den Hafen der Akademie gerettet hatten, kämpften nicht gegen Christenthum und Kirche, mochten sie auch einst so schlimme Bücher geschrieben haben wie Toussaint.

Zwischen den verschiedenen Klassen der Akademie hat zu allen Zeiten ein inniger Zusammenhang bestanden: den naturwissenschaftlichen Abtheilungen fehlte nichts, und doch litten sie mit unter dem Niedergang der anderen. Der »schläfrige Zustand« steckte auch sie an; es herrschte kein freudiges Leben und Streben mehr in den Räumen der Akademie. Beweis dafür ist, dass sich bereits im Jahre 1773 eine »Privatgesellschaft der naturforschenden Freunde« neben der Akademie gebildet hatte (bestätigt im October 1773), und dass ein hervorragender Akademiker, der Botaniker Gleditsch, zu ihren Stiftern gehörte[1]. Man erinnert sich hier der Bildung neuer Gesellschaften in den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's I. und vor der Neugründung der Akademie im Jahre 1743[2].

[1] Geh. Staatsarchiv; im October 1777 erhielt sie das Recht, ein Siegel (aber ohne Adler) zu führen. Bestätigt als »Naturforschende Gesellschaft« wurde sie im Februar 1790. Auch Achard und Bode waren Mitglieder. Die Gesellschaft kam Dienstags bei einem Mitgliede zusammen und gab auch Schriften heraus — bis 1786 zehn Bände —, besass ein Naturaliencabinet und eine Bibliothek, s. Nicolai, Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam [3] Bd. 2 S. 722 f.

[2] Im Jahre 1783 hatte sich auch eine freie philosophische Gesellschaft gebildet, die sich alle vierzehn Tage versammelte und sich erst 1798 auflöste. Ihr gehörten alle bekannten Berliner Aufklärungsphilosophen an, Mendelssohn, Nicolai, Teller, Engel, Spalding, Biester u. A.

Am 17. August 1786 starb der grosse König. Mit seinem Tode schliesst auch die Geschichte seiner Akademie. Das Jahr vorher hatte er noch einen bedeutsamen Act der Pietät vollzogen. J. G. Müchler und Moses Mendelssohn wollten den drei Philosophen der Akademie Leibniz, Sulzer und Lambert ein gemeinschaftliches Monument auf einem öffentlichen Platze Berlins errichtet sehen und machten deshalb eine Eingabe. Der König antwortete ihnen[1]:

»Denkmäler von verdienstvollen Männern sind von jeher als Aufmunterungen zu ihrer Nachahmung gestiftet worden. Ein Freiherr von Leibniz, ein Sulzer, ein Lambert verdienen nicht weniger, dass ihr Andenken durch eben dergleichen geehrt und ihre Verdienste auf die Nachwelt gebracht werden. Vielleicht reizen auch ihre Ehrenzeichen manchen zur Nachahmung. In dieser Hoffnung genehmige Ich nunmehro Euren gestrigen Antrag, ihnen eine Denksäule nebst ihren Bildnissen en médaillons zu setzen. In der Mitte des Platzes vor meinem grossen Bibliothek-Hause wird solche am schicklichsten stehen. Daselbst verstatte ich Euch, ihnen solche errichten zu lassen.«

Dieses Denkmal, welches das erste Jahrhundert der Akademie in ausgezeichneter Weise verewigt und zugleich einen Markstein in ihrer Geschichte gebildet hätte, ist nie errichtet worden[2]; aber sie darf mit gutem Recht in dem herrlichen Monument, das Rauch geschaffen hat, auch ein Denkmal ihrer eigenen Geschichte als friedericianischer Akademie erkennen; denn der König, dem es gilt, ist nicht nur ihr erhabener Protector, sondern auch ihr wirklicher Curator, ja ihr erlauchter Mitarbeiter gewesen. Es war nicht unwürdige Schmeichelei, sondern der einfache Ausdruck ihres grenzenlosen Dankes, wenn sie Friedrich nicht nur als den Grossen und Hochherzigen (»Magnanimus«), sondern auch als den Einzigen gefeiert hat.

Eine Gedächtnissrede auf den grossen König ist in der Akademie nicht vorgetragen worden — wie wäre auch Formey im Stande gewesen, eine Gedenkrede auf ihn zu halten[3]! — aber alljährlich

[1] Œuvres T. 27. 3 p. 237.

[2] An der von dem Könige erwählten Stelle (auf dem Opernplatz) steht jetzt das Denkmal der Kaiserin Augusta.

[3] In der öffentlichen Sitzung vom 25. Januar 1787 sprach er einige schwülstige, nichtssagende Worte. Vor allem erinnerte er daran, dass er der einzige noch übrig gebliebene Akademiker sei, der die Reorganisation der Akademie im Jahre 1744 erlebt habe. Dann gab von Hertzberg eine Übersicht über das letzte Jahr der Regierung Friedrich's, recapitulirte sein Leben und las die Einleitung zu den hinterlassenen »Mémoires de mon temps« vor (eine Fortsetzung las Wöllner in der Sitzung vom 27. September 1787). Endlich beschloss Denina, der Gegner der französischen Sprache, die Sitzung durch den Vortrag einer Abhandlung »Sur la préférence que

wird seiner in der Festsitzung des Monats Januar gedacht, und schon in der Sitzung vom 25. Januar 1787[1] verkündigte Bode, dass fortan eine bisher unbenannte Constellation (zwischen den Sternbildern Cassiopeia, Andromeda und Schwan) mit Zustimmung der Akademieen von Paris, London, Petersburg und Kopenhagen den Namen »Friedrich's Ehre« tragen solle[2].

Drittes Capitel.

Die Arbeiten und die wissenschaftliche Bedeutung der Akademie.

1.

Zahlreiche Arbeiten der Akademiker sind in den Mémoires niedergelegt, aber die wissenschaftliche Bedeutung der Körperschaft tritt keineswegs nur in ihnen hervor. In Gutachten und litterarischen Correspondenzen, in den Preisaufgaben, auch in öffentlichen Vorlesungen ist die Akademie für die Pflege und den Fortschritt der Wissenschaft ausserdem thätig gewesen. Dazu kommen die besonders erschienenen Werke ihrer Mitglieder.

le feu roi paraissait accorder à la Littérature Française, et sur les progrès qu'a faits la Littérature Allemande sous son règne« — das war im Grunde eine Kritik Friedrich's und keine Lobrede.

[1] Mémoires 1786/87 p. 57 ff.

[2] Der Name ist jedoch nicht geblieben. — Einen Aufsatz »Sur la manière de rédiger l'histoire du règne de Frédéric II« las am 11. März 1790 (Mémoires 1790/91 p. 551 ff.) Verdy du Vernois. — Sehr merkwürdig und ein Zeichen der Zeit ist es, dass in der öffentlichen Sitzung am 27. Januar 1793 der Minister und Curator der Akademie, Graf von Hertzberg, eine lange vorher angekündigte Rede auf Friedrich gelesen hat mit dem Titel: »Mémoire sur le règne de Frédéric II, Roi de Prusse, pour faire la preuve que le gouvernement monarchique peut être bon et même préférable à tout gouvernement républicain (abgedruckt in den Mémoires 1788/89 p. 471 ff.). Kein Wunder, dass Hertzberg als Freund der französischen Völkerfreiheit beargwöhnt wurde (vergl. auch seine Abhandlung über das 3. Jahr Friedrich Wilhelm's II. »et pour prouver que le gouvernement Prussien n'est pas despotique«, gelesen am 1. October 1789, Mémoires 1786/87 p. 645 ff.). Zwölf Jahre später las Johannes von Müller (24. Januar 1805) »Über das Ideal einer Geschichte Friedrich's des Grossen« (Abh. 1804/11 S. 3) und dann im Jahre 1807 (a. a. O. S. 7) die berüchtigte, durch den Verrath am Vaterland befleckte Rede »Über den Ruhm Friedrich's«, nachdem die Akademie für das Jahr 1800 die Jubel-Preisaufgabe gestellt hatte: »Comment Frédéric II a-t-il influé sur le progrès des lumières et en général sur l'esprit de son siècle?« (Den Preis erhielt der Prediger Gebhard an der Jerusalemer Kirche in Berlin).

Zum Abhalten von Vorlesungen waren die Akademiker als solche nicht verpflichtet. Zwar hat der König stets gewünscht, sie möge sich auch als Lehranstalt dem Staate nützlich machen, aber ihre Statuten, in denen nichts über Vorlesungen enthalten war, wurden nicht geändert. Jedoch haben einzelne Akademiker — und zwar gegen Ende der Regierung Friedrich's immer zahlreicher — Vorlesungen gehalten. Verpflichtet waren dazu diejenigen, welche als Professoren am Collegium Medicum (Anatomie und andere medicinische Disciplinen) und an der Ritterakademie (Grammatik, Französisch, Litteratur, Geschichte, Mathematik) angestellt waren. Ausserdem wurden an der Sternwarte der Akademie jüngere Leute zu Astronomen ausgebildet. Der Botaniker Gleditsch hielt seit 1770 im Auftrag des Generaldirectoriums forstwissenschaftliche Vorlesungen und unterrichtete dazu die Mediciner in der Pflanzenkunde. Im Jahre 1778 wurde eine Anstalt für »Berg-Eleven« gegründet; der Akademiker Gerhard las an derselben über Mineralogie, Metallurgie und Theorie des Bergbaus. Andere Akademiker betheiligten sich an den privaten wissenschaftlichen Kursen, die regelmässig in Berlin gehalten wurden. So las Achard über Chemie, Experimentalphysik und Elektricität; er hat auch einmal ein besonderes Colleg für die Färber gehalten und dabei Untersuchungen über »inländische färbende Pflanzen« angestellt. Bode hielt populäre astronomische Vorlesungen, u. s. w. Die überwiegende Mehrzahl der Akademiker war somit als Lehrer thätig, und Berlin besass eigentlich schon um 1780, was Zahl und Vollständigkeit der jährlich gehaltenen Vorlesungen anlangt, eine Universität; nur die Organisation fehlte ihr[1].

Indessen diese ganze Thätigkeit war doch für die allgemeine wissenschaftliche Stellung der Akademie ohne höhere Bedeutung. Es ist nicht bekannt, dass Jemand nach Berlin gekommen wäre, um akademische Vorlesungen zu hören. Ungleich wichtiger waren die zahlreichen Gutachten, welche sie abzugeben hatte. Aus dem gesammten Gebiet der theoretischen und der angewandten Wissenschaften wurden Fragen an sie gerichtet und ihr Erfindungen und Entdeckungen aller Art zur Prüfung vorgelegt. Die Beurtheilung kostete oft viel Mühe und Zeit: denn die Fehler und Irrthümer

[1] Vergl. Nicolai, Berlin [3] Bd. 2 S. 723ff. Für Vorlesungen über Gerichtsverfassung und Processe sorgte das Justizdepartement. Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und die Philosophie wurden privatim gehalten, so von Ramler, Moritz und Anderen. Theologische Vorlesungen sind meines Wissens niemals angekündigt worden.

der eingereichten Arbeiten waren nicht immer so leicht zu durchschauen wie die »Lösungen« des Problems der Quadratur des Zirkels. Jahr um Jahr liefen solche ein, und die grossen Mathematiker der Akademie widerlegten sie unverdrossen[1]; noch war ja die Unmöglichkeit der Lösung nicht bewiesen. Auch das Problem der Universalsprache konnte in einer Zeit nicht zur Ruhe kommen, die das Gewordene gering schätzte und überzeugt war, dass die aufgeklärte Vernunft des Einzelnen sicherer und besser arbeite als die Geschichte.

Als das directe und eigentliche Mittel, den Fortschritt der Wissenschaften im Grossen zu befördern und in richtigen Bahnen zu halten, galten die Preisaufgaben, welche die Akademieen jährlich stellten. Ihre Bedeutung kann nicht hoch genug geschätzt werden. In einer Zeit, der die Kräfte und die Organisation für grosse wissenschaftliche Unternehmungen — mit Ausnahme astronomischer — noch fehlten, waren die Preisaufgaben, wie sie jährlich von den Akademieen Europas verkündigt wurden, die Ziele des wissenschaftlichen Wetteifers und der Gradmesser für die Haltung und Einsicht der gelehrten Körperschaften. In diesen Aufgaben, die man mit Umsicht nach langen Berathungen auswählte, stellte sich fortschreitend der Gang der Wissenschaften selbst dar; denn in der Regel sah man von Specialitäten ab und schrieb solche Themata aus, die eine vollkommene Einsicht in den Stand einer ganzen Disciplin und ihre Förderung an dem wichtigsten Punkte verlangten, oder die ein Fundamentalproblem enthielten. Die Preisaufgaben waren gleichsam die Hebel, mit denen Jahr um Jahr die verschiedenen Wissenschaften um eine Stufe gehoben werden sollten, und sie hatten daneben eine universale und verbindende Bedeutung. Sie richteten sich an die Gelehrten von ganz Europa und wurden überall in der wissenschaftlichen Welt bekannt. Mit der höchsten Spannung erwartete man sie, ja diese Spannung war fast grösser bei der Ankündigung der Fragen als bei der Mittheilung der Antworten; denn in der Frage zeigte sich die Meisterschaft. Die Aufforderung richtete sich auch nicht an die Rekruten der Wissenschaft, sondern an die Führer, und diese folgten gern dem Rufe zum Wettkampf. Die ersten Denker und Gelehrten, ein Euler, Lagrange, d'Alembert, Condorcet, ein Kant, Rousseau und Herder sind in die Arena gestiegen. Diese

[1] Vergl. u. A. Lagrange in den Mémoires 1781 p. 17ff., der erklärt, auch wenn die Quadratur des Zirkels nachgewiesen würde, wäre damit nichts für die Geometrie gewonnen.

Thatsache, die uns heute fast fremd geworden ist, verlangt doch noch eine besondere Erklärung. Sie ist nicht in der Natur der gestellten Aufgaben, noch weniger in den lockenden Preisen bereits vollständig gegeben: der grosse Denker und Gelehrte war im 18. Jahrhundert noch ein Universalphilosoph: sein Geist sah eine Fülle von Problemen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften, die ihn mit gleicher Stärke reizten und lockten. Welches sollte er herausgreifen? Da kamen ihm die Akademieen mit ihren Preisaufgaben zu Hülfe. Sie stellten ihm ein bestimmtes Thema, und er war eines allgemeinen Interesses sicher. Heute lässt sich Niemand in der Wissenschaft, der ein Lustrum gründlich gearbeitet hat, so leicht Probleme stellen, weil nur Wenige über die Stufe des höheren Kärrners herauskommen, der sein wissenschaftliches Handwerk methodisch gelernt hat und sich wohl hütet, es zu verlassen. Und er thut Recht daran. Auch wird die Gemeinsamkeit und Folgerichtigkeit des wissenschaftlichen Fortschritts nicht mehr durch Preisaufgaben gewährleistet — wie viel Hunderte müsste man jährlich stellen! —, sondern sie muss, soweit nicht der von Akademieen geleitete Grossbetrieb der Wissenschaften eintritt, der natürlichen Auswahl überlassen werden.

Seit dem Jahre 1744 folgte die Berliner Akademie dem von Paris gegebenen Beispiel und stellte jährlich eine grosse Preisaufgabe[1]. Der Ruhm des Königs und das wissenschaftliche Ansehen eines Maupertuis, Euler, Marggraf u. s. w. gaben ihnen eine europäische Bedeutung. Das Berliner Thema wurde, wie das Pariser, ein Mittelpunkt des allgemeinen wissenschaftlichen Interesses, zumal nachdem der Pariser Geometer d'Alembert bei der zweiten Preisvertheilung (1746) gesiegt hatte[2]. Man war bald gewohnt, von der Berliner Akademie die kühnsten Fragen gestellt zu sehen, weil sie eine philosophische Klasse besass und unter einem Könige arbeitete, der der Speculation keine Schranken zog. Allerdings haben gerade die philosophischen Preisaufgaben mehrmals eine scharfe Kritik bei den Auswärtigen herausgefordert; aber eben diese Kritik zeigte auch, dass man ganz Besonderes von der Berliner Akademie erwartete. Wie weit das Interesse an den Preisvertheilungen ging, bis in die französischen und schweizerischen Tageszeitungen hinein.

[1] Der Preis betrug 50 Ducaten, die seit 1747 in der Form einer goldenen Denkmünze (von Hedlinger gestochen) ausgezahlt wurden.

[2] Aber Euler und Lagrange haben mehr als zwölfmal den Pariser Preis gewonnen!

mag folgende Mittheilung in den Züricher »Freimüthigen Nachrichten« vom 26. Wintermonat 1755 beweisen. Dort liest man[1]:

Den 5. Juni Nachmittags hielt die k. Akademie der Wissenschaften und Belles-Lettres ihre öffentliche Versammlung, welche sie jährlich wegen der Besteigung des Throns seiner Majestät, des Königs, anzustellen pflegt. Gedachte Versammlung wurde mit der Gegenwart S. K. Hoheit des Prinzen Friedrich Heinrich Carls, zweiten Sohns S. K. Hoheit des Prinzen von Preussen beehrt, wie sich denn auch verschiedne in- und ausländische Ministres, nebst andern vornehmen Herrn des Hofes und der Stadt dabei einzufinden beliebten. Der beständige Secretär der Akademie, Hr. Prof. Formey, eröffnete die Sitzung dadurch, dass er bekannt machte, wie der auf das jetzige Jahr von der Classe der tiefsinnigen Philosophie zu vergebende Preis u. s. w.« [Folgt der Bericht über die Preisvertheilung.]

Der Antheil der Zeitungen ist ein sicherer Beweis dafür, dass in allen Culturländern Gelehrte und Litteraten mit Interesse dieser Bethätigung der Akademieen folgten. Wirklich giebt es kaum eine Preisfrage, deren Spuren nicht im litterarischen Verkehr hervorragender Männer des Zeitalters zu finden wären, ja diese Spuren sind so zahlreich, dass ihre vollständige Aufdeckung ein eigenes Werk erfordern würde. Die Betheiligung an dem Wettkampf war sehr bedeutend und legte der Akademie eine grosse Arbeitslast auf. Wir wissen, dass ein Thema, das für das Jahr 1780 gestellte (s. unten), nicht weniger als zweiundvierzig Bewerbungen gefunden hat; ein Dutzend scheint die Regel gewesen zu sein. Die Nationalität der Bewerber lässt sich nicht sicher feststellen, da die Verfasser der nicht gekrönten Arbeiten unbekannt blieben und nur selten der Eine und Andere, der das »Accessit« erlangt hatte, sich meldete. Mit dem Preise gekrönt wurden 26 deutsche Arbeiten, 10 französische (eingerechnet zwei Genfer), eine italienische und eine, deren Verfasser Siebenbürge war. Hieraus darf man wohl schliessen, dass die Zahl der deutschen Bewerber mindestens doppelt so gross gewesen ist, als die der ausländischen. Gedruckt wurden mit dem Imprimatur der Akademie nicht nur die gekrönten Arbeiten, sondern mit ihnen zusammen manchmal auch die, welche das Accessit erlangt hatten. Einige Fragen haben keine befriedigende Lösung gefunden, so dass kein Preis zuerkannt werden konnte.

Nur in einer kurzen Übersicht kann hier die Arbeit der Akademie, welche in den Preisaufgaben enthalten ist, vorgeführt werden[2]. An einigen von ihnen aber haftet ein besonderes Interesse und fordert zu näherer Betrachtung auf.

[1] Mitgetheilt von L. Hirzel, Wieland und Künzli (1891) S. 111f.

[2] Im Urkundenband Nr. 175 sind alle Preisthemata, die die Akademie unter Friedrich dem Grossen gestellt hat, verzeichnet.

Von den gestellten 45 Thematen gehören 20 der physikalisch-medicinischen und der mathematischen Klasse, 25 der philosophischen und der philologisch-litterarischen an. Das erste Thema war ein physikalisches »Sur l'Electricité« (1745)[1]. Waitz, Finanzrath in Kassel, gewann den Preis; er ist gegen Ende der Regierung Friedrich's preussischer Minister und Ehrenmitglied der Akademie geworden. Bei der zweiten Preisvertheilung (1746) siegte, wie bereits oben S. 303 und 397 bemerkt, d'Alembert in Paris. Das Thema war ebenfalls ein physikalisches:

»Déterminer l'ordre et la loi que le vent devrait suivre si la terre était environnée de tous côtés par l'Océan, de sorte qu'on pût en tout temps trouver la direction et la vitesse du vent pour chaque endroit.«

Der mathematischen Physik sind ferner solche Aufgaben entnommen, die sich an die Arbeiten von Euler und Lagrange anschlossen; auch sonst bemerkt man, dass die Themata nicht selten aus wissenschaftlichen Erwägungen und Controversen entsprungen sind, die die Akademie selbst lebhaft beschäftigt hatten. Preise erhielten Adami in Aurich (1752)[2], Gennert in Utrecht (zweimal, 1766 und 1772) und Le Gendre in Paris (1782: über die Curven, welche Kanonenkugeln beschreiben). Die Frage, ob die Umdrehung der Erde um ihre Achse sich stets gleich schnell vollzogen habe, wurde von Frisi in Pisa beantwortet (1756); sie hat auch Kant zu Studien angeregt. Eine andere Frage, über die Bahnen der Kometen, blieb längere Zeit ungelöst; dann wurde der Preis verdoppelt und (1778) zwischen Condorcet in Paris und dem preussischen Artillerie-Hauptmann Tempelhoff getheilt. Die Aufgabe, eine klare und präcise Theorie des Begriffs »Unendlich« in der Mathematik zu entwickeln, löste Lhuilier in Genf (1786). In der Chemie wurden Untersuchungen über den Salpeter (1749) und das Arsenik (1773) gekrönt (Pietsch in Mansfeld und Monnet in Paris). Die Frage nach der Theorie der Gährung fand keine genügende Bearbeitung (zurückgezogen im Jahre 1786), sie kam noch zu früh, und auch die Aufgabe, aus Sand Steine zu machen — in der Mark Brandenburg besonders lohnend —, fand zwar Dilettanten genug, aber erweckte noch keinen Erfinder. Wahrscheinlich von Gleditsch ist das Thema gestellt worden:

»Exposer les moyens déterminés de lier entr'elles la Physique et l'Œconomie rurale plus étroitement qu'elles ne l'ont été jusqu'à présent, et en particulier de

[1] Die Jahre bedeuten die Jahre der Preisertheilung.

[2] d'Alembert hatte auch concurrirt (es handelte sich um ein Thema aus der Theorie des Widerstandes), erhielt aber den Preis nicht; er sah darin eine Kabale Euler's und beklagte sich darüber.

rapporter à des principes susceptibles d'application l'influence de la Physique sur les diverses parties de l'Œconomie susdite.«

Ein pommerscher Pastor, Meyen, löste sie zur Zufriedenheit der Akademie. Die evangelischen Geistlichen haben sich überhaupt lebhaft betheiligt: unter den 38 gekrönten Arbeiten sind zehn von ihnen verfasst. In den ersten 20 Jahren nach Friedrich's Tode ist der Procentsatz evangelischer Geistlicher unter den von der Akademie Gekrönten noch grösser gewesen.

Von allgemeinerem Interesse sind die physiologisch-medicinischen Themata. Gekrönt wurden drei Arbeiten: »Si la communication entre le cerveau et les muscles, par l'entremise des nerfs, s'exécute par une matière fluide, qui fait gonfler le muscle dans son action? Quelle est la nature de ce fluide?« (1753, Le Cat in Rouen), sodann eine Untersuchung über den inneren Bau des Ohres und den Vorgang der Gehörempfindung (1763, Belz in Neustadt-Eberswalde) und eine physiologisch-chemische Abhandlung über die Veränderungen der Nahrungsmittel im menschlichen Körper (Durade in Genf). Dagegen fand die Preisfrage, die seit den Leeuwenhoek'schen Entdeckungen brennend geworden war und um die sich auch Maupertuis selbst bemüht hatte, nach der Natur der geschlechtlichen Zeugung, keine ausreichende Beantwortung. Die Akademie hatte die Frage scharf gestellt:

»Si tous les êtres vivants, tant du règne animal que du règne végétal, sortent d'un œuf fécondé par un germe, ou par une matière prolifique, analogue au germe?«

Dass dieses Problem und die mit ihm verwandten damals weit über die Kreise der Naturforscher hinaus die wissenschaftlich Interessirten beschäftigten, erkennt man z. B. aus Moses Mendelssohn's Beiträgen zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend (s. Ges. Werke, Bd. IV, 1 S. 512 ff. vom Jahre 1759). Durch Lieberkühn's Arbeiten war das Interesse für diese Frage auch nach Berlin getragen worden. Die akademische Preisaufgabe hat zu mehreren Abhandlungen, die im Druck erschienen, den Anstoss gegeben.

Grösser aber als die Gemeinde derjenigen, die mit Spannung die naturwissenschaftlichen Preisthemata der Akademie erwarteten, war die Zahl der Gelehrten und Litteraten, die den philosophischen und philologischen Aufgaben ein lebhaftes Interesse entgegenbrachten. Nur geschichtliche Themata im strengen Sinne des Wortes hatten ein wenig zahlreiches Publikum; denn der Geist des 18. Jahrhunderts war exacten historischen Studien nicht günstig. Dennoch hat die Akademie sieben Mal Aufgaben aus der Geschichte gestellt, von

denen nur zwei nicht genügend beantwortet wurden: Wie weit sind die Römer in das nördliche Deutschland vorgedrungen? (1748, Fein, Prediger in Hameln). Wie hat sich die deutsche Colonisation im Lande zwischen Elbe und Oder vollzogen? (1752, von Hertzberg). Historische Geographie der alten Gaue von Brandenburg, Umfang der Mark zu Zeiten der Anhaltiner, Bayern und Luxemburger? (1760, Buchholtz, Prediger zu Lichen). Über das Münzrecht im Allgemeinen und über das alt-brandenburgische Münzrecht im Besonderen (nicht beantwortet). Über die Ursachen, welche die hervorragende Stellung der alten Markgrafen von Brandenburg erklären und die Entwicklung Brandenburgs zur Weltmacht vorbereitet haben (unbeantwortet)[1]. Zeigen diese fünf Themata, dass die Akademie die vaterländische Geschichte gepflegt sehen wollte — die neuere preussische Geschichte hat Friedrich der Grosse selbst als Akademiker bearbeitet —, so beweisen die Themata der Jahre 1764 und 1776, dass die Historiker der Akademie für die Probleme der Weltgeschichte einen aufgeschlossenen Blick besassen. Jenes lautete:

»Quand est-ce que la puissance souveraine des Empereurs Grecs a totalement cessé dans Rome? Quel gouvernement les Romains eurent-ils alors? Et dans quel temps la souveraineté des Papes fut-elle établie?« (Sabbathier in Châlons).

Dieses verlangte eine Untersuchung über den Werth der Münzen (des Geldes), bezogen auf die Lebensmittel, in der Zeit vom Tode Konstantin's bis zur Theilung des Reichs unter Theodosius I., mit besonderer Berücksichtigung der Wechselwirkungen zwischen dem Schwanken des Geldwerthes und den politischen und socialen Veränderungen im Reich (von Kessenbrink in Stettin).

Der Pulsschlag des 18. Jahrhunderts war die Philosophie, und zwar im Sinne der Ermittelung der letzten und höchsten Principien sowohl auf dem Gebiete der Naturwissenschaften als auf dem des geistigen Lebens. Dort war es der Gegensatz der englischen Philosophie zu der Leibniz-Wolff'schen, in welchem sich das Interesse bewegte; hier waren es die Grundfragen der Entstehung und Entwicklung der Sprache, Moral und Cultur, um deren Lösung man sich in kühner Zuversicht bemühte. Noch immer wirkte das epochemachende Erlebniss, dass man die Mechanik des Himmels kennen gelernt hatte — nicht aus der wissenschaftlichen Tradition, sondern im Widerspruch zu ihr —, wie eine sichere Bürgschaft, dass

[1] Dieses Thema hat 22 Jahre später ein Akademiker, de Chambrier, aufgenommen und seine Untersuchung in den Mémoires (1794/95 p.138 ff. und 1799 p.188 ff.) veröffentlicht.

auf die Dauer nichts Wissenwürdiges dem menschlichen Verstande verschlossen bleiben werde, sobald er sich von jeglicher Bevormundung, also auch von der geschichtlichen Überlieferung, befreit habe. Auf das engste aber verbanden sich — und das erinnert noch immer an die Renaissance, ja an die Antike selbst — mit den philosophischen Fragen die litterarischen, der Sinn für die Ausbildung des »Geschmacks« und für die Klarheit und Schönheit der Form. Eigentlich war noch immer der didaktische Poet das höchste Ideal. Alle geistigen Interessen lagen so zu sagen noch in einander; das Talent, das Genie durfte keines bei Seite schieben; aber keines konnte sich noch mit eingeborener Kraft geltend machen.

Von diesem geistigen Zustande, wie er geherrscht hat, bevor Rousseau, Kant und der deutsche Idealismus eine neue Gedankenbildung erzeugten, legt eine grosse Anzahl der Preisaufgaben der Akademie Zeugniss ab, und gerade diese Aufgaben waren es, die mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen, besprochen und bearbeitet wurden. Nur in einer gedrängten Übersicht dürfen wir über sie berichten.

Bereits für das Jahr 1747 wurde eine Darstellung und Kritik der Monadenlehre verlangt. In dieser physikalisch-metaphysischen Hauptfrage war die Akademie selbst, wie wir bereits wissen, getheilter Meinung. Maupertuis, der sich übrigens nie die Mühe genommen hat, die Werke von Leibniz und Wolff gründlich zu studiren, stand mit Euler u. A. auf Seite der Engländer und hielt die Monadenlehre für eine vorwitzige und unfruchtbare Speculation, die beseitigt werden müsse. Mit höchster Besorgniss und Unruhe blickte Wolff auf das gestellte Thema; er fürchtete für seinen Principat in Deutschland und suchte durch Briefe auf Maupertuis in einem seiner Sache günstigen Sinne einzuwirken[1]. In den zwei Jahren (1745–47) bis zur Preisvertheilung wurde für und gegen die Monadenlehre öffentlich in anonymen Broschüren auf's Lebhafteste gestritten. In scharfer Bekämpfung schritt Euler Allen voran. Er veröffentlichte seine Dissertation »Considérations sur les éléments des corps, dans lesquelles on examine la doctrine des monades et l'on découvre la véritable essence des corps«, und suchte im Voraus die Frage zu entscheiden. Der anonyme Angriff wurde von Formey (ebenfalls anonym) beantwortet in den »Recherches sur les éléments de la matière«, die Wolff selbst vor dem Druck durch-

[1] Siehe Le Sueur. a. a. O. p. 430 ff.

gesehen hat. Die Akademie nahm die Concurrenz diesmal so wichtig, dass sie die Entscheidung nicht der philosophischen Klasse überliess, sondern eine eigene Commission aus allen vier Klassen bildete (vergl. auch Mémoires 1788 89 p. 66). »Ganz Berlin räsonnirte«, sagt Merian, »Gott weiss wie!« und blickte mit Spannung auf das Ergebniss; aber weit über Berlin hinaus, in der gebildeten Welt, nahm man lebhaften Antheil. Euler und Graf Dohna, die Gegner Wolff's in der Commission, gewannen den Sieg, und gekrönt wurde die Abhandlung eines Bestreiters der Monadenlehre, des Advocaten Justi in Sangerhausen. Unparteiisch war diese Entscheidung nicht, und Euler selbst hat später anerkannt, dass einem anderen Bewerber, einem bedingten Leibnizianer, Unrecht geschehen sei und Justi den Preis hätte mit ihm theilen sollen. Aber die Erbitterung der Newtonianer liess damals eine vermittelnde Entscheidung nicht zu: sie stritten für den Sieg der exacten Wissenschaft über eine Speculation, die sie für phantastisch hielten.

Als nach vier Jahren die philosophische Klasse wiederum das Preisthema zu stellen hatte, forderte sie (für 1751) zu einer Kritik des Leibniz'schen Determinismus auf. So lautete das Thema zwar nicht, aber diese Aufgabe war gemeint. Die von Heinius redigirte Fassung war wenig glücklich, und d'Alembert spottete, man könne das akademische Thema auch so fassen: »In Erwägung, dass unsere Freiheit sehr zweifelhaft ist, fragt man an, ob wir sie wirklich besitzen[1]«. Allein kein Geringerer als der Mathematiker Kaestner in Leipzig bemühte sich um die Aufgabe und gewann den Preis. Kaestner ist zeitlebens ein treuer Schüler Wolff's geblieben, soweit er auch in seiner Stimmung und seinem Lebensgefühl über ihn hinauswuchs[2].

Die gewundene Fassung des Themas war nicht aus zufälliger Ungeschicklichkeit entsprungen. Ihr tieferer Grund lag in den Spannungen, die die Akademie beherrschten: Leibnizens Freunde liessen keine Formulirung zu, die dem Ansehen des grossen Philosophen schädlich sein konnte, und auch die Gegner selbst mochten nicht direct und unumwunden zu seiner Bekämpfung auffordern, wünschten

[1] Vergl. seinen fast beleidigenden Brief an Formey in den Souvenirs T. II p. 362 ff. Man erbat sich von Paris im Tone der Überlegenheit Aufklärungen über die seltsame Fassung, die »tous les gens de lettres de Paris« in Erstaunen gesetzt habe.

[2] Das Accessit erhielt bei der Preisvertheilung der junge Frankfurter Theologe Töllner, und seine Arbeit wurde mit der Kaestner's zusammengedruckt; sie verschaffte ihm eine ausserordentliche Professur in Frankfurt.

aber den Sturz seiner Philosophie. So geschah es, dass, als die philosophische Klasse zum dritten Mal im Jahre 1753 (für 1755) die Preisaufgabe zu stellen hatte, die Formulirung wiederum zu ernsten Bedenken Anlass gab — zu um so ernsteren, als diesmal unter der durchsichtigen Hülle einer Kritik des »Systems« von Pope in Wahrheit eine Kritik der Leibniz'schen Lehre von der besten Welt und damit seiner ganzen Weltanschauung verlangt wurde. Das Thema lautete:

»On demande l'examen du système de Pope, contenu dans la proposition: Tout est bien. Il s'agit: (1) de déterminer le vrai sens de cette proposition, conformément à l'hypothèse de son auteur. (2) De la comparer avec le système de l'optimisme, ou du choix du meilleur, pour en marquer exactement les rapports et les différences. (3) Enfin d'alléguer les raisons qu'on croira les plus propres à établir ou à détruire ce système.«

Sulzer, der Verehrer Leibnizens, hatte sich vergeblich gegen das Thema ausgesprochen. Sobald es bekannt wurde, rührten sich überall die Freunde des grossen Philosophen[1]. Als erster erhob sich Gottsched und erklärte mit Recht, hinter dem Thema verstecke sich, wie schon früher bei der Preisaufgabe über die Monaden, die geheime Absicht der Akademie, die Leibniz'sche Philosophie herabzusetzen[2]. Ebenso ungehalten war man in Zürich, in dem Breitinger-Bodmer'schen Kreise, in welchem damals Wieland lebte, und es bedurfte kaum der Aufforderung Sulzer's an seine Schweizer Freunde, die Gelegenheit zu ergreifen, um durch die Bearbeitung der Frage Leibniz einen Triumph und Maupertuis eine Niederlage zu bereiten. M. Künzli, mit dem uns jüngst Ludwig Hirzel bekannt gemacht hat[3], entschloss sich zur Arbeit. Ein Aufenthalt in Berlin bestärkte ihn in dieser Absicht. Sulzer glaubte dem Freunde den Sieg garantiren zu können; denn »ich bin einer von Ihren Richtern und wenigstens drei Viertel von diesen haben eben die Principia, die Sie unfehlbar auch haben. Ich kann es Ihnen sub rosa wohl sagen: Heinius, Formey, Merian und ich machen eigentlich die ganze Klasse der Philosophen

[1] In England fühlte man sich geschmeichelt, dass ein Engländer an Leibnizens Stelle gesetzt war; s. den Brief von Maty an Formey vom 22. Februar 1755.

[2] Siehe seine Dissertation: »De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Angelo, tacite autem G. G. Leibnizio, perperam licet, inusta« 1753. Ob Maupertuis direct an der Fassung der Aufgabe betheiligt gewesen ist, lässt sich nicht mehr feststellen.

[3] »Wieland und Martin und Regula Künzli« (Leipzig 1891). In diesem Buche sind zum ersten Male die litterarischen Bewegungen, welche die akademische Preisaufgabe hervorgerufen hat, zum Theil nach ungedruckten Briefen und wiederaufgefundenen Actenstücken, umfassend dargestellt. Vor Allem hat man erst durch Hirzel Wieland's und Künzli's Betheiligung an dem Streit kennen gelernt.

bei der Akademie aus. Die zwei ersteren sind geschworene Leibnizianer, Merian kann allein nichts machen[1]«. Etwas weniger zuversichtlich schrieb er vier Wochen vor der Preisvertheilung: »Ich will Ihnen noch keine gewisse Hoffnung machen; aber es ist wahrscheinlich, dass Sie den Preis bekommen werden, und zwar von Rechtswegen. Ich bin nur noch über einen Punkt mit dem Dr. Heinius nicht eins u. s. w.[2]«.

Allein es kam anders. Die Akademie krönte unter den eingelaufenen Arbeiten[3] die französisch geschriebene Dissertation eines Herrn A. F. Reinhard, Strelitzschen Justiz-Secretars, welche den Optimismus auf's Heftigste, aber in wenig wissenschaftlicher Weise angriff und Leibnizens Philosophie mit ganz unzureichenden Mitteln zu widerlegen versuchte. Wie es zu diesem Urtheil gekommen ist, hat Sulzer in Briefen an die Schweizer Freunde verrathen: »die Stimmen waren bei der Abstimmung zwischen Vernunft und Unvernunft getheilt«, bis Formey aus Rücksicht auf Maupertuis seine Meinung änderte und für Reinhard entschied[4]. Die Schweizer waren auf's Höchste erbittert. »Merian und Premontval rasen wirklich und Formey ist ein höchst geiziger und niederträchtiger Mann: die zween ersten leugnen das Principium rationis sufficientis in öffentlicher Schrift, und Formey redet und schreibt um das Geld. Was hat man also von solchen Männern anders zu erwarten, als dass sie die Rechte der Menschlichkeit auf den Kopf stellen.« Es half der Akademie nichts, dass sie neben Reinhard's Arbeit dreien anderen, darunter auch der von Künzli, das Accessit ertheilte und die vier Abhandlungen zusammen noch im Herbst des Jahres 1755 im Druck ausgehen liess. Sie versuchte damit ihre Unparteilichkeit zu erweisen, und diese Absicht hätte Anerkennung finden müssen, wäre nur nicht die Schrift Reinhard's so unbedeutend und rabulistisch gewesen! So blieb der Makel auf ihr sitzen, dass sie sich von Maupertuis beherrschen lasse, der die deutsch geschriebene Abhandlung Künzli's nicht einmal lesen konnte und überhaupt für eine ruhige wissenschaftliche Discussion nicht mehr zugänglich war.

[1] Brief vom 22. September 1754 bei Hirzel S. 110.

[2] Brief vom 3. Mai 1755 bei Hirzel S. 111.

[3] Es waren mindestens acht.

[4] Siehe Hirzel S. 114ff. Maupertuis selbst enthielt sich der Abstimmung. Anders stellt Premontval, Vues philosoph. II p. 69 ff., den Verlauf dar. Er behauptet: »Rien n'a été plus rond et plus dégagé d'intrigue et de tracasseries que l'affaire du Prix de 1755«.

In der Sache werden wir heute nicht so unbedingt für Leibniz Partei nehmen können, wie die damaligen Führer der deutschen Bewegung in Berlin und Zürich. Maupertuis und Merian erkannten ganz richtig, dass die Leibniz'schen Speculationen die Grenzen des wissenschaftlich Erweisbaren weit überschritten und zugleich von dogmatischen Vorurtheilen bestimmt waren. Für die Triebkraft der kühnen Hypothese hatten sie freilich keinen Sinn, und weder sie noch ihre Schildknappen waren fähig, einen Leibniz zu widerlegen.

Die Freunde der deutschen Philosophie waren nicht gewillt sich zu beruhigen. Noch bevor Reinhard's Dissertation im Druck erschienen war, wurde die Akademie durch eine kühne, anonyme Abhandlung empfindlich berührt, welche die Aufschrift trug: »Pope ein Metaphysiker!« (1755). Ihre Verfasser waren Mendelssohn und Lessing. Sie hatten die Preisaufgabe bearbeitet, aber ihre Schrift aus guten Gründen der Akademie zur Beurtheilung nicht vorgelegt: denn sie beanstandeten bereits die Fassung des Themas selbst, ja der Nachweis, dass sie unverständig sei, bildete einen Haupttheil ihrer Ausführungen.

Wer wollte gern mit Lessing anbinden, zumal wenn auch die Nachwelt geurtheilt hat, dass in diesem Streit mit der Akademie das volle Recht auf seiner Seite gestanden habe! Wer wird nicht mit ihm empfinden, wenn er die Unaufrichtigkeit geisselt, mit welcher die Akademie Pope genannt und Leibniz gemeint hat[1]! Wer wird nicht mit ihm lachen, wenn er am Schluss seiner Abhandlung, den Haupttrumpf ausspielend, nachweist, dass Pope selbst seine Philosophie als »falschen Bart« bezeichnet habe, »»den ich so lange tragen will, bis ich ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache««. »Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, dass gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen!« Allein prüft man die siegesgewisse Abhandlung genau, so wird weder die Mendelssohn'sche Vertheidigung der besten Welt bestehen bleiben, noch das Lessing'sche peremptorische Gebot der Trennung des Philosophen von dem Dichter, so glänzend es begründet ist und so nöthig es einem Geschlecht war, das sich in abgeschmackten Lehr-

[1] Werke Bd. 18 (Berlin, Hempel) S. 48: »Wenn ich der Akademie andere Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann, so würde ich fragen, ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Pope'schen Sätze für philosophisch oder mehr die Leibniz'schen Sätze für poetisch habe erklären wollen«.

gedichten erging. Aber auch die Behauptung ist einzuschränken, dass die Akademie einen verhängnissvollen Übersetzungsfehler begangen habe, indem sie das Pope'sche »Whatever is, is right,« durch »tout ce qui est, est bien« wiedergegeben hat. In Wahrheit kommt jenes »right« bei Pope einem »bien« sehr nahe.

Der Züricher Kreis war mit der Lessing-Mendelssohn'schen Schrift nicht einverstanden[1]. Theils schien sie ihm zu viel, theils zu wenig zu beweisen: auch »vergehet sich darinnen der Autor sehr weit bis zum Chicaniren[2]«. Man beschloss — und das war das Würdigste und für die Akademie Empfindlichste zugleich — die Reinhard'sche Schrift einer scharfen Kritik zu unterziehen. Waser und Wieland wurden mit der Abfassung beauftragt, denn Hirzel hat nachgewiesen, dass die im Jahre 1757 erschienene, anonyme »Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis der Akademie zu Berlin erhalten hat, nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen« (Frankfurt und Leipzig [Zürich]), von ihnen stammt[3]. Lessing und Wieland — beide später auswärtige Mitglieder der Akademie, Lessing schon seit 1760 — haben sie also in der Mitte der fünfziger Jahre scharf angegriffen. In Wahrheit aber traten sie für die alte Societät ein, d. h. für Leibniz, gegenüber der neuen französischen, d. h. Maupertuis, und damit zugleich für den deutschen Idealismus gegenüber einer fremdländischen, noch nicht gereiften Weltanschauung.

Waser's Abhandlung enthält eine scharfe, aber keineswegs ausreichende Kritik der Reinhard'schen Schrift und mündet in eine Verhöhnung der Akademie aus. Da es unmöglich sei, dass sie die Schrift deshalb gekrönt habe, weil sie sie billige, so bleibe nur die Annahme übrig, sie habe der gelehrten Welt ein Vergnügen machen wollen und gerade diejenige Schrift gekrönt, der die Krone am wenigsten ansteht, damit man desto deutlicher sehe, wie übel sie ihr lässt. Allein »unsere deutsche Welt versteht die ironische Sprache und ironische Handlungen noch sehr schlecht; sie glaubt insbesondere, dass, wenn es wirklich dergleichen giebt, sich doch ein so angesehenes Corps, wie eine Königliche Akademie, derselben

---

[1] Mendelssohn hat noch einmal zur Feder gegriffen, als die Reinhard'sche Schrift erschienen war (Ges. Schriften Bd. IV, 1 S. 508ff.). In wenigen Worten hat er ihre Schwäche aufgedeckt.

[2] Vergl. die zutreffende Kritik Künzli's in einem Brief an Bodmer vom 19. Juli 1756 bei Hirzel S. 116.

[3] Die seltene Schrift ist von Hirzel S. 203ff. wieder abgedruckt worden.

nicht bedienen sollte ... Wir wünschten daher, dass es der Akademie gefallen möchte, dieser unserer Schwachheit nachzugeben, und dass sie künftig lieber gradezu und nicht durch ironische Umwege trachten möchte zu verhindern, dass Sätze und Systeme befördert würden, welche die Schande ihrer Erfinder und das Ärgerniss aller derer sind, die ihre Vernunft nicht gänzlich verschworen haben«. In einem ähnlichen Tone ist Wieland's fictives Schreiben, das den Anhang bildet, gehalten: »Berühmte Doctores in den vier Facultäten, geheime Räthe, Präsidenten, Akademieen und Gesellschaften der schönen Künste sind als öffentliche und geheiligte Personen anzusehen, denen mehr erlaubt ist als uns andern Privatleuten; die Präsumtion, dass die Wahrheit allezeit auf ihrer Seite sei, ist so stark, dass wir in jedem Fall viel eher uns selbst als sie der Dummheit anklagen müssen«. Von Reinhard aber heisst es: »Es ist in der That eine lächerliche Scene, wenn dergleichen nichtsbedeutende Geschöpfe ihre Frosch-Köpfe aus ihrem angebornen Sumpf hervorstrecken und mit albernem Spott einen Leibniz anquäken ... die Thoren lachen auch, aber nie zuletzt«.

Mendelssohn, obgleich in der Sache einverstanden, wies mit zürnenden Worten die Maasslosigkeit dieser Replik zurück[1]: »die philosophischen Stümper des vorigen Jahrhunderts haben ihre Gegner verketzert, und die jetzigen bedienen sich einer Art von kahler Ironie, wodurch sie den Pöbel der Leser ebenso gut einzunehmen wissen, als jene durch ihre Verketzerung .... Wir können von der gegenwärtigen kleinen Schrift weiter nichts sagen, als dass sie eine gute Sache schlecht vertheidigt, so schlecht sie auch von Hrn. Reinhard ist angegriffen worden«. Die Schweizer Freunde dagegen waren mit dem Pamphlet zufrieden[2]. Die Akademie schwieg; für sie ist

[1] Ges. Schriften Bd. IV, 1 S. 76 ff.

[2] Siehe den Brief Künzli's an Bodmer vom 25. April 1757 (Hirzel S. 117 f.). Die hier beiläufig gegebene Charakteristik der inneren Spannungen in der Akademie stammt aus vertraulichen Briefen Sulzer's an Künzli (Sulzer hatte z. B. geschrieben: »Premontval hat wieder einen Band Vues philosophiques herausgegeben. Er rühmet sich darin, die Secte Wolfienne gänzlich niedergeschlagen zu haben; es ist meist unphilosophisches und unsinniges Zeug« oder: »Wenn Sie oder Wieland etwas gegen unsere philosophischen Dunse schreiben wollen, so hüten Sie sich, gewisse Umstände zu berühren, die verrathen könnten, dass ich Ihnen einige Anekdoten hierüber geschrieben habe. Denn man muss mit diesen Leuten leben und sie also nicht zu sehr für den Kopf stossen«). Künzli schreibt: »Dieser Premontval und sein Kamerad, der Merian, dienen unter den Ruthen des Franzosen Maupertuis, der sich in Kopf gesetzt hat, sich an Leibniz und Wolff zu rächen, dass diese Deutsche haben dürfen grössere Philosophen und Mathematici sein als sie, die

meines Wissens auch Niemand eingetreten; aber eben die Maasslosigkeiten des Angriffs wurden ihr bester Schutz. Gewiss, Maupertuis hatte sie in eine schlimme Situation gebracht; aber der Feldzug wurde von den Gegnern nicht glücklich geführt, und ihre Stellung in der wissenschaftlichen Welt blieb unerschüttert. Als Maupertuis nicht lange darnach starb, war die ganze peinliche Episode bereits vergessen, ja Wieland selbst bemühte sich nun (s. oben S. 347 f.), eine Stelle in der Akademie zu erhalten, und sie selbst hat Niemanden so sehnlichst zum Mitgliede begehrt als — Mendelssohn.

Durch das für das Jahr 1759 gestellte Thema unterbrach die Akademie ihre Bemühungen, vermittelst ihrer Preisaufgaben auf eine Klärung der metaphysischen Hauptfragen einzuwirken, und begab sich auf das sprachphilosophische und sprachgeschichtliche Gebiet, das sie von da ab noch mehrmals beschäftigen sollte. Das neue Thema lautete: »Quelle est l'influence réciproque des opinions du peuple sur le langage et du langage sur les opinions[1]?« Es war in dem Ausschreiben noch näher bestimmt und schloss mit der Aufforderung, praktische Mittel ausfindig zu machen, um den Inconvenienzen der Sprachen, wo sie unter der Herrschaft veralteter Vorstellungen stehen, abzuhelfen. Eine kühn gestellte Aufgabe, in der sich der muthige Geist des 18. Jahrhunderts offenbart, freilich auch mit seiner eigenthümlichen Schranke. Die Hauptaufgabe aber, die Wechselwirkung zwischen den populären Meinungen und den Sprachen nachzuweisen und zu zeigen, wie die Sprache nicht selten ein ernstes Hemmniss für den Fortschritt der Gedanken bildet, ist richtig erfasst und höchst fruchtbar. Nicht wenige Gelehrte bemühten sich um die Lösung; den Preis trug der berühmte Orientalist J. D. Michaelis davon. Seine von der Akademie, zusammen mit einigen anderen von ihr anerkannten Abhandlungen, gedruckte, schöne Arbeit gab den Anstoss zu zahl-

Franzosen selber; und so müssen izt immer diese .... Knaben mit den Wolfianern scherzen, und er hat seine Lust daran; wirklich ist er kein so grosser Denker als diese zween Lohnknechte, die für ihre Sottisen bezahlt werden; doch braucht er sie nicht bloss wie Könige ihre lustigen Räthe; er denkt doch seinen grossen Zweck durch sie zu erreichen und die grobe Vernunft, die sich mit der französischen Höflichkeit nicht wohl vertragen will, zu unterdrücken. .... Die Beurtheilung der gekrönten Preisschrift und das »Schreiben« u. s. w. kommen jetzt just zur rechten Zeit, doch kann sie der Franzos [Premontval] nicht lesen, nescit, en gratia dei, litteras! Ich bin begierig zu vernehmen, was der Deutsche [Merian] dazu sagen werde; vermuthlich wird er sich hinter den langen Ohren kratzen und seufzen: utinam nescirem litteras«.

[1] Auch mit diesem Thema war man in Paris unzufrieden.

reichen wissenschaftlichen Discussionen[1]. In ihnen wurde bereits die letzte Frage, die nach dem Ursprung der Sprache, vielfach verhandelt, die auch einige andere Bearbeiter des Themas mit hineingezogen hatten. Einer derselben hatte sich dabei beklagt, dass ein Jahr eine zu kurze Spanne Zeit für solch ein Thema sei. In seiner Weise wies ihn Mendelssohn zurecht. »Wir wollen hoffen, der Verfasser werde sich die Zeit selber nehmen, die ihm die Akademie nicht hat geben können. Er mag um ihren Beifall arbeiten, wenn er um ihren Preis nicht mehr arbeiten kann.« Von Michaelis aber sagt er, er sei der einzige unter den Bewerbern, der der Sache gewachsen gewesen. »Ihm ist gewiss seine Abhandlung saurer geworden, als seiner Abhandlung der Sieg.«

Bereits mit der Preisaufgabe für 1763 kehrte die Akademie wieder zur Kritik der Wolff'schen Philosophie zurück und forderte die Bearbeitung einer Fundamentalfrage, in der im Grunde die ganze Erkenntnisstheorie steckt: »Sind die metaphysischen Wissenschaften derselben Evidenz fähig wie die mathematischen?« Bedenkt man, dass das Thema im Jahre 1761 gestellt worden ist, so darf man es eine wissenschaftliche That nennen und muss den Scharfblick der Akademie bewundern[2]. Aber sie hatte auch die Genugthuung, dass die führenden Philosophen Deutschlands, Kant und Moses Mendelssohn, sich um die Lösung der Preisaufgabe bemühten, mit ihnen der jugendliche, glänzend begabte Thomas Abbt, der Verehrer und Genosse Lessing's. Kant's Name tritt hier zum ersten Mal in Verbindung mit der Akademie auf; aber seine Abhandlung: »Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral« erhielt nur das »Accessit«,

[1] Siehe z. B. Moses Mendelssohn, Ges. Schriften Bd. IV. 1 S. 585 ff. Premontval übersetzte Michaelis' Abhandlung in's Französische. Der König und d'Alembert lasen sie in dieser Gestalt und lernten sie schätzen. d'Alembert trat seitdem in Beziehungen zu Michaelis (s. oben S. 369). Der König liess diesen nach Berlin kommen und unterhielt sich mit ihm über die besten Mittel, Deutschland aufzuklären, aber versuchte vergeblich, ihn für die Akademie zu gewinnen. In dieser hat unter ausdrücklicher Verweisung auf Michaelis' vorzügliche Schrift der ältere Erman ähnliche Studien fortgesetzt (s. Mém. 1786/87 p. 634 ff. und in den folgenden Jahrgängen).

[2] Eine früher von der Akademie gestellte, auch in die Fragen der Erkenntnisstheorie einschlagende Aufgabe: »Si la vérité des principes de la Statique et de la Méchanique est nécessaire ou contingente« ist nicht gelöst worden. d'Alembert schickte eine Abhandlung ein; sie wurde aber, weil sie Euler nicht genügte, nicht gekrönt (s. Formey, Souv. T. II. p. 239). Mit welchem Interesse man der Lösung der Preisaufgabe über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften entgegensah, zeigt F. H. Jacobi in dem Gespräch »David Hume« (Werke II S. 183).

Mendelssohn's Arbeit wurde gekrönt[1]. Sulzer, damals das Haupt der philosophischen Klasse der Akademie, war Wolffianer und entschied für die umsichtig ausgeführte und glänzend geschriebene Untersuchung, die den metaphysischen Wahrheiten zwar nicht die gleiche Deutlichkeit und Fasslichkeit wie den mathematischen beilegte, wohl aber dieselbe Evidenz. Heute ist kein Zweifel darüber, dass Mendelssohn's Essay weder in die Tiefe der Frage eindringt noch die Principien mit kritischer Schärfe untersucht, dass dagegen Kant in seiner Abhandlung dem Dogmatismus der Wolff'schen Philosophie einen tödtlichen Streich versetzt hat. Schon damals hat er nachgewiesen, dass die mathematische, synthetische Methode sich auf die Philosophie nicht anwenden lasse, dass diese vielmehr empirisch-analytisch vom Besonderen zum Allgemeinen vorgehen müsse und ihre Sätze deshalb die Evidenz nicht erreichen können, welche den mathematischen zukommt. Indem er aber ferner zeigte, dass die Metaphysik und die Moral unzählige Urtheile einschliessen, die streng genommen unerweislich sind, hat er bereits in dieser Schrift die Unterscheidung der reinen Vernunft von der praktischen vorbereitet. »Die Metaphysik ist ohne Zweifel die schwerste unter allen menschlichen Einsichten: allein es ist noch niemals eine geschrieben worden« — in diesem Wort ist der Leibniz-Wolff'schen Metaphysik der Todtenschein ausgestellt, die Aufgabe selbst aber nicht für unlösbar erklärt, sie muss nur unter bisher noch niemals befolgten Methoden und in eigenthümlicher Unterscheidung und Einschränkung unternommen werden[2].

Noch einmal — im Jahre 1768 — krönte die Akademie eine Preisarbeit »L'Eloge de Leibniz« (Bailly von der Académie des Sciences in Paris) und schloss damit ihre Bemühungen um die Leibniz-

[1] Beide Abhandlungen erschienen zusammen im Jahre 1764.

[2] Die beiden Abhandlungen, die zusammen erschienen, wurden durch Merian in einem genauen Auszug auch dem französisch lesenden Publicum noch in demselben Jahre bekannt gemacht. Überall wusste man es der Akademie Dank, dass sie eine so ausgezeichnete Frage gestellt hatte, auch wo man keine der beiden Lösungen befriedigend fand (s. Jacobi, Werke, Bd. II S. 183 ff.). Gegen die demonstrirte Vernunftmoral ist Kant in dieser Abhandlung schon skeptisch; aber der Ausweg der praktischen Vernunft neben der reinen ist noch nicht gefunden: Kant ist noch Kosmologe und noch nicht Moralist. In der Folgezeit entfernte er sich als erkenntnisstheoretischer Philosoph noch viel mehr von Mendelssohn, kam ihm aber auf einem Umwege nur näher, was sie freilich Beide nicht merkten. In der Wendung, die seine Philosophie genommen hat, mag es begründet gewesen sein, dass Kant den Plan, die Abhandlung weiter auszuführen, später fallen gelassen hat.

Wolff'sche Philosophie ab[1]. Die englische Philosophie fand in ihrer Mitte keine Stätte mehr, doch war es eben Sulzer, der schon im Jahre 1755 Deutschland mit Hume bekannt gemacht hatte. Noch weniger erwarb sich die materialistische französische Philosophie Anhänger in ihrem Kreise: Sieger blieb, wenn auch eklektisch erweicht, die Wolff'sche Philosophie.

In demselben Jahre, in welchem jenes Eloge auf Leibniz gekrönt wurde, wurde eine Schrift des Hofpredigers Cochius in Potsdam mit dem Preise belohnt, in der das Thema bearbeitet war, »ob es möglich sei, natürliche Neigungen zu zerstören, und wie man die guten zu stärken, die schlechten zu schwächen habe«. Auch diese Preisaufgabe zeigt, dass die Akademie den Gang der philosophischen Forschungen genau verfolgte und in ihren Thematen die Hauptprobleme, welche die Zeit bewegten, sicher zu fassen verstand. Die »Neigungen« (les penchants) — sie bildeten ja die dunkle Macht, welche die Fortschritte der Vernunft hemmten und den sonst so spielend leichten Aufstieg zur Aufklärung in unerklärlicher Weise verzögerten. Jenes tiefe Problem, welches Kant, an alte Überlieferungen anschliessend, durch seine Lehre vom radicalen Bösen zu bestimmen versucht hat, steckt in der Frage nach »der Möglichkeit, natürliche Neigungen zu zerstören«. Von der »Herrschaft über die Neigungen« hatte Mendelssohn schon im Jahre 1755 gehandelt[2], und auch die übrigen Moralphilosophen und Paedagogen des Zeitalters, z. B. Gellert, wandten der Frage das lebhafteste Interesse zu. Aber die gekrönte Preisschrift des Hofpredigers — neben ihm haben auch Garve und Meiners das Problem bearbeitet — war doch nicht bedeutend genug, um einen kräftigen Anstoss zu vertiefter Betrachtung zu geben. Mendelssohn begnügte sich damit, sie und Garve's Abhandlung mit einigen Anmerkungen zu begleiten[3]: tiefblickend erklärte der gescheite und witzige Deutschfranzose Grimm, wer diese Frage in bejahendem Sinne zu lösen vermöge, habe so ziemlich alle praktischen Probleme gelöst, die die Menschheit interessiren: erst der Königsberger Philosoph hat das Problem so behandelt, dass er an und mit ihm das ganze Moralgebäude der

[1] Die Preisschrift war nicht bedeutend: Bartholmèss (II p. 268) nennt sie »un ouvrage qui n'était entièrement digne ni de Leibniz ni de Bailly«. Der Gelehrte hatte sich die Aufgabe leicht gemacht und die Arbeit seines Vorgängers de Jaucourt nicht nur nicht übertroffen, sondern nicht einmal erreicht.

[2] Ges. Schriften Bd. IV, 1 S. 38 ff.

[3] A. a. O. IV, 1 S. 102 ff.

Aufklärungsphilosophie über den Haufen warf und die Ethik neu begründete. An dieser That darf sich die Akademie einen Antheil nicht zuschreiben, wohl aber darf sie sich rühmen, schon im Jahre 1766 die Fundamentalfrage der Ethik richtig gestellt zu haben[1].

Vier Aufgaben, welche die Akademie für die Jahre 1771, 1775, 1776 und 1780 gestellt hat, sind dadurch ausgezeichnet, dass Herder sich um ihre Lösung bemüht und dreimal den Preis davongetragen hat[2]. Schon damit ist erwiesen, dass die Akademie der Entwicklung des deutschen Geistes in jenen Jahren nicht so fern gestanden hat, wie das öfters behauptet worden ist. Hätte sich ein Herder immer wieder durch die von ihr gestellten Fragen anregen lassen, wenn diese nicht die wichtigsten Probleme, wie sie gerade auch den deutschen Geist damals beschäftigten, getroffen hätten?

Mit der Preisaufgabe für das Jahr 1771 kehrte die Akademie zu einem Thema zurück, das sie selbst schon mehrmals in ihrer Mitte behandelt und bereits im Jahre 1757 in begrenzterer Fassung zum Gegenstand einer Preisbewerbung gemacht hatte[3]. Jetzt stellte sie

[1] Cochius — er wurde bald darauf in die Akademie aufgenommen — hatte übrigens nicht geringe Verdienste: er war ein hervorragender Leibnizianer, der sich bemühte, die idealistische Philosophie auch auf empirischem Wege zu begründen, und er war der beste lateinische Stilist in der Akademie. Seine Abhandlung über die Neigungen erwarb ihm die Anerkennung d'Alembert's, die Gedanken über den Selbstmord die des Königs. In seiner Untersuchung über die von Leibniz gestellte Frage »Si toute succession doit renfermer un commencement« (Mém. 1773) handelt er von Raum und Zeit in einer Weise, die über Leibniz hinausgeht und Kant's Ideen vorbereitet. Die beiden Concurrenten von Cochius, Garve und der Göttinger Meiners, damals im jugendlichsten Alter, haben sich später rühmlich bekannt gemacht. Dieser ist allerdings stark überschätzt worden. Garve hat als Mitglied der Akademie (Mém. 1788) in einem feinen Aufsatze über den Nutzen der Akademieen seinen Collegen die verkannte Wahrheit gesagt, dass die Philosophie besser durch einzelne einsame Denker betrieben werde als durch die vereinten Bemühungen der gelehrtesten Gesellschaft.

[2] Siehe Vahlen's Festrede vom 24. Januar 1895 in den Sitzungsberichten S. 29 ff.

[3] Durch Condillac's und Rousseau's Abhandlungen (1754) war das Problem in Fluss gekommen und beschäftigte sowohl die französischen wie die deutschen Gelehrten (Mendelssohn). Der Akademie gab Maupertuis die Anregung durch einen Aufsatz, den er am 13. Mai 1756 verlesen liess (s. Akadem. Protokoll): »Sur les différents moyens dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées« (abgedruckt in den Mémoires 1754 p. 349 ff.). Die rationalistische Erklärung des Ursprungs der Sprache aus thierischen Naturlauten und aus Übereinkunft, die er andeutete, reizte den Akademiker Süssmilch zu energischem Widerspruch, den er in einer ausführlichen Dissertation (vorgelesen am 7. und 14. October 1756) zu begründen versuchte: »Die Sprache ist ein unmittelbares göttliches Geschenk«. Aus dieser Controverse im Schoosse der Akademie stammte die im Jahre 1757 für das Jahr 1759

die Frage ganz allgemein, deutete aber in ihrer Fassung zugleich an, in welcher Richtung sie die Lösung suchte und für möglich hielt:

»En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? Et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention? On demanderat une hypothèse qui expliquât la chose clairement, et qui satisfît à toutes les difficultés.«

Kein Zweifel — die Akademie dachte noch immer an die »Erfindung« der Sprache, und sobald diese Art des Ursprungs sichergestellt war, durfte man mit Recht hoffen, eine zweckmässigere Sprache, die Universalsprache werden und alle anderen Idiome verdrängen könne, zu »erfinden«. Um so grössere Anerkennung verdient es, dass sie unter den 31 Preisschriften, die eingelaufen waren, die Abhandlung von Herder krönte, der zwar Süssmilch's Hypothese vom göttlichen Ursprung der Sprache scharf und siegreich zurückwies, aber ebenso bestimmt die Träumerei von »Erfindung« und »Übereinkunft« ablehnte, auch den »thierischen« Ursprung nicht einfach gelten liess, sondern sich zu zeigen bemühte, dass die Sprache ein allmählich gewordenes Erzeugniss der eigenthümlichen Natur des Menschen sei. Wie unvollkommen auch Herder's sprachliche Kenntnisse waren und wie unzureichend seine positiven Erwägungen — Jacob Grimm hat ihm, fast ein Jahrhundert später, doch das Zeugniss ausstellen können, dass »die von ihm ertheilte Antwort immer noch zutreffend bleibt, wenn sie gleich aus anderen Gründen, als ihm dafür schon zu Gebote standen, aufzustellen und zu bestätigen ist[1]«.

Mit Herder's Abhandlung schloss die Akademie für mehrere Jahrzehnte ihre Arbeiten über den Ursprung der Sprache, und sie that recht daran; denn ein würdigerer Schluss konnte im 18. Jahrhundert nicht gefunden werden.

---

gestellte Preisfrage über den Einfluss der Meinungen auf die Sprache, die Michaelis gelöst hat (s. oben S. 409). Man wollte augenscheinlich erst eine nöthige Vorfrage stellen, bevor man das Hauptproblem in Angriff nahm. Eine vorläufige Zusammenfassung versuchte Formey in seiner Abhandlung: »Réunion des principaux moyens employés pour découvrir l'origine du langage, des idées et des connaissances des hommes«. Auf's Neue kam die Sache in Fluss, als Süssmilch im Jahre 1766 seine Dissertation vom Jahre 1756 drucken liess und den Mitgliedern der Akademie zueignete. Er selbst zwar, dem der göttliche Ursprung der Sprache eine religiöse Gewissheit war, starb noch in demselben Jahre; aber seine Schrift reizte Herder zum Widerspruch — er hat sich bereits in den Jahren 1767 und 1768 um das Problem bemüht —, und im Jahre 1769 entschloss sich die Akademie, die Frage zum Gegenstand einer akademischen Preisbewerbung zu machen.

[1] Siehe J. Grimm's Abhandlung über den Ursprung der Sprache vom 9. Juni 1851 und Vahlen a. a. O. S. 31 ff. Eine kurze, feine Anzeige der Herder'schen Abhandlung hat Math. Claudius veröffentlicht (Werke 1879 1. Bd. S. 83 ff.).

Für das Jahr 1775 stellte sie zwei Preisaufgaben, von denen die zweite, philosophische, für das Jahr 1776 wiederholt wurde. Um beide hat sich Herder bemüht, aber den Preis nur für die erste gewonnen. Die Akademie hatte 1. eine Untersuchung über die Ursachen des Verfalls des Geschmacks bei den verschiedenen Völkern und 2. eine Prüfung der beiden Grundkräfte der menschlichen Seele, Erkennen und Empfinden, verlangt. Beide Aufgaben waren nicht willkürlich gewählt, sondern hatten sich den Akademikern bei ihren eigenen Studien aufgedrängt. Über den »Geschmack«, diesen eigenthümlichen und wichtigen Begriff des Zeitalters der Aufklärung, hatte Formey bereits in der Sitzung vom 22. Juli 1756 einen Vortrag gehalten[1] und dann in den Sitzungsberichten des Jahres 1760[2] eine Analyse des Begriffs zu geben versucht. An Herder's Arbeit vermisste die Akademie eine ausreichende principielle Begriffsbestimmung; aber sie ertheilte ihr mit Recht den Preis; denn gewiss kam keine andere Abhandlung ihr gleich an Reichthum der geschichtlichen Kenntnisse, Feinheit der Beobachtung und Verständniss für den verschiedenen Werth des »Geschmacks«, je nach den Bedingungen (natürlichen oder künstlichen), unter denen er entstanden ist, und den Verbindungen mit Überlieferung, Sitten und Gewohnheiten, in denen er lebt. Vor allem aber lag die Bedeutung der Abhandlung darin, dass sie den »Geschmack« der Zeit selbst durch die Überleitung vom »Geschmack« zur Humanität zu vertiefen suchte: »Je mehr wir die Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, dass der Geschmack nie mehr eine blosse Nachahmung, Mode oder gar Hofgeschmack, ... sondern mit Philosophie und Tugend gepaart ein dauerndes Organum der Menschheit werde«. Die andere Preisfrage über Erkennen und Empfinden als die Grundkräfte der Seele traf einen Hauptpunkt der lange vernachlässigten Psychologie: allein die Akademie besass selbst keinen Gelehrten, der als competenter Richter hätte gelten können. So wurde die Abhandlung des Pastor Eberhard in Charlottenburg, des Verfassers der »Neuen Apologie des Sokrates«, gekrönt, die der Popularphilosophie jener Tage entsprach[3], aber das Problem zu fördern und aus den dogmatistischen

[1] Siehe Akademisches Protokoll.

[2] Sie erschienen 1767, Formey's Abhandlung ist also vielleicht erst in diesem Jahre niedergeschrieben oder redigirt worden.

[3] Vergl. auch Mendelssohn's Gesammelte Schriften Bd. IV, 1 S. 122 ff. (vom Jahre 1776).

Vorurtheilen herauszuführen nicht im Stande war. Herder's Untersuchung, die, ohne die Fesseln irgend einer Schule und in ausgesprochenem Gegensatz zu Leibniz-Wolff'schen Speculationen, von den einfachsten empirischen Erfahrungen ausgeht und bereits mit physiologisch-psychologischen Mitteln arbeitet, unterlag zweimal[1]. Aber diese Niederlage entmuthigte doch den Genius nicht; in einer dritten Fassung liess er die Abhandlung drucken und betheiligte sich dann noch einmal an einem von der Akademie veranstalteten wissenschaftlichen Wettkampf. Diesmal galt es einer von der Klasse der Belles-Lettres für das Jahr 1780 gestellten geschichtsphilosophischen Frage, die im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus sich aufdrängen musste, zu deren Beantwortung aber doch nicht nur Sachkunde und Takt, sondern auch Kühnheit gehörte:

»Quelle a été l'influence du Gouvernement sur les Lettres chez les nations où elles ont fleuri? Et quelle a été l'influence des Lettres sur le Gouvernement?«

Herder, der unterdessen von Bückeburg nach Weimar übergesiedelt war, erhielt den Preis. Seine Abhandlung zeichnete sich, wie die Arbeit über den Verfall des Geschmacks, durch eine tiefsinnige und lebendige Betrachtung der Geschichte aus, wie sie die Aufklärung nicht kannte. Diese Herder'schen Essays sind für den grossen Umschwung der historischen Auffassung epochemachend gewesen; heute noch stehen wir unter ihrem Einfluss. Was ihn zu der Arbeit bestimmt hat, hat er in den Worten ausgesprochen: »Mein Bestreben war, nicht leeren Wetteifer in Gelehrsamkeit, sondern eine Gelegenheit zu suchen, wo ich nach mancherlei Nachforschung und Erfahrung zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unseren Staaten etwas Nützliches sagen könnte«.

Wie in Herder's Antwort, so schon in der Fragestellung der Akademie selbst erkennt man auch den Einfluss der Regierung des grossen Königs. Wir brauchen nicht erst Nachforschungen anzustellen, ob Friedrich die Frage gekannt und gebilligt hat; wir wissen vielmehr, dass die Akademie sie ausgeschrieben, um den Absichten ihres Monarchen und Curators entgegenzukommen. Gerade damals, in dem Jahre 1777/78, hat er auf's Entschiedenste verlangt, dass bedeutende Themata aus der Geschichts- und Moralphilosophie, die ihn am Ende seines Lebens fast ausschliesslich beschäftigten, gestellt würden. Einen besonderen Anlass zu dieser Forderung hatte ein im Jahre 1777 von der Akademie gestelltes Thema über die »primitive Kraft« geboten. Die umständliche Formulirung war nicht glück-

[1] Vergl. Vahlen, a. a. O. S. 36 ff.

lich. d'Alembert bezeichnete sie sogar als lächerlich, schrieb, dass sein Urtheil in Paris getheilt werde, und legte es dem Könige nahe, die unzweckmässige Preisaufgabe zurückziehen zu lassen und dafür das Thema zu stellen, das längst zwischen ihnen schwebte (s. oben S. 372): »S'il peut être utile de tromper le peuple[1]?« Friedrich hatte sich bisher noch gescheut, diese Frage der Akademie als Preisthema zu empfehlen, obgleich es ihm schmerzlich war, dass der Pariser Freund sie anders beantwortete als er selbst, und er deshalb eine vorurtheilslose Prüfung vor einem europäischen Areopag wünschen musste. Jetzt, unter dem Eindruck, dass sich die Akademie durch das Thema von der »primitiven Kraft« blossgestellt habe und zur Zurückziehung desselben bestimmt werden müsse, wurde er schwankend. Er schreibt d'Alembert, er wisse nicht, wer in seiner Akademie fähig sei, die Frage zu beantworten, nachdem Lambert gestorben, vielleicht Beguelin. Er geht dann wieder auf die Sache selbst ein und sucht den früher behaupteten Standpunkt zu vertheidigen, dass zum Wohle des Volkes Täuschungen erlaubt seien. Dieser Brief ist am 5. October geschrieben[2]. Elf Tage später hat er sich entschieden. d'Alembert's Hinweis, dass nicht in Paris, sondern nur in Berlin eine so freimüthige Frage unparteiisch und rein sachlich behandelt werden könne, mag den Ausschlag gegeben haben. Am 16. October richtete er an die Akademie eine Cabinetsordre[3], in welcher er befahl, »questions très-intéressantes et très-utiles« statt unverständlicher auszuschreiben[4], und weiter anordnet, das Thema von der »primitiven Kraft« zurückzuziehen und dafür die Preisaufgabe zu stellen: »S'il peut être utile de tromper le peuple[5]«.

Nur solange man diese Vorgeschichte des ominösen Themas nicht kannte, konnte man behaupten, der König habe die Akademie

---

[1] Brief vom 22. September 1777 (Œuvres T. 25 p. 84 ff.).

[2] Œuvres T. 25 p. 88.

[3] Akademisches Archiv, Fasc. »Preisfragen«.

[4] Der König sah in der »primitiven Kraft« die »schwangere Monade« wiederkehren, um die sich seine Akademiker zu Maupertuis' Zeiten gezankt hatten.

[5] Ein vertraulicher Brief de Catt's an Formey (16. October 1777, Œuvres T. 25 p. 277), der die Gemüther, soweit möglich, beruhigen sollte, begleitete die Ordre. Hier heisst es: »Voici une lettre de S. M. que vous lirez dans votre première assemblée. On a trouvé la question proposée .... un peu difficile à saisir, et on y a substitué celle que vous lirez dans la lettre. J'ignore si ce changement pourra se faire [damit deutete Catt an, dass des Königs Entschluss an diesem Punkt nicht unwiderruflich sein dürfte]; vous aurez la bonté de me dire le résultat de l'Académie«.

in Verlegenheit setzen oder gar verspotten wollen. Nichts hat ihm ferner gelegen. Man darf vielmehr umgekehrt behaupten: damit, dass Friedrich der Akademie dieses Thema empfahl und vorschrieb, hat er ihr einen Beweis seines besonderen Vertrauens gegeben; denn er hat sie für competent erklärt, eine Streitfrage entscheiden zu helfen, die seit fast zehn Jahren ihn selbst und d'Alembert beschäftigt hatte, und in der sich für ihn das höchste Problem der Staatsweisheit und Regierungskunst darstellte. Man darf nicht vergessen, welchen Umfang für den alternden, in seinen Überzeugungen immer herber werdenden König der Begriff »Täuschung« hatte! Das Gebiet der »Wahrheit« war in seinen Augen durch die engsten Grenzen umschrieben und lag in eisigen Höhen — der Deismus, die Pflicht und die Naturphilosophie. Alles Übrige, alle concreten Religionen, alle Culturmittel, die ganze bunte Welt des Lebens galt ihm als »Täuschung«. Mit welcher unerbittlichen, schrecklichen Gewalt musste da die Frage seine Seele bewegen: kann man ein Volk ohne Täuschungen regieren? Wie stark musste sich dem Staatsmann die Antwort aufdrängen: man kann es nicht; also muss man täuschen! Aber wie niederschlagend war diese Antwort! Statt zu befreien, verstrickte sie in Unwahrhaftigkeit und schien zugleich jeden Fortschritt zu lähmen. Der Optimismus des Aufklärers zerschellte an dem harten Fels des »Volkes«, das für die reine Wahrheit unzugänglich ist. Der Staatsmann musste dem Philosophen erklären, dass er mit seiner »Wahrheit« nicht regieren könne. Aber vielleicht giebt es doch einen Ausweg? man muss alles daransetzen, ihn zu finden! Alle Denker müssen aufgefordert werden, ihn zu suchen: in diesem Sinne übergab der König seiner Akademie das Thema.

Duo cum quaerunt idem, non est idem: das hatte der König doch nicht genügend bedacht! Von der Kränkung abgesehen, die in der Forderung lag, ein bereits gestelltes Thema zurückzuziehen — was wird man in Europa sagen, wenn die Akademie plötzlich die Preisaufgabe stellt: »Kann es nützlich sein, das Volk zu täuschen?« Will sie ihren König brüskiren? oder, wenn daran nicht gedacht werden kann, will sie einen anderen Monarchen kritisirt sehen? oder ist sie frivol geworden und spielt mit den Grundsätzen der Moral? oder — wenn man den Ursprung des Themas erfuhr — will der König seine Akademie verhöhnen? Die Akademie gerieth durch die königliche Ordre in die höchste Aufregung. Die philosophische Klasse, unter Sulzer's Führung, verlangte eine Plenarsitzung. Dem Willen des Königs wagte Niemand zu widersprechen;

aber vielleicht liess sich durch eine Formulirung die fast brutal klingende Frage mildern. Drei Fassungen wurden vorgeschlagen und dem Könige eingereicht; zugleich bat die Akademie — das war kein ungeschickter Einfall — dem Thema die Worte vorsetzen zu dürfen: »auf Anordnung des Königs«.

Diesem waren unterdessen selbst gewisse Bedenken aufgestiegen. Er liess durch Catt am 5. November 1777 antworten[1], die von der Akademie aufgestellte Frage über die primitive Kraft solle bestehen bleiben, aber auch bei dem von ihm vorgeschriebenen Thema habe es zu verbleiben, nur sei es nicht für 1779, sondern für das folgende Jahr auszuschreiben; was die Fassung anlange, so billige er die dritte Form, welche die Akademie vorgeschlagen habe, allein sein Name dürfe nicht erwähnt werden, endlich, Preisschriften, in denen irgend eine Regierung, sei es welche auch immer, attaquirt werde, sollten bei der Beurtheilung unberücksichtigt bleiben.

Damit war doch Einiges erreicht, freilich nicht viel. Erspart war der Akademie die Demüthigung, ihr Thema zurückziehen zu müssen, und die besonnenste Fassung war gewählt worden[2]. Allein des Königs Name durfte nicht genannt werden, und ausserdem legte die letzte Bestimmung der Akademie eine zwar nothwendige, aber peinliche und verantwortungsvolle Beschränkung auf.

Das Ausschreiben machte das grösste Aufsehen. Dass der König hinter der Aufgabe stehe, musste man vermuthen, zumal da sie doch als eine ausserordentliche erschien, weil bald für das Jahr 1780 eine zweite Aufgabe — eben jene, die Herder bearbeitet hat, über den Einfluss der Regierung auf die Litteratur — gestellt wurde[3]. Nicht weniger als 42 Bearbeitungen liefen ein: ein Beweis, dass das Thema die Moralphilosophen und Politiker überall interessirte. Keine einzige Schrift brauchte ihres staatsfeindlichen Inhalts wegen zurückgewiesen

[1] Akademisches Archiv, a. a. O.

[2] Die endgültige Formulirung lautete: »Est-il utile au peuple d'être trompé, soit qu'on l'induise dans de nouvelles erreurs, ou qu'on l'entretienne dans celles où il est?«

[3] Beachtet man, dass diese Aufgabe die erste ist, die die Akademie gestellt hat, nachdem sie die scharfe Mahnung, interessante und nützliche Themata auszuschreiben, vom Könige erhalten hatte, und vergleicht man die Aufgabe mit jener anderen über die Täuschung, so kann man einen berechneten Zusammenhang hier nicht verkennen. Auf die Absicht, die der König bei dem Täuschungsthema hatte, ist die Akademie ihrerseits mit der neuen Preisaufgabe eingegangen, aber so, dass sie die wichtige Vorfrage stellt, wie sich »Gouvernement« und »Lettres« zu einander verhalten. Darf man nicht sagen, dass die Akademie in feiner Weise das königliche Thema kritisirt hat und doch dabei des Beifalls des Königs sicher sein konnte?

zu werden; aber fünf liefen zu spät ein und in vier anderen hatten sich die Verfasser genannt. So blieben 33 zur Beurtheilung übrig. In zwanzig war die gestellte Frage verneint, in dreizehn bejaht. Von jenen wurden vier, von diesen sieben als gut bezeichnet. Zwei unter ihnen wurden gekrönt, indem man den Preis theilte, nämlich die Abhandlung Becker's, Gouverneur des Baron Dachröden in Erfurt (verneinend), und die des Prof. Castillon jun. in Berlin (bejahend)[1].

Man verdenkt es der Akademie bis auf den heutigen Tag, dass sie sich »so gesinnungslos aus der Affaire gezogen hat«, um es weder mit Friedrich dem Könige, noch mit Friedrich dem Philosophen zu verderben. Allein dieses Urtheil zeigt wenig Sachkunde und ist höchst ungerecht. Der König liess die Akademie ganz frei entscheiden — schon d'Alembert's wegen —; von ihm war also nichts zu befürchten. Hätte sie die Wissenschaft um des Königs willen beugen wollen, so hätte sie lediglich eine bejahende Antwort krönen dürfen. Aber, sagt man, es liegt doch auf der Hand, dass sie nur eine verneinende auszeichnen durfte, wenn sie nicht ihre Moral und ihr Ansehen auf's Spiel setzen wollte? So scheint es, aber man erwägt bei dieser Behauptung nicht, dass ihr das Thema aufgedrängt war, und dass sie es eben durch die Art ihrer Entscheidung in dieser seiner spröden Form für unlösbar erklärt hat. Es ist oben darauf hingewiesen worden, was der König und mit ihm gewiss viele Zeitgenossen als »Täuschung« und »Täuschungsmittel« betrachteten. Andere aber beurtheilten diese angeblichen Täuschungen sehr anders. Somit führte die Frage mit Nothwendigkeit auf eine Untersuchung des Begriffs der Täuschung und der Täuschungsmittel selbst. In dem Momente aber war sie eigentlich schon zerstört, bez. in eine ganze Reihe von Einzelfragen aufgelöst, die entgegengesetzte Antworten nöthig machten: z. B. es ist nützlich, dem Volke Wahrheiten in symbolischer Gestalt zu lassen und zu geben, aber es ist schädlich, es mit hohlen oder unwahren Symbolen zu belügen, u. s. w. Die Akademie that also nicht nur das Klügste, sondern auch das Würdigste, was sie thun konnte, wenn sie die eingereichten Abhandlungen nicht auf ihr Schlussergebniss hin prüfte, sondern auf den Fleiss, die Sachkunde und die Umsicht, die ihre Verfasser angewendet hatten. Den billigen Spott der Leichtfertigen, sie habe Ja und Nein zugleich gesagt, konnte sie leichter ertragen als die ernste Vorhaltung der Moralisten, sie habe sich an

[1] Der akademische Referent in dieser Sache ist Beguelin gewesen. Becker hat sich später um die deutsche Volksbildung Verdienste erworben.

der Wahrheit versündigt. Allein mit gutem Gewissen durfte sie auch diese Kritik zurückweisen: wenn die Frage keine einfache Antwort zuliess, wie konnte da die Antwort Zeugniss ablegen für die souveräne Geltung der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit?

Der König selbst hat später von der ganzen Sache nichts mehr hören wollen. Formey erzählt, er habe sich bereits im Jahre 1780 unwissend gestellt, als die Rede auf die peinliche Preisfrage gekommen sei[1]. Das ist wohl begreiflich.

Das königliche Monitum vom Jahre 1777 hatte die Folge, dass die Akademie abstract-philosophische Preisfragen nicht mehr stellte. Dem glücklichen Thema von den Wechselwirkungen zwischen »Gouvernement« und »Lettres« folgte für das Jahr 1784 das nicht minder ausgezeichnete:

»Qu'est-ce qui a fait de la langue française la langue universelle de l'Europe? Par où mérite-t-elle cette prérogative? Peut-on présumer qu'elle la conserve?«

Eindringende und aufklärende Untersuchungen über den Siegeslauf der französischen Sprache waren hier gefordert; aber auch universalhistorische, vergleichende Erwägungen über die Ursachen, durch welche einst das Griechische und Lateinische zu Universalsprachen geworden sind, waren unvermeidlich. Der Preis wurde zwischen einem Deutschen, dem Professor Schwab in Stuttgart, und einem Franzosen, dem Grafen Rivarol in Paris, getheilt.

Für das Jahr 1785 stellte die Akademie eine Aufgabe, die noch immer als eine Folge des Täuschungsthemas zu betrachten ist: man sieht, wie die königliche Mahnung gewirkt hat und wie sich die Akademie bemühte, den Absichten Friedrich's zu folgen, aber dabei die Themata unzweideutig und fruchtbar zu formuliren. Die Aufgabe lautete:

»Quelle est la meilleure manière de rappeler à la raison les nations, tant sauvages que policées, qui sont livrées à l'erreur et aux superstitions de tout genre?«

Wir finden heute dieses volkspädagogische Thema zu allgemein; allein in einer Zeit, die unter dem Eindruck der Schriften Rousseau's stand, von den principiellsten Fragen bewegt war und sich von der mittelalterlichen Paedagogik losrang, gab es talentvolle Köpfe genug, die diese Aufgabe aufklärend zu behandeln vermochten. Den Preis erhielt Ancillon, französischer Prediger in Berlin, später Mitglied der Akademie.

Es war zum letzten Mal, dass die Akademie Friedrich's ihr Urtheil über eine Frage aus dem Gebiete der Philosophie und der Lit-

[1] Souvenirs T. I p. 135f.

teratur abgegeben hat. Zwar hat sie noch zweimal (für 1787 und 1788) solche Themata gestellt — das zweite in unverkennbarer Berücksichtigung einer Abhandlung des Königs: aber als die Antworten einliefen, war es nicht mehr die alte Akademie, die sie beurtheilte[1]. Übersieht man die ganze Reihe der Preisfragen von 1745 an, so wird man behaupten dürfen, dass sich die Akademie niemals in Kleinliches verloren hat, dass sie die ihr selbst in den Preisaufgaben gestellte grosse Aufgabe würdig gelöst, die Zeichen der Zeit verstanden und sowohl der fortschreitenden Cultur als manchen Einzelwissenschaften die Fackel vorangetragen hat. Missgriffe haben nicht gefehlt, und durch ihre Zusammensetzung waren ihr gewisse Schranken gezogen; aber sie war und blieb freier, weitsichtiger und sachkundiger als irgend eine andere Akademie Europas.

2.

Nur mit wenigen Strichen kann hier angedeutet werden, was einzelne hervorragende Akademiker geleistet haben, und welche Stellung ihnen, und mittelbar durch sie der Akademie, innerhalb der Gesammtgeschichte der Wissenschaften zukommt. Irreführend wäre es, wollte man bei der Beantwortung dieser Frage von den einzelnen Wissenschaften ausgehen; denn der Begriff »Wissenschaft« war noch nicht ein so loses Gefüge von Disciplinen, wie er es in unserem Jahrhundert geworden ist, sondern er schwebte als ein Ganzes vor Augen, und die Ausbildung einer neuen Form wissenschaftlicher Überlieferung und Mittheilung im Gegensatz zur scholastischen beschäftigte die höher Strebenden mindestens ebenso sehr wie die Sache selbst. Dieses Werthlegen auf die Form entsprang einem sehr lebhaften didaktischen und moralischen Bestreben: man wollte nicht nur Wissen verbreiten, noch weniger todte Gelehrsamkeit pflegen, sondern man wollte eine vernünftige Denkungsart durchsetzen, überall die Aufklärung befördern und den sittlichen Zustand der Gesellschaft bessern. So stark drängten sich diese Zwecke vor,

[1] Das Thema für 1787 verlangte eine Darstellung der elterlichen Autorität, ihrer Grundlagen und ihrer Grenzen, nach dem Naturrecht, mit besonderer Unterscheidung der Rechte des Vaters und der Mutter, nebst einer Untersuchung, wie das positive Recht hier zu gestalten sei. Das Thema für 1788 lautete: »Comment l'imitation des ouvrages de littérature étrangère, tant ancienne que moderne, peut-elle développer et perfectionner le goût national?« Man vergleiche dazu das Thema für 1784 und Friedrich's Abhandlung über die deutsche Litteratur. Den Preis erhielt 1787 Villaume (das Accessit Klein, bedeutender Jurist, später Mitglied der Akademie).

dass sie auch den materiellen Betrieb der Wissenschaften eigenthümlich zu begrenzen und zu beschränken suchten: gewiss — alles, was der Verstand erarbeitet, die Vernunft gebilligt hat, soll gelten: aber wissenswürdig ist eigentlich nur das, was den vernünftig-moralischen Menschen belehrt; alles Übrige ist im besten Fall Vorarbeit, sind Gerüste, die man wieder abbricht. Auch in das Wesen der Erscheinungen soll man nicht tiefer eindringen wollen, als der gemeine Verstand zu folgen vermag, und vollends sind alle paradoxen Hervorbringungen einer productiven Phantasie zu verbannen. Nur als »Esprit« und als Waffe gegen den Aberglauben hat die Phantasie des Genies Bürgerrecht in der Wissenschaft, die zugleich Cultur ist: sie soll ihre Hervorbringungen eindrucksvoll fassen, blitzend beleuchten und siegreich vertheidigen. Durch »Raison« — klar und formvollendet an jedem wissenswürdigen Object entwickelt — zur Moral und Toleranz: das ist die Aufgabe der Wissenschaft. So dachte der Monarch, der die Akademie leitete, und in diesem Sinne wollte er sie arbeiten sehen[1]. Dieses sein Ideal aber ist in Wahrheit kein anderes als das Cicero's, genauer bestimmt durch die grossen Franzosen des Zeitalters Ludwig's XIV. und — durch Voltaire. Der König ist bei der ersten der drei Hervorbringungen der französischen Aufklärung stehen geblieben: er ist weder mit La Mettrie und Diderot zum Materialismus, noch mit Rousseau zur Subjectivität fortgeschritten, sondern er beharrte bei den älteren Franzosen und bei Voltaire. Neben ihnen übte nur Bayle einen durchschlagenden Einfluss auf ihn aus.

Aber auch Voltaire's und Bayle's Einfluss darf man nicht überschätzen. Jener entzückte ihn durch den Geist, die Klarheit und die siegreiche Gewalt der Rede, mit der er die Schlachten wider Aberglauben, Intoleranz und Verfolgungssucht leitete und gewann: dieser imponirte ihm durch die unerschütterliche Ruhe, die kritische Unparteilichkeit und die skeptische Zurückhaltung. Aber assimilirt hat er sich beide doch nur so weit, als es die antiken Überlieferungen, mit denen seine Seele verschmolzen war, zuliessen. Er lernte von Voltaire, dass Newton der grösste Physiker sei, die Mechanik des Himmels entdeckt und eine neue Centralwissenschaft geschaffen habe; er liess sich von Maupertuis die mechanischen

[1] Bartolmèss, Histoire philos. de l'Acad. de Prusse T. I p. 247–327: Frédéric II, Historien et Philosophe. Zeller, Friedrich der Grosse als Philosoph, 1886 (z. Th. vorher erschienen in der Deutschen Rundschau Bd. 44 Heft 12: »Friedrich der Grosse in seinem Verhältniss zu der Philosophie seiner Zeit und der Vorzeit«).

Probleme erklären: er pries mit Beiden Locke als den maassgebenden Philosophen der geläuterten Empirie und der kritischen Aufklärung: er las Montesquieu, der aus der englischen Geschichte die Universalgeschichte verstehen lehrte; aber bis in den Mittelpunkt seines geistigen Wesens drangen alle diese Erkenntnisse nicht vor. Er konnte unter Umständen sie alle — nicht etwa nur die Geometrie, sondern auch die ganze moderne Naturphilosophie — ironisch behandeln und als Spielereien der Gelehrten abschütteln; denn er glaubte einen sicheren Schatz zu besitzen, in welchem bereits alle geistigen Güter gegeben seien, die Alten. Er, der sie nur aus Übersetzungen kannte, lebte in ihnen, nicht kraft gelehrter Überlieferung und Auswahl, sondern kraft fortwirkender Tradition. Die französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts, jene Popularphilosophen, Poeten, Redner und Prediger, in denen das Zeitalter der Renaissance eine gallische Nachblüthe erlebt hat, waren seine geistigen Väter; sie haben ihm Cicero, Marc Aurel, die älteren Stoiker und einige antike Historiker vermittelt und in ihm die Denk- und Empfindungsweise, die Auffassungen von Wissenschaft, Moral, Religion und Poesie gepflanzt, die seine Seele bestimmten. Wahrscheinlich hat es im ganzen 18. Jahrhundert in Deutschland keinen Denker gegeben, der so sehr und so ausschliesslich mit Epikur einerseits, mit den antiken Moralisten andererseits empfunden hat wie der König. Alle ethischen Probleme blieben für ihn in dem Streit der Stoiker und Epikureer beschlossen; alle metaphysischen Fragen interessirten ihn im Grunde nur so weit, als sie Cicero interessirt hatten. Über das Verhältniss von Theorie und Praxis in der Wissenschaft dachte er wie jener; wirkliches Griechenthum lag ihm so fern wie dem Römer. Auch in der Poesie war ihm das Didaktische das Höchste. Die Welt der Gefühle warf er in das Pathos des Redners und in die Freundschaft, aber verbannte sie sonst: durch rein objective Darlegungen und durch krystallklare Formen sollen die subjectiven Wirkungen erzeugt werden. Alles antik gedacht und empfunden, freilich nach dem Maassstab einer lateinischen Antike von charakteristischer Beschränkung, aber nicht einer künstlich erzeugten. Sie war in Frankreich gewachsen, in natürlicher Abfolge von den Tagen Abälard's an und weiter zurück, bis sie sich in dem Staate Ludwig's XIV. zu voller Blüthe zu entfalten vermochte. Und diese Denkweise complicirte sich bei dem Könige nicht etwa im Laufe seines langen Lebens, im Gegentheil — sie trat allmählich immer souveräner hervor, und die modernen

Philosophen traten als blosse »Verbesserer« zurück. Mehr und mehr warf er als unnützen Ballast ab, was er unter dem bestimmenden Einfluss von Freunden aufgenommen hatte, und stellte sich nur fester und entschiedener auf die antike Basis. In der theoretischen Philosophie blieb er Anhänger Epikur's: denn dieser ist der Philosoph, der allen theologischen und mythologischen Aberglauben abgeworfen und auf dem Boden der Erfahrung eine rein natürliche Welterklärung zuerst gezeichnet hat — »die Philosophie verdanken wir Epikur; Gassendi, Newton und Locke haben sie verbessert; ich mache mir eine Ehre daraus, ihr Schüler zu sein, aber nicht mehr«, schrieb er im Jahre 1775 an Voltaire[1] (vergl. dazu die Äusserung Friedrich's oben S. 373). Die epikureische Ethik jedoch genügte mit den Jahren immer weniger seiner herben Stimmung und seinem unbeugsamen Pflichtgefühl: hier war und blieb Marc Aurel sein Ideal, sein Tröster, ja sein Heiland, und immer entschiedener trat das moralisch-paedagogische Interesse aus allen anderen hervor und drängte sie zurück: jeder Schriftsteller, der das Publicum nicht bessern will, soll sich sagen, dass er umsonst geschrieben hat.

Diese Enge des Standpunkts des königlichen Philosophen — der Staatsmann in ihm ging seine eigenen Wege und folgte Pufendorf und Thomasius — wurde compensirt durch eine Reihe praktischer Überzeugungen, an denen der König unverbrüchlich festhielt. Erstlich dass jeder, der gegen die Verblendungen des Aberglaubens zu Felde zieht, als ein Bundesgenosse zu begrüssen sei, einerlei in welchem Regimente er dient. Der Skeptiker, der Epikureer, der Atheist, der Prediger, Alle waren sie ihm willkommen, wenn sie an der grossen Aufgabe, die kirchliche und philosophische Barbarei zu bekämpfen, mitarbeiten wollten. Zweitens, jede Überzeugung, mit Gründen vorgetragen, vernünftig entwickelt und klar und gefällig dargestellt, respectirte der König, ja er erkannte in dem richtigen und eindrucksvollen Gebrauch der Darstellungsmittel einen so hohen Vorzug, dass er bereit war, über die Anstösse des Inhalts hinwegzusehen: Aufklärung ist bereits überall da, wo Geist und Klarheit, Zucht der Gedanken und Anmuth herrschen. In diesem Sinne las er die Predigten der grossen französischen Oratoren mit Entzücken und rechnete die Verfasser geistvoll geschriebener kirchlich-apologetischer Tractate ebenso zu seiner Gemeinde, wie Diderot und die Mitarbeiter der Encyklo-

[1] Œuvres T. XXIII p. 350 (8. September 1775).

pädie. Endlich — und das war eine schmerzliche Erkenntniss — der Staatsmann lehrte den Philosophen, dass das »Volk« noch für eine lange Zeit, vielleicht für immer, der Täuschungen, d. h. der positiven Religionen, nicht entbehren könne. Von hier aus fiel noch einmal ein besonderer Accent auf die Form: wenn es unmöglich ist, eine vernünftige Denkungsart allgemein zu verbreiten, wenn selbst Männer wie Maupertuis und Euler in unbegreiflicher Verblendung an dem Gedanken einer geoffenbarten Religion und einer lebendigen Einwirkung der Gottheit festhalten, so soll wenigstens Alles, was vorgetragen wird, klar, in sich verständig und anziehend sein. Wenn sich in diesem Medium der Theologe, der Historiker und der Naturforscher, und wiederum der Offenbarungsgläubige und die Anhänger aller Philosophenschulen zusammenfinden, so ist zu hoffen, dass wenigstens die schlimmsten Wirkungen der Superstition, nämlich Barbarei, Zuchtlosigkeit und Fanatismus, schwinden.

In diesem Sinne wirkte der König in den Schriften, die er als Akademiker geschrieben hat, und hier liegt zugleich die hervorragendste Bedeutung, welche der Akademie in der Geschichte der Wissenschaft und Cultur des 18. Jahrhunderts zukommt. Ihre grössten Verdienste sind zunächst nicht in der Förderung der Einzelwissenschaften zu suchen, so bedeutend diese auch gewesen ist (s. unten), sondern in der allgemeinen, umbildenden Einwirkung auf den Zustand der Wissenschaften, auf die Aussprache ihrer Lehren und auf die geistige Stimmung ihrer Vertreter[1]. Vergleicht man, wie in Deutschland vor 1740 und nach 1780 über wissenschaftliche Dinge geschrieben worden ist und welchen Antheil dort und hier die Nation an wissenschaftlichen und auf die allgemeine Cultur bezüglichen Fragen genommen hat, so springt der ungeheure Unterschied in die Augen. Vorher schrieb man, um mit Mendelssohn zu reden, in Deutschland nur für Professoren und für Schulknaben, und jede wissenschaftliche Disciplin bildete eine abgeschlossene Kaste von Adepten. Die grossen nationalen und europäischen Denker und Gelehrten um 1700, voran Leibniz, hatten noch vergebens diesen Zu-

[1] Es ist jene Stimmung, der der jugendliche Göttinger Student Johannes (von) Müller in einem Briefe an seinen Vater (1771) einen so charakteristischen Ausdruck gegeben hat: »Auf die Tafel meiner Seele haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abbt, Voltaire erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll«.

stand für die mittleren Schichten zu durchbrechen versucht. Erst allmählich lernte man, wie in Frankreich, für ein ideales Publicum zu schreiben und bildete sich damit ein solches[1]. Die erste Voraussetzung hierfür war, dass ein Medium wissenschaftlicher Stimmung erzeugt wurde, welches vermittelnd und versöhnend die verschiedenen Standpunkte umgab, dass feste und anerkannte Formen wissenschaftlichen Austausches geschaffen wurden, und dass man die Probleme zu fassen und anziehend über sie zu schreiben lernte. In allen diesen Beziehungen ist der Einfluss der Akademie im nördlichen Deutschland unermesslich gross und durchschlagend gewesen. Man mag jede einzelne Abhandlung eines Sulzer, Merian, Formey und Beguelin und wiederum die der französischen Litteraten wie Francheville, Premontval, Toussaint, Thiébault, Bitaubé u. s. w. noch so gering taxiren — in ihrer Gesammtheit haben sie eine nicht leicht zu überschätzende Bedeutung gehabt. Die theologischen und philosophischen Standpunkte ihrer Verfasser sind ganz verschieden: die Themata entstammen allen möglichen Wissenschaften, der Metaphysik, der Geschichte, der Physik, der Aesthetik, der Litteratur u. s. w.; die Temperamente der Autoren zeigen die grössten Gegensätze — aber dennoch sind sie von einem Geiste beherrscht und dienen einer Aufgabe: ein strebsames, für die geistigen Fragen aufgeschlossenes Publicum zu schaffen und zu erziehen, es von allen Einseitigkeiten zu befreien, es an gesundes Denken zu gewöhnen, und ihm Geschmack und den lebendigen Sinn für die Wissenschaften zu geben. Nirgendwo in den vierzig Bänden akademischer Abhandlungen auch nur eine Zeile ungehöriger, geschweige roher Polemik, nirgendwo pedantische, todte Gelehrsamkeit oder abstruse Behauptungen, aber auch kein

[1] Man vergleiche die Mahnung Mendelssohn's vom Jahre 1760 (Gesammelte Schriften Bd. IV, 2 S. 59):

»Mit dem guten Ton in den Schriften will es auf unsern hohen Schulen noch nicht so recht fort. Man schreibt unter der Menge, die allda geschrieben wird, oft sehr gute und zuweilen vortreffliche Sachen. Und gleichwohl wette ich, dass ihre besten Schriften weder von Ausländern, noch von der grossen Welt in Deutschland jemals würden gelesen werden. Desto schlimmer für die Ausländer, und für die deutsche grosse Welt! sagen Sie vielleicht, dass sie dieser schönen Sachen entbehren müssen! Schon recht! Wenn aber ein Gelehrter einmal schreibt, so braucht er ja seine Absichten nicht bloss auf seine Zuhörer einzuschränken, und allenfalls, wenn er auch dieses thun muss, so bilde er sich ein, es befinde sich ein Plato, Aristoteles oder Locke unter seinen Zuhörern, denen er zu gefallen hat. Er wird alsdann weniger an die Universitätsverhältnisse denken, weniger von der Professorenhöhe herabreden, und einen edlen und freien Ton annehmen, so wie er den Wissenschaften anständig ist.« — Diese Mahnung ist freilich auch heute noch nicht überflüssig.

Ausweichen gegenüber den schwersten und einschneidendsten Problemen, keine feige Zurückhaltung der Kritik, dagegen überall das energische Bestreben, der Wahrheit zu dienen, und die ernste Absicht, durch Sorgfalt im Ausdruck und durch Klarheit, Wärme und Geschlossenheit der Darstellung Beifall zu gewinnen. Auch lässt sich bei aller Verschiedenheit der Standpunkte eine sachliche Gemeinsamkeit nicht verkennen: indem aller Schulzwang, der neue wie der alte, vermieden wird, indem trotz aller Spannungen der Wolffianer sich aufgeschlossen zeigt gegenüber der Philosophie Locke's, und der Empirist auch von Leibniz und Wolff lernen will, indem die uralten grossen Probleme nicht einer schnellfertigen Erfahrung geopfert, aber auch nicht dogmatisch verfestigt und erkenntnisstheoretisch verschoben werden, entsteht wirklich in der Akademie unabsichtlich eine akademische Philosophie[1] — sie ist eklektisch und bleibt durchweg »vorkantisch«, d. h. sie glaubt zu wissen, was Empirie und was Ratio ist, und verzichtet auf allen bohrenden Tiefsinn. Dafür aber spricht sie eine jedem Gebildeten verständliche Sprache und ist unermüdlich thätig, neue interessante Probleme aufzusuchen, die alten in neuer Behandlung werthvoller zu machen, und den Zusammenhang der Philosophie mit allen geistigen Fragen, mit der Psychologie, der Religion, der Sprache, der Litteratur und der Geschichte aufrecht zu erhalten. Sie will Wissenschaft treiben, wie Cicero und Leibniz sie betrieben haben. So arbeitete die Akademie, und in dieser Thätigkeit, formgebend, vermittelnd, aufklärend und tolerirend, war sie ganz eigentlich die fridericianische Akademie. Die Eloges und die Abhandlungen, die der König in ihren Sitzungen hat vortragen lassen, bildeten in dieser Richtung das leuchtende Vorbild[2]. Mit Recht hat ihn Maupertuis den besten Mitarbeiter der Klasse der Belles-Lettres genannt. Seine »Mémoires pour servir à l'histoire

[1] Vergl. über die Signatur dieser Philosophie bez. philosophischen Haltung die Ausführung von Merian in den Mémoires 1797 p. 94 ff. Sie gipfelt in den Worten: »Je demande, que serait devenue notre classe de philosophie sous Wolff lui-même, ou sous quelque coryphée de sa tribu ou d'une tribu quelconque? Une secte, régentée par un chef de secte, tout ce qu'il y a de plus contraire à une Académie, et d'où le vrai esprit philosophique et académique eût été totalement exilé!« und: »J'oserais encore affirmer que ce même Eclecticisme qui a rempli, en quelque façon, l'intervalle entre Wolff et Kant, a coulé en grande partie de chez nous, ou du moins a été fortement encouragé par nos philosophes: il régnait dans leur classe; et c'est la seule secte ou non-secte qui doit respirer dans une Académie«.

[2] Eine Zusammenstellung findet man im Urkundenband Nr. 177, vergl. dazu Kleinert's Rede »Beziehungen Friedrich's des Grossen zur Stiftung der Universität Berlin« (Abhandl. u. Vorträge 1889 S. 151 ff. 158).

de la Maison de Brandebourg« sind Muster freimüthiger und formvollendeter historischer Darstellung[1]. Seine Eloges auf Jordan, La Mettrie und Voltaire lehren, wie der eigene Standpunkt bei der Beurtheilung bedeutender Männer zurückzutreten hat, und wie man überall den Geist und das Gute aufsuchen soll. Seine fünf Essays zur Culturgeschichte und Moral sind ebensoviel Beispiele, wie sich der Kritiker, der Philosoph, der Historiker und der Litterat die Hand reichen müssen, um die schwersten Fragen, welche die Geschichte der Menschheit bietet, in das richtige Licht zu stellen. Die Einheitlichkeit aller geistigen Bethätigung ist noch immer die Voraussetzung wie für die Haltung Friedrich's so für die seiner Akademie, trotz ihrer Theilung in Klassen. Noch bildete die Wissenschaft und die Litteratur ein untrennbares Ganze, noch trat die Gesammtakademie in wissenschaftlichen Hauptfragen — z. B. in dem Streit Leibniz-Locke — zusammen und überliess die Entscheidung nicht einer einzelnen Klasse; noch verlangte man von dem Physiker, dass er auch Philosoph und Moralist sei, und umgekehrt: mindestens aber musste er »lettré« sein und das Vermögen besitzen, die Probleme, die ihn beschäftigten, gemeinfasslich und anziehend darzustellen. Es ist dieselbe Haltung, die als Letzter in Deutschland, aber zugleich als Zerstörer, Kant behauptet hat. Doch schon in der Zeit von etwa 1775 an war sie nur noch diesem erstaunlichen Geiste möglich. Wer sie neben ihm noch festhalten wollte, der verkümmerte und hemmte. Die innere Bewegung, welche Rousseau entfesselt hat, zusammentreffend mit einer Entwicklung der Einzelwissenschaften, die volle Hingebung verlangte, und mit einem neuen Klassicismus intensiver Art, dem Graecismus, machte dem Zeitalter der Universalgelehrten ein Ende.

Doch kehren wir zur fridericianischen Akademie zurück. Fragt man, wo die Wirkungen sich besonders deutlich zeigen, die der geschilderten Art ihrer Thätigkeit entsprechen, so dürfen wir vor allem auf die Berliner Bewegung, auf Lessing, Mendelssohn, Nicolai und ihre Anhänger und Jünger verweisen. Die eigenthümliche Haltung dieses Kreises — sachlich und formell, in der Art, die Probleme anzufassen, in dem Raisonnement, in der gefälligen Schreibweise, dem leichten Witz, den Stilgattungen u. s. w. — ist durchaus fridericianisch und durch die Haltung der Akademie

[1] Wie unermüdlich er an der Ausfeilung gearbeitet hat, haben die Briefe an Maupertuis auf's Neue gezeigt (Geh. Staatsarchiv). Vorarbeiten lieferte ihm aus den Archiven u. A. Hertzberg.

bestimmt, die sie vorfanden, und die unter dem Einfluss des Königs, Maupertuis' und Voltaire's ausgebildet worden war. Vielleicht hat Voltaire selbst nicht so stark auf Lessing eingewirkt, wie alle geistigen Elemente zusammen, die er in Berlin vorfand und die an der Akademie ihren Mittelpunkt besassen[1]! Wie hätte sich ein Mendelssohn zum Philosophen entwickeln können, ohne die Voraussetzungen, die die Akademie in Berlin geschaffen hat, und vor allem, wie hätte sich die ganze Berliner Aufklärung bilden können, ohne die Grundlage und Stütze, die sie an jener führenden Körperschaft hatte? Aber, wirft man ein, ein fragwürdiges Verdienst, diese Aufklärung hervorgerufen und verbreitet zu haben mit ihrer oberflächlichen Polyhistorie, ihrer seichten Philosophie und ihrem bornirten Selbstvertrauen! Das ist das Urtheil des 19. Jahrhunderts über jene Bewegung, und es ist wohl verständlich, aber es ist parteiisch und ungerecht. Selbst wenn man zugesteht, dass die »Aufklärung« die Züge angenommen hat, die in jenen Vorwürfen enthalten sind[2],

[1] Doch wer kann den Einfluss überschätzen, den Voltaire auch auf die geistige Bewegung in Deutschland ausgeübt hat! Mit Recht hat Carlyle behauptet, wollte man ihn und seine Thätigkeit aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts hinwegnehmen, so würde dies einen grösseren Unterschied in der jetzigen Lage der Dinge hervorbringen, als von irgend einem anderen Menschen der letzten Jahrhunderte gesagt werden könnte. Seine Bedeutung liegt keineswegs nur auf dem Gebiete der Gedanken- und Stilbildung, sondern vor allem in dem siegreichen Kampf für Freiheit und Menschenwürde gegenüber der Sclaverei und Barbarei des »Feudalismus«. »Er hat in ganz Europa einen Bund gestiftet,« sagt treffend Condorcet, »dessen Seele er war. Das Feldgeschrei dieses Bundes lautete: Vernunft und Toleranz! Wurde irgendwo eine grosse Ungerechtigkeit verübt, vernahm man von einer That blutiger Verfolgungssucht, wurde die Menschenwürde verletzt, da stellte eine Schrift Voltaire's die Schuldigen vor ganz Europa an den Pranger.« In Preussen aber sind vornehmlich Friedrich der Grosse selbst und die Akademie die Vermittler gewesen, durch welche Voltaire's Geist, d. h. der Geist der Duldung und Humanität, wirksam geworden ist, obgleich er keine Zeile für die Akademie geschrieben hat und die Akademiker ihm persönlich fast sämmtlich abgeneigt waren. Sofern sie Calvinisten und Deutsche waren, fühlten sie ihm gegenüber wie Goethe, der nach der Lectüre der Denkwürdigkeiten Voltaire's an Frau von Stein schrieb (1784): »Du wirst empfinden, es ist, als wenn ein Gott, etwa Momus, aber eine Canaille von einem Gott, über das Hohe der Welt schriebe«.

[2] Die Überschätzung der »Bonnes Etudes« und »Belles-Lettres« ist kein specifischer Zug der deutschen Aufklärung, sondern ist mehr der französischen zur Last zu legen, die freilich gerade in der preussischen Akademie auch vertreten war. Die kleine scharfe Anzeige des Toussaint'schen »Discours sur les fruits des Bonnes Etudes«, die Matthias Claudius (Werke 1879 Bd. I S. 59) geschrieben hat, trifft die Abhandlungen der Berliner Akademie kaum: »Die Bonnes Etudes, ist der ewige Gesang, machen das Herz ihrer Verehrer als Philosophen, Dichter u. s. w. gut und tugendhaft; denn Pythagoras, Sokrates, Demokrit, Homer u. s. w. waren gute und tugendhafte Männer«.

so bleibt ihr doch das ungeschmälerte Verdienst, den Scholasticismus, das Abstruse und das Gebundene in der Wissenschaft in der ganzen Breite ihrer Entwicklung und Herrschaft abgethan, das deutsche Bürgerthum aus Aberglauben und kirchlicher Bevormundung herausgeführt und auf eine freie Bahn gestellt zu haben. Man vergleiche nur, wie man auf Universitäten und hohen Schulen, auf den Kanzeln und Kathedern noch um 1690 gesprochen hat und wie um 1770! Um das ganze Verdienst der Aufklärung zu ermessen, muss man erwägen, aus welchen Zuständen sie, und nicht erst die deutschen Klassiker, uns befreit hat. In die allgemeine Weltlitteratur ist Deutschland zuerst durch Leibniz, dann dauernd durch die Aufklärung eingetreten. Doch, wir haben hier weder zu entschuldigen noch anzuklagen. Es ist gewiss, dass es seit den Tagen der Reformation keine Bewegung gegeben hat, die in Norddeutschland tiefer eingegriffen und kraftvoller umgebildet hat, als die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, und in dieser war die friderícianische Akademie, obgleich sie ausser Sulzer zur Zeit Friedrich's noch keinen einzigen namhaften deutschen Aufklärer in ihrer Mitte hatte[1], ein wesentliches Element. Unverflochten mit den Tagesfragen deutschen Kleinlebens, freilich auch abseits von der aufstrebenden deutschen Litteraturbewegung, allen grossen Problemen der wissenschaftlichen Entwicklung folgend, jeden philosophischen Standpunkt in ihrer Mitte duldend, aber alle an dieselbe Regel wissenschaftlicher Aussprache bindend, Jahr um Jahr durch gehaltvolle und anziehende Abhandlungen Muster ruhiger, gelehrter Darstellung bietend, eine Stätte der Vernunft und der Toleranz — so hat die Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres vierzig Jahre gewirkt, Preussen erziehen helfen und einem Kant und Herder Hochachtung und Dank abgewonnen.

Neben dieser allgemeinen Bedeutung der Akademie kommt vor allem in Betracht, was sie für die Ausbildung und Verbreitung der Lehre Newton's und was sie auf dem Gebiete der mathematischen Physik und der Mathematik geleistet hat. Man braucht nur die vier Namen Maupertuis, Euler, Lagrange und Lambert zu nennen, um zu erkennen, dass sie im 18. Jahrhundert die Führer der fortschreitenden Wissenschaft besessen hat, und dass sich keine

[1] Die andern sind sämmtlich erst unter Friedrich Wilhelm II. aufgenommen worden.

andere Akademie Europas damals mit ihr messen konnte — nur den Ruhm Euler's muss sie mit der Petersburger theilen.

Es ist für Berlin von höchster Bedeutung geworden, dass die beiden Franzosen, die einen so grossen Einfluss in Preussen ausüben sollten, Maupertuis und Voltaire, die entschiedensten Anhänger Newton's waren. Jener hat als erster in Frankreich zwischen 1728 und 1732 die entscheidende Wendung zu Gunsten des Engländers herbeigeführt, und das ist sein bleibendstes Verdienst. Als er mit Friedrich in Beziehung trat, war er bereits der anerkannte, siegreiche Gelehrte Frankreichs, der den Cartesianismus überwunden hatte. Neben ihm war Voltaire seit seinem englischen Aufenthalt unermüdlich thätig, Newton und Locke als die Führer der Weltanschauung in Europa zu preisen und einzubürgern[1]. Sobald Maupertuis das Präsidentenamt in Berlin übernommen hatte, setzte er auf deutschem Boden den Kampf für Newton fort und gewann in Euler einen Bundesgenossen, der ihn selbst weit überstrahlte. So erhielt in der Akademie neben dem gallo-römischen Geist, den Friedrich der Grosse nährte, die neue englische Wissenschaft Bürgerrecht — die englische, nicht nur die Lehre Newton's; denn mit dieser hatten sich in der wissenschaftlichen Überlieferung gewisse Hauptgedanken Locke's eng verknüpft.

Damit war aber ein Gegensatz zu Leibniz in die Akademie getragen, die ihre Existenz auf den grossen deutschen Philosophen zurückführte. In der Mechanik als strenger Disciplin bestand zwischen Newton und Leibniz kein unüberbrückbarer Unterschied; aber für diesen war die Mechanik nur ein grosses Element der Weltanschauung. Seine wissenschaftliche Speculation, von der Phantasie beflügelt, war weiter vorgedrungen; aber während sie die Monadenlehre entwarf und die Theodicee entwickelte, hatte sie sich nicht die Zeit genommen, die Principien der Erkenntniss ausreichend zu prüfen. Sein Schüler und Popularisator Wolff befestigte dann nach dem Sturz der kirchlichen Weltanschauung das, was übrig geblieben war und was Leibniz hinzugefügt hatte, mit dogmatistischen Mitteln. So entwickelte sich ein wirklicher principieller Gegensatz zwischen der Leibniz'schen Philosophie in Wolff'scher Formgebung und der auf Empirie sich stützenden Mechanik[2]. Dieser Gegensatz aber war

[1] Auch Algarotti kommt in Betracht, der den Newtonianismus populär zu machen suchte.

[2] Die Stellung zu den religiösen Fragen war aber dadurch nicht so bestimmt, dass etwa alle Anhänger der empirischen Mechanik Skeptiker in der Religion ge-

auf dem Boden der Physik nicht auszufechten: er führte auf das Gebiet der speculativen Philosophie hinüber und hat die Akademie dort beschäftigt. Soweit aber mit den Mitteln der reinen Mathematik und der Mechanik gekämpft werden konnte, hatte Euler die Führung. Maupertuis selbst, von dem krankhaften Streben beseelt, den Deutschen Leibniz zu überstrahlen und als der Universalgelehrte zu gelten, warf sich immerfort auf Probleme, denen er nicht gewachsen war, und hat in Berlin kein Werk von Dauer geschaffen, so viele Anregungen er gegeben hat[1]. Euler dagegen, von tiefem Misstrauen gegen die Leibniz'sche Philosophie erfüllt, antipathisch von ihrer nicht hinreichend exacten Methode berührt und vollends Wolff als unbedeutenden Mathematiker und voreingenommenen Denker beurtheilend, hat durch Ausbildung der Mechanik den überall siegreich vordringenden Wolffianismus einzuschränken versucht. Es hat etwas Tragisches, dass Leibniz, der als Präsident der Akademie mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat, nun auch so bald nach seinem Tode als Philosoph in der Akademie bestritten worden ist. Für seine Grösse hatte man keine lebhafte Empfindung, aber deutlich sah man seine Schwächen.

Was Euler für die Ausbildung der Mechanik gethan hat, bezeichnet nur einen sehr kleinen Theil der mathematischen Riesenarbeit, die er geleistet hat. Allein in den Mémoires der Berliner Akademie stehen 121, zum Theil sehr umfangreiche Abhandlungen; im Ganzen hat er mehr als 700 geschrieben, daneben 32 Quartbände und 13 Octavbände selbständiger Werke: eine Gesammtausgabe aller seiner Arbeiten wird auf 2000 Druckbogen veranschlagt. Dieser von keinem Mathematiker erreichten Productivität entspricht auch die Bedeutung; denn zwischen Newton und Gauss stehend, ist er recht eigentlich der Begründer und der Lehrer der modernen Mathematik geworden. Alle grossen Mathematiker der Folgezeit haben sich direct an ihm gebildet und stehen auf seinen Schultern: denn

wesen wären. Im Gegentheil: nur die Wolff'sche Philosophie schrieb hier eine feste Haltung vor, nämlich die des supranaturalen oder des reinen Rationalismus. Bei den Vertretern des Newtonianismus findet man dagegen sehr verschiedene religiöse Standpunkte: Euler verstattete seiner Wissenschaft überhaupt keinen Einfluss auf die Religion und blieb streng offenbarungsgläubig und kirchlich gesinnt; Maupertuis schwankte zwischen dem Offenbarungsglauben und dem Rationalismus; Voltaire war Deist.

[1] Die Werke sind kurz beurtheilt von du Bois-Reymond in seiner Rede auf Maupertuis (Sitzungsberichte 1892 S. 393ff.), vergl. Bartholmèss, Hist. philos. T. I p. 328–360.

erst er hat durchgängig die synthetische Methode der Alten, die seine Vorgänger noch vorzugsweise benutzt hatten, durch die analytische der Rechnung ersetzt, und in allen Zweigen der reinen und der angewandten Mathematik sei es ganz neue Wege gewiesen, sei es die überlieferten Lehren besser begründet, erweitert und exacter ausgeführt. Seine grossen Lehrbücher der Arithmetik, der Analysis, der Differentialrechnung, der Integralrechnung und der Algebra werden noch heute, trotz des Fortschrittes der Wissenschaften, als Meisterwerke studirt, und nur darüber kann Streit sein, ob diese Gebiete (unbestimmte Integrale, »Euler'sche Integrale«, »Euler'sche Constante«) oder die Variationsrechnung oder die analytische Geometrie oder die partiellen Differentialgleichungen ihm mehr verdanken, und wie hoch die Erkenntnisse zu veranschlagen sind, die er in der mathematischen Physik (Optik, Bewegung schwingender Saiten) gewonnen hat[1].

Nach fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit musste der König den grossen Mathematiker, der während der Abwesenheit Maupertuis' und nach dessen Tode die Akademie geleitet hatte (s. oben S. 344 ff.), ziehen lassen (1766). Aber er gewann den besten Ersatz, den es in Europa gab — Lagrange[2]. Lagrange hat nach Form und Inhalt das von Euler begonnene Werk, die synthetische Methode der Alten durch die Rechnung zu ersetzen, vollendet. Während aber Euler für jedes einzelne Problem den Weg der Lösung sucht, der ihm für den speciellen Fall der angemessenste scheint, geht Lagrange mehr darauf aus, ganze Gebiete der Forschung von einem einzigen Grundgedanken aus im Zusammenhang zu behandeln. Seine wichtigste Entdeckung, die er noch im jugendlichen Alter machte, war die Variationsrechnung, eine allgemeine Methode, die Aufgaben über Maxima und Minima zu lösen, die man vor ihm als isoperimetrische bezeichnet hatte. Sein bedeutendstes Werk ist die analytische Mechanik, worin er alle Sätze der Statik und Dynamik mittelst derselben Methode, die er in der Variationsrechnung benutzt hatte, aus einem

[1] Der Versuchung, hier die Hülfe eines Fachmannes in Anspruch zu nehmen und eine eingehendere Würdigung der Euler'schen Verdienste einzurücken, musste ich widerstehen, da eine solche nicht auf wenigen Seiten gegeben werden kann. Auch die praktischen Anwendungen der Mathematik und Mechanik haben Euler interessirt, und er hat die Astronomie, die Schiffahrtskunde u. s. w. gefördert.

[2] Das Folgende auf Grund gütiger Mittheilung des Herrn Frobenius. In den Mémoires hat Lagrange (zwischen 1765 und 1803) 63 Abhandlungen veröffentlicht. Seine gesammelten Werke gab Serret unter den Auspicien des französischen Unterrichtsministeriums in 12 Quartbänden heraus.

einzigen Grundsatze herleitete, dem Princip der virtuellen Geschwindigkeit. Ebenso hervorragend sind seine Verdienste um die Algebra und Arithmetik: er prüfte die verschiedenen Methoden, die man für die Auflösung der Gleichungen gefunden hatte, führte sie auf allgemeine Principien zurück und zeigte, weshalb diese Methoden für die Gleichungen des dritten und vierten Grades zum Ziele führen, für die Gleichungen der höheren Grade aber im Stiche lassen. Er förderte auch die Lehre von der numerischen Auflösung der Gleichungen und die Determinantentheorie. Die zahlreichen Sätze, die Fermat und Euler über unbestimmte Aufgaben zweiten Grades gefunden hatte, leitete er aus einer gemeinsamen Quelle her. Ebenso versuchte er, die ganze Theorie der analytischen Functionen auf den Taylor'schen Satz als einziges Fundament zu gründen. Doch haben diese Untersuchungen keinen nachhaltigen Erfolg gehabt, wenn auch sein Standpunkt in neuester Zeit durch Weierstrass wieder zu Ehren gebracht ist. Nur sein Satz über die Umkehrung der Reihen trägt noch heute seinen Namen. Unter seinen ausserordentlich zahlreichen einzelnen Untersuchungen ist vor allem die Arbeit über die Libration des Mondes, die ihn ganz jung zu einem berühmten Gelehrten machte, und die über die Hydrodynamik, die er auf ein anderes System von Differentialgleichungen gründete als Euler, zu erwähnen.

Auch Lagrange hat Berlin später wieder verlassen, aber erst nach dem Tode des grossen Königs, und so hat die fridericianische Akademie das Glück gehabt, 45 Jahre hindurch die beiden Meister der Mathematik, erst Euler, dann Lagrange, zu besitzen[1].

[1] Von Euler, dem Philosophen, handelt Bartholmèss, a. a. O. T. II p. 164ff. und bemerkt: »Si ses travaux philosophiques attestent aussi une intelligence ferme et pénétrante, un bon sens lucide et souvent ingénieux, une admirable netteté d'exposition (vergl. in dieser Hinsicht besonders seine »Lettres à une princesse d'Allemagne«, in denen übrigens auch der antiwolffsche Standpunkt hervortritt), une érudition assez étendue, ils n'annoncent pas un esprit exempt de préventions et inaccessible à d'injustes accusations ... Avec quel acharnement il poursuivait les disciples de Leibniz, abaissant, rapetissant leurs doctrines, et les mutilant même, pour les vouer plus sûrement au ridicule! .... On éprouve un sentiment pénible, en le voyant mêler à de fortes objections contre l'idéalisme tant de sarcasmes amers ou sans portée, tant d'accusations aussi passionnées que banales«. In der That besorgte Euler bei seinen Angriffen auf die Leibniz-Wolff'sche Philosophie nicht selten die Geschäfte eines Radicalismus, der ihm selbst sehr ferne lag. Sobald er die Mathematik verlässt, wird er zu einem etwas kindlichen Philosophen, der von Erkenntnisstheorie kaum eine Ahnung hat (s. seine »Réflexions sur l'espace et le temps« in den Mémoires 1748).

Endlich muss hier Lambert's gedacht werden. Sein Name ist heute nicht so bekannt, wie er es verdient[1]; er ist überstrahlt worden von dem Kant's. Aber Kant selbst schrieb (1770) an Lambert, er halte ihn für das grösste Genie Deutschlands und für den Mann, der am besten im Stande sei, die Philosophie zu reformiren; keine Zeile wolle er in seinen Werken stehen lassen, die Lambert nicht klar und deutlich finde. Leider hat der früh vollendete Gelehrte (gest. den 25. September 1777, kaum 49 Jahre alt) die »Kritik der reinen Vernunft« nicht mehr erlebt. Vielleicht wäre das Werk etwas anders ausgefallen, wenn der wissenschaftliche Austausch zwischen Kant und ihm fortgedauert hätte[2].

Lambert, der Sohn eines kleinen Handwerkers im elsässischen Mülhausen, hat sich aus ganz dürftigen Verhältnissen als Autodidakt zu einer Universalität wissenschaftlicher Haltung emporgearbeitet, die an Leibniz erinnert. Weder deutsch noch französisch hat er je correct zu schreiben gelernt und die niedere Herkunft in seiner Bedürfnisslosigkeit und Rauhheit nie verleugnet; aber jeder Griff führte den genialen Mann sofort zum Produciren, und überall drang er zum Kern der Probleme vor, die er in einer so originellen (freilich auch krausen) Weise fasste, dass er ihnen stets Förderung brachte. Der Ausgangspunkt seiner Studien war und blieb die Geometrie und Astronomie — in die höhere Analysis drang er nicht tiefer ein —, aber er wusste von jenen Disciplinen aus die umfassendsten Ausblicke zu gewinnen und mit den geringsten Mitteln — er war auch ein praktisches Genie — die fruchtbarsten Experimente anzustellen. Mit 16 Jahren versuchte er die Bahn des Kometen von 1744 zu berechnen und fand auf geometrischem Wege das Theorem, das seinen Namen trägt, dass

[1] Doch s. die treffliche Würdigung des grossen Denkers bei Bartholmèss (Hist. philos. de l'Acad. T. II p. 171ff.) und Laas (Allg. Deutsche Biographie Bd. 17 S. 552ff.). Dazu Joh. Lepsius, Lambert, Eine Darstellung seiner kosmologischen u. philosophischen Leistungen. 1881.

[2] Dass Lambert nicht ein »Vorläufer« Kant's ist, sondern stets fest auf dem Boden der Newton-Locke'schen Voraussetzung einer an sich realen, materiellen Raum-Zeit-Welt gestanden hat, betont Laas. »Beständiger Schein ist für uns Wahrheit«. Die Abhandlung »De mundi sensibilis et intelligibilis forma« hat Kant an Lambert zur Prüfung gesandt, und dieser hat gegen die Annahme der Idealität von Raum und Zeit Einwendungen erhoben. Bartholmèss (II p. 179) behauptet, dass die philosophische Sprache Kant's »presque tout entier« das Werk Lambert's ist. »Si l'on avait mieux connu les écrits de Lambert, on n'aurait ni tant loué, ni si fort blâmé dans Kant ce qui appartenait à son devancier et à l'un de ses maîtres.«

in einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein Bogen durchlaufen wird, allein von der Sehne desselben und von der Summe der radii vectores nach ihren Endpunkten abhängig ist. Wie Jacob Böhme durch die geringfügigsten äusseren Eindrücke zu tiefsinnigen Meditationen angeregt wurde, so wurden unbedeutende Beobachtungen auch für Lambert die Ausgangspunkte überraschender und treffender Reflexionen und Erfindungen. Im Jahre 1761 erschien seine Photometrie, das Werk, mit dem er diese Methode überhaupt erst begründet hat; hier wird sein Name unvergessen bleiben. Noch in demselben Jahr gab er die grosse Arbeit »Insigniores orbitae cometarum proprietates« und ausserdem die kosmologischen Briefe heraus, die ein philosophisches Gemälde des Universums enthalten. »Das Aperçu, dass das Fixsterngebäude nicht sphärisch, sondern flach und sehr stark abgeplattet sei und dass die Milchstrasse aus Fixsternsystemen bestehe, kam ihm bei einem Blick durch das Fenster auf den Himmel. Eine algebraische Aufgabe, in der einer seiner Schüler einen nicht sofort durchsichtigen Fehler gemacht hatte, ward ihm Veranlassung, eine Maschine zur Erleichterung der perspectivischen Zeichnung zu erfinden[1].« Nur wenige Jahre hatte er der Münchener Akademie angehört; dann zogen ihn Sulzer und Euler, die neidlos sein ungeheures Talent bewunderten, nach Berlin, während er sich eben rüstete, in Petersburg eine Stelle zu suchen, die ihm Musse gewährte. Vorher hatte er in Leipzig sein »Neues Organon« (1764) erscheinen lassen[2]. Mit diesem war er auf das Gebiet der Philosophie übergetreten, für die er seine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse fruchtbar machen wollte. Der Wurf war zu kühn, um in dieser Gestalt zu gelingen: die formale Logik, die Metaphysik, die wissenschaftliche Methodenlehre und Zeichensprache sollten zugleich reformirt werden; aber überall schimmert schon die Aufgabe der Erkenntnisstheorie durch. Lambert hatte Newton

[1] Ein Freund und Landsmann Lambert's, Christoph Heinrich Myller, hat von ihm gesagt: »Il était né logicien à tel point qu'il examinait le moindre événement de la vie domestique d'après les mêmes règles que les questions et les démonstrations de la science. A propos d'un trou à ses bas, il lui échappait une figure en »Barbara«; à propos du pied d'une chaise, on le voyait construire une »hypothèse« ... Toutes choses s'offraient à son esprit avec l'appareil de la logique: comme sujet, comme attribut, comme proposition directe, comme proposition renversée, comme raisonnement, comme syllogisme etc.«.

[2] Vergl. dazu die eingehende Recension von M. Mendelssohn in der Allg. Deutschen Bibliothek 1766 Bd. 3 St. 1 S. 1 ff., Ges. Schriften Bd. 4, 2 S. 486–520: »Herr Lambert, der sich in anderen Werken der Welt schon als Erfinder gezeigt, lässt in diesem Werke alle seine Vorgänger, Locke, Wolff, Malebranche, hinter sich«.

und Locke einerseits, Wolff andererseits gelesen; »er war überzeugt, dass die Vervollkommnung der Metaphysik von der Logik abhänge, und suchte den Weg zu einer Locke's und Euklid's Methoden verbindenden, Wolff überholenden Ontologie zu ebnen«. Die Kritik an der Wolff'schen Philosophie und das Hinausstreben über sie (»Was im eigentlichsten Verstande a priori sein soll, kann nur Möglichkeiten enthalten«) bezeichnen die Bedeutung des Werks, das trotz seiner ausbrüchigen Formalistik — Lambert war ein Phantast der Logik und ein Enthusiast des Maasses und der symmetrischen Ordnungen — als ein Vorläufer der »Kritik der reinen Vernunft« zu gelten hat, aber nicht die Richtung auf die Zweitheilung der Vernunft einschlägt, in die Kant sich gerettet hat[1].

Am 24. Januar 1765 hielt dieser »Geometer der Logik« seine Eintrittsrede in der Akademie »Sur la liaison des connaissances qui sont l'objet de chacune des quatres classes de l'Académie«. Seit Leibniz und Maupertuis war in ihrer Mitte so nicht mehr gesprochen worden. In den knapp 13 Jahren, die er der Akademie angehörte, hat er für drei Klassen geschrieben und 52 Abhandlungen in den Mémoires veröffentlicht. Allein daneben hat er noch etwa 100 Arbeiten in anderen Zeitschriften und zehn grosse Werke, unter ihnen die »Architektonik«[2], erscheinen lassen: Physik, Farbenlehre, Philosophie der Mathematik, Astronomie, physikalisch-technische Probleme beschäftigten ihn in gleicher Weise. Zuletzt kehrte er zur Pyrometrie zurück und führte die neue Bearbeitung (die erste war 1755 erschienen) in zehn Wochen durch. Wenige Monate darauf starb er, weil er seinem durch Überarbeitung zerrütteten Körper bis zuletzt keine Erholung gegönnt hatte. »Lambert«, schreibt Laas in seiner schönen Charakteristik, »war gleichgiltig gegen Alles, was das Leben sinnlich schön, reizend und behaglich macht. Sein Kopf arbeitete unbehelligt durch feinere Culturbedürfnisse oder gar Leiden-

[1] Kant hat später das Novum Organon nicht günstig beurtheilt, was wohl verständlich ist.

[2] Das Novum Organon und die Architektonik sind Seitenstücke zu den kosmologischen Briefen. Beschreiben diese das Universum, so sollen in jenen gleichsam alle Provinzen des menschlichen Geistes dargestellt werden, aber nicht in descriptiver Schilderung, sondern in der Richtung auf die Principien und Gesetze, die ihn durchwalten, und auf die Mittel, durch welche der Geist seinen Inhalt gewinnt, sicherstellt und zu erkennen giebt. So zerfällt das Novum Organon in die »Dianoiologie, Alethiologie, Semiotik und Phaenomenologie«. Bemerkenswerth ist, dass noch Lambert, wie Leibniz, sich um eine präcise, universale Sprache, um ein neues, einfaches, charakteristisches System wissenschaftlichen Gedankenausdrucks bemüht hat.

schaften wie eine schwer zum Stehen zu bringende Maschine. Das romantische Schwärmen für das unbewusste Weben des Geistes lag weit von ihm entfernt. Seine Gefühlsweise war dabei kindlich, harmlos und naturwüchsig. . . . Er stand in der Mathematik, wie er selbst einräumte[1], nicht auf der Höhe von Euler und Lagrange; in der Astronomie war er kein Herschel, in der Physik kein Newton; in der Philosophie gebrach es ihm an Leibnizens Fülle und Beweglichkeit und an Kant's bohrendem Tiefsinn. Aber dass er alle vier Disciplinen mit grundlegenden und fortbildungsfähigen Arbeiten befruchtete, macht ihn doch den Grössten ähnlich. Er hat vor Kant und Leibniz sogar den Vorzug, dass man weniger als bei diesen nöthig hat, Gewebe wieder aufzutrennen. Er hatte wissenschaftlicherseits vielleicht nur den einen Fehler, die Grenze nicht immer zu merken, wo das Bedeutende und Fruchtbare in das Unbedeutende, wohl gar Futile überging.«

Lambert hat auch als Astronom der Akademie grosse Dienste geleistet. Seit 1772 gab er statt der bis dahin erschienenen acht astronomischen Kalender genaue Ephemeriden heraus[2]. Seit 1767 war der 22jährige Johann Bernoulli Director der Sternwarte. Aber nicht von ihm in erster Linie wurde die Astronomie gepflegt — nur in der rechnenden hat er gearbeitet; sonst hatte er eine besondere Vorliebe für die Geographie und für zahlentheoretische Probleme —, sondern von Bode, der, zuerst rechnender Hülfsarbeiter, dann ordentlicher Akademiker, zuletzt Director der Sternwarte (gest. 23. November 1826), nicht nur die Lambert'schen Ephemeriden fortgesetzt, sondern überhaupt unter den astronomischen Autoren den ersten Rang eingenommen hat. »Durch sein astronomisches Jahrbuch,

[1] »Ich bin der dritte Geometer in meinem Zeitalter,« sagte er selbst einmal mit derselben wirklichen Naivetät, mit der er sich einen grossen Mann nennen konnte, »Euler und d'Alembert bilden zusammen den ersten, Lagrange ist der zweite.«

[2] Mit ihren beobachtenden Astronomen hatte die Akademie nach des älteren Grischow's Tode zunächst (1749) wenig Glück. Der jüngere Grischow ging 1750 nach Petersburg. Ebendorthin ging Aepinus, der von 1755—57 Professor der Astronomie war. Der Verlust dieses Mannes, der sich als Elektriker einen bedeutenden Namen gemacht hat, war sehr empfindlich. Im Jahre 1759 gab er sein »Tentamen theoriae electricitatis et magnetismi« heraus, in welchem er zuerst die rechnende Methode auf die Elektricität angewandt hat. Auch hat er zuerst die Theorie des elektrischen Condensators und des Elektrophors gegeben. Der Astronom Kies, der die Erwartungen nicht erfüllt hatte, die man auf ihn gesetzt, ging nach längerer Wirksamkeit in Berlin nach Tübingen. Euler, der Sohn (gest. 1800), verliess zusammen mit seinem Vater (1766) die Akademie.

welches für die anderen Ephemeriden zum Muster diente und das er in 54 Bänden fortsetzte, hat er Epochemachendes geleistet. Eine Zeit hindurch waren in diesen Jahrbüchern die einzigen Nachrichten über astronomische Beobachtungen und Entdeckungen enthalten. Seine Sternkarten, die Darstellung der Sterne in 34 Blättern nebst Einleitung und Katalog, 1782 herausgegeben, sowie sein grosser Himmelsatlas in 20 Blättern nebst der allgemeinen Beschreibung und einem Nachweis der Gestirne und einem Katalog von 17240 Sternen (1797–1801), gehörten zu den besten Sternkarten, welche man hatte[1].«

»Unsere Chemiker stechen alle Chemiker Europas aus«, hatte Maupertuis 1748 an den König berichtet[2], und in der That, solange Pott rüstig arbeitete[3] und, vor allem, solange Marggraf auf der Höhe des Schaffens stand, behauptete Berlin diesen Ruhm. Erst in den letzten Jahren Friedrich's fingen die schwedischen und französischen Chemiker an, die deutschen zu überflügeln, und Achard, obwohl kein untüchtiger Nachfolger Marggraf's, vermochte nicht mehr mit Gelehrten wie Scheele und Lavoisier zu rivalisiren.

Marggraf ist der letzte bedeutende Schüler Stahl's und Caspar Neumann's und der letzte grosse Vertreter der phlogistischen Theorie gewesen[4]. Seine Verdienste um die Chemie sind höchst bedeutend und mannigfaltig — das bekannteste ist seine Entdeckung des Zuckers in der Runkelrübe, die, wenn auch erst lange nach seinem Tode, die ganze Landwirthschaft in Norddeutschland umwälzen sollte[5]. In

[1] Siehe Encke's Rede auf Bode in den Abh. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1827 und Bruhns in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 3 S. 1 f.

[2] Siehe oben S. 325.

[3] Siehe über ihn oben S. 237. Seine Hauptwirksamkeit fällt in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit Marggraf verfeindet, zog er sich seit den fünfziger Jahren von der Akademie zurück.

[4] So glaubte er auch noch zeitlebens, dass alles Wasser, auch das reinste, sich beim Erhitzen in Erde verwandle.

[5] Die Entdeckung wurde der Akademie im Jahre 1747 vorgetragen. Sie steht in den Mémoires 1747 p. 79–90 unter dem Titel: »Expériences Chymiques faites dans le dessein de tirer un véritable sucre de diverses plantes qui croissent dans nos contrées [traduit du Latin]«. Marggraf theilt hier mit, dass mehrere einheimische Pflanzen nicht nur einen dem Zucker ähnlichen Stoff enthalten, sondern eben den Zucker des Zuckerrohrs. Er nennt drei, aus deren Wurzeln er reinen Zucker dargestellt habe, unter ihnen die Runkelrübe oder den rothen Mangold. P. 88 schreibt er: »Ce qui a été rapporté jusqu'à présent fait voir en général, quels usages économiques on pourrait tirer de ces expériences; il me suffira d'en indiquer un seul, qui est même le moindre: Le pauvre paysan, au lieu d'un sucre cher ou d'un mauvais syrop, pourrait se servir de notre sucre des plan-

virtuoser Weise wusste er die analytische Methode auf nassem Wege anzuwenden; auch ist er vielleicht der erste Chemiker gewesen, der sich des Mikroskops bedient hat; endlich besass er eine gründliche berg- und hüttenmännische Bildung, die ihn zu tüchtigen chemisch-geologischen Untersuchungen befähigte. So ist es ihm, unterstützt von einem bewunderungswürdigen Fleisse, gelungen, eine grosse Reihe bleibender Arbeiten auszuführen und die Chemie mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Unter den Ergebnissen seiner analytischen Forschungen werden besonders genannt: die Verschiedenheit der Thonerde und der Magnesia von der Kalkerde, die Bestimmung der Natur des Thons, des Alauns und des Gypses, der Nachweis der Präexistenz der Alkalien in den Pflanzensäften, die Ausführungen über die Natur des Salpeters und der Salpetersäure, die Reaction auf Eisen mittelst Blutlaugensalzes, genauere Angaben über Natron und Kali u. s. w. Er hat zuerst eine eingehende Untersuchung über das Platin veröffentlicht (1752) und — freilich unbewusst — die Platindoppelsalze entdeckt. Von ganz besonderer Bedeutung aber wurden seine und seiner Schüler zahlreiche Untersuchungen über den Phosphor, die Darstellung desselben aus dem Harn, seine Constatirung in den Pflanzen, die Bestimmung der Eigenschaften der Phosphorsäure, wobei er schon feststellte, dass die bei Verbrennung des Phosphors sich bildende Säure mehr wiege als der dazu verwandte Phosphor; aber er vermochte dies Problem nicht zu deuten — für die phlogistische Theorie war es unlösbar. Auch über Hornsilber und Flussspath, über das Vorkommen der Magnesia und wiederum über Ameisensäure in ihrem Unterschied von Essigsäure hat er wichtige Nachweise geliefert[1].

Marggraf's Schüler Achard besass als Theoretiker nicht die Bedeutung seines Lehrers; aber er hat im Chemisch-Technischen Vieles gefördert. Ihm verdankt man die fabrikmässige Ausnutzung der Entdeckung des Zuckers in der Runkelrübe, die in der Zeit der Continentalsperre so wichtig wurde, aber auch nach ihrer Aufhebung an Bedeutung nicht verlor. Er war ferner einer der Ersten, der Galvani's Versuche wiederholt hat — ein anderer Akademiker, Sulzer, hat in Form eines Geschmacksversuchs die erste galvanische

tes«. Er ist sich also der Tragweite seiner Entdeckung bewusst gewesen; aber er hat die technische Ausbeutung Anderen, vor allem seinem Schüler Achard, überlassen.

[1] Vergl. über ihn Kopp, Geschichte der Chemie, Ladenburg in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 20 S. 384ff. A. W. Hofmann, Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirme der Hohenzollern. Berliner Rectoratsrede 1881.

Erscheinung beobachtet[1] —, und wahrscheinlich hat Niemand vor ihm einen Platintiegel hergestellt[2]. Auch in der Färbungschemie war er auf Verbesserung der Methoden und ihre praktische Durchführung bedacht. Wissenschaftlich hervorragender als er waren die beiden Geognosten und chemischen Mineralogen, die die fridericianische Akademie besessen hat, J. G. Lehmann und Gerhard. Jener — seine Aufnahme verfeindete Pott vollends mit Marggraf — hat durch seine geognostischen und erdgeschichtlichen Arbeiten einem Werner den Weg gebahnt, die chemische Untersuchung der Mineralien mitbegründet und ihre Eintheilung gefördert[3]. Dieser, ursprünglich Mediciner, wandte sich später ganz dem Bergwerkswesen zu, aber in wissenschaftlichem Geiste. Auch er förderte die Lehre von der Gruppirung der Metalle und gab nach bergtechnischen Arbeiten, z. B. über den Steinkohlenbau, im Jahre 1781 ein Werk heraus unter dem Titel: »Versuch einer Geschichte des Mineralreichs«, welches sowohl über die Natur und Entstehung der Metalle als der Gebirge werthvolle Beobachtungen und Muthmaassungen enthält, die zum Theil freilich noch von den ganz unhaltbaren Hypothesen der älteren Zeit durchzogen sind[4].

In der Zoologie hat die Akademie zur Zeit Friedrich's (nach Frischens Tode) nichts geleistet, wohl aber in der Botanik und in der Anatomie. Dort war es Gleditsch, der in langer, unermüdlicher Arbeit (1744–1786, geb. 1714) nicht nur den grossen botanischen Garten der Akademie eigentlich erst geschaffen, mit den botanischen Gärten anderer Länder in Beziehung gesetzt und zu einer Musteranstalt gemacht hat[5], sondern auch durch zahlreiche Versuche und Abhandlungen die Pflanzenkunde gefördert hat. Er hat u. A. den Ex-

[1] Siehe du Bois-Reymond, Untersuchungen über thierische Elektricität Bd. I (Berlin 1848) S. 54 Anmerkung. Sulzer, der sich als praktischer Physiker auch sonst Verdienste erworben hat, ist der Erste in Berlin gewesen, der, zusammen mit Gerhard, einen Blitzableiter hat errichten lassen (1777, an der Königlichen Montirungskammer und der Kaserne des von Pfuel'schen Regiments am Köpnicker Thor), s. Bruhns, Alexander von Humboldt, Bd. I S. 47.

[2] Über Achard s. Hofmann, a. a. O.; derselbe, Berliner Alchemisten und Chemiker u. s. w., Berlin 1882. du Bois-Reymond, Reden Bd. 2 (1887) S. 516, Oppenheim in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 1 S. 27 f. In Bezug auf die Herstellung beweglicher optischer Telegraphen gebührt nicht ihm, sondern Chappe die Priorität.

[3] Er gehörte der Akademie nur 7 Jahre an; 1761 berief ihn Katharina nach Russland. Er starb aber schon 1767 im Laboratorium in Folge des Zerspringens einer mit Arsenik gefüllten Retorte.

[4] Siehe über beide die Artikel von Guembel in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 18 S. 140 f. und Bd. 8 S. 772 f.

[5] Vergl. Nicolai, Beschreibung von Berlin [3] (1786) S. 1035 ff. S. 1040 f.

perimentalbeweis für die Geschlechtlichkeit der Phanerogamen durch Befruchtung der Palme des botanischen Gartens mit dem Blüthenstaub einer Leipziger Palme geführt[1]. Ausser seiner streng botanischen Thätigkeit war er auch Lehrer der Forstwissenschaft (s. o. S. 395), und Hess bezeugt ihm, dass er mit zu den Ersten gehöre, welche dem Forstwesen eine naturwissenschaftliche Grundlage gegeben haben. »Manche erklären seine »Forstwissenschaft« geradezu als das erste wissenschaftliche Werk über diese Disciplin[2]«. Die Forstwissenschaft bildete ihm die Brücke zur landwirthschaftlichen Botanik. Auch auf diesem Gebiete ist er thätig gewesen und hat sich um den Anbau und die Cultur nützlicher Pflanzen grosse Verdienste erworben.

Durch N. Lieberkühn wurde die anatomische Kunst und Wissenschaft aus Holland nach Berlin verpflanzt. Als er sich im Jahre 1740 in seiner Vaterstadt Berlin als praktischer Arzt niederliess, hatte er in Leyden die strenge Schule Boerhaave's, Albinus' und Gaub's durchgemacht und war in London auf Grund seiner ausgezeichneten anatomischen Präparate Mitglied der Königlichen Gesellschaft geworden. Eben als Präparator, in virtuoser Ausbildung der mikroskopisch-histologischen Technik und Methode, ist er in seiner Zeit und noch auf lange unübertroffen gewesen. Verewigt hat ihn in der Wissenschaft die Abhandlung über die Darmzotten (»De fabrica et actione villorum intestinorum tenuium« 1745); die hier von ihm zuerst beschriebenen drüsigen Organe tragen noch heute seinen Namen[3]. Seine Gefässinjectionspräparate, für deren Studium er zugleich besondere Mikroskope construirte, waren in der ganzen anatomischen Welt berühmt. Hätte er Haller in Berlin zum Collegen erhalten, so hätte sich keine andere medicinische Anstalt mit der Berliner Akademie messen können: allein der grosse Göttinger Physiolog liess sich nicht bestimmen, dem Rufe zu folgen (s. oben S. 324). Statt seiner kam sein tüchtiger Schüler J. F. Meckel, der, zwar dem Meister an Bedeutung nicht gleich, doch die anatomische Wissenschaft durch schöne Entdeckungen auf dem Gebiete des peripheren Nervensystems bereichert hat (Ganglion [spheno palatinum] Meckelii; Ganglion submaxillare: »Nova experimenta de finibus venarum et vasorum lymphat.«). Ihm folgte an der Akademie Walter,

[1] Siehe Mémoires 1767 p. 3ff.

[2] Hess in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 9 S. 224f.

[3] Wie zahlreich sind überhaupt die Entdeckungen oder Theoreme, die bis heute mit dem Namen von fridericianischen Akademikern (Lieberkün, Meckel, Pott, Euler, Lagrange, Lambert u. s. w.) benannt werden!

Lieberkühn's und Meckel's Schüler, der eine anatomische Sammlung im grössten Stil anlegte und sich so um den anatomischen Unterricht hoch verdient gemacht hat. Johannes Müller rühmt von ihm[1]: »Walter war als praktischer Anatom unübertrefflich gewesen, und auch durch seine Schriften nimmt er den Rang unter den ersten Anatomen ein; aber die mikroskopische Anatomie war ihm fremd geblieben; er hatte so viel mit blossen Augen geleistet, dass er die Anatomie beinahe für vollendet hielt«.

Überblickt man alle diese Entdeckungen und Arbeiten der Mathematiker, Physiker, Chemiker, Astronomen, Botaniker und Anatomen der Akademie, die in der kurzen Spanne von vier Jahrzehnten hervorgetreten sind, so wird man sagen dürfen, dass die Königlich Preussische Akademie in Hinsicht auf die Naturwissenschaften an der Spitze der wissenschaftlichen Bewegung gestanden hat und von keiner anderen Akademie übertroffen worden ist.

Nicht das Gleiche gilt von den speculativ-philosophischen, den philologischen und den historischen Fachwissenschaften[2]. Die hohe

[1] Gedenkrede auf Rudolphi (Abh. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1835 p. XXI). Rudolphi selbst hat die Walter'sche anatomische Sammlung also gepriesen (Abh. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1820/21 p. XIf.): »In Deutschland ist kein Cabinet, das mit ihr verglichen werden könnte, in Holland eben so wenig. Peter Camper's und Beugman's Sammlungen dürfen nämlich nicht genannt werden, da ich nur von menschlicher Anatomie rede. In Frankreich, in Italien ist kein Cabinet von dem Umfang. In England bin ich nicht gewesen, allein Alles, was uns von sehr glaubwürdigen Männern über das Hunter'sche Museum gesagt ist, spricht dafür, dass diese sehr geistreich angelegte Sammlung für menschliche Anatomie bei Weitem das nicht enthält«.

[2] Das hat schon Garve in seiner schönen Abhandlung: »Sur l'utilité des Académies« bemerkt und mit Freimuth in den Mémoires geäussert (1788/89 p. 466): »Les Académies ou les sociétés littéraires n'ont produit des ouvrages supérieurs à ceux des auteurs vivants isolés que dans les mathématiques et la philosophie naturelle. Les transactions de la Société Royale de Londres, les Mémoires de l'Académie des Sciences de Paris n'ont jamais été, même dans leur époque la plus brillante, que des dépôts précieux pour les mathématiciens et les physiciens. Le calcul et l'histoire naturelle ont le plus gagné aux travaux réunis de ces sociétés. Les grands ouvrages philosophiques ne sont pas sortis de leur sein. On recourt rarement à ces recueils pour la solution des problèmes que présentent la morale et la nature de l'homme. Des hommes de génie ont siégé dans l'Académie française, et avant d'y être admis ils avaient publié des ouvrages de goût dont le mérite est généralement reconnu, mais l'Académie en corps n'a jamais donné naissance à un ouvrage de ce genre ... Le génie ne se communique par aucune espèce d'association«. Dieselbe Betrachtung, nur pointirter und bilderreicher ausgedrückt, stellt auch Schleiermacher an in der Einleitung zu der ersten Abhandlung, die er in der Akademie gelesen hat (Abhandlungen 1804/11, Philosophische Klasse S. 79f.).

Bedeutung, welche die Akademie auch hier gehabt hat, liegt ganz wesentlich in jenen Wirkungen, die oben S. 426ff. beschrieben worden sind. Eine geistesmächtige Schrift, eine epochemachende Abhandlung, deren Gedächtniss bis heute fortwirkt, ist in den genannten Wissenschaften von keinem Akademiker, weder von einem deutschen, noch von einem schweizerischen, noch von einem französischen geschrieben worden — mit Ausnahme der bereits besprochenen Arbeiten von Lambert. Weder Kant noch Herder, weder Winckelmann noch Lessing, auch nicht Montesquieu oder Voltaire haben Beiträge für die Mémoires der Akademie geliefert.

Blicken wir zunächst auf die speculative Philosophie. In fast zahllosen Abhandlungen und Schriften haben Heinius[1], Formey, Beguelin[2], Sulzer, Merian, Pernety, Premontval, Castillon, Cochius, Beausobre, Moulines, Prevost und Andere philosophische Einzelfragen aus den verschiedenen Disciplinen erörtert. Vor allem war es der Gegensatz der Leibnizianer (Wolffianer) und der Anhänger Newton's und Locke's, der neben Vermittelungsversuchen in den Arbeiten zum Ausdruck kommt[3]. Zuerst, solange Maupertuis regierte, hatten die Newtonianer die Oberhand; aber sie waren bereits Eklektiker. Dann drängte sich unter Sulzer's Einfluss der Wolffianismus wieder vor, aber auch nicht der strenge Wolffianismus, sondern in eklektischer Haltung. Endlich machte man aus der Noth eine Tugend und erklärte mit Merian, der von Maupertuis und den Engländern ausgegangen war: »L'Éclecticisme est la seule secte ou non-secte, qui doive respirer dans une académie«, oder man pries sich selbst mit F. Ancillon: »Cette Académie s'est toujours préservée de la contagion des systèmes, par l'esprit d'indépendance et d'examen, par cet esprit philosophique qui est plus précieux que la philosophie elle-même«. Diese eklektische Haltung in der Philosophie, mit scharfer Abweisung der materialistischen, mit principieller Zustimmung zur empirischen Methode, aber mit dogmatischen Vorbehalten, charakterisirt die letzten zehn Jahre der fridericianischen Akademie, und wir werden sie auch in der Folgezeit fortwirken sehen. Gewiss ist etwas Wahres an dem Satze, dass eine Akademie sich mit keinem philosophischen

[1] Er hat ausschliesslich Probleme aus der Geschichte der griechischen Philosophie behandelt.

[2] Er hat ausserdem eine grosse Anzahl meteorologischer Beobachtungen veröffentlicht.

[3] Eine Kritik des Spinozismus veröffentlichte de Jariges (Mém. 1745 p. 121 ff. 1746 p. 295 ff.).

System identificiren soll: allein weder darf diese Regel unter allen Umständen gelten, noch ist sie ohne bedenkliche Folgen. Wo der Eklekticismus zum Princip erhoben wird, da geräth die Philosophie in Gefahr, ihren wissenschaftlichen Charakter zu verlieren und in die »Belles-Lettres« überzugehen wie bei Cicero, und die eklektischen Philosophen werden von den Wogen der wirklichen und ernsthaften philosophischen Bewegung an den Strand geworfen. In der That, etwas Ähnliches ereignete sich mit den Philosophen der Berliner Akademie, wenn die Folgen auch erst an der Wende des Jahrhunderts offen zu Tage traten. Sie schrieben ihre umsichtigen, klaren, vorsichtig abwägenden und räsonnablen Abhandlungen in französischer Sprache weiter fort[1] und sahen sich auf einmal durch Kant und seine Schüler auf's Trockene gesetzt. Nachdem ihre Bemühungen, die wir oben als epochemachend bezeichnet haben, ihr Ziel wesentlich erreicht hatten, die Erziehung eines vorurtheilslosen, für geistige Fragen aufgeschlossenen Publicums, nachdem mit durch ihr Verdienst Superstition und Pedanterie zurückgedrängt waren, wurden sie selbst überflüssig. Die Art Philosophie, welche sie gepflegt hatten, wurde von einer höher gestimmten und tiefer forschenden Wissenschaft abgelöst. Mochte auch der Eklekticismus ihr gegenüber in wichtigen Hauptpunkten im Rechte sein — er bohrte nicht tief genug und wandte sich nicht, wie die neue Philosophie, an den ganzen Menschen[2].

---

[1] In der Geschichte der französischen Philosophie und Litteratur haben sie eine Stelle behalten (s. die Werke von Villemain und Cousin), aber in den deutschen Darstellungen der Geschichte der Philosophie werden sie kaum genannt.

[2] Das Vorurtheil aber ist aufzugeben, als hätte der französische Geist in den philosophischen Bemühungen der Akademie geherrscht. Nur die Sprache war französisch; in der Sache regierte die deutsche Philosophie, die mit aufgeschlossenem Sinn der schottischen, englischen und französischen Bewegung folgte. »Vielleicht war es das Charakteristische«, sagt Trendelenburg (Monatsberichte 1. Juli 1852) mit Recht, »dass sich in der Berliner Akademie die Philosophieen der fremden Nationen begegneten, die Philosophie Newton's und Leibnizens, Christian Wolff's und Locke's, Gedanken des Helvetius und Adam Smith. Wenn in ihrer Mitte diese entgegengesetzten Auffassungen zum Austrag gebracht wurden, so erfüllte darin die Akademie den Beruf einer universellen Wirksamkeit, den Beruf einer über die Grenzen des Nationalen hinausgehenden Verständigung. Man sieht dies am deutlichsten, wenn man die Männer, welche an den philosophischen Arbeiten der Akademie Theil hatten, nach ihren Richtungen gruppirt. Die Vertreter der eigentlich französischen Philosophie sind nur ein kleiner Bruchtheil des Ganzen. Die Arbeiten der Akademie standen nicht selten in einem geraden Gegensatz gegen die von Frankreich kommenden Meinungen«. »Französische« Philosophen waren La Mettrie, d'Argens — über den Voltaire spottete, er nehme bisweilen schon seine fünf Sinne für den

Unter solchen Umständen ist es eine wenig lohnende Aufgabe, dem Einzelnen hier nachzugehen. Was sich selbst in seinen Wirkungen erschöpft, was nur als Gesammterscheinung eine Bedeutung besessen hat — soll man es in seine Bestandtheile zerlegen? Dazu, was sich hier leisten lässt, ist bereits in der »Histoire philosophique de l'Académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling, particulièrement sous Frédéric-le-Grand« von Barthołmèss mit so viel Hingebung und Fleiss und mit so viel Wohlwollen und Liebe geleistet worden, dass es völlig überflüssig wäre, hier noch ein Wort hinzuzufügen. Barthołmèss als Deutsch-Franzose der Akademie Friedrich's verwandt, als eklektischer Philosoph mit den Philosophen der Akademie empfindend, ausgezeichnet unterrichtet in der Geschichte der geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, hat in seiner »Histoire« den Weltweisen Friedrich's ein Denkmal voll Anerkennung und Pietät gesetzt. Jedem Einzelnen ist er nachgegangen, selbst den Philosophen und philosophischen Belletristen zweiten und dritten Ranges, und hat sich bemüht, die Gedanken und die Eigenthümlichkeiten jener Eklektiker darzulegen. Man möchte fast sagen, die Bedeutung der Sache selbst entspreche nicht ganz der Grösse und feinen Ausführung des Monuments, das er aufgerichtet hat. Jedenfalls ist ein zweites Denkmal für immer überflüssig.

Doch aus der grossen Anzahl der Philosophen und Belletristen mögen wenigstens drei, die in der Geschichte der Akademie eine hervorragende Rolle gespielt haben, mit einigen Strichen charakterisirt werden, Formey, Sulzer und Merian[1].

Von Formey (geb. zu Berlin den 31. Mai 1711, gest. den 8. März 1797) ist schon wiederholt die Rede gewesen, und was über ihn gesagt wurde, konnte nicht günstig lauten. Fast von der Reorganisation der Akademie an ist er ihr ständiger Secretar gewesen,

---

Menschenverstand — und, wenigstens nach einer Seite, der König. Aber Friedrich's specielle Philosophie hat auf die Akademie einen geringen Einfluss ausgeübt.

[1] Über Formey vergl. Barthołmèss T. I p. 361 ff. und Allg. Deutsche Biographie Bd. 7 S. 156 f.; über Sulzer Barthołmèss II p. 77 ff. und Allg. Deutsche Biographie Bd. 37 S. 144 ff., dazu seine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt, herausgegeben von Merian und Nicolai, Berlin 1809, und das Werk »Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen«, 2 Bde. 1779; über Merian Barthołmèss II p. 32 ff. und Allg. Deutsche Biographie Bd. 21 S. 428 ff. Barthołmèss handelt ausserdem im 2. Band von Beguelin, A. Achard, de Jariges, Heinius, L. de Beausobre, d'Anières, d'Argens, Francheville, Moulines, Bitaubé, Borrelly, Denina, Thiébault, Toussaint, de Catt, Pernety, Weguelin, Castillon und Prémontval. Über alle diese Gelehrten und Litteraten findet man auch kurze Nachrichten bei Denina, La Prusse littéraire sous Frédéric II., 3 Bände, Berlin 1790 f.

blieb es über den Tod Friedrich's hinaus und wurde sogar noch im Jahre 1788 Director der philosophischen Klasse. Als Secretar hat er etwa vierzig Eloges verstorbener Akademiker gehalten und in die Abhandlungen der Akademie eingerückt; ausserdem aber noch zahlreiche andere verfasst, die ausserhalb der Mémoires erschienen sind[1]. Dazu hat er die officiellen Reden an den Festtagen der Akademie gehalten und etwa dreissig Abhandlungen für die Mémoires geschrieben. Allein diese Arbeiten verschwinden hinter einer Fülle von selbständig erschienenen Werken, Artikeln, Aufsätzen u. s. w., die er in die Welt gesetzt hat. Er rivalisirte nicht nur mit Euler und Lambert an litterarischer Fruchtbarkeit, er übertraf sie noch weit[2]. Aber leider entsprach, im Gegensatz zu Euler, der Inhalt nicht der überwältigenden und anspruchsvollen Production. Schon die Zeitgenossen wussten, dass er um des Geldes willen schrieb, Jahre hindurch täglich einen Bogen, und dafür seinen Ducaten einstrich[3]. Von Haus aus orthodoxer reformirter Theologe, schloss er sich schon frühe der Wolff'schen Philosophie an, und nachdem er seine »Belle Wolffienne« in 6 Bänden 1741–53 geschrieben hatte, glaubte er in den Stand gesetzt zu sein, sich spielend über alle möglichen Fragen zu verbreiten und als vernünftiger Supranaturalist, der verächtlich auf die scholastische Orthodoxie, aber auch auf die Empiriker, herabsah, alle abweichenden geistigen Erscheinungen seines Zeitalters zu kritisiren und mit breiten Bettelsuppen das Publikum zu speisen[4]. So hat er gegen Diderot sein System du vrai bonheur (1750 f.) und gegen Rousseau den kläglichen Anti-Emile (1763) geschrieben. Ein unbedeutender Philosoph, ein recht mangelhafter Stilist, konnte er immerhin Leichtigkeit und Flüssigkeit in der Stoffbehandlung lehren — in dieser Richtung soll sein Einfluss nicht unterschätzt werden — und sein grosses Vorbild Fontenelle immer auf's Neue reproduciren. Maupertuis mochte ihn im Grunde

[1] Diese Eloges, die alle nach einem Stile gearbeitet sind, bieten keine anziehende Lectüre; immerhin aber bleibt es ein gewisses Verdienst Formey's, in seinen Lobreden das Andenken an verdiente Männer erhalten zu haben.

[2] Bartholmèss veranschlagt die »Werke« Formey's auf etwa 600 Bände.

[3] »Travailler uniquement pour l'honneur«, sagt selbst der milde Bartholmèss I p. 365 von ihm, »ce lui semblait sacrifier à une gloriole risible«.

[4] Bartholmèss (a. a. O.) sagt: »Tous ses écrits, ceux même où la légèreté était convenable, se sentent de la même précipitation. A ce défaut si sensible tenaient d'autres travers, tels qu'un assez mauvais ton, une certaine absence de tact et de délicatesse, une sorte de pétulance parfois étourdissante«, und er spricht von Formey's »manie de la polygraphie, qu'il attaquait chez tout le monde, excepté chez lui-même«.

nicht und der König noch weniger: aber man hatte ihn nun einmal und liess ihn walten. Dadurch aber erhielt er, namentlich im Ausland, ein Ansehen, zu dem seine wirkliche Bedeutung in keinem Verhältniss stand. Das steigerte sein Selbstbewusstsein ganz ungemessen und befestigte in ihm mehr und mehr die Überzeugung, die durch wohlfeile Schmeicheleien seiner Correspondenten genährt wurde, dass er recht eigentlich die Säule der Akademie sei. Solche nicht seltene Einbildung subalterner Naturen in büreaukratisch wichtigen Stellungen wäre noch erträglich gewesen, wenn der Mann ehrlich und zuverlässig gewesen wäre. Allein, obgleich er sich auf sein Christenthum viel zu gut that und sich berufen glaubte, gegenüber den Einflüssen des Königs und seines Kreises die Rolle des Apologeten zu spielen, liess er es an Charakterfestigkeit und edlem Sinn nur zu sehr fehlen. Bei Abstimmungen war er unberechenbar (s. oben sein Verhalten bei der Abstimmung über die Preisaufgabe Pope-Leibniz), und alle kleinlichen und abstossenden Züge seines Wesens zusammen mit einer lächerlichen Eitelkeit hat er dem Publicum selbst zur Schau gestellt in seinen zwei Bänden »Souvenirs d'un citoyen«, die er drei Jahre nach dem Tode des grossen Königs veröffentlicht hat. In diesen »Erinnerungen« schreibt er wie ein Kammerdiener, der mit zahlreichen vornehmen Personen Verbindungen gehabt hat, bald schlecht behandelt, bald gut belohnt worden ist, und der nun nach dem Tode seines Brotherrn mit seinen Verbindungen prahlt und sich zugleich durch Ausplaudern zahlreicher Geschichtchen und durch boshafte Mittheilungen rächt. Auch nicht eine Zeile auf diesen 7–800 Seiten, die beweist, dass ihr Verfasser wirkliche Grösse, auf welchem Gebiet nur immer, zu empfinden vermocht hat. Fünf Dutzend Eloges hat dieser Schriftsteller verfasst, darunter solche auf die würdigsten und grössten Männer des Zeitalters, und ist doch ganz ohne Gefühl für das Ausgezeichnete geblieben, ein Handwerker, der Lobreden verfasst hat, weil es einmal sein Metier war! Schlimm spielte er auch Friedrich II. mit[1], versteckte aber sein Übelwollen hinter allerlei Malicen und Zweideutigkeiten. Dass er sich in seinem langen Leben und durch fortgesetzte litterarische Beschäftigung ein umfangreiches encyklopädisches Wissen erworben

[1] Gegen die Behandlung des grossen Königs in diesen »Souvenirs« erschien sehr bald eine anonyme (J. Ch. Laveaux) Gegenschrift, französisch und deutsch: »Vertheidigung Friedrich's II., Voltaire's, Rousseau's, d'Alembert's und der Akademie zu Berlin gegen die Beschuldigungen des beständigen Secretars derselben oder Herr Formey durch sich selbst geschildert« (die deutsche Ausgabe Leipzig 1790).

hat, oder vielmehr, dass er von Allem wusste, ist wohl verständlich und kann ihm nicht als Verdienst angerechnet werden. Führte er doch die akademische Correspondenz und stand in so zahlreichen litterarischen Beziehungen, wie sie vor ihm nur Leibniz besessen hat[1]. Aber wenn Büsching behauptet: »Formey übertraf alle an Gelehrsamkeit[2]«, so fragt es sich, was man unter »Gelehrsamkeit« versteht. Wie mangelhaft, oberflächlich und parteiisch er gearbeitet hat, zeigt seine zum fünfzigjährigen Jubiläum der Akademie herausgegebene »Histoire« jedem Kundigen. Die Wünsche eines eben zum Denken reifenden grossen Publicums hat er wohl zu berechnen verstanden, und so sind einige seiner Werke wiederholt aufgelegt und als Werke des Secretars der Preussischen Akademie auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Wenn ihm aber Barthelmèss in seinen Schriften »un sens droit et ferme, un esprit naturellement libre et gai, mais surtout un caractère sincère et franc, toujours aimable et doux, et aussi modéré qu'obligeant« nachrühmt, so vergisst er, was er einige Seiten vorher selbst geschrieben, und vergisst ausserdem, dass Formey sich einer Sprache bediente, die für ihn dachte und seinen Productionen Eigenschaften verlieh, die der Autor nicht besass. Er hat sich sehr frühe schon, als es andern noch schwer fiel, mit einigem Geschick — freilich nicht selten fällt ihm die Maske ab, und der Gascogner erscheint — an den Ton der vornehmen französischen Schriftsteller und Gelehrten anempfunden und täuschte damit über sein eigenes Können, wie er durch seine Vielwisserei und seine Correspondenz über sein Wissen täuschte. Dass die Akademie durch diesen ihren Secretar in ihrem Zustande und in ihrem Ansehen nicht empfindlicher geschädigt worden ist, verdankt sie ihrer Verfassung und dem Umstande, dass sie wirkliche Grössen besass[3].

[1] Sein Nachlass umfasste mehr als 20000 an ihn gerichtete Briefe (Merian fügte hinzu, im Ganzen dürfe man mindestens 40000 annehmen) und zeigte, dass er mit mehr als fünfzig Buchhändlern in Verbindung gestanden hat.

[2] Büsching, Charakter Friedrich's II. (Halle 1788) S. 74.

[3] Das Eloge Merian's auf Formey (Mém. 1788/89 p. 49–82), — die Akademie-Schriften enthalten nur wenige, die so umfangreich sind — verhehlt dem Kundigen nicht, dass der berühmte Mann vor allem als virtuoser Journalist zu beurtheilen ist. Als ein Hauptverdienst wird sodann hervorgehoben, dass er der Erste gewesen, welcher die Wolff'sche Philosophie in französischer Sprache behandelt und dadurch in die grosse Welt eingeführt hat. Mit feiner Ironie spricht Merian über das sechsbändige Werk »La Belle Wolffienne«. Um Kant, erfahren wir beiläufig, hat sich Formey nie gekümmert; wie so viele aus der »Confrérie Wolffienne« ignorirte er ihn einfach. Von seinen selbständigen philosophischen Abhandlungen

Von ganz anderem Schlage als Formey waren Sulzer und Merian, obgleich auch sie heute zu den fast Vergessenen gehören. Sulzer (geb. den 16. October 1720, gest. den 27. Februar 1779), das fünfundzwanzigste Kind eines Winterthurer Rathsherrn, hatte in dem Bodmer-Breitinger'schen Kreise in Zürich die Grundlagen seiner Bildung empfangen, sich als junger Prediger mit der Wolff'schen Physikotheologie vertraut gemacht und ist niemals über die hier empfangenen Anregungen wirklich hinausgewachsen. Durch Beziehungen, die er in Magdeburg, wo er als Hofmeister weilte, zu dem Hofprediger Sack gewonnen hatte, kam er als Lehrer an das Joachimsthalsche Gymnasium, und zwar als Mathematiker (1747). Von Maupertuis und Euler war ihm die Aufnahme in die Akademie versprochen worden, aber sie verzögerte sich; denn Sulzer machte aus seinem Wolffianismus kein Hehl und verscherzte dadurch das Wohlwollen Maupertuis' wieder. Allein im Jahre 1750 wurde seine Aufnahme durchgesetzt, und bald war er neben Heinius der Führer der Wolffianer in der Akademie. Er setzte die Beziehungen zu seinen Schweizer Landsleuten rege fort, und sein Bestreben, die Besten unter ihnen nach Berlin zu ziehen, traf mit der Vorliebe Maupertuis' für sie zusammen. Seine Bedeutung für Preussen und die Akademie ist in einer doppelten Richtung zu suchen; in beiden bewährte er sich als ein energischer und zäher Mann, der das auch durchsetzen wollte, was ihm recht und heilsam schien. Erstlich war er ein hervorragender Paedagog, der der herrschenden Schulweisheit und der paedagogischen Hülflosigkeit gegenüber gesundere Grundsätze als Organisator und Lehrer vertrat[1]. Sodann war er der überzeugteste und thätigste Anhänger der litterarischen und philosophischen Aufklärung in der Combination Breitinger-Wolff und verstand es, diesen Stand-

sagt Merian, dass Klarheit, Präcision und ein coulanter Stil ihr Hauptverdienst gewesen seien. Dass Formey eine Reihe trefflicher Eigenschaften für das Amt eines Secretars besessen habe, wird anerkannt; aber es sind nicht die höchsten Eigenschaften, die Merian (p. 72) nennt. Seine »immense« Correspondenz, fährt er fort, benutzte Formey, um die Journale, die er herausgab, zu speisen, und er scheut sich nicht, Algarotti's witzige Bemerkung wiederzugeben, Formey sei ein überall accreditirter Banquier, »qui influe partout sur la hausse et la baisse des papiers de change et des actions, et sur tout ce qui se transige dans le monde commerçant«. Unbedingt lobt Merian nur die Eloges Formey's — das ist wohl verständlich; denn er selbst war sein Nachfolger und sollte es besser machen. Am Schlusse preist er ihn als einen der glücklichsten Menschen, dem auch ein sanfter Tod beschieden gewesen sei.

[1] Dem verantwortungsvollen Amte eines Visitators des Joachimsthalschen Gymnasiums hat er sich allerdings nicht gewachsen gezeigt.

punkt in gut geschriebenen und viel gelesenen Schriften zu vertreten. Dadurch gab er den Berlinern Ramler, Mendelssohn, Lessing und Nicolai zunächst einen Rückhalt, der noch fortwirkte, als sie über den didaktischen Schweizer Aufklärer — und zwar bald — hinauswuchsen: Mendelssohn hat ihn stets mit hohem Respect behandelt, und in dem Streite über Leibniz-Pope waren sie seine Bundesgenossen. »Sulzer hat die Verdienste des unsterblichen Mannes, Wolff's, in wenigen Blättern ganz anders anzuzeigen gewusst, als der vielschreibende Gottsched in seinen Quartanten«, rühmt Mendelssohn von ihm[1]. In der That hatte Sulzer in den 15 Jahren zwischen 1750 und 1765 dem norddeutschen und besonders dem Berliner Publicum Vieles zu sagen und verstand es wirklich zu belehren. Sein einmal gewonnenes Ansehen blieb ihm erhalten, ja verstärkte sich noch in der Folgezeit für weitere Kreise; aber er selbst schritt nicht fort. Zwar bewährte er sich stets als ein für die verschiedensten Gebiete der Erkenntniss aufgeschlossener Kopf, aber als ein enger Kopf, und als in den Jahren 1771–1774 sein Hauptwerk »Allgemeine Theorie der schönen Künste« erschien — in alphabetischer Anordnung! —, enttäuschte dieser Nachzügler strict Bodmer'scher Observanz zwar noch nicht das grosse Publicum, wohl aber alle höher Strebenden. Dass die Hauptabsicht der schönen Künste auf die Erweckung eines lebhaften Gefühls des Wahren und Guten gehe, dass der letzte Zweck überall die moralische Verbesserung sei, dass auch die Poesie um so höher stehe, je didaktischer sie ist, waren Behauptungen, die bereits überwunden waren. Lessing's Ausführungen existirten für Sulzer nicht, und den Geist eines Herder ahnte er noch weniger. »Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmer'schen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können«, spottete der junge Goethe. Bereits im Jahrgang 1757 der Mémoires hat Sulzer eine Analyse des »Genies« veröffentlicht[2]. Er definirt es als das Vermögen, sich aller erkennenden Seelenkräfte mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit bedienen zu können, und findet dann, dass zum Genie erstlich die vivida vis animi, die Lust zu einer Sache gehöre, sodann drei Stücke, nämlich Witz und Scharfsinnigkeit, Beurtheilungskraft und — Besonnenheit. Kann man blinder über dieses Thema reden? Und doch hat die Abhandlung einen nicht geringen Eindruck gemacht und einen Anstoss gegeben, der sich in verschiedenen

[1] Gesammelte Schriften. Bd. 4. 1 S. 572.
[2] P. 392 ff.

Richtungen verfolgen lässt. In den Fragestellungen und in der räsonnablen und anziehenden Behandlung der höheren psychologischen Probleme liegt das eigentliche Verdienst solcher Philosophen wie Sulzer. Sie haben damit das Interesse erweckt und weite Kreise aus dumpfer Gedankenlosigkeit, aus Trägheit und Aberglauben herausgeführt. Niemand war dazu geeigneter als der Schweizer Philosoph mit der umfassenden Bildung, der Zuverlässigkeit des Charakters, der Liebenswürdigkeit und der festen Zuversicht, dass es gelingen müsse, die Menschen zu bessern und zu bekehren. »Sulzer den Weltweisen«, nannte man ihn feierlich nach seinem Tode, ja, verehrte ihn in manchen Kreisen fast wie einen Heiligen. »Ce sage si aimable« — rief Johannes von Müller aus —, »si universel, si vertueux, l'ornement de notre nation, n'est plus! ... Sa mort devrait instruire les matérialistes. Quoi! Dieu éteindrait à jamais un génie qui s'est élevé à un tel degré de perfection! Quand je pense à l'esprit de Sulzer, à sa figure, à sa sérénité, à son cœur, à son amabilité, oh, combien alors j'aime davantage les sciences et la vertu[1].« Seine Vertheidigung »Gottes, der Freiheit und der Unsterblichkeit« in einer dem grossen Publicum verständlichen, warmen und eindrucksvollen Sprache hat ihm die Gemüther gewonnen[2]. Übrigens war er doch vom Geist des Zeitalters zu stark afficirt, um Wolff's Methode einfach zu reproduciren: aber sie blieb die Grundlage aller seiner Bemühungen, und in scharfer Abweisung französischer Schönredner erklärte er für die Landplage der Philosophie jene Philosophen, »qui, plus accoutumés aux saillies d'esprit qu'à des raisonnements approfondis, prétendent renverser par un bon mot des vérités qu'il n'est possible de connaître qu'en combinant une multitude d'observations assez difficiles et assez délicates pour n'être saisies

[1] Citirt nach Bartholmèss, T. II p. 81. Als der Genfer Trembley am 2. October 1794 seine Receptionsrede als ordentliches Mitglied in der Akademie hielt, bezeichnete er Sulzer, Merian und Lagrange als die drei grossen akademischen Lehrer (Mémoires 1794/95 p. 43). Dass Friedrich der Grosse den Plan, Leibniz, Lambert und Sulzer ein gemeinsames Denkmal in Berlin zu errichten, mit Sympathie genehmigt hat, ist oben S. 393 erzählt worden. Herder hat Sulzer im »Teutschen Merkur« (1781) neben Winckelmann und Lessing ein litterarisches Denkmal errichtet.

[2] Bartholmèss (T. II p. 107) bemüht sich zu zeigen, dass Sulzer durch sein ästhetisches Hauptwerk einen Einfluss auf Kant's Kritik der Urtheilskraft ausgeübt habe, »par ce qu'il le portait à rejeter, autant que par ce qu'il lui donnait.« Das Letztere ist wenig wahrscheinlich. — In den »Xenien« wird Sulzer als moralisirender Ästhetiker verspottet, als Mensch anerkannt (Nr. 352, vergl. Nr. 88): »Hüben über den Urnen! Wie anders ist's als wir dachten! Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt«.

qu'à l'aide d'une attention très forte[1]«. Wenn man sich die Bedeutung der heute vergessenen deutschen Philosophen der Berliner Akademie klar machen will, darf man das hohe Verdienst nicht gering schätzen, dass sie sich der Herrschaft des »bon mot«, welche von Frankreich her drohte, entgegengestemmt haben[2].

Obgleich von anderen Voraussetzungen ausgehend als Sulzer und als kritischer Denker ihm bedeutend überlegen, bewegte sich Merian (geb. den 28. September 1723 in Liestall, gest. den 12. Februar 1807) in seiner Wirksamkeit doch zu denselben Zielen. Der junge Schweizer gewann in Amsterdam, wohin er sich begeben, Bernoulli's Vertrauen, der ihn Maupertuis empfahl, und bereits im Jahre 1750 nahm ihn dieser in die Akademie auf[3]. An ihn und Euler schloss sich Merian eng an und nahm in allen Streitigkeiten gegen Wolff und für die Engländer Partei, ja er arbeitete sich auch in Hume's Philosophie ein und übersetzte dessen philosophische Schriften für Maupertuis in's Französische. Allein zu einer geschlossenen philosophischen Weltanschauung brachte er es nicht. Zwar setzte er in mehreren Abhandlungen die Polemik gegen Leibniz-Wolff fort und zeigte sich dabei von der schottischen Philosophie beeinflusst; aber er suchte dann wieder die verschiedenen Standpunkte, den kritischen und den Leibnizischen, zu vermitteln und strebte nach einer empirisch-psychologischen Betrachtung der Probleme, ohne über einen mannigfach bestimmten Eklekticismus hinauszukommen. Es fehlte ihm der bohrende Scharfsinn und die Energie, ein Problem vollständig durchzudenken:

---

[1] Mémoires 1775 p. 361 f.

[2] Anerkennend hat Justi (Winckelmann Bd. II. 2 1872 S. 302 ff.) über Sulzer geurtheilt. »Es lag in ihm der Trieb, alles Strebende zu fördern, alles Deplacirte an seinen Posten zu bringen. Ein ganz encyklopädisch und teleologisch angelegter Kopf von akademisch-administrativer Richtung, vermochte er auch der Dichtung und Kunst, wie bisher seiner Naturwissenschaft, nur durch moralische und gemeinnützige Gesichtspunkte Werth abzugewinnen. Er studirte nicht nur in Bibliotheken und im Buch der Natur, er fand Lehrstühle der Philosophie auch in den Werkstätten und Ateliers, in den Comptoirs und Regierungscollegien, bei Gärtnern und Bauern.... Er hatte ein klares Bewusstsein von der Würde der Kunst und von ihrer Bestimmung, ein Theil des Nationallebens, ein Element der öffentlichen Erziehung zu sein.« Aber auch Justi bestätigt Goethe's Urtheil über Sulzer: »Er ist in's Land der Kunst nur gereist, nicht aber darin geboren und erzogen; er hat nie darin gelebt, gelitten und genossen«.

[3] Merian hat ihr also 57 Jahre angehört. Die Akademie hat das Glück gehabt, dass eine grössere Anzahl von Mitgliedern ihr über 50 Jahre erhalten geblieben sind, nämlich ausser Merian auch Pott, Formey, der Geolog Gerhard. A. von Humboldt, Grüson, Savigny, Böckh, Bekker und Ranke. Über 40 Jahre lang haben ihr mehr als vierzig Mitglieder angehört.

darum griff er nach allen zugleich. Er wollte noch immer, wie Leibniz und Maupertuis, der Universalgelehrte sein, der Erkenntnisslehre, Metaphysik, Physik, Psychologie, Moral und litteraturgeschichtliche Fragen neben einander betrieb und sie in allgemein fasslicher Darstellung bearbeitete. Er hat Untersuchungen über die schwierigsten philosophischen und psychologischen Probleme angestellt (»L'apperception de sa propre existence«, »L'existence des idées dans l'âme«, »L'action, la puissance et la liberté«, »Réflexions philosophiques sur la ressemblance«, »Le principe des indiscernables«, »Sur l'identité numérique«, »Parallèle de deux principes de psychologie«, »Le sens moral«, »La crainte de la mort, le mépris de la mort, le suicide«, »La durée et l'intensité du plaisir et de la peine«, »Le problème de Molyneux« [sieben Aufsätze]), und andererseits zahlreiche Abhandlungen über den Einfluss der Wissenschaften auf die Poesie verfasst — er spricht sich gegen die didaktisch-wissenschaftliche Dichtung aus —, Claudian's Raptus Proserpinae in französische Prosa übersetzt und die Frage, ob Homer der Dichter der Ilias und Odyssee sei (1785), geprüft und verneint[1]. In den nach dem Tode Friedrich's erschienenen Abhandlungen hat er Hume's Skepticismus als zu weit gehend abgelehnt, aber auch von Kant's Philosophie vermuthet (»Parallèle historique de nos deux philosophies nationales« 1797), sie werde in einiger Zeit wahrscheinlich ebenso vergessen sein, »wie jetzt die Wolff'sche«. An diesem Ausspruch erkennt man am besten, dass die fortschreitende philosophische Bewegung über den Secretar der Berliner Akademie — das war er 1797 nach Formey's Tode geworden — hinweggeschritten war[2]. Sein Einfluss auf die Akademie war seit Euler's Weggang

[1] Die Abhandlung, die ihm das Lob F. A. Wolf's eingetragen hat, steht in den Mémoires 1788/89 p. 513—44 (»Examen de la question, si Homère a écrit ses poëmes«). Merian hatte bereits in einer Abhandlung vom Jahre 1774 (Mémoires p. 485 note 4), überzeugt durch die Darlegungen Wood's, die Frage verneint. Jetzt prüfte er sie genauer mit besonderer Berücksichtigung der Inschriften und der Hypothesen über den Ursprung der Schrift und Schreibekunst bei den Griechen. — Über Kant und den »Äther der transcendenten Ideen« finden sich hin und her bei Merian spitze Bemerkungen.

[2] Aber obgleich Merian die Kant'sche Philosophie verwarf, hatte er vor dem philosophischen Genie Kant's den höchsten Respect. Das beweist schon der Titel und das ganze Unternehmen seiner Abhandlung: »Parallèle historique de nos deux Philosophies nationales« (Mémoires 1797 p. 53ff.); denn Leibniz und Kant sind ihm die beiden grössten deutschen Philosophen, und ausdrücklich bemerkt er (p. 56): »En comparant Kant avec Leibniz et Wolff, je serais tenté de le placer sur la même ligne philosophique avec le premier, et plus haut que le second«. Halb wehmüthig, halb ironisch beginnt er, indem er von der Leibnizischen Metaphysik

sehr bedeutend, ja er ist in der Zeit von 1770–86 und dann noch weitere zwanzig Jahre unstreitig der wirksamste Akademiker innerhalb der Körperschaft selbst gewesen. Das Vertrauen des alternden Königs besass er wie kein Anderer[1], wurde häufig, zumal nach dem Tode d'Argens', dessen Stelle als Director der Klasse der Belles-Lettres er 1771 erhielt, zu ihm berufen und vermittelte es, dass der Monarch in persönliche Beziehungen zu einzelnen Akademikern trat. Bei solchen Audienzen ist er stets zugegen gewesen. Es war ein Vortheil, dass sich der König an Stelle d'Argens' nun mit Merian über litterarische und philosophische Fragen unterhielt; denn der Schweizer war an Kenntnissen und Ernst dem witzigen Südfranzosen weit überlegen. Die Akademie aber konnte sich keinen besseren Fürsprecher beim Könige wünschen als diesen unparteiischen und liebenswürdigen Mann, der mit ganzer Seele in der Akademie lebte und nur für sie arbeitete und schrieb. Jeder Verein braucht mindestens ein Mitglied, in welchem sich der Vereinsgedanke gleichsam verkörpert und dessen ganzes Interesse in der Sorge für den gemeinsamen Zweck aufgeht — dieser Mann ist für die preussische Akademie vom Jahre 1770 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Merian gewesen. Er hat bereits vor 1750 und noch nach 1800 für die Akademie geschrieben[2] und die Traditionen Maupertuis' bis an die Schwelle der Akademie Humboldt's geleitet. Er ist es auch gewesen, der in der Regel die Beurtheilungen der philosophischen und litterarischen Preisarbeiten verfasst und in den Mémoires veröffentlicht hat. Von ihm stammen die Gutachten über Mendelssohn und Kant, über Herder, Garve, Michaelis, Meiners und Schwab. Er hat Lambert's schwerfällig geschriebenen kosmologischen Briefen durch seine französische Übersetzung ein Weltpublicum gewonnen.

zu Kant übergeht, mit den Worten: »J'y cherche en vain notre chère Métaphysique; elle a disparu comme un songe: la science reine est descendue de son trône, et ce trône est renversé«. Er geht aber nicht auf die sachliche Kritik ein, sondern verfolgt die Erscheinungsform, die Geschichte und die Wirkung beider Philosophien. Er streift die übertriebenen Lobeserhebungen, die sich bis zu der Höhe gesteigert haben, Kant habe das Werk Jesu Christi vollendet! »En vérité l'on m'excusera; mais le jugement le plus charitable que l'on puisse porter de tels panégyristes, ne serait-ce pas de les croire échappés je ne sais d'où?« Aber von Kant selbst sagt er: »Le dessein louable du philosophe critique, c'est d'épurer nos facultés de tout alliage hétérogène, d'assigner au juste leur portée, de découvrir jusqu'où elles vont, ce qu'elles donnent et ce qu'elles refusent«.

[1] Schon als den Schwiegersohn seines verewigten Freundes Jordan bevorzugte ihn der König.

[2] Die erste Abhandlung Merian's steht in den Mémoires von 1749, die letzte (ein Eloge) in den Mémoires von 1804.

wie er die schottische Philosophie auf dem Continent bekannt gemacht hat. Der grossen Conception, die ganze Philosophie in eine »Naturgeschichte der Seele«, eine »Geschichte des innern Menschen« zu verwandeln — er hat sogar schon von einer Psychometrie gesprochen — war er nicht gewachsen; aber er hat doch Momente der älteren vorkantischen (englisch-schottischen) Philosophie festgehalten, die einige Jahrzehnte nach Kant wieder siegreich hervorgebrochen sind. So mögen hier zum Schluss die Worte stehen, die er in der Abhandlung: »Parallèle historique de nos deux Philosophies nationales[1]« niedergeschrieben hat:

> »L'observation et l'expérience demeureront toujours les sources vraies et primitives de tout ce que nous apprenons, de tout ce que nous savons. Et, à proprement parler, ce qui préexiste ou existe en nous a priori, nous ne le découvrons qu'à posteriori. L'on a beau vouloir décrier ce que l'on nomme l'Empirisme: il maintiendra ses droits imprescriptibles ... Le philosophe qui observe et expérimente, peut sans crainte proposer le résultat de ses expériences et de ses observations; il peut y revenir, les refaire, les changer, les varier à son gré: au lieu que les fauteurs de systèmes excluent cette flexibilité, leur roideur y résiste: tout ou rien, durer ou rompre, voilà leur devise[2].«

Historische Abhandlungen haben in der fridericianischen Akademie der König selbst und Pelloutier, Beckmann, Küster, Hertzberg, Raynal, Heinius und Wegelin geschrieben. Der eigentliche Historiker war Hertzberg, der nicht nur die alte und neuere preussische Geschichte in nationalem Geiste behandelte, sondern auch, von Montesquieu beeinflusst, Fragen wie die bearbeitet hat: »Sur les révolutions des Etats et particulièrement sur celles de l'Alle-

[1] Mémoires 1797 p. 53 ff.

[2] Gegen den »Phänomenismus« Hume's, »der Alles in Ruinen stürzt«, macht Merian (Mémoires 1792/93 p. 417 ff.), auf dem Boden Locke's verharrend, einige sehr erhebliche Einwendungen und weist schliesslich darauf hin, dass es keine menschliche Sprache giebt, in der sich Hume's Skepticismus ausdrücken und festhalten lässt: die Sprache selbst verbietet den Phänomenismus. »Enfin, voici le problème que je vous donne à résoudre. Vous voulez une langue philosophique. Eh bien! faites-vous-en une; ou purifiez une de nos langues déjà existantes de cette lie d'Egoïté, de Subjectivité, de Substantialité dont elles sont toutes infectées et ternies. Forgez-en une, vous dis-je, exempte de tout pronom personnel, de toute inflexion pronominale, de tout ce qui en porte le moindre vestige, et dans laquelle nos phénomènes puissent correspondre ensemble sans aucun alliage étranger. Je serai le premier à applaudir à ce rare chef-d'œuvre, et à l'admirer comme le plus curieux de tous les phénomènes.« Über Merian's ausgezeichneten Schüler und Rivalen P. Prevost, der nur vier Jahre der Berliner Akademie angehört hat, und über seine Genfer Schule s. Bartholmèss, a. a. O. II p. 225 ff. Prevost starb erst am 8. April 1839; für die Mémoires hat er treffliche Beiträge geliefert.

magne« (1781). »Sur la population des Etats en général, et sur celles des Etats prussiens en particulier« (1783), »Sur la véritable richesse des Etats, la balance du commerce et celle du pouvoir« (1784). Neben Hertzberg ist Weguelin zu nennen, der über Tacitus, Plutarch, Athanasius und Photius nicht ohne Verständniss und Geist schrieb, auch fünf Abhandlungen zur Philosophie der Geschichte (1770–1776) verfasste, Probleme behandelte, wie »die historische Wahrscheinlichkeit« (1786), »der periodische Lauf der Begebenheiten« (1785), »die politische Nomenclatur« (1785) und u. a. auch das paradoxe Thema erörterte: »Sur l'histoire considérée comme la satire des travers du genre humain« (1782)[1]. Indessen in den historischen und philosophisch-politischen Abhandlungen lag doch nicht die Stärke der Akademie. Wir dürfen uns damit begnügen, sie im Vorübergehen gestreift zu haben[2]. Aber eines Akademikers müssen wir am Schluss unserer Übersicht gedenken, der seines streng orthodoxen Standpunkts und seiner rein deutschen Haltung, vielleicht auch seiner zum Theil seltsamen sprachgeschichtlichen Hypothesen wegen bei Lebzeiten nicht gebührend geschätzt, vom Könige zurückgesetzt und nie mit einer Pension bedacht worden ist[3], der aber heute als Begründer einer ganzen wissenschaftlichen Disciplin gefeiert wird — des Oberconsistorialrathes und Propstes J. P. Süssmilch[4].

[1] Auch Weguelin (Wegelin) war ursprünglich Theologe. Durch Sulzer nach Berlin an die Ritterakademie berufen, sammelte er Materialien zu einer grossen »Histoire universelle et diplomatique de l'Europe depuis Charlemagne jusqu'à l'an 1740«. Drei Bände erschienen, aber das umfangreiche Werk — es reichte im 3. Bande erst bis zum Antritt der Capetinger —, welches mit politisch-moralischem Räsonnement überladen war, dagegen die Quellen nicht nannte, fand den erwarteten Beifall nicht und musste abgebrochen werden. Es ist vergessen; aber als Geschichtsphilosoph geniesst Weguelin noch immer Anerkennung. Er wies darauf hin, »dass das Wesentliche und Bleibende in der Geschichte durch die Natur und Entwicklung der Ideen bedingt ist. Immer betrachtete er die Erscheinungen von hohem, universalhistorischem Standpunkt«. (Allg. Deutsche Biographie Bd. 41 S. 423 f.)

[2] Genannt sei auch der verdiente brandenburgische Historiker Küster, der von 1728–1776 Mitglied der Akademie gewesen ist. Seine grossen Arbeiten gehören ausschliesslich der brandenburgischen Geschichte an und sind als stoffreiche Sammlungen geschätzt. In seinem monumentalen Werke »Altes und neues Berlin« (4 Foliobände 1737. 1752. 1756. 1769) hat er den Grund zur Stadt- und Baugeschichte Berlins gelegt. Der letzte Band ist leider nie gedruckt worden; denn Nicolai's bequemes und anziehend geschriebenes Buch verdrängte das ältere und viel gelehrtere, aber schwerfällige Werk. Siehe über Küster (seit 1732 Rector des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums) Allg. Deutsche Biographie Bd. 17 S. 435 f. und Geiger, Berlin Bd. I S. 542 f.

[3] Siehe oben S. 357.

[4] Vergl. über ihn die modernen Handbücher der Statistik, der Bevölkerungsstatistik, der Moralstatistik (von Oettingen) und der National-Oekonomie, sowie

Süssmilch (geb. den 3. September 1707 in Zehlendorf bei Berlin, gest. den 22. März 1767). 1742 als Consistorialrath von einem Landpfarramt[1] nach Berlin berufen, wurde im Jahre 1745 in die Akademie aufgenommen auf Grund seines Werkes »Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts« (1741ff., bis 1775 vier Auflagen)[2]. Die Akademie, die sich schon früher, Anregungen von Neumann und Leibniz folgend, für social-biologische Fragen interessirt hatte (s. oben S. 120f.), bewies durch seine Aufnahme, dass sie für die Wichtigkeit dieser Probleme noch immer ein offenes Auge besass. Die Bedeutung jenes Werkes an's Licht zu stellen, ist heute nicht mehr nöthig, nachdem die ersten Nationalökonomen und Bevölkerungsstatistiker, Dieterici, von Rümelin, Knapp, von Oettingen u. A., es einstimmig als das grundlegende und durch seine realistische Behandlung der socialwissenschaftlichen Fragen bedeutendste Specialwerk seiner Zeit bezeichnet haben. Mit allen Empfindungen eines Deutschen stand Süssmilch in der halbfranzösischen Akademie, antipathisch berührt von der Schönrednerei, dem Witz und der »modernen« Haltung der Franzosen. Aber der als unmodern geltende Theologe begründete in Wahrheit die modernste Wissenschaft und baute sie aus, in streng methodischer, empirischer Auffindung und Bearbeitung der Bevölkerungsprobleme einem Montesquieu überlegen. In die Mémoires der Akademie hat er nur wenige Abhandlungen eingerückt[3] — augenscheinlich war ihm der Zwang zuwider, seine Arbeiten französisch drucken lassen zu müssen, auch hielt er bescheiden mit seinen Ergebnissen zurück —, aber regelmässig hat er (in deutscher Sprache) in den Sitzungen Vorträge gehalten. Den Protokollen ist folgende Liste zu entnehmen: »Über die Zunahme der Heirathen und Geburten in den preussischen Staaten« (1746), »Beobachtungen, in der Altmark gemacht« (1747), »Über die Stadt Berlin, die Zahl ihrer Einwohner und Häuser, die Proportionen zu den verschiedenen Zeiten« (1749), »Über das Alter der Städte Cöln

den Artikel in der Allg. Deutschen Biographie von John (Bd. 37 S. 188ff.), und Hoffmann, Abhandlungen der Akademie 1836 S. 197ff.

[1] Kurz vorher war er Feldprediger gewesen; die Vorrede seiner »Göttlichen Ordnung« ist unterschrieben »Auf dem Marsch zu Schweidnitz«.

[2] In dem Eloge auf Süssmilch (Mémoires 1767 p. 496ff.) schreibt Formey p. 502: »Connu donc avantageusement par la 1e édition de son livre, les portes de l'Académie lui furent ouvertes peu après son renouvellement, dans le cours de l'année 1745«.

[3] Eine sprachwissenschaftliche im Jahrgang 1745 p. 188ff. und den »Essai dans lequel on se propose de déterminer le nombre des habitants de Londres et de Paris« im Jahrgang 1759 p. 453ff.

und Berlin« (1750), »Über die Zahl der Sterbefälle in Berlin im Jahre 1750 und Erörterung der Frage, wieviel Personen über 80 Jahre Berlin haben dürfte« (1751), »Über die Proportionen in den menschlichen Lebensaltern« (1751), »Gegen Montesquieu, dass das Christenthum keineswegs der Vermehrung des menschlichen Geschlechts entgegen ist« (1753), »Über die Proportionen zwischen den Geburten, Heirathen und Todesfällen« (1753), »Über die Einwohnerlisten von London und Bristol« (1754), »Über den Ursprung der Sprache« (1756, zwei Vorträge), »Über die Ähnlichkeit zwischen den arithmetischen Figuren und mehreren Worten der Sprachen von Hindostan mit den deutschen Chiffern und Worten« (1757), »Gedanken über die besten Mittel, um die Einwohner in einem Staat zu vermehren« (1757), »Nachweis, dass die Heruler weder in der Mark Brandenburg noch in Mecklenburg und den benachbarten Gegenden je gesessen haben« (1757), »Über die Zahl der Einwohner von London« (1759). »Über Montesquieu's Behauptung, betreffs der Population Deutschlands zur Zeit Julius Cäsar's« (1759), »Über die Propagation der Bevölkerung« (1760), »Ist es möglich, dass ein Staat, der so blühend wie Frankreich erscheint, sich entvölkern kann durch innere Ursachen ohne Krieg und Seuchen?« (1761), »Vertheidigung der deutschen Gelehrten gegen das Urtheil, das die englischen Schriftsteller der Universal-Geschichte gefällt haben« (1761), »Über etymologische Fragen« (1762), »Ein Specimen eines Idioticons Prussicum-Marchicum« (1763)[1], »Über die Zahl der Einwohner der verschiedenen Staaten des Königs von Preussen und über die Ursachen der Verschiedenheit dieser Zahl« (1764), »Vergleichung der Regeln der Ordnung der Providenz in den Geburten und Todesfällen in Frankreich mit denen anderer Länder« (1767).

Wohl verfolgte Süssmilch mit seinen Arbeiten apologetische Zwecke[2], aber er blieb dabei der exacte Forscher. Über die im

[1] Diese Aufgabe hatte seiner Zeit auch der Akademiker Frisch zu bearbeiten unternommen. Dieser ausgezeichnete Forscher hat überhaupt bedeutend auf Süssmilch eingewirkt, s. Formey, Mémoires 1767 p. 498. Schon die alte Societas Regia hatte sich — gewiss auf Frischens Betreiben — aus den verschiedenen Provinzen durch die Regierungen regelmässig bevölkerungsstatistische Nachrichten schicken lassen, besonders über alle Fälle von besonders hohem Lebensalter (s. Akademisches Archiv).

[2] Wolff hat die erste Auflage mit einem empfehlenden Vorwort eingeleitet und das Werk als eine Probe bezeichnet, wie die Wahrscheinlichkeitstheorien zum Gebrauch im menschlichen Leben verwendet werden können. Auch die teleologische Haltung war in Wolff's Sinn. Angeregt worden ist Süssmilch, wie er selbst bekennt, durch Derham's Physico-Theology.

Jahre 1761 erschienene, gänzlich neugearbeitete zweite Auflage der »Göttlichen Ordnung«[1] sagt Knapp: »Von einer nüchternen Theodicee erhebt sie sich zu einem nationalökonomischen und politischen Werk, dessen für jene Zeit allumfassende und erschöpfende Vollständigkeit später nicht wieder erreicht worden ist«. Da Süssmilch auch die Todesfälle und ihre Ursachen statistisch beleuchtet, ferner die Criminalität und die mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen beachtet hat, so hat er die medicinische und die Moral-Statistik mit begründen helfen. Die »politische Arithmetik«, wie sie ihm vorschwebte, umfasste eben bereits alle menschlichen Massenerscheinungen. Im Jahre 1752 liess er zwei Abhandlungen drucken über das schnelle Wachsthum der Stadt Berlin und veröffentlichte kurz vor seinem Tode die umgearbeitete Akademieschrift von 1756: »Versuch eines Beweises, dass die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern vom Schöpfer erhalten hat« — jene Untersuchung, die Herder erst zum Widerspruch gereizt, deren Gedanken er sich aber später genähert hat. Obgleich Süssmilch's Hauptwerk nach seinem Tode noch einmal herausgegeben worden ist, gerieth es doch bald in Vergessenheit. Soweit in den folgenden Jahrzehnten überhaupt Interesse für bevölkerungsstatistische Fragen vorhanden war, wurde es von Malthus' Arbeiten in Anspruch genommen. Erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts hat der grosse Vorgänger des Engländers den verdienten Ehrenplatz in der Wissenschaft erhalten.

Süssmilch musste es erfahren, dass es fast ein Unglück war, an der Berliner Akademie nichts als ein deutscher Fachgelehrter zu sein: sein Hauptwerk drang nicht in die Kreise der europäischen wissenschaftlichen Bewegung, und er selbst galt nicht als »lettré«, denn er schrieb nur über Dinge, die er gründlich verstand. Der König hat ihn schwerlich anders beurtheilt als den ganz unbedeutenden Hofprediger Sack. — Hier bedarf es zum Schluss noch einiger

[1] Wie sie entstanden, erzählt Formey, a. a. O. p. 501: »L'Ordre de la Providence dans les révolutions auxquelles le genre humain est assujetti — c'est là proprement l'occupation de toute sa vie, le but de toutes ses recherches, le centre de toutes ses réflexions; depuis qu'il eut formé ce dessein, il ne le perdit pas un instant de vue, il rassembla de tous côtés les secours qui pouvaient le mettre en état de le perfectionner, il consulta les savants dont les lumières pouvaient étendre les siennes, surtout notre célèbre M. Euler; en un mot, jamais on n'a vu un auteur plus rempli de son sujet, plus livré à cette espèce d'enthousiasme qui persuade qu'il n'y a rien de mieux que ce qu'on fait, et qu'on le fait le mieux qu'il est possible de le faire«.

Andeutungen, die sich auf das Verhältniss Friedrich's zum deutschen Geist beziehen und indirect auch die Akademie betreffen.

Obgleich der König nach wie vor die in deutscher Sprache geschriebenen Bücher ignorirte, oder sie nur eines flüchtigen Blicks würdigte, beschäftigte ihn in den letzten zehn Jahren immer lebhafter das Problem, wie sich die deutsche Sprache und der deutsche Geist in Zukunft entwickeln werde. Unverständlich ist das wahrlich nicht! Er, »die gekrönte Realität«, er, der nach dem schönen Worte Goethe's durch seine Thaten den wahren und höheren, eigentlichen Lebensgehalt der deutschen Poesie gegeben, der ihr eine Epopöe geschaffen hatte, wenn auch nicht in der Form eines epischen Gedichts — er musste doch auf Wirkungen seiner Schöpfung hoffen und sie suchen. Je mehr er den französischen Geist sinken sah, desto natürlicher war es, dass sich seine Hoffnungen für die Zukunft auf den deutschen richteten. Er hoffte wirklich, aber ohne zu wissen, wie Hülfe kommen könne; denn noch im Jahre 1775, in dem berühmten Brief vom 24. Juli an Voltaire[1], beurtheilte er die deutsche Sprache als ein unvollkommenes und unverbesserliches Instrument des Geistes und den deutschen Geschmack als barbarisch. Aber dann, nachdem er die staatswissenschaftlichen Schriften der Deutschen und ihren Leibniz gerühmt, fährt er fort:

> »L'Allemagne est actuellement comme était la France du temps de François I. Le goût des lettres commence à se répandre; il faut attendre que la nation fasse naître de vrais génies, comme sous les ministères des Richelieu et Mazarin. Le sol qui produit un Leibniz en peut produire d'autres. Je ne verrai pas ces beaux jours de ma patrie, mais j'en prévois la possibilité.«

Dieser Ausblick der Hoffnung ging ihm nicht mehr verloren. Es stand ihm fest — die deutschen Genies werden kommen, und, wenn sie kommen, werden sie sich ihrer ungefügen Sprache bedienen und deutsch schreiben! Sie werden diese Sprache verbessern; zu wünschen ist, dass sie sie schon als verbesserte finden. Gesichtspunkte anzugeben, wie das geschehen könne, ist die Aufgabe der Abhandlung, mit der der König die Nation und das Ausland überraschte: »De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger[2]«.

Dass dieser Tractat auf Grund einer ganz ungenügenden Kenntniss des Zustandes der deutschen Litteratur geschrieben ist, dass der

---

[1] Œuvres T. 23 p. 335 ff.

[2] Œuvres T. 7 p. 91 ff. (vom Jahre 1780); vergl. Suphan, Friedrich's des Grossen Schrift über die deutsche Litteratur. 1888.

König noch immer Poesie nur in den Formen der lateinischen und französischen Kunstpoesie anzuerkennen vermag, dass ihm alles Naturwüchsige, Volksthümliche, wahrhaft Geniale als ungebändigte Zuchtlosigkeit erscheint[1], ist nur zu deutlich. Deutlich ist auch, dass sich seine Rathschläge und Correcturen grösstentheils auf einen Zustand der deutschen Litteratur beziehen, wie er fünfzig Jahre früher bestanden hat. Was der Abhandlung ihren Werth verleiht, ist ein Doppeltes, erstlich ihr Schluss, die herrliche, wahrhaft prophetische Zuversicht zur deutschen Sprache und zum deutschen Geiste, die der König ausspricht[2], sodann die Gegenwirkung, welche die Kritik Friedrich's entfesselt hat. Eben weil der König ein ganz kümmerliches Bild gezeichnet und dazu überlebten Anschauungen das Wort geredet hatte, trat diesem Tractat gegenüber plötzlich der Welt vor Augen, was der deutsche Geist in dem letzten Menschenalter bereits geleistet hatte, und was die deutsche Sprache vermochte.

Die schärfste Beurtheilung kam aus Frankreich. Der Deutschfranzose, Baron von Grimm, erklärte, der König habe vom Deutschen

---

[1] Man weiss, wie er das Nibelungenlied verurtheilt (Œuvres T. 27, 3 p. 233) und wie er Shakespeare verworfen, bez. wohlwollend entschuldigt hat. In der Abhandlung über die deutsche Litteratur nennt er Goethe's »Goetz« eine »imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises«. Das erste anerkennende Wort über Shakespeare in der Akademie ist übrigens meines Wissens von Formey in der öffentlichen Sitzung am 23. August 1787 (Mémoires 1786/87 p. 24) gesprochen worden, freilich ist es noch sehr bedingt: »Le goût national«, sagt er, »peut rendre certaines préventions immuables et indestructibles. C'est, si je ne me trompe, le cas de Shakespeare; mais, pour être équitable, il faut convenir que ce poète dramatique rachète des défauts révoltants, de vrais délires, par des beautés supérieures, par des traits sublimes, qu'on peut comparer à des éclairs qui sortent du sein d'une nuée obscure«.

[2] Die Worte lauten: »... Toutefois ceux qui viennent les derniers, surpassent quelquefois leurs prédécesseurs; cela pourra nous arriver plus promptement qu'on ne le croit. ... Nous aurons nos auteurs classiques; chacun, pour en profiter, voudra les lire; nos voisins apprendront l'allemand; les cours le parleront avec délice; et il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende, en faveur de nos bons écrivains, d'un bout de l'Europe à l'autre. Ces beaux jours de notre littérature ne sont pas encore venus; mais ils s'approchent. Je vous les annonce, ils vont paraître; je ne les verrai pas, mon âge m'en interdit l'espérance. Je suis comme Moïse: je vois de loin la terre promise, mais je n'y entrerai pas« (vergl. dazu den Brief an d'Alembert vom 6. Januar 1781, Œuvres T. 25 p. 171). Angesichts dieser Worte begreift man den Ausruf Denina's (Essai p. 404f.): »Que n'aurait-il pas fait, cet heureux génie, s'il se fût mis à parler et à écrire dans cette langue! On le citerait pour longtemps comme le premier auteur classique«. Unmittelbar vorher berichtet er, der Abt Jerusalem habe bezeugt, dass sich der König in der deutschen Unterredung mit hoher Eigenthümlichkeit und Kraft auszudrücken vermocht habe.

wie der Blinde von den Farben gesprochen, setze Zustände in Deutschland voraus, wie sie vor 60–80 Jahren geherrscht hätten, und verkenne völlig, dass »la plupart des écrits de sa patrie valent mieux que toutes ces brochures insipides qu'on voit paraître à Paris, et où les idées de quelques grandes têtes sont répétées en mille manières diverses«. Aber auch ein Akademiker, Hertzberg, hat einen freimüthigen Protest erhoben. Er wiegt um so schwerer, als ihn Hertzberg direct an den König gerichtet hat[1]. Bereits kurz vor dem Erscheinen des Tractats hatte es der König ihm gegenüber bezweifelt, dass sich Tacitus so genau und treffend in's Deutsche übersetzen lasse, wie in das Französische. Hertzberg hatte ihm darauf die Übersetzung eines Capitels übersandt, gegen die der König nichts einzuwenden vermochte; er bezweifelte aber, dass sich andere Capitel ebenso gut übersetzen liessen. Bald darauf theilte ihm Friedrich den Tractat »De la littérature allemande« mit und wünschte, dass Hertzberg ihn zum Drucke befördere. Dieser, der die Kritik des Königs an der deutschen Sprache ungerecht fand, übersandte zunächst die deutsche Übersetzung eines sehr schwierigen Abschnitts bei Tacitus, räumte ein, dass die deutsche Sprache einer Reinigung bedürfe, beharrte aber dabei, dass sie jeden Gedanken treffend wiederzugeben vermöge. Friedrich war von der Übersetzung in hohem Maasse befriedigt und erklärte, seine Beurtheilung der deutschen Sprache sei vielleicht zu hart. Allein er übergab dann doch den wesentlich unveränderten Tractat Hertzberg zur Drucklegung und Übersetzung in's Deutsche. Dieser machte im Interesse der deutschen Nation einige thatsächliche Ausstellungen, die dem Könige nicht angenehm waren — er genehmigte sie nicht. Als Hertzberg sie wiederholte, verbat er sie sich in ärgerlichen Worten. Wenige Wochen später sandte er die vorsichtige Apologie der deutschen Litteratur, die der Abt Jerusalem gegen den Tractat verfasst hatte, an Hertzberg, damit er ihm berichte. Dieser schrieb dem Könige zurück (3. Januar 1781): »Le Mémoire de l'Abbé Jérusalem a son mérite, et me paraît écrit avec vérité, modestie et pureté ... Il convient que la langue allemande cède à la langue française en harmonie; mais il soutient qu'elle la surpasse en force, et qu'elle est tout aussi harmonieuse que la langue grecque ... Il soutient enfin que, depuis le règne de V. M. et depuis le grand exemple qu'elle a donné à toute l'Europe

[1] Siehe die Correspondenz im 24. T. der Œuvres p. 341 ff.

de la culture de toutes les sciences, la littérature et la langue allemande avait pris un essor qui lui promettait en peu la préférence sur celles des autres nations.«

In diesen Worten hat Hertzberg in würdigster Weise auch seine eigene Meinung ausgesprochen, und der König verübelte ihm seinen Freimuth nicht[1]. Kein Zweifel, der deutsche Geist regte sich und trat, wenn auch nicht aus der Mitte der Akademie heraus, so doch in einem Ehrenmitglied, dem Könige bescheiden aber fest entgegen, jenem Könige, der, an die gallisch-lateinische Bildungsform gekettet, doch die Fundamente eines wirklichen Deutschlands gelegt und seine Nation geliebt hat. Nicht für immer soll sie in die französische Schule gehen, auch nicht für immer soll ihre Akademie französisch bleiben — Friedrich sah als Prophet die Zeit voraus, da sie deutsch werden würde; dass diese Zeit bereits gekommen sei, davon liess er sich nicht überzeugen. Die Erfahrungen der nächsten Folgezeit haben ihm Recht gegeben: in Berlin waren zunächst die Bedingungen für eine führende, rein deutsche Akademie noch nicht vorhanden. Man versuchte, sie zu schaffen: aber es dauerte noch fünfundzwanzig Jahre, bis man sie heraufzuführen vermochte.

Viertes Capitel (Anhang).

Der Personalstand, die Publicationen, die äusseren Einrichtungen und der Etat der fridericianischen Akademie (1746–1786).

1. Curatoren.

[Seit dem Jahre 1743/44 von Schmettau, von Gotter, von Viereck, von Borcke, dann an Gotter's Stelle von Arnim.]

13. April 1747. Maupertuis zeigt an, dass der König an Stelle von Viereck's, der resignirt hatte, und von Borcke's († †) den General von Stille und den Oberstlieutenant von Keith zu Curatoren ernannt habe.

7. October 1751. An Stelle von Schmettau's († †) wird der Hofmarschall von Redern ernannt.

[1] Es ist meines Erachtens unstatthaft, in der Antwort vom 4. Januar 1781 auch nur eine Spur von Ironie sehen zu wollen.

23. November 1752. von Cagnoni tritt an die Stelle von Stille's (†); von Gotter kehrt 1749 (1750) nach Berlin zurück und nimmt seine frühere Stellung wieder ein; von Arnim † 1753. Seitdem sind die vacanten Curatoren-Stellen nicht wieder besetzt worden (1757 sind es nur noch drei Curatoren [Keith fehlt], 1762 nur noch zwei: von Redern und von Cagnoni), so dass von 1764/65 an Redern († 1. Juli 1789) der einzige Curator der Akademie bis zu Friedrich's Tode gewesen ist. Übrigens bedeutete der Posten bereits seit 1747 wenig, seit 1753 gar nichts mehr.

2. Präsident.

[Maupertuis, seit dem 1. Februar 1746.]

27. Juli 1759. Maupertuis † (geb. 28. September 1698). Nach seinem Tode hat der König keinen Präsidenten ernannt. In den letzten Jahren Maupertuis' und bis gegen 1765 hat Euler den grössten Theil der Präsidialgeschäfte geführt. Heimlicher Präsident war vom Herbst 1763 bis October 1783 d'Alembert in Paris. Nach ihm hat Condorcet kurze Zeit den König berathen. Ein Theil der Präsidialcompetenzen ging seit 1765 auf die Directoren und die »Oekonomische Commission« über (s. unten sub Nr. 5).

3. Directoren[1].

[Seit 1743/44 Eller, Euler, Heinius, d'Argens, Elsner[2].]

8. October 1750. Nach Elsner's Tode ist d'Argens allein Director der Klasse der Belles-Lettres.

18. September 1760. Marggraf wird zum Director der physikalischen Klasse gewählt an Eller's Stelle[3] († den 13. September 1760).

---

[1] Die Curatoren und die vier Directoren unter Leitung des Präsidenten bildeten zusammen das »Directorium« — so zur Zeit Maupertuis'. Dann schrumpfte es, als die Curatoren bis auf einen ausgestorben waren (der sein Amt als ein nominelles betrachtete), zu einem Collegium der vier Klassen-Directoren zusammen. Da ein Präsident fehlte, so steigerte sich die Competenz dieses Collegiums, aber andererseits verlor es an Bedeutung, da der König in wissenschaftlichen und Personal-Fragen selbst die Leitung in der Hand behielt, und da die ökonomischen Angelegenheiten einer besonderen Commission zugetheilt wurden.

[2] Die Klasse der Belles-Lettres hatte ursprünglich zwei Directoren, einen deutschen und einen französischen.

[3] Gegen die Wahl Marggraf's reichte Pott am 16. October 1760 einen schriftlichen Protest ein, den Euler verlas. Am 30. October wurde er (zusammen mit Francheville und Sack) quiescirt, d. h. zum »Veteran« erklärt.

2. October (6. November) 1766. Lagrange wird Director der mathematischen Klasse, an Stelle Euler's, der nach Petersburg zurückgekehrt war.

7. (8.) Februar 1771. Merian (er hatte bisher der philosophischen Klasse angehört) wird Director der Klasse der Belles-Lettres, d'Argens folgend, der am 13. Januar 1771 gestorben war.

1776. Sulzer wird Director der philosophischen Klasse an Heinius' Stelle († 8. August 1775). Nach Sulzer's Tode (25. Februar 1779) lässt Friedrich die Stelle unbesetzt (das Nähere s. oben S. 383).

1782. F. Ch. Achard wird Director der physikalischen Klasse (Marggraf war am 7. August 1782 gestorben).

4. Secretar.

[Seit dem 11. März 1733 von Jariges.]

Anfang 1748. Formey (Historiograph seit Juni 1745) wird Secretar an von Jariges' Stelle, der das Amt niedergelegt hatte und am 27. November 1755 Ehrenmitglied wurde. Formey überlebte als Secretar den König.

5. Oekonomische Commission[1].

21. Februar 1765. Der König ordnete eine »Oekonomische Commission« an zur Reform der Administration der Akademie; Euler, Merian, Sulzer, de Beausobre, de Castillon und Lambert wurden gewählt. Die Stellen von Euler (1766), Sulzer (1779), de Beausobre (1783) wurden in der Commission nicht wieder besetzt, wohl aber die Lambert's (1777) durch Lagrange.

6a. Ordentliche Mitglieder.

[Nach dem Tage ihrer Aufnahme geordnet.]

[Im Februar 1746 bildeten die Akademie: Eller (geb. 29. November 1689), Buddeus (geb. 7. August 1695), Carita (geb. 13. October 1676), Francheville (geb. 18. September 1704), Gleditsch (geb. 5. Februar 1714), Lieberkühn (geb. 5. September 1711), Ludolff sen., Ludolff jun. (geb. 5. März 1707), Marggraf (geb. 3. März 1709), Pott (geb. 1692), Schaarschmidt, Sprögel (geb. 24. April 1699), Euler

[1] Über die Umstände, die zur Niedersetzung dieser Commission geführt haben, s. oben S. 363.

(geb. 15. April 1707), Grischow sen. (geb. 13. December 1683), Humbert (geb. April 1689), Kies (geb. 14. September 1713), Heinius (geb. 6. Januar 1688), A. Achard, der Hofprediger (geb. 21. December 1696), F. Achard jun. (geb. 23. Juli 1699), Formey (geb. 31. Mai 1711), von Jariges (geb. 13. November 1706), Sack (geb. 4. Februar 1703), Stubenrauch, d'Argens (geb. 1704), Elsner (geb. März 1692), Hering, Küster (geb. Januar 1695), Pelloutier (geb. 27. October 1694), Süssmilch (geb. 3. September 1707).

2. November 1747. Beguelin (geb. 25. Juni 1714, † 3. Februar 1789).

4. Juli 1748. La Mettrie (geb. 1709, † 11. November 1751); Beckmann (geb. 18. Januar 1694, † 3. December 1760); Battier (er verliess die Akademie nach kurzer Zeit und ging zu den Herrnhutern); Passavant (er verlor seine Stelle am 26. April 1750).

8. Mai 1749 bez. Frühjahr 1750. Meckel (geb. 31. Juli 1724, resignirte im Herbst 1773, † 18. September 1774).

23. October 1749. Grischow jun. (geb. 29. September 1726, ging 1750 ohne Erlaubniss nach Petersburg und wurde auf Befehl des Königs aus den Listen gestrichen, † 4. Juni 1760).

9. April 1750. Merian (geb. 28. September 1723, † 12. Februar 1807).

11. Juni 1750. d'Arnaud (er wurde auf Voltaire's Betreiben vom König nach kurzer Zeit entlassen und kehrte nach Paris zurück).

29. October 1750. Sulzer (geb. 16. October 1720, † 25. Februar 1779).

17. Juni 1751. Le Fevre, Ingenieur-Oberstlieutenant (wird 1752 bei den Ehrenmitgliedern geführt, † vor 1770); Ch. L. de Beausobre (geb. 24. März 1690, † 10. März 1753).

29. Juni 1752. de Premontval (geb. 16. Februar 1716, † 2. September 1764).

5. October 1752. Jacobi (geb. 8. Mai 1724, † im Felde bei Olmütz 1762).

18. September 1754. Lehmann (er ging 1761 nach Petersburg, † 22. Januar 1767); Kies, vorher Associé (geb. 14. September 1713, ging im Jahre 1754 nach Tübingen, † 29. Juli 1781).

6. December 1754. Euler jun. (geb. 27. November 1734; er ging im Mai 1766 mit seinem Vater nach Petersburg, † 6. September 1800).

27. Februar 1755. L. de Beausobre (geb. 22. August 1730, † 3. December 1783).

17. April 1755. Aepinus (geb. 13. December 1724, er ging 1757 nach Petersburg, † 10. August 1802).

15. Januar 1756. Huber (geb. 27. August 1733, er kehrte nach wenigen Monaten in seine Vaterstadt Basel zurück, † 21. August 1798)[1].

7. Februar 1760. de Catt (geb. 14. Juni 1725, † 27. November 1795).

30. October 1760. Brandes, vorher Associé († 19. Mai 1776). Roloff, vorher Associé († 26. December 1800)[2].

Am 6. Januar 1764 wurde der Akademie eröffnet, »que l'intention de S. Maj. était qu'on ne reçût à l'Académie aucun membre jusqu'à ce qu'Elle eût nommé un Président, et qu'Elle se réservait pour le présent le droit de nommer Elle seule jusqu'à ce temps les membres que l'Académie recevrait«. Der König aber ernannte keinen Präsidenten, und somit sind die folgenden 21 Mitglieder sämmtlich von ihm selbst erwählt worden.

5. Januar 1764. Quintus Icilius d. h. Guischard (geb. 24. September 1724, † 13. Mai 1775); J. Bernoulli (geb. 4. November 1744, † 13. Juli 1807); de Castillon sen. (geb. 15. Januar 1708, seit 4. September 1755 auswärtiges Mitglied, † 11. October 1791).

8. November 1764. Toussaint (geb. 21. December 1715, seit 4. März 1751 auswärtiges Mitglied, † 22. Juni 1772).

10. Januar 1765. Lambert (geb. 26. August 1728, † 25. September 1777).

18. April 1765. Thiébault (er ging 1785 nach Frankreich, † 5. December 1807).

29. Mai 1766. Bitaubé (geb. um 1730; er ging nach Frankreich, † 22. November 1808).

2. October 1766. Lagrange (geb. 25. Januar 1736, seit 2. September 1756 auswärtiges Mitglied, er ging 1787 nach Paris, † 10. April 1813).

13. November 1766. Weguelin (geb. 19. Juni 1721, † 7. September 1791).

23. September 1768. Pernety (geb. um 1720, er ging 1783 nach Frankreich zurück, † 1801); C. A. Gerhard (geb. 26. Februar 1738, † 9. März 1821).

---

[1] Diese 20 Mitglieder sind von Maupertuis aufgenommen worden; von ihnen haben nicht weniger als neun die Akademie wieder verlassen (die meisten nach kurzer Zugehörigkeit); ferner haben sechs (La Mettrie, Becmann, Jacobi, Le Fevre und die beiden Beausobre) ihr nur geringe oder keine Dienste geleistet. Nur Beguelin, Meckel, Merian, Premontval und Sulzer sind ihr treu geblieben und haben gearbeitet.

[2] Diese drei Mitglieder sind unter Euler's Leitung aufgenommen worden.

26. April 1770. Cochius (geb. 28. Januar 1718, † 28. April 1779)[1].
15. October 1772. Borrelly (geb. 1738, † 1792).
2. December 1773. Walter sen. (geb. 1. Juli 1734, † 4. Januar 1818).
21. Juli 1775. Moulines (geb. 30. April 1728, † 14. März 1802).
15. Juni 1776. F. Ch. Achard (geb. 28. April 1753, † 20. April 1821).
4. Juli 1776. Henkel (geb. 4. März 1712, † 21. Juli 1779).
16. October 1777. Joh. Carl Schulze (geb. 1749, † 9. Juni 1790).
7. September 1780. Prevost (geb. 3. März 1751, kehrte 1784 nach Genf zurück, † 8. April 1839).
7. November 1782. Denina (geb. 1731, † 5. December 1813).
23. Februar 1783. d'Anieres (geb. 9. December 1736, † 6. April 1803).

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug nach dem Kalender für das Jahr 1737 zweiunddreissig, für 1750 fünfunddreissig, für 1756 dreiunddreissig; sie sank dann während des Siebenjährigen Krieges bis auf einundzwanzig, stieg wieder zwischen 1763 und 1775 bis auf siebenundzwanzig und fiel bis 1786 auf achtzehn. Die physikalische und die philologische Klasse waren stets die stärkeren; die mathematische und die philosophische sanken

[1] In dem Sitzungsprotokoll vom 7. Februar 1771 heisst es: »On proposera au roi le juif Moses [Mendelssohn] pour la place de membre ordinaire de la classe de philosophie spéculative vacante«; ferner in dem Protokoll vom 14. Februar 1771: der Secretar zeigt an, dass S. Maj. auf das letzte Schreiben der Akademie nicht geantwortet habe. In der Sitzung vom 26. September 1771 kam man wieder auf die Frage der Besetzung der philosophischen Stelle zurück: »Peut-on faire mention de Moses Mendelssohn?« Die Majorität entschied sich dafür, ihn noch einmal zu nennen. Allein man fand doch nicht den Muth, den Beschluss auszuführen, sondern schlug dem Könige Garve, Spalding und Gualtieri (Geheimrath bei der in Köpenick residirenden verwittweten Prinzessin von Württemberg) zur Auswahl vor. Weiteres enthalten die Protokolle nicht. Der König liess die Stelle bis 1783 unbesetzt; dann erhielt sie d'Anieres. Thiébault erzählt, Friedrich habe Mendelssohn nicht aufnehmen wollen, um die Kaiserin Katharina nicht zu beleidigen, »hinter die Mendelssohn [in den Listen] sofort gekommen wäre«. Letzteres ist nur richtig, wenn man die Kaiserin in die Reihe der ordentlichen einheimischen Mitglieder einrechnet. Bartholmèss (I p. 226) erzählt, ohne seine Quelle anzugeben, auf der ersten Vorschlagsliste habe Mendelssohn's Name an erster Stelle gestanden; »en la recevant, le roi se fâche, répond brusquement par une lettre dure, recommande de mettre plus de soin aux listes qu'on lui adresse, et ordonne d'en former une nouvelle. Sur la seconde il n'y eut qu'un nom de changé: Mendelssohn y fut maintenu par l'Académie, mais il fut repoussé par Frédéric. »J'en serais fâché«, dit l'auteur des Matinées, »si c'était l'Académie qui n'eût pas voulu me recevoir.« Die Ablehnung des Königs erklärt sich lediglich aus Mendelssohn's Judenthum; man hat daher nicht nöthig, darauf zu verweisen, dass der Philosoph ein Vertheidiger Leibnizens und Wolff's gewesen ist und von Voltaire wenig wissen wollte. Übrigens schätzte Friedrich den Philosophen persönlich hoch und hat sich auch mehrmals mit ihm freundlich unterhalten.

bis auf je vier und drei, ja bis auf zwei Mitglieder herab. Die Zahl der geborenen Franzosen war in der Akademie nie sehr bedeutend; aber sie und die Franzosen der Berliner Colonie zusammen bildeten doch ein gutes Drittel. Unter den Akademikern, die seit 1747 aufgenommen worden sind, ist ausserdem ein Fünftel Schweizer gewesen. Im Todesjahr Friedrich's waren unter den 18 Mitgliedern fünf Deutsche (Gerhard, Gleditsch, Roloff, Walter, Schulze), fünf Schweizer (Bernoulli, Catt, Merian, Weguelin, auch Castillon ist hierher zu rechnen), vier preussische Hugenotten (Achard, d'Anieres, Formey, Moulines), drei Franzosen (Lagrange, Beguelin, Borrelly) und ein Italiener (Denina).

6b. Ordentliche Mitglieder.

[Nach dem Todestage geordnet[1].]

1. Vor Maupertuis' Präsidentschaft.

24. Juli 1744. des Vignoles, Eloge 1745, von Formey verfasst[2].
December 1744. Lamprecht, Eloge 1745.
17. Januar 1745. Naudé, Eloge 1746.
23. Mai 1745. Jordan, Eloge 1746, vom Könige verfasst.
16. September 1745. Wagner, Eloge 1746.

2. Unter Maupertuis' Präsidentschaft.

17. Juni 1747. Schaarschmidt.
10. November 1749. Grischow sen., Eloge in Formey's Hist. de l'Acad. p. 222 ff.
8. October 1750. Elsner, Eloge 1750.
11. November 1751. La Mettrie, Eloge 1750, vom Könige verfasst.
10. März 1753. Ch. l. de Beausobre, Eloge 1753.
25. December 1753. Buddeus, Eloge 1753.
30. Juli 1756. Ludolff jun.
7. December 1756. Lieberkühn, Eloge 1756.
16. August 1756. Carita. Eloge 1756.
2. October 1757. Pelloutier, Eloge 1757.

3. Nach Maupertuis' Tode.

27. Juli 1759. Maupertuis, Eloge 1759.
18. Mai 1760. Sprögel, Eloge 1760.
13. September 1760. Eller, Eloge 1761.

[1] Die Todestage der ausgeschiedenen Mitglieder sind hier nicht verzeichnet.

[2] Die Eloges, bei denen kein Verfasser angeführt ist, sind sämmtlich von Formey. Die Jahreszahl giebt den Band der Mémoires an, in denen das Eloge abgedruckt ist.

3. December 1760. Becmann, Eloge 1761.
12. Januar 1761. Humbert, Eloge 1762.
1762. Jacobi, Eloge 1762.
22. October 1763. Christian Friedrich Ludolff sen., Eloge 1764.
2. September 1764. Premontval, Eloge 1765.
22. März 1766. Süssmilch, Eloge 1767.
9. November 1770. de Jariges, Eloge 1771.
12. (13.) Januar 1771. d'Argens, Eloge 1771.
2. Mai 1772. A. Achard, Eloge 1772.
22. Juni 1772. Toussaint, Eloge 1773.
18. September 1774. Meckel, Eloge 1775.
13. Mai 1775. Quintus Icilius (Guischard), Eloge 1776.
8. August 1775. Heinius, Eloge 1776.
28. März 1776. Küster, Eloge 1776.
19. Mai 1776. Brandes.
29. März 1777. Pott, Eloge 1777.
25. September 1777. Lambert, Eloge 1778.
25. Februar 1779. Sulzer, Eloge 1779.
28. April 1779. Cochius, Eloge 1780.
21. Juli 1779. Henkel, Eloge 1780.
9. Mai 1781. Francheville, Eloge 1782, von seinem Sohne, Canonicus in Glogau.
28. April 1782. Fr. Achard, Eloge 1782.
7. August 1782. Marggraf, Eloge 1783.
6. Januar 1783. Uhden, Fiscal, Eloge 1783.
3. December 1783. L. de Beausobre, Eloge 1784.
April 1786. Sack, Eloge 1786.

7. Ehrenmitglieder[1].

Im Jahre 1746 ausser den vier Curatoren (von Schmettau [1750], von Arnim [1754], von Viereck [1760] und von Borcke [1747]) Graf von Gotter [1763], Graf von Podewils [1761], Graf von Münchow [1754], Generalmajor von Goltz [1747], von Pöllnitz, von Keyserlingk [1746], von Sweeris [1757], Vockerodt [1755], von Knobelsdorff [1752], Graf von Finckenstein [1801], Generaladjutant von Borcke, von Keith [1756], General von Stille [1751], Duhan de Jandun [1746], von Bredow [1758], Graf von Dohna [1752], Darget, Bielfeld [1770].

30. Mai 1747. Graf Algarotti.
7. September 1747. von Redern.

[1] Die in eckigen Klammern beigesetzte Zahl bezeichnet den Jahrgang der Mémoires, in welchem das Eloge steht. Von den 24 Eloges sind 14 von Formey, vier vom Könige (Goltz, Duhan, Stille, Knobelsdorff), drei von Maupertuis

11. Juni 1750. von Marschall.
4. September 1750. Marschall von Keith [1760].
7. October 1751. de Cagnoni.
8. Juni 1752. Graf von Borcke.
7. September 1752. von Hertzberg.
6. December 1754. von Borcke; von Danckelmann [1765]; von Massow.
1. April 1756. Abbé de Prades (seit dem 10. Mai 1753 war er auswärtiges Mitglied); der Fürstbischof von Breslau, Graf von Schaffgotsch.
18. September 1760. Cothenius (seit 9. April 1750 auswärtiges Mitglied) [1788/89].
20. December 1764. Prinz Friedrich August von Braunschweig; Prinz Wilhelm Adolf von Braunschweig [1771].
10. September 1767. Die Kaiserin Katharina II. von Russland[1].
23. Juni 1775. Der Minister Waitz von Eschen [1777].
12. September 1776. Der Minister von Zedlitz.

Die Zahl der Ehrenmitglieder sank während der Regierung Friedrich's II. von 17 allmählich auf 6 herab.

8. Auswärtige Mitglieder[2].

Die neue Akademie übernahm bei ihrer Gründung am 24. Januar 1744 von der alten Societät 84 auswärtige Mitglieder; es befanden sich unter ihnen Barbeyrac, Celsius, Gottsched, Maupertuis,

(Keyserlingk, Schmettau, Borcke), eines von Redern (Bredow), eines von Möhsen (Cothenius) und eines von Merian (Finckenstein).

[1] Ob der 10. September der Tag ist, an welchem die Kaiserin die Annahme der Wahl ausgesprochen hat oder an welchem ihr Antwortschreiben bei der Akademie eingegangen ist, lässt sich nicht entscheiden (s. Mémoires 1770 p. 19). Am 3. December 1767 empfing die Akademie die von der Kaiserin verfasste »Instruction pour la réformation des lois de la Russie«, welche die Kaiserin in deutscher Übersetzung dem Könige übersandt hatte. Der Secretar legte zugleich den Entwurf eines Dankschreibens vor. Am 21. Januar 1768 theilte derselbe mit, der König habe angeordnet, die Akademie solle der Kaiserin die Qualität eines (wirklichen) Mitgliedes offeriren (Sitzungs-Protokolle). Weiteres über den Verlauf der Sache ist aus den mir bekannten Acten nicht zu ersehen. In der That aber wurde die Kaiserin in den Listen der Akademie nun nicht unter den Ehrenmitgliedern, sondern an der Spitze der auswärtigen wirklichen Mitglieder geführt.

[2] Vergl. besonders den Jahrgang 1770 der Mémoires. Nur drei auswärtige Mitglieder haben ein Eloge in der Akademie erhalten, nämlich Jean Bernoulli [1747], Montesquieu [1754] und Voltaire [1778], jene beiden von Maupertuis, dieser vom Könige.

Michaelis, Réaumur, Sloane, Chr. Wolff. Die Zahl der nichtdeutschen Mitglieder war gering, die der berühmten Gelehrten nicht gross.

1744–1746 (d. h. bis zu Maupertuis' Antritt als Präsident) wurden von der neuen Akademie aufgenommen: der Marquis d'Argenson in Paris; d'Arnaud in Dresden; Nic. Bernoulli in Basel; Buffon in Paris; Clairault in Paris; Le Fevre in Berlin; Iken in Bremen; Krafft, von der Petersburger Akademie; de Lalande in Paris; Le Monnier in Paris; Waitz in Cassel; Walmesley in Paris; Wernsdorff in Danzig[1].

2. Juni 1746. d'Alembert in Paris.

9. Juni 1746. Voltaire [Eloge vom Könige 1778] und Condamine in Paris.

30. Juni 1746. Folkes, Präsident der Königlichen Gesellschaft in London; Graf Carati, Prälat des Grossherzoglichen Ordens in Florenz und Curator der Akademie von Pisa; Bradley, Astronom des englischen Königs; Cassini sen., von der Académie des Sciences zu Paris; Cassini jun., von der Académie des Sciences zu Paris; Nicole, von der Académie des Sciences zu Paris; Marinoni, Kaiserlicher Astronom in Wien; Déparcieux, von der Académie des Sciences zu Paris; J. Bernoulli zu Basel [Eloge von Maupertuis 1747]; D. Bernoulli zu Basel; Abbé Sallier, von der Académie Française und der Académie des Belles-Lettres zu Paris; Montesquieu, von der Académie Française zu Paris [Eloge von Maupertuis 1754]; Horrebow, Astronom des Königs von Dänemark; Musschembroek, Professor der Mathematik zu Utrecht; Bourdelin, von der Académie des Sciences zu Paris; Le Monnier, von der Académie des Sciences zu Paris; Gesner, Leibarzt des Herzogs von Württemberg; Pemberton, von der Königlichen Gesellschaft zu London; Linné, Professor zu Upsala; Stirling, von der Königlichen Gesellschaft zu London.

8. December 1746. du Perron de Castera, französischer Gesandter in Warschau; von Kleist, Decan des Capitels zu Camin; Zimmermann, Professor der Theologie in Zürich; Cramer, Professor der Mathematik in Genf; Segner, Professor der Mathematik in Göttingen; Schütze, Pastor zu Altona.

[1] Maupertuis hat später einigen von ihnen auf's Neue Diplome zugehen lassen; denn er kümmerte sich wenig um das, was früher in der Akademie geschehen war.

2. Februar 1747. Marquis de Paulmy d'Argenson in Paris.
16. Februar 1747. Graf von Keyserlingk, russischer Gesandter in Dresden.
23. März 1747. Abbé Outhier.
4. Mai 1747. de Moncrif, von der Académie Française zu Paris.
2. November 1747. Fontaine, von der Académie des Sciences zu Paris; Gresset, von der Académie Française zu Paris.
21. December 1747. Perard, Hofprediger zu Stettin.
27. Juni 1748. Cardinal Quirini, Bischof von Brescia, Bibliothekar am Vatican; Marquis Scipio Maffei zu Verona.
4. Juli 1748. Baumgarten in Halle: Hedelinger, schwedischer Hofintendant.
12. September 1748. Graf Zaluski, Grand-Référendaire des polnischen Hofs; Mortimer, Secretar der Königlichen Gesellschaft in London.
19. September 1748. Graf Rasumowsky, Präsident der Kaiserlichen Akademie zu Petersburg.
8. Mai 1749. Hénault, von der Académie Française zu Paris: Trublet. Canonicus zu St. Malo.
28. August 1749. Fürst Lobkowitz zu Prag; Graf von Lippe-Schaumburg.
4. September 1749. von Bilfinger in Stuttart; von Haller, Professor in Göttingen; König, Professor im Haag [er hat im Juli 1752 sein Diplom der Akademie zurückgeschickt]: Jacquier, Franciscaner, Professor der Mathematik in Rom; Le Seur, Franciscaner, Professor der Mathematik in Rom; Bianconi, Leibarzt des Bischofs von Augsburg; Ploucket, Professor der Philologie in Tübingen.
23. October 1749. Abbé Terrasson.
4. December 1749. Lord Macclesfield; de Fontenelle, von der Académie Française und der Académie des Sciences; Abbé Condillac.
11. December 1749. Abbé de Guasco, von der Académie des Belles-Lettres zu Paris; Abbé de l'Ecluse des-Loges.
5. Februar 1750. Marquis de Tressan, von der Académie des Sciences zu Paris; Kästner, Professor der Mathematik zu Leipzig.
9. April 1750. Cothenius, Leibarzt des Königs zu Potsdam.
16. April 1750. Don George Juan d'Aliaga; Don Antonio d'Ulloa.
11. Juni 1750. Beris, Astronom zu London.
26. September 1750. de Torres-Castellanos, von der Akademie zu Madrid.

29. October 1750. Abbé Raynal.

14. Januar 1751. Mayer, Professor der Philosophie zu Halle; Lange, Pastor zu Laublingen; Gros de Boze, von der Académie Française zu Paris.

4. März 1751. Diderot zu Paris; Tronchin, Arzt zu Amsterdam; Toussaint, Advocat am Parlament von Paris.

17. Juni 1751. Gesner, Pfarrer zu Zürich.

4. November 1751. Unger, Bürgermeister zu Eimbeck; Altmann, Professor zu Bern.

23. December 1751. de Lalande, Astronom zu Paris[1]; Baron von Creutz; Springfeld, Arzt in Weissenfels.

16. März 1752. Godin, von der Académie des Sciences zu Paris; Jallobert, Professor der Physik zu Genf; Wetstein, Caplan des Prinzen von Wales.

15. Juni 1752. Toschi de Fagnano, Marquis de S. Onorio; Duclos, von der Académie Française zu Paris; d'Aubenton, von der Académie des Sciences zu Paris; de Montigny, von der Académie des Sciences zu Paris; Wetstein, Professor der Geschichte in Amsterdam.

29. Juni 1752. Bertrand, Pastor zu Bern.

5. October 1752. des Landes, Veteran der Académie des Sciences zu Paris; Venturini, Leibarzt der verw. Königin von Spanien; Zinn, Professor der Botanik in Göttingen.

19. October 1752. Boehmer, Professor der Medicin in Halle; Hée, Professor am Marine-Colleg in Kopenhagen.

30. November 1752. von Bredow, Generallieutenant.

10. Mai 1753. Abbé de Prades; von Dreyhaupt, Geheimer Rath; Ludwig, Professor in Leipzig; Tafinger, Doctor (in Württemberg).

28. Juni 1753. von Kurdwanowski, Kammerherr des Königs von Polen; de Chabert, französischer Flottenofficier; de Cahusac zu Paris.

18. Juli 1754. Baron Holbach zu Paris; d'Aine, Königlicher Procureur zu Paris; Morgagni, Professor der Anatomie zu Padua; Collinson, von der Königlichen Gesellschaft zu London.

28. August 1754. Graf Turpin, französischer General; de Solignac,

[1] Er war, neunzehn Jahre alt, von der Pariser Akademie zur Bestimmung der Parallaxe des Mondes nach Berlin gesandt worden und hielt sich bis zum Jahre 1752 dort auf.

Geheimer Secretär des polnischen Königs; Helvetius, Leibarzt der Königin von Frankreich; le Cat, Professor der Anatomie zu Rouen.

18. September 1754. de Cogollin: L. Bertrand in Genf.

15. Januar 1755. A. Mayer, Professor der Mathematik zu Greifswald; Soarès de Barros, Astronom zu Lissabon; Maty, Arzt in London; Sauvages, Professor der Medicin in Montpellier.

20. Februar 1755. de Robieu, Präsident des Parlaments der Bretagne.

27. Februar 1755. Abbé de la Caille.

17. April 1755. de Secondat, Präsident des Parlaments der Guyenne.

3. Juli 1755. de Montucla; Graf Roncalli, Präsident des medicinischen Collegs zu Brescia.

4. September 1755. de Castillon, Professor zu Utrecht (er wurde am 5. Januar 1764 ordentliches Mitglied); de St. Albine.

16. October 1755. Der Cardinal Passionei.

23. October 1755. Brandes, Mediciner und Chemiker (er wurde am 30. October 1760 ordentliches Mitglied); Roloff, Mediciner mit Chemiker (er wurde am 30. October 1760 ordentliches Mitglied).

20. November 1755. Machnitzky, Kriegsrath in Glogau.

8. April 1756. Der Herzog von Nivernais.

2. September 1756. Sallé, Advocat am Parlament von Paris; de la Grange, Professor an der Artillerieschule zu Turin (er wurde am 2. October 1766 Euler's Nachfolger als Director der mathematischen Klasse).

7. September 1758. Bianchi, Arzt in Rimini; Schäfer, Pastor in Regensburg.

9. November 1758. Hanselmann, Archivar des Fürsten von Hohenlohe.

16. November 1758. Cartheuser, Professor der Anatomie und Botanik zu Frankfurt a. O.; Frisi, Professor zu Pisa; Leidenfrost, Professor der Medicin zu Duisburg; Spielmann, Professor der Medicin zu Strassburg.

5. April 1759. de Bayard, Prälat zu Rom.

13. März 1760. J. E. Silberschlag, Pastor zu Magdeburg.

16. October 1760. Huber, Leibarzt des Landgrafen von Hessen-Cassel.

23. October 1760. Franz Zanotti vom Institut zu Bologna: Eusta-

chius Zanotti vom Institut zu Bologna; Caldani, Professor der Anatomie zu Bologna; de Machy, Chemiker zu Paris; Lyonet, von der Königlichen Gesellschaft zu London, im Haag; Lessing in Berlin; Zimmermann, Mediciner in der Schweiz.

Am 2. April 1761 nahm man einige Wahlen vor und ersuchte den König um Bestätigung: aber man erhielt bis zur Beendigung des Krieges keine Antwort; dann antwortete der König am 12. Januar 1764, dass er sich die Auswahl der Mitglieder selbst vorbehalte. Die Vorgeschlagenen waren Gellert und Lambert (s. das Sitzungs-Protokoll und oben S. 351); Ersterer ist nie aufgenommen worden, Letzterer wurde 1765 ordentliches Mitglied.

5. Januar 1764. de Jaucourt, Mitredacteur der Encyklopädie; Helvetius.

28. Juni 1764. Watelet; Bourgelat; Abbé d'Expilly.

10. September 1767. Davila.

Januar/Februar 1768. Die Kaiserin Katharina von Russland (s. oben S. 473).

14. April 1768. de Sozzi, Advocat am Parlament von Paris.

28. April 1768. de Beaumont, Advocat am Parlament von Paris.

14. September 1769. Messier, Astronom zu Paris.

2. Juli 1772. Marquis Toschi-Fagnano, Archidiaconus in Sinigaglia.

26. August 1773. Graf de la Tour-Rezzonico, Secretar der Königlichen Académie des Beaux-Arts in Parma.

31. December 1773. Melander, Professor der Astronomie in Upsala.

22. Juli 1774. de Villoison, von der Académie des Belles-Lettres zu Paris.

18. Januar 1776. Abbé Spallanzani zu Pavia.

11. Juli 1776. Abbé Toaldo, Professor der Astronomie zu Padua.

13. Februar 1777. Domaschnew, Director der Kaiserlich Russischen Akademie zu Petersburg.

20. Februar 1777. Lorgna, Ingenieur-Oberst in Venedig.

10. April 1777. Raulin, Königlicher Leibarzt in Paris.

23. September 1779. Casati d'Acri, in Mailand.

22. Juni 1780. Marquis de St. Aubain in Paris; Barthez in Montpellier; Scarpa in Modena.

29. November 1781. Selis, Professor de Belles-Lettres in Paris.

? ? 1783. Chevalier Landriani.

3. Januar 1784. von Crell in Helmstädt.

14. Juli 1785. Graf Rivarol in Paris.

Die Zahl der auswärtigen Mitglieder betrug bei der Neugründung der Akademie 84, stieg schnell, so dass sie am Anfang der fünfziger Jahre 140 betrug, und hielt sich bis 1764 auf dieser Höhe. Dann sank sie stetig. Im Jahre 1786 waren es nur 64. Die Ausländer übertrafen an Zahl die Deutschen immer mehr, so dass diese zuletzt kaum den 5. Theil der Auswärtigen bildeten. Unter den 65 Mitgliedern, die Maupertuis von 1746–1750 aufgenommen hat, befindet sich nur ein Dutzend Deutscher. Unter den 79, die von 1751–1760 Mitglieder wurden, sind es 23 (darunter Lessing); unter den 27, die von 1764–1786 aufgenommen worden sind, ist ein einziger Deutscher.

9. Beamte der Akademie; der Personalstand von 1786.

Das Kalenderwesen leitete als Rendant beim Regierungsantritt Friedrich's der Ober-Commissarius David Köhler; es wurde ihm auch von der neuen Akademie übertragen. Der Berliner Factor der Akademie war 1744 Pesenecker, Aufwärter der Hof-Polirer Ende. Bibliothekar war seit dem 7. November 1745 Pelloutier. Als Copist — später als Secretarius, Registrator und Kanzlist bezeichnet — erscheint im Kalender seit 1747 Blume, seit 1749 neben ihm Jouffroy (für das Französische); statt seiner 1755 Castagne. Im Jahrgang 1752 ist zum ersten Mal im Personalstande und unter den Einrichtungen der Akademie die Direction des Botanischen Gartens aufgenommen: Director ist Gleditsch, Gärtner J. J. Müller. Im Jahrgang 1753 wird zum ersten Mal ein »Geographus« der Königlichen Akademie aufgeführt, Rhode; im Jahrgang 1760 erscheint ein Akademie-Mechanicus, Ring. Als Justitiar der Akademie wird im Jahrgang 1765 d'Anieres genannt. Im Jahrgang 1766 werden folgende Beamten aufgeführt:

1. der Justitiar;
2. der Gärtner (ausser dem Director des Gartens);
3. der Archivar — Instruction für ihn von 1766[1]; der erste war der Akademiker Weguelin; die Stelle wurde neben der des Bibliothekars geschaffen, die nach Pelloutier's Tode der Akademiker Merian verwaltete und auch beibehielt, nachdem er Director geworden war[2];

[1] Im Akademischen Archiv, Fasc.: »Pedelle. Anschaffung von Papier, Holz, Licht, auch Besorgung der Opern-Loge«.

[2] Ein Vorschlag von ihm zur Verwaltung der Bibliothek vom 2. Februar 1769.

4. der Ober-Commissarius und Tresorier[1];
5. der Geograph;
6. der Mechanicus;
7. der Kanzlist;
8. der Aufwärter;
9. erscheint hier zum ersten Mal »Hr. J. G. Gravius, Hofrath und Pächter des Kalender-Wesens und der Landkarten, und Hr. Mitzlaff, Ober-Commissarius und Pächter der Edicte« (s. unten).

Im Jahrgang 1768 erscheint ein »Naturalien-Maler« der Königlichen Akademie, Happe; im Jahrgang 1769 ein »Dessinateur« der Königlichen Akademie, Hopfer; im Jahrgang 1773 unter den Beamten zwei Astronomen-Gehülfen David Naudé und E. Bode.

Im Jahre 1783 wird Blume's Nachfolger als (Unter-) Secretar und Registrator J. H. G. Schröder. —

Im Jahre 1786 war der (sehr reducirte) Personalstand der Akademie folgender:

Protector: der König.

Curator: von Redern [»drei Stellen vacant«].

Ehrenmitglieder: der Prinz Friedrich August von Braunschweig, die drei Staatsminister Graf von Finckenstein, von Hertzberg, von Zedlitz, der Leibarzt Cothenius und der General-Major Graf von Borcke.

Veteranen: Beguelin und der Ober-Consistorial-Rath Sack († 1786).

Physikalische Klasse: Director Achard, Geheimer Bergrath Gerhard, Botaniker Gleditsch († 1786), die Mediciner Roloff und Walter.

Mathematische Klasse: Director Lagrange (verlässt Berlin 1787), Bernoulli, von Castillon, J. C. Schulze.

Philosophische Klasse: Director vacat, d'Anieres und Formey, Secret. perpet.

Philologische Klasse: Director Merian, Bitaubé, Borrelly, de Catt, Denina, Moulines, Weguelin.

Bibliothekar: Merian; Justitiar: d'Anieres; Archivar: Weguelin; Astronom: D. Naudé und E. Bode; Tresorier: Lieutenant

[1] Im Jahrgang 1773 heisst er: »General-Inspector über sämmtliche Adrefs-Comtoirs, Obercommissarius und Tresorier der K. Akademie«. Die Stelle bekleidete noch immer David Köhler; er war auch Kriegsrath geworden. Im Jahre 1757 folgte ihm W. Jordan, dann 1783 von Bailliodz.

von Windheim: Secretär. Registrator und Kanzlist: Schröder: Gärtner: Müller: Dessinateur: Hopfer; Mechanicus: Ring: Aufwärter: Eichholtz[1].

Auswärtige Mitglieder werden 64 aufgeführt, an ihrer Spitze die Kaiserin Katharina.

10. Publicationen der Akademie.

1. Von 1746–1771 für die Jahre 1745–1769 erschienen unter Leitung Formey's 25 Bände unter dem Titel: Histoire de l'Académie Royale des Sciences et des Belles-Lettres. Année...., à Berlin chez Haude et Spener Libraires de la Cour et de l'Académie Royale. Der Jahrgang 1745 hat den Zusatz: »de Berlin. Avec les Mémoires pour la même Année, tirez des Registres de cette Académie«.

Die Einrichtung ist nicht gleichmässig. Der Jahrgang 1745 enthält nach einer Widmung an den König und einer Vorrede eine kurze Geschichte der Akademie und den Bericht über ihre Erneuerung, sodann ausführliche Sitzungsberichte und die Eloges. Daran reihen sich, besonders paginirt, die Mémoires. Der Jahrgang 1746 bringt zuerst eine Geschichte der Akademie für 1745/46 und dann, besonders paginirt, die Mémoires, an deren Schluss (Classe de Belles-Lettres) die Eloges stehen. Der Jahrgang 1747 beginnt mit einer ganz kurzen »Geschichte«, der Ode des Königs und den Eloges, dann folgen, besonders paginirt, die Mémoires. Im Jahrgang 1748 und 1749 fehlt die »Histoire«, obgleich die ganze Publication als

[1] Es ist für die Stadtgeschichte nicht ohne Interesse, die Wohnungen der Akademiker zu wissen. Hier ein Verzeichniss für das Jahr 1786 (nach dem dritten Anhang S. 1 ff. zu Nicolai's Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam [3] Bd. 3):

Achard (im Akademiehause, der Sternwarte gegenüber), d'Anieres (Unter den Linden, in seinem Hause), Beguelin (Hinter der Sternwarte, Stallgassenecke), Bernoulli (im Akademiehause, der Sternwarte gegenüber), Bitaubé (Französische Strasse, Simon'sches Haus), Bode (Unter den Linden, Tempelhof'sches Haus), Borrelly (Heiligengeiststrasse, Ritterakademie), Castillion sen. et jun. (Ecke der Markgrafen- und Französischen Strasse, Achard'sches Haus), de Catt (Potsdam), Cothenius (Mühlendamm, Ephraim'sches Haus), Denina (in Beguelin's Haus, s. oben), Formey (Behrenstrasse, im eigenen Haus), Gerhard (Unter den Linden, in des Sattler Lilien Haus), Gleditsch (Unter den Linden, in des Bäcker George Haus), de la Grange (Unter den Linden, im Hause der Präsidentin Görne), Merian (Jägerstrasse, Pennavier'sches Haus), Moulines (Unter den Linden, in des D. Richter Hause), Roloff (bei der Garnisonkirche, in seinem Hause), Sack (Dorotheenstadt, letzte Strasse, im eigenen Hause), J. C. Schulze (Neustadt, letzte Strasse), Walter (Unter den Linden, im Hessischen Hause), Weguelin (Ritterakademie).

»Histoire de l'Académie« u. s. w. bezeichnet ist; die Bände enthalten also nur Mémoires. Der Jahrgang 1750 bringt wieder eine Histoire und die Eloges am Anfang, sodann die Mémoires, die aber nicht besonders paginirt sind. Der Jahrgang 1751 enthält keine »Geschichte« und das Eloge unter den Mémoires am Schluss. Der Jahrgang 1752 stellt die Eloges voran, paginirt fort und enthält keine »Geschichte«. Diese fehlt nun überhaupt, während die Eloges seit 1753 immer am Schluss stehen. Von den Antrittsreden der neu aufgenommenen Mitglieder ist kaum eine gedruckt.

Erschienen ist der Band für 1745 im Jahre 1746, die Bände 1746–1757 und 1764–1769 immer je zwei Jahre später. Dagegen hat der Siebenjährige Krieg das Erscheinen der Jahrgänge 1758 bis 1763 so verzögert, dass sie erst 1765–1770 erschienen sind; in den Jahren 1766–1770 sind also je zwei Bände gedruckt worden, während von 1760–1764 nichts publicirt worden ist.

2. In grösserem Format, besserer Ausstattung und besserem Druck erschienen von 1772–1788 für die Jahre 1770–1786 ebenfalls unter Formey's Leitung 17 Bände unter dem Titel: Nouveaux Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres. Année ... Avec l'histoire pour la même année[1]. Hier steht regelmässig und besonders paginirt die Geschichte der Akademie in dem betreffenden Jahre voran nebst den Veränderungen im Personalstatus, Preisvertheilungen, Berichten über feierliche Sitzungen, Königlichen Ordres, Receptions-Reden, Auszügen aus den Sitzungsberichten (auch wissenschaftlichen Bemerkungen), Angaben über eingelaufene Bücher, den Antrittsreden und den Eloges, dann folgen die Mémoires. Im Jahrgang 1770 findet sich eine Übersicht über die Geschichte der Akademie von 1746–1769 als Fortsetzung der Geschichte der Akademie von Formey, die bis 1750 reicht[2].

[1] Diese »Nouveaux Mémoires« werden mit der kurzen Bemerkung eingeleitet, man folge dem Beispiel anderer Akademieen, indem man eine neue Reihe begründe, »pour rendre l'acquisition de ces ouvrages plus facile«. Ausserdem werde man von nun an jährlich einen historischen Theil geben und für besseren Druck sorgen.

[2] Eine eigene Druckerei besass die Akademie zur Zeit Friedrich's nicht. Als das Grand Directoire des Kriegs und der Finanzen die Akademie nöthigen wollte, eine Schriftgiesserei einzurichten und ihr dazu eine Summe von 397 Thlr. überwies, wehrte sich Maupertuis heftig, bestimmte die Akademie, die Zumuthung abzulehnen, und schrieb in diesem Sinne an den König. Ihm schien es unwürdig, dass eine gelehrte Körperschaft sich mit dieser Bürde belaste (Le Sueur, Maupertuis p. 90f., abgedruckt im Urkundenband Nr. 169, 8).

3. Im Jahre 1752 erschien zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Akademie die »Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres, depuis son origine jusqu'à présent. Avec les pièces originales, Berlin«. Ein Autor ist nicht genannt, und so erscheint sie als officieller Bericht der Akademie. Ihr Verfasser ist der Historiograph der Akademie Formey, wie oben bemerkt worden ist.

4. Die Kalender: mit ihrer Herstellung waren nach wie vor die Astronomen der Akademie bez. ihre Gehülfen, wie D. Naudé, und Subalternbeamte beschäftigt: speciell für Schlesien arbeitete Frl. Kirch (über die Einnahmen s. unten). Der Staats- und Adress-Kalender machte besonders viel zu schaffen[1], denn die richtige Darstellung der auswärtigen Staatsverhältnisse, besonders auch der Genealogieen, wurde immer schwieriger, z. B. im Jahre 1778 die von Kurpfalz und Kurbayern (s. Geh. Staatsarchiv). Im Herbst 1765 (Geh. Staatsarchiv, 8. October 1765) pachtete der Hofrath Gravius das von der Akademie bisher administrirte Kalenderwesen zum Vertrieb und zahlte sehr viel mehr dafür, als die Akademie bisher eingenommen hatte. Er trat in Bezug auf die Kalender, deren Herstellung sie selbst weiter besorgte, in alle Rechte der Akademie (vor allem die Stempelfreiheit). Die Provinzial-Regierungen wollten das zuerst nicht anerkennen, wurden aber in diesem Sinne bedeutet.

5. Besondere astronomische Publicationen: am 30. November 1773 legte die Akademie dem Könige den ersten Band selbständig gearbeiteter »Astronomischer Ephemeriden« vor. Bisher hatte man auswärtige Berechnungen übernommen: die Akademie entschuldigte sich bei der Überreichung, dass das Buch in deutscher Sprache verfasst sei (Geh. Staatsarchiv).

6. Am 18. November 1747 und 7. April 1748 erhielt die Akademie das Privileg, dass die zum Gebrauch des Publicums bestimmten Landkarten nur unter ihrer Aufsicht hergestellt werden dürften, bez. von ihr zu stempeln seien. Das Privilegium lautete: »über den privativen Verlag und Stempelung tüchtiger Landkarten, und dass alle in Gebrauch kommenden Karten mit dem Stempel der Akademie zu versehen seien«. Graf von Schmettau leitete zuerst das Unternehmen. Der grosse Plan von Berlin in vier Blättern (1748) erschien als akademische Unternehmung unter seiner Direction. Doch

[1] In einem Brief Maupertuis' an den König (October 1755, Geh. Staatsarchiv) wird darum ersucht, in den Kalender auch eine genaue Übersicht über den Hof und seine Ämter einrücken zu dürfen; bisher seien die Angaben lückenhaft oder fehlten ganz, und so gerathe der Almanach mehr und mehr in Verfall.

hat die Akademie das Privilegium anfangs nicht energisch ausgebeutet, ja es fast ganz fallen lassen. Auf eine Anfrage der Ostfriesischen Regierung vom 10. Januar 1753 lässt der König erwidern, die Akademie habe Folgendes erklärt: »dass, um dem Publico nicht beschwerlich zu fallen, sie sich bereits in anno 1748 der Stempelung der Landkarten vor der Hand begeben, und, weil noch kein genugsamer Vorrath von Landkarten fertig ist, auch noch anietzo nicht auf gedachte Stempelung dringe« (Geh. Staatsarchiv). Später hat die Akademie einen geringen Nutzen aus dem Privileg gezogen, in manchen Jahren aber auch bedeutend zugesetzt. Ein Schulatlas von 44 Karten und eine Sammlung von Seekarten verschiedener Länder ist von ihr (ausser dem Plan von Berlin und vom Thiergarten) herausgegeben worden; s. Nicolai, Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam [3], Bd. 2 S. 708. Ein Brief Maupertuis' an den König ist noch erhalten (vom 1. October 1755, Geh. Staatsarchiv), welcher die Zusendung einer Karte begleitet, die, so heisst es, in den von der Akademie herausgegebenen Atlas aufgenommen werden soll. Sie stellte die vier grossen Unternehmungen dar, die zum Zweck der Ermittelung der Gestalt der Erde in Frankreich, Peru, Lappland und am Kap der guten Hoffnung ausgeführt worden waren. — Das Landkartenprivileg von 1748 ist im Urkundenband Nr. 168 abgedruckt.

7. Die Akademie hat den Verlag der Continuationen der Constitutiones Marchicae (Mylius) vom Könige übertragen erhalten[1]; seitdem gab sie jährlich die Sammlung der Landesgesetze heraus und edirte ausserdem ein Repertorium dazu (1751 ff.), dessen Anschaffung allen Regierungen, Richtern, Advocaten und Verwaltungsbeamten eingeschärft wurde (am 4. September 1752 fragte das Directorium der Akademie beim Könige an, ob nicht der General-Fiscal auch Censor dieser Edition sein müsse; in den Jahren 1772–74 führte sie eine Klage wegen Nachdrucks gegen den Königsberger Buchhändler Kanter). Dennoch musste sich der Factor der Akademie immer wieder über zu geringen Absatz beklagen. Daher erfolgten wiederholte Edicte an die

[1] Im Jahre 1747; aber da Mylius ältere Rechte besass, so einigte sich die Akademie mit ihm dahin, dass sie erst vom Jahre 1751 an das Privileg ausnutzen wolle. Im Sitzungsprotokoll der Akademie (22. April 1751) heisst es: »Dans un Directoire tenu après l'Assemblée il a été résolu de procéder à la publication des Édits, dont M. Mylius a donné le recueil jusqu'en 1750«. — Über den Codex Fridericianus Marchicus vergl. Stölzel, Brandenburg-Preussens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, 2 Bde. 1888, und J. Chr. Schwartz, Vierhundert Jahre deutscher Civilprocess-Gesetzgebung (1898) S. 479 ff., dort auch über den Antheil des Akademikers Jariges.

Regierungen. Das vom 28. Februar 1761 lautet: »Unsere Akademie der Wissenschaften hat den Druck des obgedachten Anhangs veranstaltet, und es ist solcher nebst den Continuationibus Constitutionum vom Jahre 1751–1759 bei allen Factoren derselben zu bekommen. Wir communiciren euch hiebei ein Exemplar davon mit dem gnädigsten Befehl, euch in vorkommenden Fällen nach den darin angeführten Verordnungen zu achten, auch des Endes die 4. Continuation des Corp. Myliani de anno 1748–1750, welche in der hiesigen Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses zu bekommen, und die fortgesetzten Sammlungen Unserer Akademie, woferne solches nach Unsern Rescriptis vom 3. und 8. April 1755 noch nicht geschehen, euch fordersamst anzuschaffen, und die unter euch stehenden Magistrate, Untergerichte, Gerichts-Obrigkeiten und Beamten sowohl dazu als zur Beobachtung der im Anhange angefügten Verordnungen anzuweisen« (Geh. Staatsarchiv)[1].

11. Gebäude und Institute der Akademie.

Bis zum Januar 1744 tagte die alte Societät auf dem Observatorium an der Dorotheenstrasse: hier stand auch ihre Bibliothek

[1] Die Büchercensur, welche der Akademie oblag, machte ihr Verdruss, und sie suchte diese Last abzuschütteln, obgleich sie ihr als Privileg und als Einnahmequelle vom Könige (18. November 1747) übertragen war. In dem Privileg hiess es, dass um der eingerissenen Missbräuche willen in Berlin und im ganzen Lande kein Buch, Hochzeits-, Trauer- oder andere Gedichte, Leichenpredigt und sonst dergleichen Sachen gedruckt werden sollen, bevor solche der Akademie der Wissenschaften überschickt und von ihr approbirt worden, und zwar seien für jeden Druckbogen eines Buchs zwei gute Groschen und für jedes Gelegenheitsgedicht und jede Leichenpredigt sechs gute Groschen an die akademische Kasse zu bezahlen. Diese Verordnung muss aber schlecht befolgt worden sein, und auch das allgemeine Censuredict vom 11. Mai 1749 ist sehr nachlässig ausgeführt worden. Im Protokoll der Sitzung vom 7. December 1758 heisst es: »Le rescript du Directoire, qui demande à l'Académie, qu'elle indique un censeur à la place de feu M. Pelloutier, ayant été lû, il a été résolu de répondre, que l'Académie n'ayant point été consultée, lorsque M. Pelloutier fut nommé, et le projet qu'elle avait formé elle-même pour la censure des livres n'ayant point été gouté, elle demandait à être déchargée de cette nomination, d'autant plus que parmi tous les membres présens dans cette assemblée il ne s'en trouvait aucun qui pût se charger de cette fonction« (vergl. den Brief Euler's an Maupertuis vom 16. December 1758 bei Le Sueur p. 165 f.). — Auch mit einigen in Berlin erscheinenden populär-wissenschaftlichen Zeitungen stand die Akademie in Verbindung; ein paar Mal nahm sie auch einen Anlauf, selbst eine Zeitung herauszugeben; allein es blieb bei den Versuchen. Als sie im Jahre 1772 dem Könige den ersten Theil eines Journal littéraire einreichte und »zu ihrem Encouragement« seine Approbation für die Zeitschrift zu erhalten wünschte, liess ihr der König den niederschlagenden Bescheid ertheilen: »Die reflexiones sind sehr ordinär und der Stil nicht der beste« (Geh. Staatsarchiv).

und ihr Naturaliencabinet: die Anatomie befand sich in einem Eckpavillon des Gebäudes, und in dem Hause dem Observatorium gegenüber wohnte der Astronom.

Der »neuen litterarischen Gesellschaft« Schmettau's (1743) hatte der König einen Saal im Schlosse für ihre Sitzungen eingeräumt, und dieser Saal blieb das Sitzungszimmer der neuen Akademie bis zum Mai 1752. So ehrenvoll es für sie war, im königlichen Schlosse zu tagen, so unbequem war es doch, weil ihre Sammlungen weit davon entfernt lagen; denn diese blieben im Observatorium.

Am 21. August 1742 waren die Ställe (zwischen den Linden und der Dorotheenstrasse) abgebrannt. Der König liess nach dem zweiten Schlesischen Krieg an ihrer Stelle an der Front der Linden ein neues stattliches Gebäude aufführen und bestimmte den westlichen Flügel für die Akademie. Der östliche sollte, so behauptet wenigstens Formey[1], ursprünglich dem beständigen Secretar eingeräumt werden, aber aus Furcht vor Feuersgefahr sei das unterblieben: dennoch seien nicht lange darnach die Räume an einen Cafetier vermiethet worden.

Die der Akademie überwiesenen Gemächer waren geräumig und wurden vom Könige gut ausgestattet. »Outre la belle architecture de l'édifice qui contient ces appartements, le roi les a fait décorer et meubler magnifiquement, en sorte que l'on peut les regarder comme une des plus brillantes demeures que les sciences aient jamais eues[2].«

Am 1. Juni 1752 konnte die Akademie einziehen — es sind dieselben Räume, die sie heute noch besitzt und in denen sie sich versammelt. Formey hielt die Einweihungsrede[3]. Die ehrwürdigen Räume in dem Observatorium verödeten nun allmählich[4]; aber die Akademie konnte sich jetzt ausdehnen, und die Lage ihres neuen Hauses war unvergleichlich[5].

[1] Souvenirs I p. 182 f.

[2] Formey in den Mémoires 1752 p. 4.

[3] A. a. O.

[4] Doch tagte in ihnen bis zum Tode Friedrich's des Grossen regelmässig Donnerstags von 11—1 Uhr die ökonomische Commission der Akademie. Das Archiv befand sich auch daselbst. Ebenso blieben die Sternwarte und das Naturaliencabinet dort (s. Nicolai, Berlin [3] Bd. 2 S. 919 ff.).

[5] Die Bibliothek wurde auch in das neue Gebäude übergeführt und zwar in die Räume, in denen sie jetzt noch steht. Ihre Einkünfte waren seit 1766 vergrössert. Sie bestand aus zwei Abtheilungen, nämlich (1) aus der Schenkung Friedrich Wilhelm's I., s. oben S. 234, (2) aus der allmählich vergrösserten Sammlung der alten Societät; s. Nicolai, Berlin [3] Bd. 2 S. 768 f.

Gleichzeitig aber wurde auch auf dem Platz hinter dem Observatorium, wo bisher nur der Astronom gewohnt hatte, ein Laboratorium für den Chemiker und eine bescheidene Wohnung gebaut[1]. Im Jahre 1753 konnte Marggraf sie und das »neue Laboratorium« in Besitz nehmen. Nach dem Siebenjährigen Krieg in den Jahren 1764 und 1765 wurde es ganz umgebaut und erweitert (s. unten). Ausser dem Astronomen und dem Chemiker hat zeitweilig noch ein dritter Akademiker, Bernoulli, gleichzeitig dort gewohnt. Der Umbau kostete der Akademie sehr viel Geld. Der Baumeister Oberbaudirector Boumann hatte einen Anschlag von 7732 Thlr. gemacht; in Wahrheit aber hatte er 12954 Thlr. verbaut. Die Akademie beklagte sich über ihn und behauptete, er habe dazu noch schlecht gebaut und auch die sehr kostspieligen Reparaturen des Observatoriums liederlich ausführen lassen (Geheimes Staatsarchiv). — Der botanische Garten wurde 1751 auf's Beste eingerichtet. Nach dem Siebenjährigen Krieg liess die Akademie dort Wirthschaftsgebäude und ein Treibhaus erbauen sowie die grosse Mauer aufführen (der alte Zaun war von den Kroaten im Jahre 1760 niedergerissen worden). Auch hier beschwerte sie sich bitter über Boumann, der theuer und schlecht gearbeitet habe.

12. Etat der Akademie.

Die Einnahmen der alten Societät hatten im Jahre 1718 insgesammt kaum 6000 Thlr. betragen. Beim Regierungsantritt Friedrich's II. waren sie auf 9—10000 Thlr. gestiegen. Nach der Erwerbung Schlesiens und dem Siebenjährigen Krieg (1765) betrugen die Einnahmen aus den Kalendern — sie kommen fast allein in Betracht[2] — etwa 13000 Thlr. und stiegen nach Einsetzung der ökonomischen Commission[3] bei der Verpachtung an Gravius (1765/66) sofort auf 16000 Thlr. Im Jahre 1778 betrugen sie bereits 23000 Thlr.[4]

Der König wachte über den Einnahmen und Ausgaben ebenso streng wie sein Vater, war mehr als sparsam, und gab nur einigen

---

[1] Auf Maupertuis' Vorschlag, s. die Briefe desselben an den König im Geheimen Staatsarchiv Bd. I Nr. 54.

[2] Der Seidenbau in Köpenick ging zwar noch immer fort, brachte aber so gut wie nichts ein, s. den Brief Maupertuis' an den König bei Le Sueur, Maupertuis p. 91 und die Eingabe der Akademie vom 24. Juni 1773 (Geh. Staatsarchiv).

[3] Die ökonomische Commission ist vom Könige niedergesetzt worden, weil er mit der Verwaltung der Akademie während des Siebenjährigen Kriegs wenig zufrieden war. Näheres s. oben S. 363.

[4] Im Jahre 1800 betrug die Pacht 30400 Thlr.

grossen Gelehrten auskömmliche Gehälter, allen übrigen aber höchst spärliche oder gar keine. Seit Maupertuis' Tode[1] bez. seit Euler's Abgang bestimmte er alle Pensionen allein. Auch die 1765 niedergesetzte ökonomische Commission konnte nichts ohne seine Zustimmung beschliessen, ja kaum etwas vorschlagen.

Während des Siebenjährigen Kriegs waren mehrere Pensionen durch den Tod der Inhaber erledigt und auf Befehl des Königs capitalisirt worden. Da ferner die Mémoires 4 Jahre lang nicht erschienen und die Zuschüsse zu den wissenschaftlichen Instituten eingestellt waren, hatte man viel Geld erübrigt. Am 22. December 1763 machten die Directoren eine Eingabe, dass 1900 Thlr. Pensionen Verstorbener vacant seien, und dass folgende Akademiker überhaupt kein Gehalt bezögen: Meckel, Roloff, Euler jun., Bernoulli, Beguelin, Premontval, Sulzer, Süssmilch, Beausobre, de Catt. Sie berichten ausserdem, dass die Akademie während des grossen Kriegs 25000 Thlr. (!) erspart habe (vergl. die Briefe Euler's an Maupertuis vom 16. September und 16. December 1758 und vom 30. Januar 1759 bei Le Sueur): »par la vacance des pensions et par les soins des directeurs qui ont cessé de payer les appoitments des Académiciens en vieux argent« — während alle zugesetzt hatten, war die Akademie reich geworden, aber nicht die Akademiker. Eigenhändig bemerkte der König dazu[2]:

»400 ecus a Eller [lies Euler] fils,
400 au jeune Bernoulli,
200 a Mekel,
200 a Sultzer.
Total 1200 ecus.

Frédéric.«

Also die übrigen sechs erhielten nichts! Ausserdem befahl der König, dass 15000 Thlr. zu einer Mauer um den Botanischen Garten — sie ist also aus ersparten akademischen Gehältern erbaut — und einem neuen Wohnhaus für den Chymicum und Astronomum verwendet (s. oben), die übrigen 10000 Thlr. aber angelegt werden sollten.

Am 23. Mai 1776 reichte die ökonomische Commission dem Könige den Etat ein und machte darauf aufmerksam, dass sie in ihrer zwölfjährigen Thätigkeit die Revenuen um etwa 9000 Thlr.

[1] Mit dem »Grand Directoire«, d. h. dem Finanzministerium ist Maupertuis ein paar Mal in Conflict gekommen, (s. Urkundenband Nr. 169, 8. 9), doch waren die Streitigkeiten nicht von Bedeutung.

[2] Akademisches Archiv.

jährlich gesteigert und ein Capital von 5200 Thlr. erspart habe (welches angelegt worden sei), obgleich sie auf Befehl des Königs für Gebäude mehr als 26000 Thlr. verbraucht habe. Der Etat schliesst mit einem Überschuss von 2556 Thlr., und die Commission bittet, dass der König ihr selbst — d. h. den 6 Mitgliedern der Commission[1] — diesen Überschuss bewilligen möge[2].

Etat.

Recette.

Intérêts de 15000 anciens capitaux	575	Thlr.
Intérêts de 5200 capitaux épargnés par la commission	260	»
Ferme des almanacs	20800	»
» des édits	650	»
» des anciennes collections des édits	500	»
Loyer d'un magazin	5	»
Redevances du Commissaire des enterrements	500	»
Plantage de Coepnic	35	»
Collège de Médecine de Silésie	250	»
Cartes géographiques	200	»
Jardin botanique	80[3]	»
	23855	Thlr.

Dépenses.

Pensions	15565	Thlr.
Jetons[4]	1000	»
	16565	Thlr.

[1] Sulzer war von Berlin abwesend und hat die Eingabe nicht mitunterzeichnet; sie stammt von Merian, Beausobre, Lambert, Castillon.

[2] Das Schreiben und der Etat im Geh. Staatsarchiv, sowie im Akademischen Archiv.

[3] Von den drei letzten Posten heisst es, sie schwankten sehr.

[4] Die Jetons haben sich eingeschlichen; die für sie ausgeworfene Summe von 1000 Thlr. ist erst nachträglich vom Könige bewilligt worden (die Bewilligung fehlt nicht, wie Hertzberg behauptet hat). Erst aus den Verhandlungen über sie aus der Zeit Friedrich Wilhelm's II. erfährt man, wie es sich mit ihrem Ursprung verhält (Akademisches Archiv). Maupertuis hatte den Plan gefasst, Jetons nach dem Vorbild der Pariser Akademie einzuführen, und auch in der Münze ein Exemplar (Werth 1 Thlr.) schlagen lassen; aber er kam nicht dazu, die Einrichtung wirklich zu treffen. Während des Siebenjährigen Krieges fragte die Münzverwaltung einmal an, was mit dem Stempel zu geschehen habe. Da wurde auf Sulzer's Vorschlag beschlossen — man hatte in Folge der Erledigung mehrerer Pensionen Geld genug —, jetzt die Einführung zu bewirken und 1000 Thlr. jährlich dafür zu bestimmen. So geschah es. In der Sitzung vom 8. Januar 1761 wurden die Jetons zum ersten Mal vertheilt. Der König wurde zunächst nicht befragt; aber als ihm d'Ar-

[Übertrag	16565 Thlr.]
Prix	200 »
Anatomie	334 »
Chymie	250 »
Jardin botanique	600 »
Bibliothèque	200 »
Observatoire	800 »
Expériences et instruments	800 »
Correspondance	150 »
Entretien des bâtiments	300 »
Cartes géographiques	500 »
Mémoires de l'Académie[1]	200 »
Extraordinaire	400 »
	21299 Thlr.[2]

Bei den Pensionen ist nur folgende Specification mitgetheilt: Physikalische Klasse 3550 Thlr., mathematische 2500, philosophische 1800, philologische 4400 Thlr., dazu Gehälter ausser den Klassen 3315 Thlr. Summa: 15565 Thlr.

Der König liess zunächst (24. Mai) antworten, sie sollten warten, bis er von seinen Reisen zurückgekehrt sei. Dann liess er am 20. Juni sagen, er wünsche statt dieses General-Etats einen Special-Etat, besonders ratione der Ausgaben, woraus deutlich ersehen werden könne, wohin und wofür solche eigentlich geschehen, und wer Alles und wie viel ein Jeder an Tractament und Pension aus der Akademie-Kasse bekomme.

---

gens erzählte, die Berliner hätten die Jetons eingeführt, während die Pariser Akademieen sie aus Sparsamkeitsgründen in den Kriegszeiten eben jetzt hätten aufgeben müssen, soll ihm das Vergnügen gemacht haben. In einem Briefe d'Argens', der in der Sitzung vom 6. Januar 1763 verlesen wurde, empfing die Akademie die Mittheilung, dass der König die Einrichtung billige. Die Jetons erhielten ursprünglich Alle, die in einer Sitzung anwesend waren (auch Externe und Gäste), bald aber nur die ordentlichen Mitglieder, die auf diese Weise sich ein nicht ganz geringes »Douceur« zubilligten. Bis 1765 stehen die Jetons in den Rechnungen unter »Prämien und Verehrung«; seit 1766 wurde eine besondere Rechnung über sie geführt. Im Januar 1779 wurde beschlossen, dass Niemand sie erhalten solle, der vor Schluss die Sitzung verlässt (s. Protokolle). Hertzberg war ein Gegner der Jetons und hat dem Könige Friedrich Wilhelm II. den Vorschlag unterbreitet, sie abzuschaffen.

[1] Die Mémoires deckten also beinahe die Kosten.

[2] Im Jahre vorher (Etat 1775 eingereicht am 20. Juli, Akademisches Archiv) betrugen die Gesammteinnahmen 22476 Thlr. (davon aus den Kalendern 19200), die Gesammtausgaben 20999 Thlr., der Überschuss also 1477 Thlr.

Bereits am 22. Juni überreichte die Commission folgenden specialisirten Etat:

»Note des dépenses annuelles de l'Académie ordonnées par S. M.«

Pensions:

Marggraf comme Chymiste 700, comme Directeur 200 Thlr., Francheville 150. Gleditsch 650. Pott 550, Lambert 700, Walter 200.

de Lagrange 1700 [1500 et 200 comme Directeur], Bernoulli 600, de Castillon 200, Sulzer 900 [700 et 200 comme Directeur], Cochius 300. Formey 600.

Merian 900 [600 et 200 comme Directeur et 100 comme Bibliothécaire], Beausobre 500, de Catt 400, Bitaubé 500, Thiébault 200, Borrelly 400, Moulines 500. Summa: 10850 Thlr.

Gerhard en qualité de Conseiller aux mines 400.

Pernetti en qualité de Bibliothécaire de la Bibliothèque Royale 1000. Summa: 12250 Thlr.

Hors de Classes:

Cothenius 200, Fiscal général comme Justitiaire de l'Académie 100, Jordan comme Trésorier 300, Demoiselle Kirch pour les almanacs de Silésie 400, Naudé pour les autres almanacs excepté ceux de la Westpreusse 350, Bode pour les éphémérides et adjoint pour les almanacs 400, Blume, Secrétaire allemand 200, Koch, Mécanicien 200, Hopfer, Dessinateur 200, Pittelco, Calculateur et Réviseur des comptes 30, Eichholz Bedeau 75, Archiviste 250, Directeur de l'imprimerie 100, Garde des cartes géographiques 50, Bedeau de l'Anatomie 50, Vetter, Concierge de l'Anatomie 110. Summa 3315 Thlr.

Der König verfügte am 23. Juni 1776, dass der Überschuss von 2556 Thlr. nicht unter die Mitglieder der ökonomischen Commission zu vertheilen sei, sondern dass der Professor bei der Ritterakademie Weguelin 400 Thlr. Besoldung erhalten solle. Castillon und Merian je 200 Thlr., Lambert 400 (Sulzer und Beausobre erhielten nichts). Die übrig bleibenden 1356 Thlr. sollen zu Büchern, Instrumenten u. s. w. verwendet werden, »aber mit aller Menage und Oekonomie«.

Nach dem dem Könige am 19. April 1782 eingereichten Etat betrugen die Einnahmen bereits 26359 Thlr. (aus den Kalendern 23600 Thlr.), die Ausgaben nur 21924 Thlr., so dass ein Überschuss von 4435 Thlr. verblieb, obgleich der botanische Garten jetzt 795 Thlr. kostete. Die Mémoires verlangten 500 Thlr. Zuschuss (dagegen steht allerdings eine Einnahme aus dem Verkauf der Mémoires von 305 Thlr.).

Streng band sich Friedrich II. so wenig wie sein Vater an die Regel, die Einnahmen der Akademie nur ihr selbst zu Gute kommen zu lassen. Zwar die Zuschüsse für das medicinisch-chirur-

gische Collegium hörten allmählich auf[1]: aber dafür musste die Akademie die vom Könige 1765 gestiftete Ritterakademie mit unterhalten, d. h. der König berief Lehrer, die ihm geeignet schienen, an diese Schule, ernannte sie gleichzeitig zu Akademikern und liess sie aus der Kasse der Akademie besolden. Doch darf man nicht vergessen, dass Friedrich schon als Kronprinz eine Akademie in's Auge gefasst hatte, die nicht »zur Parade« da sein, sondern auch der Instruction dienen sollte (s. oben S. 254). Diesen Plan suchte er jetzt durch Verbindung der Ritterakademie mit der Akademie der Wissenschaften auszuführen. So erfüllte sich die Befürchtung des weitblickenden Philosophen Wolff, die Akademiker würden genöthigt sein, »Kadetten zu informiren« (s. oben S. 256). Auch sein Vorleser Pernety, der zum Bibliothekar der Königlichen Bibliothek ernannt wurde, wurde Mitglied der Akademie, und es mussten ihm als solchem 1000 Thlr. jährlich gezahlt werden. Die Überschüsse der jährlichen Einnahmen wurden auch nicht immer im Interesse der Akademie verwendet. So erging am 2. October 1776 eine Königliche Ordre (Geh. Staatsarchiv): »Dass die nach dem hiebei erfolgenden Anschlag erforderlichen Kosten wegen Reparatur der Maler- und Bildhauer-Akademie-Appartements von Dero Academie der Wissensch. aus denen besage Ordre vom 23. Juni zu vorfallenden extraord. Ausgaben noch übrig gebliebenen Geldern bezahlet werden sollen«.

[1] Aus einer Eingabe der Akademie an den König vom 14. Juni 1776 ersieht man, dass die Professuren am medicinischen Collegium und die akademischen Stellen nicht mit einander verbunden sind (Geh. Staatsarchiv).